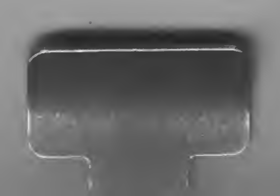
BAYERISCHE BLÄTTER FÜR DAS GYMNASIALSCHULWESEN





Blätter

für das

Bayerische Gymnasial- und Real-Schulwesen,

redigiert von

W. Bauer & Dr. A. Kurz.

Zwölfter Band.

München, 1876.
J. Lindauer'sche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Inhalts-Verzeichniss.

a) Abhandlungen.

b) Literarische Anzeigen und Recensionen.

(Die nicht mit * bezeichneten Werke sind unter den „Literarischen Notizen" aufgeführt.)

c) Verzeichniss der unter der Rubrik „Statistisches“ vorkommenden Personennamen.

Zu einer kritischen Stelle des „Parzival".

Die Verse 121, 122 und 123 des III. Buches lauten:

den dûhte er als ein got getân:
er'n het ê sô liehtes niht erkant.
ufem tówe der wâpenroc erwant.

Der letzte Vers nun wird sehr verschieden erklärt. Simrock überträgt ihn ins Neuhochdeutsche:

Sein Wappenrock benahm den Tau.

Nach Wilhelm Müller*) wäre die Stelle allenfalls zu geben:

Auf dem Tau nahm sein Wappenrock ein Ende,
d. i. bis auf den Tau reichte er etc.,

eine Erklärung, der auch andere Uebersetzer und Kommentatoren beifallen. So überträgt Ettmüller**):

. . . . zum Boden sah man niedergehn den Waffenrock.

San Marte:

Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde etc.

Bartsch hingegen gibt die Stelle, wie folgt:

Der Wappenrock spiegelte sich im Taue.

Vor allem nun ist sicher zu stellen, ob wir in *erwant* das Präteritum des reflexiven und intransitiven Verbs *erwinden* oder des transitiven *erwenden* haben; denn die Form ist in beiden Fällen häufig die gleiche.

Das letztere Verbum nun ist hier gänzlich unstatthaft. In einigen Ausgaben zwar ist die Unrichtigkeit zu lesen: *erwenden* = aufhören, aber dagegen spricht der Usus. Denn ausser der Stelle im Pass. K.***) 88, 69 *daz dâ sîn Kunst erwante* = aufhörte und im Troj. des Konrad von Würzburg *so enmac ich doch erwenden niht* — diese Lesart aber für *erwinden* ist noch dazu angezweifelt — wird *erwenden* immer und ausschliesslich im transitiven Sinne gebraucht. Man vergleiche die grosse Menge von Beispielen aus dem Nibelungenlied,

*) Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Wilhelm Müller und Friedr. Zarncke. Leipzig. Verlag von S. Hirzel.

**) Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Zweiter Band. Stuttgart. Cottasche Buchhandlung, 1866.

***) Passionale nach Köpkes Ausgabe.

aus Kudrun, Parzival, Walthers Liedern in Ziemann, Müller und Grimm! Das transitive und faktitive (denn *erwenden* ist *erwinden* d. i. *sich zurückwenden machen*, also zurückwenden, rückgängig, abspenstig, aufhören machen, abbringen etc.) Verb aber würde an der kritischen Stelle offenbar keinen entsprechenden Sinn bieten, da wir kein Objekt haben.

Es wird sohin ferner zu untersuchen sein, in welcher Bedeutung das intransitive *erwinden* vom Dichter hier gebraucht wird.

Das Verbum *erwinden* (*praet. erwant erwunden*) hat die Bedeutung *sich zurück- = abwenden*, nur bis auf einen gewissen Punkt gehen, aufhören etc. In dieser letzteren Bedeutung nun wird es auch von Dingen und zwar im örtlichen Sinne gebraucht. *ric unt gorgen sneit er sâ obert dâ diu brust erwant. Trist.* 2983. *ir deckelachen zobelîn erwant an ir hüffelin. Parz.* 130, 18. *daz kleit im an dem knie erwant. H. gesab.**) 1, 216. *daz swert im an den zenen erwant. Lanz.***) 2103 *lînhosen die ob ir enkelen wol einer hende erwunden. Trist.* 2641. Analog würde also unsere Stelle den Sinn geben: Auf dem Tau der Wappenrock aufhörte d. i. er reichte bis auf den Tau des Grases, so dass Simrocks etwas freiere Uebertragung „Sein Wappenrock benahm den Tau" dadurch erklärt wäre, dass das Kleid, weil es bis auf den Tau reichte, denselben wegwischte. Aber wir haben es hiebei mit einer sachlichen Schwierigkeit zu thun, was meines Wissens noch nie berührt worden ist. Was war der Wappenrock? „*wâfenroc, wâpenroc; rock, der über die rüstung gezogen ward*" sagt Zarncke. „*WAFEN-ROC ritterrock, spalaria, sagum Troj.* f. 196. *er wird über dem halsbërge, dem kettenhemde getrâgen, reicht bis ans knie, ist ône ermel, vorn und hinten geschlitzt, sô dass er beim reiten zu beiden seiten nîderfällt, oft auch unten vîlgeschlitzt und mit troddeln verziert, zuweilen mit einer wappenstickerei auf der brust*". Also Ziemann. Wenn nun auch kein Zweifel ist, dass der Wappenrock unter Umständen ziemlich lang war — es ist mir die getreue Kopie eines Bildes aus der Manessischen Sammlung zur Hand, welches Herrn „Wolferam von Eschilbach" selbst darstellt, im Ringelpanzer, darüber den langen Wappenrock, mit umgegürteten Schwert etc. — so muss man doch billig fragen, wie denn der Ritter habe zu Fuss fortkommen können, wenn der Wappenrock schon während des Reitens fast den Boden gestreift hat.

Aller dieser Schwierigkeiten wären wir freilich überhoben, wenn wir mit Bartsch die Stelle also erklärten:

---

*) Gesammtabenteuer, herausg. v. Fr. H. v. d. Hagen. Quedlinburg und Leipzig.

**) Lanzelet, eine Erzählung von Ulrich v. Zatzikhofen, herausg. v. K. A. Hahn, Frankfurt a. Main.

Auf dem Taue wurde der Wappenrock zurückgeworfen,
d. h. im Tau spiegelte sich der Wappenrock.

Dieser Erklärer fühlte recht wol, wie sehr die Stelle an poetischer Kraft und Anmut gewinnen muss, wenn der Licht- und Glanzreichtum des jedenfalls durchstickten oder wenigstens mit funkelnden Goldborten besetzten Ueberkleides im glitzernden Tau sich spiegelnd geschildert wird. Nehmen wir dazu noch, dass der unmittelbar vorausgehende Vers: *er'n het ê' sô liehtes niht erkant*, sowie die Verse 124, 125, 126 und 127:

mit goldîn schellen kleine
vor ietwederem beine
wârn die stégréife erklenget
unt ze rehter mâze erlenget.

ausschliesslich von dem im buchstäblichen Sinne zu fassenden Glanze der ritterlichen Waffenrüstung handelt, und es muss uns die Erwähnung der Länge des Wappenrockes mindestens sehr befremden und ernüchternd wirken. Nun aber entsteht die weitere Frage, ob das Verbum *erwinden* in dem Sinne von *zuruckgeworfen werden* = sich abspiegeln von unserm Dichter gebraucht wird. Ich habe bis zur Stunde leider keine Analogie gefunden, und es bleibt sohin nichts übrig, als der ersteren Erklärung, so wenig sie entsprechen mag, gleichwol vorerst noch beizupflichten und sie etwa mit Hinblick auf eine mögliche Hyperbel (Da alles licht und glänzend ist, muss der Wappenrock wenigstens stattlich und gewaltig lang sein) zu unterstützen. Es soll mich übrigens freuen, vielleicht den einen oder andern Kollegen auf die unverkennbare Schwierigkeit der Stelle aufmerksam gemacht und ein näheres Eingehen auf dieselbe veranlasst zu haben.

Regensburg. Karl Zettel.

Zu Livius.

I.

praef. §§. 1 und 2. Herr Prof. Sörgel versuchte im 5. Heft dieser Blätter, den ersten Satz der *praefatio* zu erklären; seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt. Es scheint mir nämlich zunächst nicht, wie Hr. Sörgel meint, der Ausdruck *operae pretium facere*, den Weissenborn allerdings etwas inconsequent, vielleicht auch nur ungenau wiedergibt, für das richtige Verständniss in erster Linie entscheidend zu sein, sondern die Schwierigkeit vielmehr in der Auffassung des Satzes: *quippe qui cum veterem, tum vulgatam esse rem videam* zu liegen. *Operae pretium facere* kann allerdings hier nichts anderes heissen als

„etwas thun, was der Mühe wert ist, was nicht überflüssig ist, etwas von Bedeutung thun"; wie mir scheint, hat aber auch Weissenborn diess nicht anders verstanden, wenn er sich auch ungenau ausdrückte. Was aber die eigentliche Schwierigkeit, das Sätzchen *quippe qui et qu. s.* betrifft, so habe ich dasselbe nie in dem Sinne, den Weissenborn, Tücking und (mit einiger Modifikation) auch Sörgel hineinlegen, = *dicere* oder *credere*, *se operae pretium facturos esse*, gefasst. Nein! mit *res* bezeichnet Livius offenbar das *perscribere res populi* Romani. Desswegen, sagt er, weil ich sehe, dass es eine schon von Alters her und von vielen unternommene Sache ist (sc. die römische Geschichte darzustellen), indem stets neue Schriftsteller (gleichsam „einer um den andern") auftreten, in dem Glauben, sie könnten entweder sachlich oder formell ihre Vorgänger überbieten, darum weiss ich nicht gewiss (= bin ich im Zweifel), ob ich nicht etwas überflüssiges, ob ich etwas der Mühe wertes unternehme, und wüsste ich es auch, wagte ich es gleichwol nicht zu sagen, aus Furcht, als anmassend zu erscheinen. Das ist gewiss ein Gedanke, der, logisch richtig, zugleich geeignet war, dem bescheidenen Schriftsteller von Anfang an das Wolwollen seiner Leser zuzuwenden. Daran schliesst sich dann trefflich der folgende Gedanke an. „Mag dem sein wie immer, mag, nachdem ich bereits so viele Vorgänger habe, mein Unternehmen als der Mühe wert erscheinen oder nicht, immerhin soll es mich freuen, auch meinerseits nach Kräften das Andenken an die Thaten des ersten Volkes der Welt gefördert zu haben; und wenn bei einer so grossen Menge von Schriftstellern u. s. w. Diese meine Erklärung ist übrigens nicht neu; schon Oertel in seiner im Ganzen recht brauchbaren Uebersetzung hat die Stelle in der Hauptsache so verstanden, wenn auch nicht klar und genau genug wiedergegeben; auch Klaiber s c h e i n t es so verstanden zu haben, während Gerlach es dem Leser überlässt, sich unter „es" alles mögliche zu denken. Von den neueren Bearbeitern des Livius hat meines Wissens nur einer, Dr. Mor. Müller (Teubner 1875), an dieser Auffassung festgehalten. Müller hat auch recht gut hervorgehoben, dass Livius, wenn er den von Weissenborn u. a. in die Worte gelegten Gedanken hätte ausdrücken wollen, wol nicht *ausim*, sondern eher *piget* (*pudet*?) gebraucht haben würde. Besser aber hätte Müller bemerken können: wenn die Worte *quippe qui* etc. den von Weissenborn, Tücking, Sörgel angenommenen Gedanken enthalten sollen, dann muss das causale Verhältniss (*quippe qui*) beseitigt und ein concessives hergestellt werden; denn wenn es etwas altes und gewöhnliches war, das zu sagen oder zu meinen, so wäre diess ja für Livius, scheint mir, gerade ein Grund mehr gewesen, es a u c h zu wagen.

II.

c IV, *init.* werden die Worte: *sed debebatur fatis*, wie mir wenigstens scheint, von den Herausgebern nicht richtig erklärt. Weissenborn bemerkt: „*debebatur* — sie sollte ihren Ursprung dem Schicksal, gegen welches die Menschen umsonst anstreben, verdanken". Müller erklärt: „*debebatur fatis* — die Stadt sollte dem Fatum ihren Ursprung verdanken, eigentlich ihr Ursprung sollte dem Fatum verdankt werden. Etwas anders Vergil VII, 120 *fatis mihi debita tellus*". Tücking: „*sed*: Mochte Amulius Alles aufbieten, den Stamm des Numitor zu vertilgen; gleichwol .... *debebatur origo urbis* — die Stadt sollte ihren Ursprung verdanken". Tücking hat zwar dem *sed* mehr Beachtung geschenkt, als die andern Erklärer, aber seine Entgegenstellung ist falsch; da müsste ja das concessive Glied heissen: Amulius bot zwar Alles auf, dass die Stadt unabhängig vom Schicksal entstehe; gleichwol sollte sie ihren Ursprung dem Schicksal verdanken.

Die Stelle, welche Müller aus Vergil VII, 120 anführt, hätte ihn zumal im Zusammenhalt mit andern Stellen dieses Dichters belehren können, dass *fatis* an unserer Stelle nicht Dativ, sondern nur Ablativ sein könne, und dass *deberi* als eigentliches Passiv gefasst werden müsse in der Bedeutung: geschuldet werden, eine Schuld sein". Nur so ergibt sich der entsprechende Gegensatz: „Amulius bot zwar Alles auf, den Stamm des Numitor zu vertilgen; aber der Ursprung der so grossen Stadt war, wie ich glaube, eine Schuld des Schicksals (die das Schicksal entrichten sollte), war Schicksalsbestimmung".

Dass diess die Bedeutung von *deberi fatis* hier sei, ergibt sich ausser der erwähnten Stelle Vergils, dem, wie von Ladewig und Anderen zur Genüge nachgewiesen ist, der Wortschatz des Livius so mannigfache Bereicherung verdankt, auch noch aus der Vergleichung folgender:

I, 205 *Tendimus in Latium, sedes ubi fata quietas*
Ostendunt. Illic fas regna resurgere Troiae.
Ibid. v. 235 folg. 257 folg. 262 folg. 382.

III, 184 *Nunc repeto haec generi portendere d e b i t a nostro* (*sc. fatis*).

VI, 66 *da n o n i n d e b i t a posco.*
Regna m e i s f a t i s (= *mihi fatis*), *Latio consistere Teucros.*

VII, 145 *Advenisse diem, quo d e b i t a m o e n i a condant.*
Ibid. v. 314.

Zur Construction vergleiche man noch VI, 713
Animae, quibus altera f a t o
C o r p o r a d e b e n t u r.

III.

c. IV, §. 4. *Forte quadam divinitus .... spem ferentibus dabat.*

Die Erklärer umgehen die eigentliche Schwierigkeit. Weissenborn's Bemerkungen sind derartig confus, dass, wer nicht schon vorher über

die Stelle sich klar geworden, es aus ihnen nun und nimmermehr wird. Man versuche nur einmal, auf Grund seiner Erklärung den Satz wörtlich zu übersetzen! Tücking schreibt: *Tiberis effusus . . . nec adiri poterat et spem dabat*: In Folge des Umstandes, dass der Tiber sich ergossen hatte, konnte man zwar nicht herankommen, dennoch bot sich die Hoffnung". Da müsste doch Livius *Tiberi effuso* geschrieben haben; ferner muss doch wol *adiri* bei folgendem *ad iustum cursum amnis* unpersönlich gefasst und darf nicht auf Tiberis bezogen werden; endlich kann *spem dabat* nicht heissen „bot sich Hoffnung", sondern nur „er gewährte Hoffnung". Müller, der neueste Herausgeber bei Teubner, schweigt ganz. Auch bei den Uebersetzern, berufenen wie unberufenen, habe ich mich vergeblich um eine Lösung der Schwierigkeit umgesehen. Alle haben die Stelle paraphrasirt und den Sinn derselben, der nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, nur im Allgemeinen wiedergegeben. Aus Allem aber geht zur Genüge hervor, dass die Stelle so, wie wir sie gegenwärtig lesen, nicht von Livius herrühren könne(?). Es muss also irgendwo ein Fehler stecken. Bei Besserungsversuchen muss man offenbar von der Doppelgliederung *nec — et* ausgehen, und da zu *dabat* nur *Tiberis effusus* mit dem Zusatz *lenibus stagnis* Subject sein kann, so folgt, dass in dem entsprechenden Gegengliede ebenfalls *Tiberis* Subject sein müsse; in diesem Falle muss der Fehler in *poterat*, welches ohnehin bei unmittelbar folgendem *posse* etwas auffällig erscheint, stecken; ich vermute, dass statt *poterat* zu lesen ist *patiebatur*. Damit sind, wie ich glaube, alle Schwierigkeiten beseitigt. Ich übersetze wörtlich: „Der durch göttliche Fügung in seichten Lachen über die Ufer getretene (causales Particip) Tiber gestattete einerseits nicht, an den eigentlichen Flusslauf zu gelangen, anderseits gewährte er gleichwol den Trägern Hoffnung (Aussicht), dass die Kinder auch in dem ruhigfliessenden Wasser ertränkt werden könnten".

IV.

c. 7, §. 5 . . . *Cacus, . . quum avertere eam praedam vellet . . aversos boves, eximium quemque pulchritudine, caudis in speluncam traxit.*

Avertere an erster Stelle heisst: entwenden; das folgende *aversos* dagegen nehmen Tücking und Müller (Weissenborn schweigt) und die Uebersetzer im Sinne von „abgewendet, rückwärts". Ich muss allerdings die Möglichkeit dieser Bedeutung von *aversos* zugeben; die Wahrscheinlichkeit, dass *aversos* eine andere Bedeutung habe, als das im gleichen Satze vorangehende *avertere*, stelle ich entschieden in Abrede; ich glaube vielmehr, dass auch „*aversos*" die Bedeutung „entwendet" habe. Ausser dem Umstande, dass das Wort in der gleichen Bedeutung vorangeht, ist namentlich die Stellung von *aversos*

wichtig; der Stellung nach wird es doch natürlicher als Attribut zu *boves* gefasst, wie auch das folgende *eximium quemque pulchritudine* zeigt; wäre es *praedicativ*, so hätte es seine natürliche Stellung vor *caudis;* endlich ist zu beachten, dass ja *caudis traxit* allein schon den Gedanken des Schriftstellers vollständig klar macht und dass derselbe durch den Zusatz *aversos* = rückwärts an Vollständigkeit oder Anschaulichkeit nichts gewinnen würde. Wenn wir uns um allenfallsige Belege für die eine oder andere Bedeutung bei andern Schriftstellern umsehen, so hat *Ovid. Fast.* I, 548 *traxerat aversos Cacus in antra feros* das Wort entschieden in der Bedeutung „rücklings" gebraucht. Bei Propertius IV, 9, 13 *Hic ne certa forent manifestae signa rapinae*

Aversos cauda traxit in antra boves

kann das Wort beide Bedeutungen haben, wiewol ich auch hier es lieber als Attribut zu *boves* = „die entwendeten Rinder" fassen möchte. Dagegen lesen wir bei Vergil VIII, 207 folg.:

Quatuor a stabulis praestanti corpore tauros
Avertit, totidem forma superante iuvencas.
Atque hos, ne qua forent pedibus vestigia rectis,
Cauda in speluncam tractos versisque viarum
Indiciis raptos saxo occultabat opaco.
Quaerenti nulla ad speluncam signa ferebant et qu. s.

An dieser Stelle, die mit der Livianischen grosse Aehnlichkeit hat, kommt *avertit* nur an erster Stelle vor, an zweiter, in der gleichen Bedeutung, das synonyme *raptos.* Ein *aversos* im Sinne „rücklings" fehlt auch hier als überflüssig. Als belehrend mögen auch noch die betr. Worte aus Dionys von Halikarnass hier stehen: *ὀλίγας δέ τινας ἐξ αὐτῶν εἰς τὸ ἄντρον, ἐν ᾧ πλησίον ὄντι ἐτύγχανε τὴν δίαιταν ποιούμενος, ἀποκρύπτεται, ἔμπαλιν τῆς κατὰ φύσιν τοῖς ζώοις πορείας ἐπισπώμενος ἑκάστην κατ' οὐράν.*

Die folgenden Worte: *quae ubi omnia foras versa vidit nec in partem aliam ferre* (sc. als zum Lagerplatze) zeigen, dass Cacus die gestohlenen Rinder stehend, resp. rückwärts gehend, nicht liegend (was man aus §. 4 schliessen möchte) in seine Höhle gezogen habe.

Schliesslich kann ich meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, dass in Ausgaben, die doch auch für Lehrer berechnet sind, auf solch classische Stellen, wie *Ovid Fasti* I, 548 folg. und *Propert. El.* IV, 9 nicht einmal verwiesen ist.

Landshut. Höger.

Pronomina personalia infixa und Negation
im Keltischen und Französischen.

Dunkel und unterbrochen ist die Entstehungsart und Entwicklung der französischen Sprache in ihren Uranfängen, als sie sich von der lateinischen Mutter trennte, um ihre eigenen Wege zu gehen. Von dem ersten Eindringen der Römer in die keltischen Staaten bis zum 8. Jahrhundert fehlen uns alle Anhaltspunkte. Nur durch die „Schwüre von Strassburg" erhalten wir einen kleinen Einblick in ihre erste Jugend; aber von da an verschwindet wieder jede Spur, bis wir derselben nach ihrer beinahe vollständigen Entwicklung im X. und XI. Jahrhundert wieder begegnen, um sie nie mehr aus dem Auge zu verlieren.

Die Einflüsse, die sich bei ihrer Entwicklung geltend gemacht haben, können wir nur durch die Geschichte der römischen und keltischen Völker erfahren, welche bis zum 5. Jahrhundert allein, und von da an mit den germanischen Stämmen den Besitz der Länder jenseits des Rheines teilten.

Da die Römer, die Besieger Galliens, in der Civilisation bereits weiter vorgeschritten waren, so machten sie auch ihre Ueberlegenheit in Hinsicht der Sprache geltend, und zwangen die Kelten, das römische Idiom zu erlernen, wenn sie ihnen gleichstehen wollten. Bald lieferte Gallien den Römern die grössten Schriftsteller, wie Vergilius, Catullus, Ausonius, Sidonius, Livius, Plinius, deren Werke auch heute noch als die schönsten Perlen der literarischen Krone Roms angesehen werden können.

Als die Römer den Barbarenvölkern weichen mussten, und ihr mächtiges Reich wegen übermässiger Grösse zerfiel, hatte die lateinische Sprache bereits die Oberhand über die keltische erlangt und wusste sich auch ferner in dieser präponderirenden Stellung zu behaupten, während das Keltische aus den Städten verbannt und auf einzelne Landstriche beschränkt blieb. Auch war das letztere bereits durch die fremden Eindringlinge stark entstellt und näherte sich immer mehr seinem vollständigen Untergange.

Was das deutsche Element betrifft, das durch die germanischen Stämme in das Französische kam, so hat es zwar einen grossen Einfluss auf das damalige Idiom geübt, aber die Hauptbeteiligten bei der Bildung der neuen Sprache waren doch das Lateinische und Keltische.

Die keltischen Sprachüberreste sind im Französischen schwer zu erkennen. Sie verschwinden beinahe unter der ungeheuern Masse von Wörtern und Formen, die der lateinischen Sprache entnommen sind.

Doch gibt es noch mehrere Hunderte von Wörtern keltischen Ursprungs, von denen ich nur einige beiläufig hier erwähnen will.

Baz, *bâton*; *bec*, *pointe*, *bec*; von diesem stammt auch das lateinische *bucca*, franz. *bouche*; *born*, *borgne*; *bouc*, lat. *buccus*, fr. *bouc*; *breva*, *rompre*, *broyer*; *cark* oder *carg*, *charge*; *car*, *char*; *chom*, *demeurer*, *chômer*; *crib* oder *crimp*, *peigne*, *sommet*, wovon *grimper* wie *monter* von *mont*; *foll*, *fou*; *mignon*, *ami*, *mignon*; *ioli*, *beau*, *joli*; *garm*, *cri*, wovon mit *fall*, *mauvais* in *vall* und *va* verändert, *vacarme*; das Wort *cri*, Geschrei, ist selbst auch keltisch; *tonca*, *toca*, *toucher*, ital. *tocare*, sp. *tocar*; *tam*, *morceau*, *tama*, *couper*, wovon *entame*, *entamer*, *entamure*, *kil* oder *cil* (*c* = *k*), *dos*, wovon *reculer*, *acculer* etc.

Wie gesagt, solche keltische Ueberreste könnte man noch mehrere Hunderte anführen, aber der eigentliche keltische Geist, der eigentümliche Charakter der Sprache der Verehrer Teutates, wird am ehesten doch nur durch den gleichartigen Gebrauch der persönlichen Fürwörter und der Verneinung klar ersichtlich. Hier erkennen wir noch den Hauch jenes Sprachgeistes, erblicken noch am besten den Einfluss des keltischen Idioms, und die — zwar in lateinisches Gewand gekleidete — Denkungsweise der Gallier.

Professor Dietz hat in seiner Grammatik der romanischen Sprachen leider des Keltischen nur wenig gedacht, und im III. Bande, wo er die *pronoms personnels conjoints* behandelt, sagt er nur: „Auch Slaven, Albanesen und Celten haben Aehnliches". Hier hätte man genauern Aufschluss gewünscht über die Art und Weise, wie der dem Lateinischen so fremde Gebrauch der Pronomina in dem neuen Idiom Aufnahme gefunden hat, da die keltische Sprache in der Entwicklung des Französischen eine wichtige Rolle spielt und bei dessen Erforschung und Erläuterung nicht ausser Acht gelassen werden darf. Um den Geist der französischen — auch der spanischen und teilweise der italienischen — Sprache zu erfassen, ist die Kenntniss des Keltischen notwendig.

Wie im Französischen haben auch im Keltischen in gewöhnlicher Rede die *pronomina personalia* als Subjekte gewöhnlich den ersten Platz inne. So finden wir:

Me a gouezoum a oez da (*Villemarqué bardes du VI ème Siècle*); *je sais* (*ce*) *qui était bon.* — *Ni so melconiet* (*Zeuss*, *gram. celt.*), *nous sommes affligés.*

Selbst der französische Gebrauch von *moi*, ich und mich, scheint daher zu stammen, dass das Keltische *me* die beiden Bedeutungen *ego* und *me*, ich und mich, in sich fasste. Die grosse Aehnlichkeit der Personalpronomina der keltischen und lateinischen Sprache bewirkte jedenfalls, dass die Fürwörter der erstern ausgemerzt wurden, und die der letztern keltisches Gepräge annahmen.

In Fragesätzen beider Sprachen herrscht ebenso bezüglich der *pronoms personnels* die gleiche Uebereinstimmung. Wie im Keltischen die Fürwörter, Subjekte, in solchen Fällen nach dem Verbum ihren Platz haben, so stehen auch die französischen Pronomina nach demselben.

Penauz neuse (*alors*) *ez bevif- m e?* (*Zeuss*) *Comment vivrai-je alors?* — *Petra rit-choui* (*ch* = ch dtsch.) *aze va* (= *ma*) *merch?* (*Barzas-Breiz*) *Que faites-vous là, ma fille?*

Noch deutlicher tritt aber der Einfluss hervor, den die keltische auf die französische Sprache ausgeübt hat, wenn wir in beiden Sprachen den Gebrauch der *pronoms personnels conjoints* oder *pronomina personalia infixa* nach der *grammatica celtica* von *Zeuss* näher betrachten. Hier weicht der Gebrauch von der lateinischen Sprache stark ab, in welcher die Personalpronomina selbständig sind, und ihre Stelle je nach dem Sinne und der Betonung im Satze einnehmen, ohne beim Verbum stehen zu müssen. Im Französischen und Keltischen haben sie nur eine Stelle und zwar unmittelbar vor dem Zeitworte.

Pedyr te am nagh terghweth (*th* = *z*), *Pierre, tu me renieras trois fois.* — *Me az guel mezet, je te vois troublé.* — *Ny hos les cuit* (*nous vous laissons quittés*) *nous vous quittons* (*Zeuss*).

Gleiche Bewandtniss hat es auch mit dem Imperativ. Beide Sprachen besitzen hier die nemlichen grammatikalischen Regeln, die man so fassen kann, dass beim affirmativen Imperativ die *pronomina personalia infixa* nach, und beim negativen Imperativ vor dem Verbum stehen, wie aus folgenden Beispielen ersichtlich ist:

Miret-he mad, ha me ho ped (*Bz.-Br.*), *gardez-les bien*, (*et*) *je vous prie.* — *Leveret- hu d' i-me da genta* (*Bz -Br.*), *répondez* (*-vous*) *-moi d' abord.* — *N' am ancoufha quet* (*Zeuss*), *ne m' oublie pas.*

Im letzten Beispiele können wir auch bei *n'am*, welches für *ne me* steht, ersehen, wie eng sich die Fürwörter an die Verneinung schmiegen. Dies ist im Französischen, und zwar besonders im Sprechen, ebenfalls zu beachten, wenn wir sagen: *Ne me blâmez pas*; *ne m' oubliez pas; je ne le veux pas* etc., wozu der Volksmund noch frappantere Beispiele liefern könnte.

Mit den Negationen kann man dieselben Vergleiche anstellen wie mit den Fürwörtern. Auch hier finden wir die vollständigste Uebereinstimmung in den beiden Idiomen. Im Französischen heisst die als Antwort dienende Verneinung *non*, im Keltischen *nan*, auch *nani* für *na-na* oder *ne-ne*, welches nichts anderes als die Wiederholung derselben Negation ist mit Abstossung des letzten Vokales. Diese keltische Verneinung, wie sie in *Aremorica* gebraucht wird, ging sogar in das Französische über und behauptet sich noch heute im volksmundlichen *nenni*, nein.

In beiden Sprachen heisst beim Zeitworte die Verneinung *ne*, welche durch ein nach dem Verbum zu setzendes Wort, im Französischen *pas* oder *point* (alt *mie*), im Keltischen der Bretagne *quet* (oder *ket*), verstärkt wird; also *ne-pas* = *ne-ket*.

Dieser Gebrauch von *pas* und *ket* datirt nicht von Heute und Gestern, sondern ist bereits in den ältesten Zeiten, soweit die Sprachdenkmäler uns aufklären, vorhanden. *Pas* oder *point* findet sich zwar nicht in den allerältesten Ueberresten französischer Literatur, doch entdecken wir den ersten schriftlichen Gebrauch in einem Gedichte aus dem XI. oder XII. Jahrhundert, „*Guillaume d' Orenge*", wo es heisst: „*N' est pas merveille se vos estes lassez* (*ce n' est pas une merveille, si vous êtes las*)". Für *pas* wurde zu jener Zeit und auch schon im IX. und X. Jahrhundert hauptsächlich *mie* (lat. *mica*, fr. *miette*) gesetzt, wie ein Beispiel aus demselben Gedichte zeigt: „*N' estiez mie estoz* (stolz) *ne ramponanz* (*vous n' étiez* (*point*) *ni fiers ni rampants*)".

Das keltische *ne-ket* begegnet uns schon in dem „*Buhez santez Nonn*" (*Vie de la sainte Nonne*) betitelten Buche, welches vor dem XII. Jahrhundert geschrieben wurde. Die eigentliche, das Verbum begleitende Negation im Keltischen ist *ny*, *na* oder *ne*. *Ny* ist die gälische, aber immer ohne ein verstärkendes Wort, *na* (alt) oder *ne* gehört dem bretonischen Sprachgebiete an und führt beinahe immer ein anderes Wort bei sich.

Ohne Begleitung von *ket* oder von einem andern Worte kam es besonders in den frühesten Zeiten vor, wie: *Ne oun*, *je ne sais*; *ne gallo*, *il ne pourra*; *ne gra*, *il ne fait pas* (*Zeuss*). Nach dem XII. Jahrhundert bis auf unsere Tage bildete *ket* meistens den gewöhnlichen Begleiter der Negation.

Zeuss in seiner *grammatica celtica* sagt in Betreff von *ket* (*quet*): „*Aremorica vocem „quet" (leg. ket incerta origine) negationi addere consuevit adeo, ut facta sit perpetua fere negationis comes (sicut gall. hod. „pas") usque ad hodiernum diem*".

Unklar scheint *Zeuss* der Ursprung von *ket*, was er in seinem *incerta origine* andeutet. Dafür glaubt *Le Pelletier* in seinem „*Dictionnaire de la langue celto-bretonne*" eine bestimmtere Ableitung denselben geben zu können, und halte ich dieselbe für annehmbar, obwol sich vielleicht Manches dagegen einwenden liesse. Er derivirt es von *keet*, und dies wieder von *kei* gehen, indem er hinzufügt: „*En Haute-Bretagne le vulgaire dit „kette" pour „patte" de bête*".

Wenn wir diese Derivation als eine richtige annehmen wollen, so hätte *ket* dieselbe Bedeutung wie *pas* und wäre das letztere somit nur eine Uebertragung und wörtliche Uebersetzung wie etwa „*entre-*

prendre" vom deutschen „*unternehmen*". Zu leichterer Veranschaulichung füge ich hier einige Beispiele bei:

Ne gallen quet, je ne pouvais pas; — na tardomp quet, ne tardons pas (Zeuss). — Kloch ar en doar ne zono ket, Belek d'am cherchet ne zeui ket, Cloche pour moi ne sonnera pas sur terre; prêtre ne viendra pas me chercher (Bz.-Br.).

Im Französischen werden oft auch die Wörter *brin, goutte*, zur Verstärkung der Negation gebraucht. Das Kelto-brettonische weist auch hier eine Aehnlichkeit auf in den Wörtern *tam, morceau, petite, pièce, miette* und *banna, goutte*, welche öfters in Begleitung der Negation gefunden werden, so dass *ne-tam* (= *ne-mie*, alt), den Begriff von *ne-guère, ne-point* und *ne-banna* den von *ne-goutte* in sich schlösse:

A doen ne dlehes tam, tu ne devais point porter; — ny wely banna, il ne voyait goutte (Zeuss).

Selbst die französische Redewendung *ne-que* in der Bedeutung „nur" und „nichts anderes als" dünkt mir einige Verwandtschaft mit dem keltischen *ne-quen* oder *ne-ken* zu haben, obwol diesem das lateinische *nihil aliud quam* im Wege zu stehen scheint. *Ne-quen* hat aber das für sich, dass es dem Französischen *ne-que* viel ähnlicher ist, und dass das lateinische *nihil aliud quam* wol den Begriff, nicht aber die Form von *ne-que* besitzt, wie einige Beispiele ersehen lassen:

Han credit na compsit quen, croyez-nous, ne parlez pas autrement, ne parlez qu' ainsi — N' em bezo quen je n'ai pas d' autre chose, je n' ai que cela (Zeuss). — Choari enep d' i-me, na ra ken, il ne fait que me combattre (Bz.-Br.)

Die Indefinit-Pronomina negativen Sinnes verlangen beim Verbum in beiden Idiomen die verneinende Partikel *ne*, mögen sie die Verneinung bereits in sich schliessen oder nicht. Im Französischen haben wir *nul, aucun, personne, rien*, wovon ausser *nul* keines eine eigentliche Verneinung ist, obwol sie heutzutage, alleinstehend, auch ohne *ne* mit negativem Begriffe vorkommen. Die keltischen als Indefinit-Pronomina gebrauchten Wörter haben ausser *den* und *gour, homme, personne* immer die Partikel *ne* in ihrer Begleitung, so dass sie, ohne die Partikel *ne* beim Zeitworte, die Verneinung auch noch mit sich selbst verbinden. Als solche sind besondors hervorzuheben, *ne-neb, ne-nicun, ne-nul ne-aucun*; *ne-netra (tra, chose), ne-rien.*

Die Adverbien *muy, plus, biscoas, jamais* (alt *bizhyquen*), haben in beiden Sprachen dieselbe Stellung im Satze, wenn die Negation *ne* dabei steht.

Ne galle den, personne ne pouvait; — *na gorteomp den, n' attendons personne*; — *na chomet gour, que nul ne reste.* —

Ne goer neb, personne ne sait; — *n' am eus guellet necun* (= *nicun*), *je n' ait vu personne.* —

Ne colhet netra, vous ne perdrez rien. —

Biscoas enni ne oun bet, jamais je n' y ai été; *ma treit ne guelchy bizhyquen, tu ne laveras jamais mes pieds*; — *na gourto muy, tu ne tarderas plus.*

Die obigen Beispiele wurden grösstenteils der Grammatik von *Zeuss* und den *Barzaz-Breiz* (*chants populaires de la Bretagne*) von *de la Villemarqué* entlehnt, und beweisen, wie gross die Affinität der beiden Sprachen in dieser Hinsicht noch ist. Was die verneinenden Conjunktionen weder — noch, fr. (*ne*) *ni-ni*, kelt. (*ne*) *na-na* betrifft, so können wir ebenfalls bei dieser Redensart das innige Zusammengehen der beiden Idiome konstatiren. Wie das französische *ni-ni*, verlangt auch das keltische *na-na*, die negative Partikel *ne* beim Verbum:

Na (oder *ne*) *vankò d' he kik na bara na gwin, il ne leur manquera ni chair, ni pain ni vin.* — *Mab-den, mir na* (= *ne*) *villigi morse kar na diskar na den evelse, fils de l' homme, garde-toi de ne maudire jamais ni ami ni ennemi ni personne ainsi* (*Villem.*)

Zwar könnte man die Pronomina und die Negation noch ausführlicher behandeln; allein ich glaube das Verhältniss beider Sprachen bezüglich derselben genügend dargelegt zu haben. Die alte Sprache der Gallier lebt noch fort in dem französischen Idiom; es war den Römern nicht möglich, den Volkscharakter der Kelten so zu verdrängen, dass er in ihrer angenommenen Sprache nicht mehr kenntlich gewesen wäre. Auf wilden Stamm wurde edles Reis gepropft, das, von dem Safte des alten Stammes genährt, kräftig gedieh und edlere Frucht zeitigte.

Dinkelsbühl. A. Mayer.

Zu den Scholien des Aristonicus.

A 474 *μέλποντες ἑκάεργον· ὁ δὲ φρένα τέρπετ' ἀκούων.*

Vor diesem Verse steht in der Handschrift der Obelus, welcher in dem Scholium erklärt wird: *ἀθετεῖται, ὅτι νομίσας τις τὸν Ἀπόλλωνα Παιήονα εἰρῆσθαι προσέθηκεν αὐτόν, καὶ γίνεται δισσολογία· προείρηται γὰρ οἱ δὲ πανήμεριοι μολπῇ θεὸν ἱλάσκοντο.* (Für die letzten Worte schlug Lehrs *Aristarch* p. 139 vor: *καλὸν ἀείδοντες Παιήονα.*)

Zu diesem Scholium hat Friedlaender bemerkt: „*Accessit, quod μέλπειν apud Homerum non est* c a n t a r e, *sed* l u d e r e, *maxime* s a l t a r e. *Hoc certe statuit Aristarchus. Nam Aristonici est scholium Q. ad δ* 19 *μολπῆς: ὅτι οὐ τὴν ᾠδὴν ἀλλὰ τὴν παιγνίαν λέγει οὕτω πρὸς τὸ „μέλποντες Ἑκάεργον". καὶ γὰρ κυνῶν μέλπηθρα* (N. 233) *φησί. Cf. Palat. ad ζ* 101. *Praeter hunc locum A* 474 *omnes loci Homerici, qui μέλπειν et μολπή habent, hanc significationem aut admittunt aut requirunt*: *H* 241 *N* 637 *Π* 182 *Σ* 572 *α* 152 *ζ* 101 *φ* 430 *ψ* 145, *exceptis duobus Σ* 604 (*qui iterum positus ab Aristarcho δ* 19) *et ν* 27. *Ille hodie sic legitur:*

τερπόμενοι. μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδός
φορμίζων. δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτούς
μ ο λ π ῆ ς ἐ ξ ά ρ χ ο ν τ ο ς ἐδίνευον κατὰ μέσσους.

At Aristarchus (*Athen.* 181 *C*) *τοῦ κρητικοῦ χοροῦ τὸν ᾠδὸν ἐξεῖλεν, ἐπιτεμὼν τὰ ποιήματα τὸν τρόπον τοῦτον:*

τερπόμενοι. δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτοὺς
μ ο λ π ῆ ς ἐ ξ ά ρ χ ο ν τ ε ς ἐδίνευον κατὰ μέσσους.

Quin idem fecerit in quarto Odysseae non dubito. Wolfium (*Proll.* p. CCLXIII *not.* 49) *errasse apparet. Restat alter locus ν* 27.

τερπόμενοι· μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδός
Δημόδοκος λαοῖσι τετιμένος. αὐτὰρ Ὀδυσσεύς —

Quo quid fecerit nescimus. An legit ἐδαίνυτο pro ἐμέλπετο?" So weit Friedlaender. Nach ihm hat Lehrs im *Aristarch* p. 134 ff. die Sache wieder aufgenommen, zum Teil auf Friedlaender fussend: „*a quo nobis omnia hic petenda sunt*" p. 138. Doch wird bemerkt p. 140: „*Haec omnia cum considero, Aristarcho in μολπή* c a n t u s *significationem excludenti assentiri dubito*". Auf der richtigen Spur war derselbe Gelehrte aber entschieden, wenn er p. 141 am Ende der Note bemerkt: „*Sed confitendum est Aristoniceis quoque scholiorum paucis illis verbis relictis ad δ* 19, *quae supra exscripta habes, nos videri in devia duci*". C a r n u t h, *Aristonici περὶ σημείων Ὀδυσσείας reliq. emendat.* fand es nicht der Mühe wert, die Untersuchung nochmals aufzunehmen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt vielleicht unsere Ausführlichkeit, und so wollen wir einmal sämmtliche Stellen, in welchen *μολπή* u. *μέλπεσθαι* bei dem Dichter vorkommen, einer nähern Prüfung unterziehen.

A 472 *οἱ δὲ πανημέριοι μ ο λ π ῇ θεὸν ἱλάσκοντο*
καλὸν ἀ ε ί δ ο ν τ ε ς παιήονα . . . .

Hier heisst doch *μολπή* unzweifelhaft „G e s a n g".

N 636 *πάντων μὲν κόρος ἐστὶ καὶ ὕπνου καὶ φιλότητος*
μ ο λ π ῆ ς τ ε γ λ υ κ ε ρ ῆ ς καὶ ἀμύμονος ὀρχηθμοῖο.

Wenn wir nicht drehen und deuteln wollen, so heisst es hier ebenfalls „Gesang". Auch Lehrs bemerkt p. 139: „*longe melius videretur si intelligi possent in enumeratione quattuor res amoenae sejunctae nec omissum esset unum illis temporibus tam amoenum visum quam* c a n t u s".

Σ 572 τοὶ δὲ ῥήσσοντες ἁμαρτῇ

μ ο λ π ῇ τ' ἰυγμῷ τε ποσὶ σκαίροντες ἕποντο.

In Verbindung mit ἰυγμῷ kann man μολπή nur vom G e s a n g verstehen (vgl. Düntzer zu der Stelle).

Σ 605 las Aristarch

τερπόμενοι· δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτοὺς

μ ο λ π ῆ ς ἐ ξ ά ρ χ ο ν τ ε ς ἐδίνευον κατὰ μέσσους.

Er verstand also unzweifelhaft darunter „das Spiel, den Tanz der κυβιστητῆρες".

α 152 μολπή τ' ὀρχηστύς τε, τὰ γάρ τ' ἀναθήματα δαιτός.

φ 430 αὐτὰρ ἔπειτα καὶ ἄλλως ἑψιάασθαι.

μολπῇ καὶ φόρμιγγι, τὰ γάρ τ' ἀναθήματα δαιτός.

ψ 144 ἐν δέ σφισιν ἵμερον ὦρσε

μολπῆς τε γλυκερῆς καὶ ἀμύμονος ὀρχηθμοῖο.

In diesen 3 Stellen kann es kaum anders als mit "Gesang" übersetzt werden; zu ψ 144 ff. bemerkt Lehrs p. 139: *in quo certe exemplo pronum videtur intelligere desiderium lusus et saltationis, ut haec duo explicative conjuncta sint, non desiderium cantus semel excitati porro audiendi, et saltationis.*

δ 17 ff.

τερπόμενοι· μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδός

φορμίζων, δοιὼ δὲ κυβιστητῆρε κατ' αὐτοὺς

μ ο λ π ῆ ς ἐ ξ ά ρ χ ο ν τ ο ς ἐδίνευον κατὰ μέσσους.

Aristarch las: ἐξάρχοντες und hier gibt uns über seine Auffassung von μολπή das oben von Friedl. ausgeschriebene Scholium Aufschluss, er verstand darunter die παιγνία der κυβιστητῆρες.

ζ 100 σφαίρῃ ταὶ δ' ἄρ' ἔπαιζον ἀπὸ κρήδεμνα βαλοῦσαι

τῇσι δὲ Ναυσικάα λευκώλενος ἤρχετο μ ο λ π ῆ ς.

Hierüber bemerkt Aristonicus: μεταβαλὼν (*vel potius* μεταλαβὼν Lehrs) τὸ „σφαίρῃ ταὶ δ' ἄρ' ἔπαιζον" (100) εἶπε „τῇσι δὲ Ναυσικάα λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς" πᾶσαν παιδίαν μολπὴν λέγων· οἱ δὲ νεώτεροι τὴν ᾠδήν. ὅτι δὲ οὐκ ᾖδεν ἡ Ναυσικάα, ἀλλ' ἐσφαίριζε δηλοῖ τὸ „σφαῖραν ἔπειτ' ἔρριψε μετ' ἀμφίπολον βασίλεια".

Ueber μέλπεσθαι können wir uns kürzer fassen: vom Sänger wird es gesagt δ 17 ν 27, vom Tanzen Π 182 (davon übertragen Η 241).

So ergibt sich denn für μολπή die Bedeutung „Gesang" unzweifelhaft in den Stellen Α 472 Ν 636 Σ 572, höchst wahrscheinlich auch α 152 ψ 144 φ 430. Die Bedeutung „Spiel" (Tanz) dagegen ist unzweifelhaft bloss ζ 101 und nach Aristarchs Lesart noch Σ 605 δ 17.

Und da soll Aristarch die Bedeutung „Gesang“ ganz und gar ausgeschlossen haben? Dann wäre er gewiss seines grossen Namens nicht würdig!

Die Sache verhält sich vielmehr nach meiner Ansicht so:

a) Aristarch dachte an den meisten der angeführten Stellen gar nicht an die von Friedlaender so hartnäckig festgehaltene Bedeutung: denn sonst hätten wir sicherlich zu einigen Stellen der Ilias, wo wir doch über ein so reiches Scholienmaterial verfügen, wenigstens in einem oder dem andern Scholium Aufschluss bekommen.

b) Friedlaenders Irrtum scheint mir dadurch entstanden zu sein, dass er den Scholien der Odyssee, die sich nur auf eine bestimmte Stelle und Lesart bezogen, eine allgemeine Bedeutung gab und sie auf alle Verse bezog, in welchen das Wort vorkommt; denn das ist doch offenbar, dass Aristarch, wenn er δ 19 (Σ 609) *μολπῆς ἐξάρχοντες* las, nur erklären konnte: *ὅτι οὐ τὴν ᾠδὴν ἀλλὰ τὴν παιγνίαν λέγει οὕτω* etc.; zur Rechtfertigung dieser hier statuirten Bedeutung wird er gewiss auf ζ 101 *τῇσι δὲ Ναυσικάα λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς*, verwiesen haben, wo wir ja den Spuren der Aristarcheischen Erklärung noch begegnen . . . . *πᾶσαν παιδίαν μολπὴν λέγων* — wie oben den Tanz, so hier das Ballspiel.

c) Ich glaube also auch nicht, dass in dem oben angeführten Scholium des Aristonicus Α 474 ein Moment übersehen ist; jenen Hinweis in dem Scholium δ 19 *πρὸς τὸ „μέλποντες Ἑκάεργον“* muss ich für verfehlt halten.

Aristarch hat gewiss über *μολπή* und *μέλπεσθαι* nichts Anderes gelehrt, als was wir heute *Apollon. lex.* p. 110, 35 lesen: *μέλπεσθαι ἤτοι παίζειν ἢ ὑμνεῖν. καὶ ἡ μολπὴ ἑκάτερον σημαίνει ἐπὶ μὲν τοῦ ὕμνου „πανημέριοι μολπῇ θεὸν ἱλάσκοντο“ ἐπὶ δὲ τῆς παιδιᾶς „Ναυσικάα λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς.“ ἀπὸ ταύτης τῆς ἐννοίας καὶ ὁ Ἕκτωρ „οἶδα ἐνὶ σταδίῳ δηίῳ μέλπεσθαι Ἄρηϊ (Η 241), οἷον τὴν ἐμπειρίαν τῆς συστάδην μάχης περιπεποίημαι εὐχερῶς, ὡσπερεὶ παιδιᾷ χρώμενος.*

Α 424 *χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα, θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕποντο.* Dieser Vers hat den Obelus und das vor demselben stehende Scholium lautet: *ὅτι τινὲς γράφουσι μετὰ δαίμονας ἄλλους· διὸ ἀθετεῖται.* Da sich nun das *μετὰ δαίμονας ἄλλους* auf keine Weise in den Vers fügt, so verwarf man mit Recht das Scholium als unsinnig, und Lehrs schlug vor: *ὅτι τινὲς γράφουσι μετὰ δαῖτα· διὸ ἡ διπλῆ, καὶ ὅτι μάχεται τὸ μετὰ δαίμονας ἄλλους* (v. 222). *διὸ ἀθετεῖται* (v. 222); zu diesem Vers bemerkt derselbe: „*Hunc versum ab Aristarcheis obelo notatum puto*“. Ich kann nun aus verschiedenen Gründen ihm hierin nicht beistimmen.

1) Wir haben zu v. 222 ein Scholium des Aristonicus; über den Worten *Διὸς μετὰ* steht nämlich *ὅτι ἀντὶ τῆς ἐπί*; dieses Scholium erklärt

eine einfache Diple, — also stand ursprünglich eine einfache Diple, nicht ein Obelus vor dem Verse.

2) Aristarch hat nicht im Entferntesten an eine Athetese dieses Verses gedacht. Vergleichen wir nämlich das Scholium des Didymus zu v. 424, dessen Schluss also lautet: *καὶ τὸ „θεοὶ δέ τε πάντες ἕπονται“ διὰ τῆς αι*, so sehen wir, dass Aristarch den Vers also las:

χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα, θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕπονται.

Wenn also Aristarch hier das Präsens schrieb, so war ja gerade dadurch der Widerspruch mit v. 222 vermieden — es war also für ihn kein Grund vorhanden, an die Athetese jenes Verses zu denken. Vielmehr mussten diejenigen, welche hier *ἕποντο* lasen, jenen Vers verwerfen und das Scholium dürfte demnach eher so gelautet haben; *ὅτι τινὲς γράφουσι ἕποντο. οὐ συνᾴδει δὲ τούτῳ (μάχεται δὲ) τὸ μετὰ δαίμονας ἄλλους* (v. 222). *διὸ ἀθετοῦσι τὸν στίχον* (v. 222). Darauf scheint auch der Anfang eines grösseren Scholiums in *AV* zu v. 222 hinzudeuten, wo es heisst: *δύναται μὲν ἀθετεῖσθαι.* Aristarch setzte also weder vor v. 222 noch vor unsern Vers den Obelus und gern gebe ich Lehrs Recht, wenn er behauptet: „*In textu Homer. Villois. appositus ad hunc versum* 424 *obelus errore irrepsisse putandus est*“.

A 434 *ἱστὸν δ' ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες.*

Zu diesem Verse haben wir ein kurzes Scholium in *A*: *Ἀρίσταρχος ἀφέντες*: Dazu setzten *Villois.* und *Bekk.* aus *BLV. Ζηνόδοτος ὑφέντες* und Friedlaender bemerkt darüber „*Ceterum hoc ex Didymo et Aristonico coaluit*“. Nach der ganzen Fassung zu schliessen, gehört dieses Scholium aber nur dem *Didymus*, dem es auch *La Roche* zugewiesen hat; dem *Aristonicus* gehört wol, was in *V.* sich findet: *πέλασαν: πελασθῆναι ἐποίησαν ὡς τὸ „πάντας μέν ῥ' ἔλπει“* (*β* 91). Vergl. Ariston. zu *E* 37 *Θ* 328 *I* 554 und Carnuth zu *β* 68.

Dass durch eine neue Vergleichung der Handschrift manche Scholien des *Aristonicus* eine andere Gestalt bekommen, mögen folgende Beispiele zeigen:

A 400 *Ἥρη τ' ἠδὲ Ποσειδάων καὶ Παλλὰς Ἀθήνη.*

Dazu gab Friedlaender aus *Villois.* und *Bekker* folgendes Scholium: *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει Φοῖβος Ἀπόλλων. ἀφαιρεῖται δὲ τὸ πιθανόν· ἐπίτηδες γὰρ τοὺς τοῖς Ἕλλησι βοηθοῦντας θεοὺς ἐχθρευκέναι Διί φησιν, ἵνα μᾶλλον ἀκούοιτο Θέτις BL.* Friedl. deutete auch durch ein Fragezeichen an, dass er mit diesem Scholium in dieser Fassung Nichts anzufangen wisse. Die Unklarheit kam dadurch, dass *Villois.* wie *Bekker* vergassen, hinter *βοηθοῦντας* den Buchstaben *A* als Bezeichnung der Handschrift, welcher das Scholium entnommen ist, beizusetzen: es lautet also: *ὅτι Ζηνόδοτος γράφει Φοῖβος Ἀπόλλων· ἀφαιρεῖται δὲ τὸ πιθανόν· ἐπίτηδες γὰρ τοὺς τοῖς Ἕλλησι βοηθοῦντας* (sc. *φησί*):

So lautet auch das Scholium zu *A* 96 richtig in der Handschrift: *ἀθετεῖται, ὅτι περισσός πρόκειται γὰρ „ἀλλ' ἕνεκ' ἀρητῆρος"* — Die Worte *„ὃν ἠτίμησ' Ἀγαμέμνων" τὸ δὲ ἐπιμέμφεται ἀπὸ κοινοῦ δεῖ λαμβάνειν* sind von den Herausgebern aus andern Handschriften hinzugefügt und dürfen um so weniger hier stehen, als wir schon oben zu v 93 ein Scholium darüber haben, wo mit Friedlaender zu lesen ist: *καὶ κοινὸν τὸ ἐπιμέμφεται:* Ueberhaupt machte *Villoison* schon den Anfang mit der selbständigen Redaction dieser Scholien: *Bekker* hat noch mehr darin geleistet: ein Beispiel für viele:

Zu *B* 107 *αὐτὰρ ὁ αὖτε Θυέστ' Ἀγαμέμνονι λεῖπε φορῆναι*

gab *Villoison* folgendes Scholium: *ἡ διπλῆ, ὅτι οὐ γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως καὶ Θυέστου, ἀλλὰ συμφωνοῦντας αὐτοὺς συνίστησι. καὶ γὰρ ὁ Θυέστης οὐ τῷ υἱῷ αὐτοῦ Αἰγίσθῳ καταλείπει τὸ σκῆπτρον, ἀλλ' Ἀγαμέμνονι καὶ ὅτι κλητικὴ ἀντὶ τῆς ὀρθῆς, Θυέστα ἀντὶ τοῦ Θυέστης.*

Bekker: *ἡ διπλῆ, ὅτι οὐ γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως καὶ Θυέστου, ἀλλὰ συμφωνοῦντας αὐτοὺς συνίστησιν. αὐτῷ γοῦν παραδίδωσι τὸ σκῆπτρον, ἢ* (Lebrs *οὐ*) *τοῖς υἱοῖς ὁ Ἀτρεύς, καὶ ὁ Θυέστης οὐ τῷ υἱεῖ αὐτοῦ Αἰγισθεῖ καταλείπει τὸ σκῆπτρον, ἀλλ' Ἀγαμέμνονι. καὶ ὅτι κλητικὴ ἀντὶ τῆς ὀρθῆς, Θυέστα ἀντὶ τοῦ Θυέστης.*

Beide sind gewiss nicht zum Vorteil des *Aristonicus* von der Handschrift abgewichen: dort finden wir zwei Scholien, welche sich auf zwei Diplen beziehen, nämlich vor dem Verse 106

Ἀτρεὺς δὲ θνήσκων ἔλιπεν πολύαρνι Θυέστῃ

steht eine Diple und die wird richtig in einem Scholium erklärt:

ἡ διπλῆ ὅτι οὐ (im *cod.* fehlt *οὐ*) *γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως καὶ Θυέστου. αὐτῷ γοῦν παραδίδωσι τὸ σκῆπτρον οὐ* (*cod.* *ἢ*) *τοῖς υἱοῖς ὁ Ἀτρεύς.*

v. 107 *αὐτὰρ ὁ αὖτε Θυέστ' Ἀγαμέμνονι λεῖπε φορῆναι* hat ebenfalls die Diple, welche in einem zweiten Scholium erklärt wird:

ὅτι συμφωνοῦντας αὐτοὺς συνίστησι. καὶ γὰρ ὁ Θυέστης οὐ τῷ υἱῷ αὐτοῦ Αἰγίσθῳ (*sic*) *καταλείπει τὸ σκῆπτρον, ἀλλ' Ἀγαμέμνονι καὶ ὅτι κλητικὴ ἀντὶ τῆς ὀρθῆς, Θυέστα ἀντὶ τοῦ Θυέστης.*

München. A. Roemer.

Litterarische Nachweisungen.

I.

In Bd. VIII S. 86 dieser Blätter habe ich, bei Gelegenheit der Besprechung der ganzjährigen Trauer des Admetos um die Alkestis, das Trauerjahr von dem jährlichen Kreislauf der Natur abgeleitet. Damals, als ich jene Studie fertigte (1872), hatte ich Göthe's Wilhelm Meister zwar längst gelesen, aber, wenigstens teilweise, auch schon wieder vergessen. Vor einiger Zeit nun jenes wichtige Werk zum zweitenmale lesend, stiess ich plötzlich auf eine Stelle,

welche ich damals jedenfalls angeführt haben würde, wenn sie mir gegenwärtig gewesen wäre. Dieselbe lautet (Stuttg. Ausg. Bd. 18 S. 26):

„Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre; und gewiss ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nötig, um die schmerzlichen Eindrücke eines grossen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, wer lebt, muss auf Wechsel gefasst sein."

Dass Euripides von der Trauer des Mannes um die Frau, Göthe dagegen von der des Weibes um den Mann spricht, habe ich natürlich nicht übersehen; allein immerhin bin ich doch im Kernpunct der Sache mit Göthe zusammengetroffen, d. h. in der Herleitung des Trauerjahres überhaupt von dem jährlichen scheinbaren Sterben und Wiederaufleben der Natur. —

In *Martini Gejeri libro de Hebraeorum luctu*, abgedruckt in dem gigantischen Sammelwerke „*Blasii Ugolini Thesaurus Antiquitatum Sacrarum. Venet. 1744*", habe ich (*vol.* 33 p. 77) folgende Notiz gefunden:

„*De Admeto Alcesten toto anno lugendam imperante .... deque aliis gentium aliarum spatiis moerori datis, nostrum hic non est disquirere.*"

Selbstverständlich ist das nichts weniger, als eine Erklärung der betr. Stelle in *Euripides' Alcestis*; aber es ist doch wenigstens eine litterarhistorische Spur davon, dass die bewuste Schwierigkeit schon vor mehr als 200 Jahren von einem deutschen Gelehrten empfunden worden ist. (Martin Geier hat gelebt 1614 — 80 in Leipzig.) *)

II.

In Bd. XI S. 16 ff. d. Bl. ist, und zwar unverkennbar mit dem Anspruch auf Neuheit und Originalität, die Behauptung aufgestellt worden: das Aussagewort — sein, *esse*, *εἶναι* — sei ein im Laufe der Zeit abgeschwächtes „Existiren", so dass also z B. der Satz: „*Mensa est rotunda*" im Grunde genommen eigentlich besagen würde: Der Tisch existirt als ein runder.

Diese Theorie ist nun aber bereits vor zwei Menschenaltern beseitigt und durch eine richtigere ersetzt worden.

Schon im Jahre 1816 ist nemlich erschienen: „Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit

*) Die immer noch nicht gelöste Frage sei daher wiederholt den Altertumsforschern empfohlen. W. B.

jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Herausgegeben von Windischmann." In diesem Werke heisst es (S. 3 ff.):

„. . . . . das sogenannte *Verbum abstractum*: sein, *esse*. Aber auch bei diesem Zeitwort, insofern es bloss die Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat ausdrücken soll, müssen wir von dem Begriffe der Existenz, den es in sich fasst, abstrahiren, der [*da*?] ihm in seiner grammatischen Bestimmung nicht zukommt, die Existenz des Subjects auszudrücken, weil diese schon durch das Subject, indem wir es setzen, selbst ausgedrückt wird. So ist es in dem Satze: „*Homo est mortalis*" nicht das Verbum *est*, welches die Existenz des Subjects *homo* ausdrückt, sondern die Existenz ist als das erste und Grundmerkmal in dem durch das Wort *homo* ausgedrückten Begriff enthalten, und es wird diesem, sowie den übrigen als bekannt vorausgesetzten Merkmalen des Begriffes *homo*, mittelst der Copula *est* das Merkmal *mortalis* beigesellt. In dem Satze: „Der Gott ist seiend" vertritt das Wort sein zwei ganz verschiedene Functionen. In der ersten bestimmt es als grammatisches Band bloss das Verhältniss zwischen Subject und Prädicat; in der zweiten drückt es die Eigenschaft aus, welche dem Subject beigelegt wird."

„Es scheint mir also, dass man bloss in Ermangelung eines gänzlich abstracten Zeitwortes in den meisten Sprachen zum Behufe eines grammatischen Bandes sich eines Zeitwortes bediene, welches den Begriff der Existenz in sich fasst; und es könnte wol leicht eine Sprache geben, der es nicht an einer ganz bedeutungslosen Copula gebräche, durch deren Umbiegung oder innere Veränderung die Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat ausgedrückt würden."

In Karl Ferd. Becker's „Organismus der Sprache" (1. Ausg 1827, 2 Ausg. 1841) ist über den nemlichen Gegenstand S. 223 folgendes zu lesen:

„Da man früher alle Formwörter von Begriffswörtern herleiten und ihre Bedeutung durch Begriffe erklären wollte, so hat man geglaubt, die Grundbedeutung des Aussagewortes sein in dem Begriffe der Existenz zu finden, der oft durch sein bezeichnet wird, z. B. „Es ist ein Gott". Aber wir haben oben schon gesehen, dass nach den organischen Gesetzen der Sprachentwicklung alle Verba ursprünglich nur Begriffe sinnlich in Raum und Zeit angeschauter Thätigkeiten ausdrücken. Die Existenz ist kein solcher Begriff; sie ist überhaupt kein Begriff, sondern nur ein Verhältnis des Begriffs, das nur in der Denkform des Gegensatzes von dem Sprechenden als bejahte Wirklichkeit von verneinter Wirklichkeit unterschieden wird; und die Sprache hat kein Wort, welches ursprünglich dieses Verhältnis ausdrückte. Sie bezeichnet die Existenz insgemein durch einen con-

creten Begriff, z. B. *exsistere, inveniri*, es gibt, es findet sich. Wenn man die Lautverhältnisse des Aussagewortes und die ganze Art seines syntaktischen Verhaltens in den bekannten Sprachen näher betrachtet, so kann man kaum mehr bezweifeln, dass das Aussagewort, wie das Pronomen, ein ursprüngliches Formwort und mit dem Pronomen ursprünglich sehr nahe verwandt ist."

S. 226: „Wir müssen demnach annehmen, dass das Aussagewort und das Pronomen denselben Ursprung haben, dass nemlich beide aus den Personalendungen des Verbs hervorgegangen und als abgelösete Conjugationsendungen anzusehen sind, und dass sie ursprünglich auch dasselbe bedeuten. Dass dies wirklich so ist, sieht man noch in den semitischen Sprachen, in denen das Pronomen die Stelle des Aussagewortes vertritt. Ebenso vertritt in mehreren americanischen Sprachen das Pronomen die Stelle des ihnen fehlenden Aussagewortes."

Gesenius, Hebr. Gramm. (Neu bearbeitet und herausgegeben von Rödiger) 16. Aufl. S. 226: „Das Pronomen der dritten Person dient öfter, die Verbindung zwischen Subject und Prädicat zu vermitteln, und vertritt dann gewissermassen die Copula oder das Verbum sein. Z. B. I. M. 41, 26: die sieben schönen Kühe, sieben Jahre (sind) sie. — Zuweilen bezieht sich ein solches Pronomen der dritten Person auf ein Subject der ersten oder zweiten Person, z. B. Ps. 44, 5: du bist mein König, (eig.: du (bist) er, mein König.) Jes. 37, 16. Neh. 9, 6. 7. V. M. 32, 39. (Vgl. im Chald. Esr. 5, 11. Ebenso in der koptischen Sprache.)" — S. 262: „Wenn das Substantiv oder Pronomen, welches das Subject des Satzes bildet, mit einem andern Substantiv oder Adjectiv als Prädicat desselben verbunden wird, so werden sie am gewöhnlichsten ohne alle Copula zusammengestellt. I. Kön. 18, 21: Jehovah (ist) der wahre Gott. I. M. 2, 4: dies (ist) die Geschichte."

Hetzel, Arab. Gramm. S. 86: „Diese persönlichen Fürwörter drücken zugleich das Zeitwort sein mit aus . . . . Bisweilen kommen sie in dieser Bedeutung so vor, dass sie ihre eigentliche ganz verloren zu haben und bloss statt dieses Zeitwortes zu stehen scheinen."

P. Ewald, Lehrb. der syr. Spr. S. 89: „die *Pronomina separata* stehen sehr häufig für das *Verbum substant.*, als: du (bist) es." — S. 90: „Zuweilen wird das Pronomen der dritten Person auch von der ersten und zweiten Person als *Verbum substant.* gebraucht"

München. Aug. Thenn,
k. b. Studienlehrer z. D.

P.S. Ueber des *Raymundus Lullus* Definition der Copula ein andermal!
A. Th.

Wann soll die höhere Schule ihre Schüler aufnehmen?

Wenn man den Streit um sechs- oder vierklassige Realschule genauer ins Auge fasst, so bemerkt man bald, dass sich derselbe hauptsächlich um die Frage dreht, ob die Aufnahme der Schüler mit dem 10. oder mit dem 12. Lebensjahr erfolgen soll. Obwohl nun in der durch die bekannte Broschüre veranlassten lebhaften Diskussion die Mehrzahl der Stimmen sich für das 10. Jahr entschieden hat, so scheint es doch nicht überflüssig zu sein, der Sache noch weiter nachzudenken, um so mehr, als die in der Presse vorgebrachten Gründe grösstenteils äusserlicher Natur sind und eine Beweisführung vom rein pädagogischen Standpunkt noch kaum versucht wurde.

Derjenige Einwand, welcher der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der sechsklassigen Realschule bei aufrichtigen Gegnern derselben noch am meisten hinderlich ist, besteht in der Behauptung, dass durch dieselbe der Knabe dem wohlthätigen Einfluss der Volksschule zu frühzeitig entzogen und letztere in ihrem gedeihlichen Wirken überhaupt beeinträchtigt werde. Die Idee der sogenannten allgemeinen Volksschule, welche, von dem Hamburger Schuldirektor Rée anfangs der sechziger Jahre in den Vordergrund der pädagogischen Erörterung gestellt, besonders durch das Gewicht Diesterwegs grossen Anhang im Volksschullehrerstande erlangte, ist der grösste Feind der sechsklassigen Realschule. Kein Schüler soll vor dem vollendeten 12. Lebensjahre diese allgemeine Volksschule verlassen dürfen; die Kinder aller Stände und Vermögensklassen sollen darin die Grundlage ihrer Bildung erlangen; alle nebenhergehenden Schulanstalten mit höherem Lehrziel sind als „Geldschulen, Standesschulen" verwerflich. Und welche Vorzüge werden ihr nicht nachgerühmt! Sie sei im Stande, predigen ihre Lobpreiser, die Gesittung und Bildung des Volkes zu heben, die Kluft zwischen diesem und den Gebildeten der Nation auszufüllen, den Unterschieden von Reich und Arm, von Vornehm und Gering ihre Schärfe zu benehmen u. s w.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Idee bei oberflächlicher Betrachtung gar viel Bestechendes an sich hat. Sie empfiehlt sich den Socialisten aller Schattierungen, welche hoffen, dass eine Annäherung und Ausgleichung der Bildungsunterschiede solches auch mit den Vermögensunterschieden bewirken werde; den Politikern, die in ihr ein wirksames Mittel erblicken, durch Gewöhnung in der Jugend die feindlichen Gegensätze des Klassenkampfes allmählich zu versöhnen; den Volksschullehrern, die von ihr für sich und ihre Anstalten eine bessere Stellung und Dotierung erwarten. Geht man jedoch der Sache auf den Grund, so ergibt sich, dass dasjenige, was die allgemeine Volksschule Gutes leisten könnte, auch auf anderem

Wege erreicht wird und dass sie für die gesammte Volksbildung gar manche Gefahren in sich birgt. Gegenseitiges Wolwollen, Gemeinsinn, Nächstenliebe zu pflanzen und zu pflegen, das geschieht weit weniger durch das Nebeneinandersitzen der Kinder verschiedener Stände auf derselben Schulbank, als vielmehr durch den Unterricht selbst; das wird in jeder Schule erreicht, welche die Begründung eines tüchtigen Charakters auf sittlich-religiöser Grundlage als das Hauptziel ihrer Thätigkeits stets im Auge behält. Wie man zur Erweckung religiöser Duldung nicht notwendig confessionslose Schulen gründen muss, so zur Annäherung der verschiedenen Gesellschaftsklassen nicht notwendig die allgemeine Volksschule.

Was sodann den Einfluss der Volksschule auf die Volksbildung betrifft, so ist es allerdings richtig, dass die Teilnahme des Publikums am Gedeihen derselben vermindert wird, wenn andere öffentliche Schulen neben ihr herlaufen. Pflicht der Organe des Staates und der Gemeinden ist es, ihr durch um so grössere Sorgfalt einen Ersatz zu gewähren. In anderer Beziehung ist die Trennung der Schülermasse schon vor dem 12. Jahre, wie weiter unten gezeigt werden soll, nicht nur ein Gewinn für die höhere, sondern auch für die Volksschule. Der Staat darf nicht bloss Verallgemeinerung der Bildung anstreben, sondern muss auch für Vertiefung und Wachstum derselben durch Pflege höherer Schulen ernstlich Sorge tragen. Der Communismus der Bildung würde ebenso das Durchschnittsmass der gesammten Volksbildung erniedrigen, wie der Communismus der materiellen Güter das des Volkswolstandes. Die Kluft, welche in unserer Nation zwischen Gelehrt und Ungelehrt besteht, ist nicht so gross, wie Thomas Buckle behauptet, und das Heilmittel hiefür ist weniger die allgemeine Volksschule, als vielmehr die gemeinsame Erziehung durch die gleichen Leiden, Freuden und Bestrebungen unseres nationalen Lebens.

Schon aus dem Bisherigen ist zu erkennen, dass die Forderung der allgemeinen Volksschule bis zum 12. Jahre viel mehr in der Begehrichkeit politischer Parteien, als in gesunder pädagogischer Einsicht ihre Quelle hat. In der Erziehungsschule wird die Ausgestaltung der Vorstellungswelt des Zöglings zur Begründung eines tüchtigen sittlichen Wollens erstrebt; in der allgemeinen Volksschule wird er mit Zurückdrängung aller andern Erziehungsaufgaben einseitig für seine Bestimmung als Glied der socialen Ordnung vorbereitet. Die erstere setzt den Zweck ihrer Thätigkeit in den Zögling selbst, die letztere sucht ihn ausserhalb des Zöglings. Wenn jene ihrer Aufgabe gerecht wird, so übt sie dieselbe versöhnende und ausgleichende Wirkung, die man von der allgemeinen Volksschule erwartet, indess diese durch einseitige Hervorkehrung eines Nebenzwecks der Erziehung

den Hauptzweck selbst gefährdet. Und sowol die Volksschule als auch die höhere Schule, würde in ihrer eigenartigen Wirksamkeit beeinträchtigt, wollte man ihre künftigen Schüler bis nach vollendetem 12. Lebensjahre in ersterer zurückhalten. Je höher ein Haus werden soll, desto breiter und solider muss der Grundbau verden; eine Schule, die ihre Thätigkeit erst mit dem 16. Jahre zum Abschluss bringen will, wird ihren ersten Unterricht in vieler Beziehung anders gestalten müssen, als die Volksschule, die ihre Schüler schon mit 14 Jahren entlässt. *In der höheren Schule werden die einzelnen Unterrichtsgegenstände eingehender behandelt; die Auswahl des Stoffes ist reichlicher, der Fortschritt von Stufe zu Stufe langsamer, als in der Volksschule; gar vieles wird gelehrt, was erst in den letzten Schuljahren seine bildende Kraft ausüben kann.* Der Mathematiker wird es mit Freuden begrüssen, wenn seine Schüler schon aus dem Rechenunterichte die Kenntniss gar mancher seiner Wissenschaft eigenthümlichen Ausdrücke, Abkürzungen, Operationen mitbringen, die zu können dem Schüler der Volksschule unnöthig ist. Wie kann Französisch und Englisch durch zweckmässige Lektüre im 15. und 16. Lebensjahre einen Gewinn für die Bildung abwerfen, wenn erst im 13. Lebensjahre damit der Anfang gemacht wird, wo das Gedächtniss zur Einprägung von Vocabeln und Regeln schon viel weniger fähig ist, als im 10. und 11. Jahre? Der Unterricht in den fremden Sprachen allein würde die Aufnahme der Schüler vor dem 12. Jahre zur Nothwendigkeit machen. Es wird wohl wenig Lehrer der Gewerbschule geben, welche Schüler, die bereits 2 Jahre in den Organismus ihrer Schule eingegliedert waren und dadurch ein einheitliches geistiges Gepräge erhalten haben, nicht solchen vorziehen würden, die sie erst im 13. Lebensjahre aus 20 bis 30 verschiedenen Volksschulen erhalten. Auch im Bürgerstande wird die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit früheren Eintritts in die Gewerbschule immer lebendiger und allgemeiner werden, je mehr ihre Reorganisation die Meinung zerstört, als ob dieselbe in erster Linie Berufsschule und nicht auch eine Erziehungsschule sein soll.

Aus dieser Erörterung könnte nun gefolgert werden, dass die höhere Schule ihre Schüler schon mit Beginn der Schulfähigkeit aufnehmen müsste. In der That wird diese Forderung von vielen Pädagogen gestellt, und verwirklicht ist sie bereits an den meisten norddeutschen Gymnasien und Realschulen, die ihre Schüler vom 6. bis 9. Jahre in einer Vorschule vereinigen. Vom Kostenpunkte abgesehen ist die Trennung in den drei ersten Schuljahren deshalb nicht nöthig, weil die hier vorzugsweise zu erzielenden Fertigkeiten des Lesens und Schreibens für die höhere Schule nicht anders als in der Volksschule behandelt zu werden brauchen und die verschiedenen Wissenszweige im Anschauungs-

unterricht noch ungeschieden sind. Am zweckmässigsten geschieht die Versetzung des Knaben in die höhere Schule mit dem 10. Lebensjahre. Der wichtigste Grund hiefür besteht darin, dass von nun an Sprachlehre, Geschichte, Geographie, Naturkunde im Unterrichte der Zeit nach gesondert auftreten. In der sechsklassigen Volksschule geschieht diese Trennung allerdings schon im 4. Schuljahre; die Hinausschiebung des Aufnahmetermins um ein Jahr ist durch die Rücksicht auf die Landschulen geboten. Auch aus anthropologischen Gründen empfiehlt sich das 10. Lebensjahr; es ist die Zeit, da der mit der zweiten Zahnung begonnene Uebergang aus dem Kindes- ins Knabenalter vollendet ist. Man wende nicht ein, dass dann die Entscheidung über den künftigen Beruf des Knaben zu früh getroffen werden muss; die Eltern richten sich hiebei nicht nur nach der Individualität des Knaben, sondern auch nach ihrem Vermögen und Berufe, nach äusseren Verhältnissen. In der That findet man bei vielen Eltern, die ihren Söhnen höhere Bildung angedeihen lassen wollen, das Bestreben, sie mit dem 10. Jahre aus der Volksschule herauszunehmen.

Es ist ein Irrtum, wenn man dadurch für die Volksschule wesentliche Schädigung befürchtet. Bei dem bestehenden Lehrermangel und der Ueberfüllung vieler Schulen ist es schon ein grosser Gewinn, wenn ihre oberen Klassen etwas entlastet werden. Ferner ist durchaus nicht zu besorgen, dass sie in ihren oberen Klassen zur Proletarierschule herabsinke. Denn erstlich richtet sich die grössere oder geringere Begabung der Schüler durchaus nicht nach Stand und Vermögen der Eltern; zum andern wird die Volksschule in der Regel die einzige Bildungsanstalt für die Kinder des niederen Gewerbestandes bleiben, eines Standes, der an Tüchtigkeit in Gesinnung und Streben mit keinem andern den Vergleich zu scheuen braucht, und drittens wird in der Folge dem Staate mehr als bis jetzt die Aufgabe obliegen, durch Befreiungen vom Schulgeld, reichliche Stipendien, Pensionate für dürftige Schüler etc. auch dem gut beanlagten Kinde des armen Mannes den Besuch höherer Schulen zu ermöglichen. Was die Volksschule hier verliert, gewinnt sie reichlich dadurch wieder, dass ihr Schülermaterial viel gleichartiger wird; denn es ist doch wol unbestritten, dass Regierung, Unterricht und Zucht in einer Schulklasse um so schwieriger zu handhaben sind, je weiter in derselben die Individualitäten von einander abliegen. Die Wirksamkeit der Volksschule wird um so intensiver sein können, je mehr sie sich auf ihre eigenste Aufgabe beschränkt. Eine in vernünftigen Grenzen gehaltene Arbeitsteilung wirkt in der Erziehung des nachwachsenden Geschlechts nicht minder segensreich, wie in allen anderen Zweigen menschlicher Arbeit.

Passau. Schricker.

Beleuchtung der Schrift:

„Der Realunterricht in Preussen und Bayern".

Der Schreiber dieser Zeilen, welcher mehrere Jahre an einer der in obengenannter Broschüre öfters erwähnten höheren Bürgerschulen thätig gewesen, erlaubt sich der Aufforderung des Verfassers jener Schrift seine Ansichten einer Kritik zu unterwerfen, hiermit nachzukommen.

I. In dem ersten Teil der Broschüre wird das bayerische Realgymnasium mit der preussischen Realschule I. O. verglichen. Dass an den Realschulen I. O. das Latein nicht bis zu einem befriedigenden Resultate betrieben wird, ist kein Geheimnis und es ist deshalb auch nicht zu verwundern, dass vielfach der Vorschlag gemacht worden, das Latein gänzlich zu entfernen und die Realschule in eine höhere Gewerbeschule zu verwandeln. Dem stehen aber, abgesehen von inneren Bedenken, so gewichtige äussere entgegen (indem nämlich die Staatsverwaltung den Schulen ohne Latein keine nennenswerten Berechtigungen erteilen will), dass man nur an wenigen grösseren Orten, wo sich eine genügende Zahl von jungen Leuten findet, welche, ohne auf den Staatsdienst zu reflectiren, eine Vorbildung für die polytechnischen Schulen erstreben, derartige höhere Gewerbschulen eingerichtet hat. In Bayern hat man einen andern Weg eingeschlagen; man hat das Latein mit so vielen Stunden bedacht, dass das Realgymnasium in diesem Fach fast dasselbe leistet, wie ein Gymnasium. Das wäre nun sehr gut, wenn man nicht gleichzeitig andere Fächer, wie namentlich die Naturwissenschaft, in der auffälligsten Weise vernachlässigte. Es muss Einem fast der Gedanke aufsteigen, als ob die Wichtigkeit des naturwissenschaftlichen Unterrichts für die formale Bildung vollständig misskannt würde und halten wir es deshalb für angezeigt, einige Worte zur Aufklärung hierüber zu sagen.

Das Fundament alles verständigen Urteilens und Schliessens ist die ganaue und vorurteilsfreie Betrachtung der Thatsachen, über welche gedacht und geurteilt werden soll; die Fähigkeit, resp. die Gewöhnung sich zunächst genau über den Sachverhalt zu orientiren und dabei die eigene Subjectivität möglichst zurückzudrängen, ehe man zu philosophiren beginnt, ist von einschneidendster Bedeutung. Man denke nur an den Mediziner, den Richter, den Staatsmann! Seitdem z. B. die Mediziner angefangen haben, statt blos Fragen an den Patienten zu richten, denselben örtlich genau zu untersuchen, will kein Mensch mehr einen Arzt der alten Schule; selbst die gewöhnlichen Leute haben sofort begriffen, dass die neuere Methode der Behandlung eine ungleich vernünftigere ist, als die alte. Ich will nicht behaupten, dass man jeden Menschen mit Hilfe naturwissenschaftlichen Unterrichts zu einem scharfsinnigen Beobachter und vorurteilsfreien Denker erziehen könne; jeden-

falls aber ist es möglich, wenigstens dem tollen Denken und Reden in den Tag hinein einen Zügel anzulegen. Auch bedarf es keiner grossen Ueberlegung, um zu begreifen, dass die Mathematik nicht im Stande ist die Naturwissenschaft in dieser Hinsicht zu ersetzen. Ueber den Einfluss des Verkehrs mit der Natur auf Gemüths- und Charakterbildung will ich um so weniger eingehen, als darüber schon so viel geschrieben worden ist. Diese wenigen Worte mögen genügen, um die Nothwendigkeit darzulegen, den naturwissenschaftlichen Unterricht durch alle Classen durchzuführen, um so mehr, als der mit so vielen Stunden bedachte sprachliche Unterricht die Jugend nur zu leicht dazu verführt, die schöne Form und die wohlgedrechselte Phrase als das Endziel aller Bildung zu betrachten.

Man mag vielleicht sagen, in den oberen Classen treten die Naturwissenschaften mit grösserer Stundenzahl ein und es könne dort bei reiferem Alter Manches unschwer nachgeholt werden; aber es handelt sich unseres Bedünkens nicht sowohl um Kenntnisse, als um Gewöhnung an vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge, wie sie sind von frühester Jugend an. Die Naturgeschichte in den unteren Classen hat ferner noch den Nebenvortheil, die jungen Leute an eine bestimmte und scharfe Ausdrucksweise zu gewöhnen. „Ich halte die Unterrichtsstunden in der Naturgeschichte besonders hoch", sagte ein Gymnasialdirektor, „weil sie, in der richtigen Weise erteilt, zu trefflichen Uebungen in der deutschen Sprache Veranlassung geben; die Beschreibungen von Naturgegenständen sind gesprochene Aufsätze". Wenn man den Lehrplan eines bayerischen Realgymnasiums mit dem eines preussischen Gymnasiums vergleicht, namentlich eines solchen, welches zwei Stunden Naturwissenschaft durch alle Classen hat, so kann man, zugleich in Anbetracht der Berechtigungen, welche ein Gymnasium besitzt, nicht zweifelhaft sein, was vorzuziehen sei. Aber es ist unschwer möglich, diesem Mangel der bayerischen Realgymnasien wenigstens einigermassen abzuhelfen; denn die Stundenzahl in den unteren Classen etwas zu erhöhen scheint uns nicht so gefährlich. Wir sind zwar auch der Meinung, dass man die Zahl der Lehrstunden so niedrig wie möglich greifen solle, und finden, dass die preussische Realschule I. O. des Guten zu viel thut; in Bayern aber, scheint es, thut man des Guten zu wenig; es liesse sich z. B. ohne Schaden die Stundenzahl in der Lateinschule von 23 24 auf 27 28 erhöhen. Ich möchte deshalb vorschlagen, in den 3 Classen der Lateinschule je 2 Stunden Naturgeschichte und je 2 Stunden Rechnen zuzusetzen; in dem ersten Cursus des Realgymnasiums wäre die Zahl 29 der Lehrstunden durch 1 weitere Mathematikstunde auf 30 zu erhöhen; im 3. Cursus reichte es hin, 5 statt 7 Mathematikstunden anzusetzen und noch 3 Stunden Naturwissenschaft anzufügen, so dass die Zahl der Lehrstunden von 31 auf 32 käme; ebenso wäre im

4. Cursus die Naturwissenschaft von 2 auf 3 Stunden und somit die Gesammtstundenzahl von 31 auf 32 zu bringen. Damit würde die Zahl der Lehrstunden in Naturwissenschaft von 15 auf 25 (gegen 34 an der pr. Realschule I. O.) und die Zahl der Lehrstunden in Mathematik von 42 auf 47 (gegen 47 an der pr. Realschule I. O.) gebracht. In nachfolgender Tabelle bedeuten die fettgedruckten Zahlen die bisherigen Stundenzahlen in den einzelnen Fächern und die gewöhnlichen die von uns vorgeschlagenen.

Realgymnasium.

Lehrgegenstände.	Anzahl der wöchentlichen Lehrstunden.																	
	I. Classe der Lateinschule.		II. Classe der Lateinschule.		III. Classe der Lateinschule.		I. Curs des Realgymnasiums.		II. Curs des Realgymnasiums.		III. Curs des Realgymnasiums.		IV. Curs des Realgymnasiums.		V. Curs des Realgymnasiums.		VI. Curs des Realgymnasiums.	
Religion	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**1**	1	**1**	1
Deutsch	**6**	6	**3**	3	**3**	3	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**2**	2	**3**	3	**3**	3
Latein	**7**	7	**10**	10	**10**	10	**8**	8	**8**	8	**6**	6	**6**	6	**6**	6	**5**	5
Französisch	—	—	—	—	—	—	**4**	4	**4**	4	**3**	3	**3**	3	**3**	3	**3**	3
Englisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	**4**	4	**3**	3	**3**	3	**3**	3
Geographie und Geschichte	**2**	2	**2**	2	**4**	4	**4**	4	**4**	4	**3**	3	**3**	3	**2**	2	**2**	2
Naturwissenschaft	—	2	—	2	—	2	**2**	2	**2**	2	—	3	**2**	3	**4**	4	**5**	5
Mathematik und Rechnen	**3**	5	**3**	5	**3**	5	**3**	4	**5**	5	**7**	5	**6**	6	**6**	6	**6**	6
Schreiben	**3**	3	**3**	3	**2**	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Zeichnen	—	—	—	—	—	—	**4**	4	**4**	4	**4**	4	**4**	4	**4**	4	**4**	4
Wöchentliche Stundenzahl	**23**	27	**23**	27	**24**	28	**29**	30	**31**	31	**31**	32	**31**	32	**32**	32	**32**	32

II. Während man im ganzen deutschen Reiche über die Frage, ob überhaupt eine Realschule (Realgymnasium) neben dem Gymnasium bestehen bleiben solle oder nicht und welche Einrichtung man eventuell der Realschule geben solle, in Uneinigkeit sich befindet; ist man glücklicherweise in Betreff der zweckmässigsten Einrichtung der Realschulen II. O. trotz ihrer dermaligen Vielgestaltigkeit kaum noch im Zweifel;

selbst Vertreter des Humanismus reden der sechsklassigen höheren Bürgerschule ohne Latein das Wort und es ist höchstens noch ein Streit darüber, ob man nur Französisch, oder Französisch und Englisch lehren solle.

Stadtschulrath Hofmann in Berlin hält dafür, dass man besser thue, nur eine fremde Sprache und diese gründlich zu lehren; allein wir können uns der Ansicht nicht verschliessen, dass kleine Jungen, welche nur bis zum 16. Lebensjahre die Schule besuchen, überhaupt nicht im Stande sind eine so schwierige Sprache, wie die französische, mit tiefgehender Gründlichkeit zu erlernen; die französische Sprache hat das Verführerische, dass sie bis zu einem gewissen Grad sich leicht erlernen lässt; sobald man aber etwas tiefer geht, bietet sie solche Spitzen und Ecken dar, dass selbst das Lateinische, so schwer es am Anfang fallen mag, verhältnissmässig leicht dagegen erscheint. Der bekannte Lehrer der französischen Sprache, Lüdeking, verglich die französische Sprache in seiner geistreichen Weise mit einer Kokette, welche bis zu einem gewissen Grad zugänglich und scheinbar leicht zu erobern sei, sich aber mit allen möglichen Finessen der näheren und nächsten Bekanntschaft zu entziehen wisse. Ausserdem aber ist für den Bürgerstand in praktischer Beziehung die englische Sprache so wichtig wie die französische, und scheint es uns, als ob man zu weit gehe, wenn man aus jedem dereinstigen Specereihändler oder Schlossermeister einen Sprachgelehrten machen wolle. Aus diesen Gründen können wir der Hofmann'schen Ansicht nicht beipflichten.

Eine andere Frage ist: soll man blos drei Vorklassen (Elementarklassen vom 6. bis 9. Lebensjahr) und sieben Realklassen, oder vier Vorklassen und sechs Realklassen errichten (Wiesbaden). Ich würde dem letzteren Plane zustimmen, um nicht die Ausbildung in den Elementarfächern zu verkürzen.

Betrachten wir nun den Plan für eine höhere Bürgerschule, wie er in obiger Broschüre enthalten ist, etwas näher, so fallen uns verschiedene Punkte auf, welche einer Erörterung bedürfen. Zunächst halten wir es für eine Inconsequenz, dass man an den Realgymnasien das Lateinische mit einer so grossen Stundenzahl bedenkt, und an den höheren Bürgerschulen das Französische noch beträchtlich unter die Stundenzahl herabdrückt, welche die höhere Bürgerschule zu Wiesbaden für dieses Fach angesetzt hat. Ausserdem wird das Englische nur in den zwei obersten Classen mit je 4 Stunden gelehrt, so dass noch nicht einmal eine hinreichende Einübung der ersten Elemente erreicht werden kann.

Einen ganz besondern Werth aber legt der Verfasser der Broschüre auf das Zeichnen; er bedenkt es in den 4 obern Classen mit je 4 Stunden. Damit es nicht scheine, als ob Schreiber dieses dem Zeichnen

ferne stehe, erlaubt er sich zu bemerken, dass er mehrere Jahre lang (neben seinem eigentlichen Lehramt) die Stelle als Dirigent der Handwerkerfortbildungsschulen im Reg. Bez. Wiesbaden bekleidet hat; nichts destoweniger trägt er Bedenken über so viele Zeichenstunden, aus folgenden Gründen: Es ist wohl anzunehmen, dass die bayerischen Gewerbeschulen bislang wesentlich von angehenden Gewerbetreibenden besucht worden sind, und für diese war sicher ein starkes Betonen des Zeichenunterrichts nothwendig; anders aber werden sich in der Folge die Verhältnisse dadurch gestalten, dass die Gewerbeschulen, oder die aus denselben hervorgehenden höheren Bürgerschulen die eigentlichen Vorbereitungsschulen des Bürgerstandes für den einjährig-freiwilligen Dienst bilden werden; künftig dürften in Bayern, ebenso wie anderwärts, die Kaufleute das grösste Contingent für diese Schulen stellen. Man hat von gewisser Seite wiederholt in Vorschlag gebracht, die höhere Bürgerschule in Wiesbaden in eine Gewerbeschule zu verwandeln; allein jedesmal ist die Antwort erfolgt, dass nur ein kleiner Teil der Abiturienten die gewerbliche Laufbahn einzuschlagen beabsichtige, die Mehrzahl aber sich dem Kaufmannsstand zu widmen gesonnen sei. Man darf sich dadurch nicht täuschen lassen, dass es wesentlich die Gewerbetreibenden sind, welche den Ruf nach höheren Bildungsschulen erschallen lassen; sie sind eben genöthigt, wenn sie nicht ganz gewöhnliche Arbeiter bleiben wollen, sich Kenntnisse in der Mathematik, im Zeichnen etc. zu erwerben, die sie im Geschäft selbst nicht wohl erlangen können. Die niederen Kaufleute (oder Krämer, wenn man will) können sich die zum Betrieb ihres Geschäfts erforderlichen Kenntnisse (im Rechnen, in der Buchhaltung etc.), wenn auch nur nothdürftig, im Geschäft selbst erwerben. Tritt aber ein äusserer Zwang wie der einjährig-freiwillige Dienst auf, so wird die Sache anders; fast alle Kaufleute haben so viel Vermögen, dass sie ihren Söhnen die Wohlthat des einjährig-freiwilligen Dienstes zu Teil werden lassen können; unter den Gewerbetreibenden aber, obwohl deren Zahl im Ganzen, wie die statistischen Ausweise lehren, viel grösser ist als die der Kaufleute, gibt es nicht so viel begüterte, weshalb sie ein viel geringeres Contingent zu den höheren Bürgerschulen liefern, als die Handelsbeflissenen. Desshalb hat man denn auch in der höheren Bürgerschule zu Wiesbaden für die oberen Classen nur zwei obligatorische und ausserdem für diejenigen Schüler, welche die gewerbliche Laufbahn einschlagen wollen, noch zwei facultative Zeichenstunden angesetzt.

In dem Wiesbadener Lehrplan ist ferner in der obersten Classe noch eine Lehrstunde zur Fortsetzung des in den zwei vorhergehenden Classen betriebenen kaufmännischen Rechnens angesetzt, welche in dem Lehrplan der Broschüre fehlt; derselbe lässt sogar das Rechnen schon

im V. Cursus fallen. Es scheint mir aber unthunlich, ein für Gewerbtreibende und namentlich für Kaufleute so wichtiges Fach wie das Rechnen, in den obersten Classen fallen zu lassen und möchte ich desshalb empfehlen, die Stundenzahl des Wiesbadener Planes in diesem Punkte beizubehalten.

Es gilt nun noch den zwei facultativen Zeichenstunden für die Gewerbetreibenden zwei facultative Stunden für die Handelsbeflissenen entgegenzusetzen. Die Kaufleute legen nach den eingehendsten Erkundigungen einen ganz besonderen Werth auf Rechnen und Schönschreiben; die Buchhaltung liegt ihnen weniger am Herzen, da diese im Geschäft selbst ebenso gut und noch besser erlernt werden könne. Wir schlagen desshalb vor, entweder zwei fakultative Schreibstunden, oder je eine Schreibstunde und eine Stunde Buchhaltung in den 2 obersten Classen anzufügen. Ich lasse dieses Entweder — Oder deswegen unerledigt, weil man nicht immer einen Lehrer hat, der Buchhaltung lehren kann; — einen Kaufmann kann man dazu nur ausnahmsweise gebrauchen.

Ehe wir nun unsern Lehrplan für eine höhere Bürgerschule tabellarisch aufstellen, wollen wir noch eine besonders wichtige Frage berühren, welche auch dem Verfasser der Broschüre als ein besonders schwieriger Punkt erschienen ist — ich meine die Beschaffung der nötigen und geeigneten Lehrkräfte. Zunächst ist zu bemerken, dass kaum eine Anstalt schwieriger zu führen und zu einem gedeihlichen Resultat zu bringen ist, als gerade eine höhere Bürgerschule. Ein Abiturient einer höheren Bürgerschule soll in diversen Fächern, wie Mathematik, Naturwissenschaft, Französisch und Englisch, wo möglich noch mehr wissen als ein Gymnasiast. Nun denke man sich einen 16jährigen jungen Menschen in einem feierlichen Examen vor dem ganzen Lehrercollegium, einem oder zwei Mitgliedern der Schuldeputation und — dem Schulrat. Wenn ein Gymnasialabiturient, der drei (!) Jahre älter ist, in irgend einem Fach nicht sonderlich beschlagen ist, so ist er doch im Stande, seine zerstreuten Kenntnisse rasch zusammenzufassen und eine wohlgesetzte Rede zu halten; man sagt dann wohl, der junge Mann weiss zwar nicht viel Positives, er zeigt aber doch eine bemerkenswerthe geistige Reife — und so schlüpft er am Ende noch durch. Anders aber ist es bei dem Bürgerschüler; was er nicht ganz bestimmt und im Zusammenhang weiss, kann er nicht von sich geben und so macht denn das Examen auf einen Schulrat, der vielleicht eben von einem Gymnasialexamen kommt, oft nicht den besten Eindruck. Und doch zeigen wieder andrerseits sehr hervorragende Leistungen in dem einen oder dem andern Fach, dass die Bürgerschüler an der Hand eines geschickten Lehrers recht Befriedigendes

erreichen können. Ein Bürgerschüler ist eben ganz auf seinen geistigen Nährvater angewiesen; ein Gymnasialabiturient dagegen hat an seiner grösseren Verstandesreife und selbständigeren Arbeitsfähigkeit ein Aequivalent gegen die etwaige Ungeschicklichkeit eines Lehrers, so dass allzu auffallende Ungleichheiten der Leistungen in den einzelnen Fächern nicht hervortreten. Nebenbei aber bemerke ich ausdrücklich, dass die Forderungen, welche man an einen höheren Bürgerschüler stellt, keineswegs zu hoch gegriffen sind und dass sie recht wohl in der gegebenen Zeit erfüllt werden können. Aber es wäre ein grosser Irrtum, zu glauben, dass für eine solche kleinere Anstalt geringhaltigere Kräfte ausreichten — ohne ein gewisses pädagogisches Geschick ist gerade hier nichts auszurichten. Darum hat man denn auch in den meisten Städten Preussens die Besoldungen der Lehrer der höheren Bürgerschulen vollständig denen der Gymnasiallehrer gleichgestellt und trotzdem hält es schwer, brauchbare Leute zu finden, da Viele eine Stelle an einer grösseren Schule einer gleich dotirten an einer höheren Bürgerschule vorziehen. Es bleibt deshalb hie und da nichts übrig, als jüngere Kräfte, welche sich bereits an grösseren Anstalten als vielversprechende Leute bewiesen haben, durch Anbieten einer beträchtlich besser bezahlten Stelle für die höhere Bürgerschule zu gewinnen. Im Ganzen kann der Mangel an einer ausreichenden Zahl von begabten Lehrern auf keine andere Weise gehoben werden, als dadurch, dass der Staat und die Städte tiefer in die Taschen greifen — je länger sie damit zögern, um so höher müssen sie späterhin gehen. Gegenwärtig aber muss man sich damit begnügen nur in einer oder der andern grösseren Stadt eine höhere Bürgerschule mit völlig brauchbarem Personal einzurichten. Die Schulverwaltung wird freilich ihre Mühe haben zu verhindern, dass auch kleinere Städte, um ihren Söhnen das Patent als Einjährig-Freiwillige zu verschaffen, höhere Bürgerschulen mit „beliebigen" Lehrkräften billigst sich anzuschaffen suchen; solche Städte thun besser, nur die 4 unteren Classen der höheren Bürgerschule herzurichten.

Wir lassen nun unsern Lehrplan in tabellarischer Uebersicht folgen und bemerken, dass die grossgedruckten Ziffern die von dem Verfasser der Broschüre und die kleingedruckten die von dem Schreiber dieses vorgeschlagene Anzahl der Lehrstunden bedeuten. Die facultativen Stunden sind mit einem Stern versehen; wir nehmen an, dass die eine Art derselben (Zeichnen) von den Technikern, die andere Art (Schreiben und Buchhaltung) von den Handelsbeflissenen besucht werden müssen; gerade an höheren Bürgerschulen wissen die jungen Leute oft früher, welche Laufbahn sie einschlagen wollen, als an einem Gymnasium.

Höhere Bürgerschule.

Lehrgegenstände.	Anzahl der Wochenstunden in den einzelnen Cursen.													
	I		II		III		IV		V		VI		Gesammtzahl der Wochenstunden.	
Religion . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	1	1	1	1	10	10
Deutsch . . .	5	5	5	5	4	4	4	4	4	3	3	3	25	24
Französisch . .	6	7	6	7	5	7	5	5	4	5	4	5	30	36
Englisch . . .	—	—	—	—	—	—	—	4	4	5	4	5	8	14
Geographie . .	2	2	}3	3	2	2	2	2	}3	3	—	—	}18	18
Geschichte . .	—	—			2	2	2	2			2	2		
Rechnen . . .	4	4	4	4	4	4	2	2	—	2	—	1	14	17
Mathematik . .	—	—	—	—	—	3	5	6	6	5	6	5	17	19
Naturbeschreibung	2	2	2	2	2	2	—	—	—	—	—	—	6	6
Physik . . .	—	—	—	—	—	—	3	3	2	2	2	2	7	7
Chemie mit Mineralogie . .	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2	4	4	6	6
Schreiben oblig.	3	3	2	2	2	2	—	—	—	—	—	—	7	7
Schreiben (Buchhaltung) fac.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	*2	—	*2	—	*4
Zeichnen oblig.	2	2	2	2	4	2	4	2	4	2	4	2	20	12
Zeichnen fac. .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	*2	—	*2	—	4
Gesammtzahl d. Wochenstunden.	26	27	26	27	27	30	29	32	30	32	30	32	168	180

Dr. H K. Stein, Handbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Dritter Band. Die neuere Zeit. Paderborn. Ferd. Schoeningh. 1872. S. IV. u. 347.

Desselben Werkes erster Band. Das Alterthum. Paderborn 1874. S. IV und 430.

Dem im 7. Bande dieser Blätter S. 310 f. angezeigten zweiten Bande des vorstehenden Schulbuches ist in nicht zu langer Frist der dritte gefolgt und nunmehr auch der erste. Die Hauptvorzüge des Buches sind geschickte Gruppirung, schulmässige Darstellung und verständige Behandlung des Stoffes. Aus der vorsichtigen und versöhnlichen Weise, in welcher der Verfasser dem confessionellen Hader der neueren Zeit gerecht zu werden sucht, konnte ihm nur unverkennbares Verkennen

des Nöthigen einen Vorwurf machen; es gehört diese Seite zu den besten des Werkes.

Auch in der Auswahl wird wol die richtige Mitte getroffen sein; nur selten verirrt sich die Erzählung in Untergeordnetes wie III, 157 zu dem Hinweis auf die Reiterstatue des grossen Kurfürsten in Berlin, S. 231 zu der von Napoleon viel bespöttelten „Schliessung des Freundschaftsbundes über dem Grabe des grossen Friedrich in nächtlicher Stunde", S. 104 dass Ludwig der XIV einmal im Jagdkleide im Parlamente erschien. Derlei gehört nicht in das Lehrbuch, das sich in präciser Kürze auf das Unerlässlichste beschränken soll; das Weitere besorge der Lehrer.

Dagegen theilt das Handbuch auch in diesen zwei Bänden einen unter den Schulbücherautoren immer bedenklicher um sich greifenden Fehler in recht erheblichem Grade: den des Mangels an sorgsamer Arbeit. Es ist nicht der für eine solche Behauptung geschuldete Nachweis allein, was ein näheres Eingehen auf diesen Punkt angezeigt erscheinen lässt, sondern eben so sehr der Wunsch, dem Verfasser das seiner anerkennenswerthen Leistung zugewendete Interesse zu bekunden und zu zeigen, worauf meines Erachtens bei einer neuen Auflage volles Augenmerk zu richten ist. Uebrigens beschränke ich mich hiebei auf den dritten Band und auch für ihn sollen die nachstehenden Bemerkungen keineswegs erschöpfend sein: wer genau zusehen wollte, könnte unschwer einen ansehnlichen Nachtrag liefern.

S. 2 wird für Heinrich den Seefahrer als Sterbejahr 1466 angegeben statt 1460; S. 96 für Hen. Stephanus 1518 statt 1598; S. 98 für Camoens 1569 statt 1579; S. 99 für Raphael Sanzio 1529 statt 1520; S. 100 für Rembrandt 1674 statt 1669; S. 107 für Corneille 1685 statt 1684; S. 133 für Kaiser Alexander I. 1815 statt 1825; S. 179 für Ludwig XV. 1772 statt 1774; S. 197 für Galvani 1799 statt 1798; S 198 für Newton 1726 statt 1727; S. 200 für Haydn 1808 statt 1809; *ibid.* für Mozart 1796 statt 1791; S. 246 für Schill 1810 statt 1809; S 331 für Fr. A. Wolf 1814 statt 1824; S. 245 als Todestag Hofers der 19. Februar statt des 20.

S. 180 steht als Geburtsjahr Montesquieus 1687 statt 1689; S. 4 für den Beginn von Columbus zweiter Fahrt 1494 statt 1493; S. 129 für den Königsbergervertrag des grossen Kurfürsten der 7. Jäner statt des 17.; S. 155 für die Schlacht bei Fehrbellin der 28. Juni statt des 18.; S. 181 für die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal 1758 statt 1759; S. 202 bei den Eintritt Calonnes in das Finanzministerium 1781 statt 1783; S. 209 für den Frieden von Campo Formio 1794 statt 1797; umgekehrt S. 216 für Jourdans Sieg bei Fleurus 1797 statt 1794; S. 243 für Napoleons Siege bei Eckmühl etc. 17 — 23. April statt 18. resp. 19 — 23. April; S 246 für das Entkommen des Braunschweigers nach England 1810 statt 1809; S. 325 wird die Uebergabe Sedans auf den 3. September verlegt.

S. 39 steht Maria von Aragonien statt Katharina v. A.; S. 61 echt Burgundisches Haus statt unecht B. H.; S. 97 Keppler statt Kepler; S. 108 und 178 Rococco; S. 115 und 126 Stahremberg; S. 116 Ardington statt Arlington; S. 123 Hochstädt, sonst wiederholt richtig Höchstädt; S. 124 Blenheim statt Blindheim; S. 126 Barcellona; S. 130 Wolhynien, sonst Volhynien; S. 164 Georg III statt G. II; S. 165 u. 175 Maximilian II statt M. III; S. 197 Guerike statt Guericke; S. 249 Rustopschin.

S. 42 Abs. 2 fehlt § 10; S. 175 steht das Citat § 48, 1 statt § 48, 3, 1; S. 178 steht § 46 und 48, 3 statt § 54 und 48, 3, 3 f.; S. 181

steht § 35, 4 statt 35, 3, c.; S. 6 fehlt Abs. 1 g. Ende das Wort „anfing“; S. 169 fehlt in der Zusammenstellung „Hastenbeck (26. Juli)“.

Unzweifelhaft hat von dem Angeführten manches der Setzer verschuldet; aber es wird nicht in Abrede zu stellen sein, dass einerseits dieser sorgfältiger zu überwachen war, dass anderseits auch dem Verfasser von vornherein sein guter Teil zur Last fällt.

Ich reihe hieran ein paar Verstösse anderer Art.

S. 110. Minister Lobkowitz hatte mit den hier erwähnten Vorgängen nichts zu thun; richtig ist er S. 111 erwähnt.

S. 116. Eugen von Savoyen wurde schon nach der Schlacht bei Mohacz — vergl. übrigens hiezu Mailáth, Geschichte des östreichischen Kaiserstaates IV S. 221 — zum Feldmarschall erhoben, also vor dem Abgange nach Italien.

S. 124. Georg Derflinger war schon 1695 gestorben; dessen Sohn Friedrich war bei der Einnahme Bonns 1703 nicht beteiligt. Die Belagerung hatte Bülow geleitet (vergl. van Kampen, Geschichte der Niederlande II, S. 341); die Einnahme geschah durch die Holländer unter Coehorn und Fagel, unterstützt von einem preussischen Corps unter Natzmer (vergl. Stenzel, Geschichte des preussischen Staates III S. 129).

S. 135 steht: Karl XII besiegte bei Narwa mit 15000 gegen 80000 Mann das russische Belagerungsheer; Herrmann, Geschichte des russischen Staates dagegen sagt IV, S. 119: „8000 Schweden hatten eine Armee von mindestens 38000 Russen überwältigt“.

S. 139. Der beim Regierungsantritt 12jährige Peter II. kann nicht Menzikows Schwiegersohn genannt werden. Dieser verlobte zwar den 3. Juli 1727 dem Czar seine ältere Tochter, allein schon im September desselben Jahres erfolgte sein Sturz.

S. 189. Die beiden Siege Suwarows in der Walachei wurden 1789, also vor Josephs II. Tod erfochten.

S. 215. Karl Ferdinand von Braunschweig, der Oberfeldherr im ersten Coalitionskriege, war nicht ein Sohn, sondern ein Neffe des Helden im 7jährigen Kriege.

S. 244. Zu Napoleons „furchtbarer“ Niederlage bei Aspern ist ausser Mailáth l. c. V, 294 ff., abgesehen von den Franzosen, die eine Niederlage überhaupt verneinen, doch auch ein Urteil zu hören wie das Schlossers (Gesch. des 18. und 19. Jahrhunderts VII, 505): „Es floss von beiden Seiten gleich viel Blut“.

Zu der Grenzbezeichnung des 1772 an Russland abgetretenen Teiles von Litthauen „zwischen der obern Düna, dem Drutsch und Dniepr (S. 188) mag Nr. 71, zu der Angabe, im Carlowitzerfrieden sei Siebenbürgen und das Land zwischen Donau und Theiss an Oestreich gekommen (S 116) Nr. 75 von Spruners Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit (3. Aufl.) verglichen werden; zu der Behauptung, im Roeskilder-Frieden habe Dänemark das südliche Norwegen an Schweden abgetreten (S. 129) Carlson Geschichte Schwedens IV, S. 274.

Auch an der Diction, im ganzen gut, wird dort und da zu glätten sein. Ich verweise auf Stellen wie S. 14: „Die Reichsstädte hatten die Niederlage noch nicht verwinden können“; S. 62: „Wenn in den beiden vorhergehenden Abschnitten die Reformation in mehreren Ländern Eingang fand“: S. 87: „Unsittlichkeit und Trunkenheit trugen sich schamlos zu Tage“; S. 109: „Karl II. wies die von Ludwig XIV nach Philipps IV. Tode erhobenen Ansprüche natürlich zurück“ — Karl, geb. 1661, war damals 4 Jahre alt! — S. 271: „Ypsilanti zog in Jassy,

die Hauptstadt der Moldau ein". Das S. 31, 103, 104, 112, 115, 135, 165, 172, 254 angewendete *praes. hist.* ist einerseits für ein Lehrbuch überhaupt ungeeignet, anderseits ist es teilweise dem Inhalte nach völlig unmotivirt.

Grosse Inconsequenz macht sich in mancherlei Beziehungen bemerkbar. Wenn der grosse Kurfürst, Friedrich II., ja selbst Friedrich I. von Preussen eine verhältnissmässig eingehendere und frischere Behandlung fanden als andere, und wenn das Buch mit dem Baslerfrieden von 1795 noch glimpflicher zurecht zu kommen weiss als es Häusser in seinen Vorlesungen gelang (vergl. Geschichte der französischen Revolution, herausgegeben von Oncken, S. 511), so ist hiegegen vom Standpunkte des Verfassers aus nicht viel zu erinnern: hier ist ein Plan in der Sache. Allein wo gänzlich ziellos, wie sich's eben trifft, etwas bald vornehm ignorirt, bald bis ins Minutiöse angegeben wird, darf man wol doch billigermassen seinem Befremden Ausdruck geben. Ich erinnere beispielsweise nur an die Angabe oder Weglassung von Jahreszahlen und Monatsdaten, an die Beigaben behufs der Orientirung über unbekanntere Orte, an Winke für die Aussprache fremder Namen. Um aus der grossen Menge von Derartigem lediglich ein paar Einzelheiten herauszunehmen, so werden nicht allein beim dreissig-, beim siebenjährigen Kriege und für die napoleonischen Zeiten meist die Monatstage angegeben, wozu gute Gründe bestehen, ja es geschieht dies mitunter selbst doppelt, sondern mit grosser Sorgfalt werden, doch wol zwecklos, Fehrbellin, Molwitz, Chotusitz u. a. bedacht, während für Dettingen (S. 164), la Hogue und die Schlacht am Boynefluss (S. 119, wo sie zuerst vorkommen), nicht einmal das Jahr angegeben ist, eben so für Neerwinden (S. 216)

Wird ferner für Schmalkalden (S. 27), Bärwalde (S. 77) und sonst oft eine orientirende Zugabe über die Lage als notwendig erachtet, so bestand kein Grund, eine solche vorzuenthalten für die Ebernburg (S. 20), Poissy n. Vassy (S. 44), Chastenoy und Bergerac (S. 46), Bartenstein und Heilsberg (S. 236).

Wenn endlich die Quantität der Paenultima für Spinola S. 60 mit Recht angegeben und überflüssig S. 71 wiederholt wird, warum fehlt sie für Gomarus, Stromboli, Bathory, Oliva, Arcole, Rivoli, Savona, Borodino, Kutusow, Suwarow, Kalugo, Beresina, Tabago u. m.? Und woher soll sich die Aussprache englischer Eigennamen für den Schüler von selbst verstehen?

Doch brechen wir ab! Ich wünsche dem in der Hauptsache richtig angelegten Werke eine recht weite Verbreitung, ein erspriessliches Wirken und — binnen nicht zu langer Zeit eine in Einzelheiten sorgfältig verbesserte neue Auflage.

Speier. Markhauser.

P. Vergilius Maro's Georgica herausgegeben und erklärt von Dr. E. Glaser, Grossherzoglichem Reallehrer in Giessen. Mit einer Einleitung enthaltend: Vorstudien zu Vergils Georgica. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1872.

Die Arbeit, sicher in der besten Absicht gegeben, ist nicht frei von starken Eigenthümlichkeiten.

Auf dem ersten Blatte redet G. der Lectüre dieses „specifisch römischen Literaturgebildes" in den beiden oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen I. Ordnung warm das Wort; auf dem zweiten gibt er Rechenschaft über die benutzte Literatur. Hierauf folgen die Vorstudien zu Vergils Georgica, deren erste S. 1 — 30 sich über die römische Landwirthschaft vor Vergilius Lebzeit verbreitet, die zweite S 31 — 44 über Vergils Originalität in den Georgiken, die dritte S. 45 — 52 über den wissenschaftlichen Werth der Georgica; S 53 — 141 geben den Text der Vergilianischen Dichtung über den Landbau mit Commentar.

Dass die Zumuthung, einen derartigen Commentar zu *goutiren*, wie er hier geboten wird, seitens des Lehrers eine Beleidigung wäre, scheint der Verfasser mit richtigem Takte selbst gefühlt zu haben, denn er will ja „ein eingehendes Verständniss der Dichtung bei einer strebsamen Jugend finden." Freilich bleibt dann der Zweck der einleitenden, über ein Dritttheil des Buches anfüllenden Vorstudien schwer verständlich, da man in dieser Weise doch nicht Schülereinleitungen schreiben darf.

Allein auch für Schüler ist der Commentar nicht zu billigen. Er enthält gut zur Hälfte lediglich Inhaltsangaben, Uebersetzungen oder Paraphrasen, im übrigen Erläuterungen meist der trivialsten Art, wie sie der Schüler aus seiner Grammatik wissen muss und hinsichtlich der Geographie und Mythologie in jedem leidlichen Wörterbuche findet. Schüler, die in den zwei oberen Gymnasialklassen so gearteter Krücken noch nicht entrathen können, werden gut thun, vorerst in den untern gehen zu lernen. Nur wo die Schrift etwa zur Privatlectüre verwendet würde, möchte behufs rascheren Vorwärtskommens diese Unterstützung nicht ganz zu missbilligen sein.

Dagegen könnte es nur freudig begrüsst werden, wenn die schön ausgestattete Ausgabe verdientermassen in den Kreisen sich Freunde zu erwerben vermöchte, die der Schule entwachsen für den Dichter ein reges Interesse treu bewahrt haben.

Speier. Markhauser.

Antibarbarus der lateinischen Sprache von Dr. Krebs. Fünfte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Allgayer. Frankfurt 1874.

Durch die noch 1875 erfolgte Versendung der siebenten und achten Lieferung ist nunmehr die neueste, fünfte Auflage von Krebs Antibarbarus vollständig erschienen. Besorgt hat diese fünfte Auflage derselbe Herausgeber, der vor acht Jahren die vierte Auflage besorgt hatte, Herr Rektor Dr. Allgayer. Das Buch ist zwar im Wesentlichen dasselbe geblieben, hat aber gleichwol namhafte Aenderungen erfahren durch Weglassungen, Verbesserungen, Zusätze, wie es die Natur eines derartigen Buches mit sich bringt; ja der Herausgeber selbst bezeichnet diese fünfte Auflage als eine fast gänzliche Umarbeitung der vierten.

Der Antibarbarus bestand in seinen frühern Auflagen bekanntlich aus zwei sehr ungleichen Teilen, einem kürzeren grammatischen, und einem längeren lexikalischen. Als Dr. Allgayer die Bearbeitung der 4ten Auflage übernahm, legte er sich die Doppelfrage vor, ob der kürzere Teil als der Grammatik überhaupt angehörig gänzlich wegzulassen, oder ob derselbe beizubehalten und umzuarbeiten sei. Damals

entschied er sich für das Letztere; dagegen jetzt, bei der Ausarbeitung der 5. Auflage ist die ganze, die grammatischen Bemerkungen enthaltende Partie wirklich weggelassen worden, hauptsächlich aus ökonomischen Gründen, damit der Antibarbarus nicht gar zu dickleibig werde. Ob nicht manchem Leser die Beibehaltung lieber gewesen wäre, mag dahin gestellt bleiben. Es scheinen durch diese Weglassung 78 Seiten weggefallen zu sein, in Wirklichkeit aber ist der Wegfall wol viel geringer. Denn viele der in den §§. 13 bis 167 der 4. Aufl. enthaltenen grammatischen oder syntaktischen Bemerkungen sind bei der 5. Aufl. in den lexikalischen Teil teils unverändert, teils verbessert hinübergenommen und an passender Stelle untergebracht worden. So z. B. ist der früher unter §. 68 und 69 behandelte *genitivus partitivus* in der neuen Ausgabe teils besprochen *s. v. Nullus*, wo gesagt ist, dass „Keines meiner Worte *nullum meum dictum*, nicht *meorum dictorum*, lateinisch heisst u. s. w." und der unpassende Schlusssatz mit Recht weggeblieben ist; teils *s. v. E* oder *ex*, wo gelehrt wird, dass es Fälle gibt, in denen statt des partitiven Genitivs *ex* oder *de* mit dem Ablativ des Ganzen im Lateinischen eintreten kann, mit dem durchaus richtigen Zusatze, dass *ex* (*de*) eintreten muss, „wenn das Ganze entweder bloss ein Zahlwort oder ein von einem Zahlwort begleitetes Substantiv ist, wie: *de tribus hoc extremum est Cic Phil.* 7, 7, 21 *n.*: *ne medius ex tribus Jugurtha foret Sall Jug.* 11, 3, und: *Gracchο minorem ex duabus filiis nuptam fuisse Liv.* 38, 57, 2 und *ex undecim centuriis equitum octo Liv.* 43, 16, 14". — Ebenso ist das früher im 1. Teil unter §. 65 über die Apposition Bemerkte, auf welche sich ein Relativ bezieht, in der neuen Aufl. zu lesen *s. v. qui quae quod* in folgenden Worten und Beispielen: „Bezieht sich die Apposition auf ein Relativum, so tritt sie, falls sie ein Attribut bei sich hat, nicht leicht hinter das Relativ, z B.: *in Isara flumine maximo, quod est in finibus Allobrogum Cic. Fam.* 10, 15, 3 Dasselbe gilt im Ganzen auch von *vir*, *homo*, selbst wenn diese Wörter ohne Attribut stehen z. B.: *hominem, qui creditoribus suis oppigneravit rem publicam Sen. Suas.* 7, 5; *cum Marcus Tullius Asiam obtineret, homo qui nihil ex paterno ingenio habuit praeter urbanitatem*, ebendas. § 13; *ille vir, cui patriae salus dulcior quam conspectus fuit, Cic. Balb.* 5 *init.*; *vir acer et fortis cui . . . Cic. Brut.* 35, 135 und *Laenius vir optimus qui . . . Fam.* 14, 4, 2; *Priscus, vir cujus . . . Liv.* 4, 46, 10 und 23, 7,4; *Aristoteles diversa tradit, vir qui . . . Pl. N. H.* 8, 16 (17), 43". — In gleicher Weise ist das früher unter §. 95 Bemerkte *s. v. Is ea id* der 5. Aufl. umgearbeitet zu lesen. — Ferner ist, was früher §. 140 gelehrt wurde über den Gebrauch des Dativs des Gerundiums, in der 5. Aufl. zu finden unter dem Worte *Studere*, mit Weglassung des früher beigemischten Unrichtigen.

Es mögen nun aber mehr oder weniger zahlreiche Bemerkungen aus dem weggelassenen ersten Teil der früheren Ausgaben in die 5. Aufl. des Antibarbarus hinübergenommen worden sein, so viel ist unverkennbar, dass die neue Auflage sehr viele neue Zusätze muss erhalten haben, da sich die Seitenzahl um volle 200 Nummern vermehrt hat, abgesehen von den in Wegfall gekommenen oben erwähnten 78 Seiten. Sind die vielen neuen Zusätze, woran nicht zu zweifeln ist, ebenso sorgfältig behandelt wie die eben besprochenen Artikel, so wird die neue Auflage des Buches mit erhöhtem Nutzen gebraucht werden.

München. Heumann.

Der geographische Unterricht nach den Grundsätzen der Ritter'schen Schule historisch und methodologisch erleuchtet von Dr. Herrm. Oberländer. 2. Aufl. Grimma 1875.

Wenn der Verfasser dieses Buches in der Vorrede darüber klagt, dass der Unterricht in der Geographie „nicht in allen Schulen unseres engeren und weiteren Vaterlandes auf eine wahrhaft geistbildende Weise nach den Grundsätzen der Ritter'schen Schule ertheilt werde," so müssen wir ihm hierin leider Recht geben. Nur zu häufig vertritt eine geistlose Aufzählung und Anlernung politisch-statistischer Namen und Zahlen die Stelle eines den Causalzusammenhang der einzelnen geographischen Elemente" gehörig zur Anschauung bringenden Unterrichts. Um so verdienstlicher erscheint der Versuch des Verfassers die Bedeutung der vergleichenden Erdbeschreibung in klarer, einleuchtender Weise darzulegen und die Grundsätze Ritters für die Schule nutzbar zu machen. Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung der vorritter'schen Geographie und ihrer didaktischen Behandlung. Der geographische Unterricht dieser Zeit litt an zwei grossen Cardinalfehlern: 1.) Vernachlässigung der physischen Geographie und einseitige Hervorhebung des statistisch-politischen Elementes, 2) zusammenhangslose Aneinanderreihung der geographischen Objecte ohne Rücksicht auf ihre innere Wechselbeziehung. Diese Fehler erkannt und durch eine grossartige Auffassung der Erde als eines eigenthümlich angelegten und sich fortentwickelnden Organismus die Geographie den übrigen Wissenschaften ebenbürtig an die Seite gestellt zu haben, ist das Verdienst K. Ritters und A. v. Humboldts.

Auf der breiten Basis auf welche „diese beiden grössten Denker der vergleichenden Erdkunde" die junge Wissenschaft gegründet haben, fusst eine reiche Literatur von methodologischen Abhandlungen, Lehrbüchern, Monographien u. s. w. Diese hat der Verfasser, z. Theil mit kurzen kritischen Bemerkungen, zusammengestellt und dadurch einen sehr brauchbaren Wegweiser in dem Labyrinth der geographischen Literatur gegeben. Den Kernpunkt des Buches aber bildet die eingehende Erläuterung des Wesens und des Nutzens der vergleichenden Erdkunde nach den neun verschiedenen Gesichtspunkten, von welchen aus sich ein Erdraum geographisch betrachten lässt.

Die im ersten Theil kurz zusammengefassten Gesetze der geographischen Erscheinungen werden im zweiten Theil des Buches in überaus anregender und instructiver Weise ausführlicher dargelegt und begründet. Diese, den besten Werken der neuen Schule entnommenen und geschickt und durchsichtig zu einem Ganzen verarbeiteten Capitel enthalten gewissermassen die Quintessenz der bis jetzt auf dem Weg der vergleichenden Forschung gewonnenen Resultate und bilden eine für das Studium und den Unterricht gleich werthvolle Fundgrube. Was den Unterricht selbst betrifft, so will der Verfasser mit Recht das statistisch-politische Element auf das Allernothwendigste beschränkt, dagegen die vergleichende Behandlung des physischen Elements in erster Linie berücksichtigt wissen. Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, die einem solchen Unterricht besonders in der Volksschule entgegentreten, wo dem Kinde erst gleichsam das A b c der Erdkunde geläufig werden muss; aber es soll auch hier das vergleichende Element nicht ganz ausgeschlossen bleiben. Von den verschiedenen Methoden des Unterrichts empfiehlt sich für Elementarschulen die **synthetische**,

besonders die concentrisch-synthetische, durch welche das zu behandelnde Material auf mehrere sich concentrisch erweiternde Kreise verteilt wird. Dagegen ist an höheren Anstalten, deren Schüler bereits über ein wenn auch geringes geographisches Wissen verfügen, die analytische Methode entschieden vorzuziehen. Diesen beiden Hauptmethoden gegenüber erscheinen die übrigen, die constructive, gruppirende und associirende von untergeordneter Bedeutung. Besonders ist die letztere so unnatürlich und gekünstelt, dass sie praktisch wol nie zur Geltung kommen wird. Schliesslich gibt der Verf. noch verschiedene beherzigenswerte Ratschläge und Winke für den Lehrer der Geographie.

Wir verweisen jeden, der sich eine gediegene Grundlage für einen fruchtbringenden geographischen Unterricht verschaffen will, auf dieses treffliche Buch Oberländers, das auf einem verhältnissmässig beschränkten Raum eine Fülle des brauchbarsten Materials in anschaulicher Uebersicht darbietet.

Bräuninger.

Lehrbuch der elementaren Geometrie, II. Teil: Stereometrie, von Brockmann. Teubner 1875.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede wiederholt dahin aus, dass der „Schnitt seines Werkchens der gewöhnliche" und nicht etwa „der den Anschauungen der neuern Geometrie angepasste moderne Schnitt" sei, den er „mit einer Anzahl von Fachgenossen" mehr zu hassen scheint, als gerade notwendig wäre. Bei dem ersten Lehrsatze zeigt er gleich, wie abhold er jeder Neuerung ist. Zu Gunsten des Euklid'schen Beweises, den er ausführlich bringt, verweist er die beiden kürzeren von Cauchy und Legendre in die Anmerkung, jedenfalls nur, weil sie das Unglück haben, „modern" zu sein. Sind sie doch noch lange nicht von dieser „neuern Geometrie" beleckt! Und schon diese Abneigung? Bedenklich erscheint dagegen die Erklärung: „2 Gerade (G.) können ausser in einer Ebene (E.), wo sie entweder einander schneiden oder parallel sein müssen, auch in zwei verschiedenen E. gelegen sein. Solche Linien heissen windschief." Als ob 2 sich schneidende oder 2 parallele G. nicht auch in 2 verschiedenen E. liegen könnten, als ob die durch sie mögliche E. auch jederzeit dazu gedacht werden müsste. Da lobe ich mir die consequentere, kürzere, allerdings neuere Form: Haben 2 G. einen Punkt (P.) gemein, so haben sie eine E. gemein und umgekehrt. Ja, wenn man da das Parallelsein nicht als Schneiden im Unendlichen auffasste! — Dass der Schnitt zweier E. der Definition dieser gemäss eine G. sein muss, dürfte wol gezeigt werden; elegant geschieht dies in einem Schriftchen über Stereometrie von Escher, eingeführt durch S. Ohm (sicher der trefflichste Empfehlungsbrief)', erschienen bei Metzler, Stuttgart. — Zum Satz: „2 Linien, die einer dritten parallel sind, sind auch unter sich parallel" ist natürlich hier ein Beweis gegeben und zudem einer, der den Begriff des Senkrechtstehens zu einer E. hereinzieht. Was soll dieser dem Satze ganz fremde Begriff, dies kann doch nicht einfach, naturgemäss heissen! Zum mindesten läge hier der Satz vom Schnittpunkte dreier E. näher. Allein dieser kommt bei dem „vom Hergebrachten nicht abweichenden Gang" des Verfassers erst viel später. Die moderne Anschauung bedarf allerdings schier keines Beweises, so wenig als für

den Satz: Gehen 2 G. durch denselben P. einer dritten, so gehen alle 3 durch einen P., von welchem er nur ein specieller Fall ist. — Als Lehrsatz 13 findet sich: Die Durchschnittslinien zweier Parallel-E. mit einer dritten E. sind parallel — mit angedeutetem indirectem Beweis, und erst als Lehrsatz 24 kommt: 3 E. und ihre 3 Schnittg. haben einen P. gemein in etwas längerer, dafür hergebrachter Form und doch ist 13 der Natur der Sache nach ein specieller Fall von 24. Ist das Hergebrachte naturgemäss? — Lehrsatz 22 sagt uns: Eine E., welche eine von 2 parallelen E. schneidet, schneidet auch die andere und doch geht 13 schon voran, der dies voraussetzt. — Nebenbei nur taucht so die Frage auf, ob denn auch die Härten der sprachlichen Formen, in welchen die Sätze ausgesprochen werden, unbedingt zum alten Schnitt nötig sind? Ketzer, wie ich nun bin, lobe ich mir den modernen Meister Staudt und dessen kernige und prägnante und doch elegante Ausdrucksform in seiner „Geometrie der Lage“, die sich unzweifelhaft jeder Lehrbuchschreiber auch alten Styls zum Vorbild nehmen dürfte. Wenn nebenbei der Geist Staudt's etwas einwirkte, würde dies sicher nicht schaden. — Sehr wenig beweiskräftig und überzeugend scheint mir der Beweis des Euler'schen Satzes; in der Schlussweise: Für das Tetraëder gilt der Satz, jedes Polyëder lässt sich als ein Aggregat von Tetr. mit gemeinsamer Spitze betrachten, sobald nun für die Summe zweier Tetr. mit congruenten Grundflächen die Richtigkeit des Satzes dargethan ist, gilt er für jedes convexe Polyëder — erscheint mindestens der letzte Schluss ohne weitere Zwischenglieder entschieden angreifbar und im günstigsten Falle ist für eine Anschauung des Sachverhaltes am fertigen Körper, für dessen Kanten etc. hier doch wenig oder nichts gethan. Die Strenge des Euklid ist hier auf alle Fälle abhanden gekommen. Dagegen ist beides zu finden im Beweise des Lehrbuches von Heis und Eschweiler nach Cauchy. Warum das Gute nicht benützen, wenn es auch einem vom modernen Geiste angehauchten Buche entstammt?

Ich fürchte den mir gebotenen Raum dieser Blätter und die Geduld des Lesers zu überschätzen, wenn ich die Kritik in dieser Weise fortsetze. Im Ganzen ist es mir unklar geblieben, warum die Flut von Geometrielehrbüchern alten Styls noch einmal vergrössert wurde. Die Auswahl nach dieser Richtung lässt wahrlich nichts mehr zu wünschen übrig; eher könnte ein Mangel an solchen Büchern nachgewiesen werden, welche getragen vom Geiste der neuen Anschauungsweise die Sätze über räumliche Lagenverhältnisse naturgemässer gruppiren, die Beweise kürzer, eleganter geben.

Dem Buche ist eine Aufgabensammlung von 37 Seiten beigegeben; es ist das sehr dankenswert. An gedruckten Aufgaben für räumliche Geometrie ist leider kein Ueberfluss zu finden, besonders wenn höhere Anforderungen an solche gestellt werden, als Flächen- und Inhaltsberechnungen gewöhnlichster Art. Das so zu sagen Schwerfällige des ganzen Buches kehrt aber auch hier wieder; schade, dass der Verfasser ausser der Sammlung von Reidt nicht auch das leider scheinbar so wenig gekannte kleine Werkchen von Müttrich, Königsberg 1869 bei Bon (69 Seiten) zu Rate gezogen; es enthält eine so grosse Manichfaltigkeit in den Formen der Aufgaben, diese wirken erfahrungsgemäss so anregend auf den Schüler, dass dem Werkchen die weiteste Verbreitung im Interesse der Sache zu wünschen wäre.

Bamberg. K. Rudel.

Wiederholungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der Physik von Wirth. Berlin, Wohlgemuth 1874.

Titel und Vorrede lassen leider darüber im Unklaren, für welche Stufe des Schülers das Büchelchen berechnet sein soll, und dies ist für die Beurteilung doch ein wesentlicher Faktor. Es scheint ferner vorausgesetzt zu sein, dass die Schüler kein Lehrbuch der Physik in Händen haben, es soll das Werkchen wahrscheinlich ein solches ersetzen. Von diesem Standpunkte aus sei es hier beurteilt. — Dem vorangestellten Principe eines Nachschlagebuches gemäss verzichtet dasselbe auf Zusammenhang, Entwicklung, bringt die einzelnen im Unterricht erkannten und erfassten Wahrheiten in „kurzer, präciser Form“, hie und da, enger gedruckt, kurze Erläuterungen, Beweise, Belege, anregende Fragen, aber leider willkürlich verteilt. — Der Verfasser versichert zwar in der Vorrede, auf Uebersichtlichkeit, Kürze und Präcision des Ausdrucks sein Hauptaugenmerk gerichtet zu haben, aber leider findet der Leser oft das Gegenteil. Einige Beispiele sollen dies beweisen. „Von 2 ungleichartigen Körpern hat derjenige das meiste Gewicht, welcher der dichtere ist“, wird uns auf der 1. Seite erzählt, ohne dass vor- oder nachher von Volumengleichheit die Rede ist. Bei den Gleichgewichtslagen ist eine Verwechslung des Falles, dass der Körper in einem Punkte, um den er sich drehen kann, unterstützt ist, und jenes Falles, dass der rund gedachte Körper seine Unterlage mit einem Punkte berührt, vor sich gegangen (Nr 6). — „Der Theil des Hebels vom Unterstützungspunkte zum Angriffspunkte der Kraft ist der Arm des Hebels“, ohne dass irgendwo die Bedingung des Senkrechtstehens der Kraft zum Hebel ausgesprochen ist. — In der Einleitung steht: Gewicht ist Druck gegen die Unterlage. Bei der schiefen Ebene erfahren wir, dass sie als Unterlage nicht das volle Gewicht zu tragen hat; so rächt sich eben die unbestimmte Ausdrucksweise. Bei der Lehre vom spec. Gewicht, aber nur hier, wird das Büchelchen auch zur Aufgabensammlung. — Komisch klingt: Weil die Luft Schwere hat, drückt sie auch aufwärts, weil die zusammengedrückte Luft sich auszudehnen strebt. — Beim Heber findet sich der auch sonst nicht seltene Fehler: Man taucht den kürzeren Schenkel in die Flüssigkeit und saugt am längeren etc. (Diese Form brachte einen sonst verständigen Offizier und dessen berathenden „Brunnenmeister“ auf die Idee, das Wasser zu einem Springbrunnen aus einem tiefer gelegenen Bassin mittelst senkrecht aufsteigender kurzer und wenig geneigt verlaufender längerer Röhrenleitung heraufzuholen laut Heberwirkung!). — Im Capitel 5 (Chemische Erscheinungen) findet sich die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Definition 17: Die Flamme ist eine chemische Verbindung von Kohlenwasserstoff und Sauerstoff. — Bei der Entstehung des Regenbogens lässt der Verfasser den Leser leider im Dunkeln, warum, wenn sich die Sonnenstrahlen von einer „dunkleren“ Hinterwand zurückwerfen lassen, diese Dunkelheit so wichtig ist. — „Die Wirkung der Sonnenstrahlen hängt von ihrer Dauer ab. Demgemäss fällt die grösste Hitze des Tages und Jahres nicht auf Mittag und Sommersanfang, sondern später“. Zwar kurz aber nicht gut. Solche Gründe, auf geheimnissvollen unerklärten Zusammenhang sich stützend, pflegte ein bekannter Lehrer im Unterricht mit den Worten abzufertigen: Dieweil der Leu ein grimmig Thier ist, sollen wir in einem neuen Leben wandeln. — „Das Ueberlaufen siedender Flüssigkeiten hängt von ihrer Ausdehnung ab“. Ja, aber meist pflegt eine Ausdehnung in den gas-

förmigen Zustand mitzuwirken. „Das Thermometer besteht aus einer dünnen Glasröhre etc.", da dürfte doch eine dicke Glasröhre mit feiner Oeffnung der Gebrechlichkeit halber eher am Platze sein. — Der Verfasser gibt in der Einleitung der Wärmelehre der neuen Anschauung die Ehre, spricht von der als falsch erkannten Ansicht „die Wärme häufe sich an und ströme wieder aus etc., sagt aber später: Flüssige Körper bestehen aus festen K. und Wärme, Dampf aus flüssigen K. und Wärme". Wie reimt sich dies zusammen? — Als Beleg zur Verdunstung durch Luftzug sagt er: „Wolle trocknet schnell in hohlen Cylindern, die sich mit grosser Geschwindigkeit drehen", da dürfte ihm eine kleine Schwachheit mit untergelaufen sein und der Beleg zur Centrifugalkraft versetzt werden.

Die hier aufgeführten Mängel erschöpfen zwar die vorhandenen nicht; aber abgesehen von denselben ist weitaus das meiste in einer für den Schüler sehr fasslichen, verständlichen, anschaulichen Weise dargestellt. Die Auswahl ist eine sehr geschickte und verrät eine im Lehren der Anfangsgründe geübte Kraft. In einer vierten Auflage sind die gerügten Stellen leicht zu vermeiden, zu verbessern und dann vermag das Büchelchen, welches auf 94 Seiten ausserordentlich viel bietet in seiner starren, apodiktischen Weise, dem Bedürfnisse nach einem blossen Repetitionshefte der Erklärungen, Regeln, Sätze, wo ein solches besteht, gut abzuhelfen.

Bamberg. K. Rudel.

Zur Reorganisation der Gewerbschulen.

Unlange enthielt die A. Abendzeitung eine Altersstatistik der bair. Gew.-Schüler, in welcher eine erkleckliche Zahl solcher, die älter als 14 Jahre, sich zeigte. Daraus wurde der Schluss gezogen (und desshalb entstand jene Statistik), dass das in der Broschüre „der Realunterricht in Preussen und in Bayern" vertretene Projekt mit den vier unteren Cursen vom 10 — 14. Lebensjahre dem thatsächlichen Bedürfnisse nicht entspreche. Auch wir wollen heute alles Andere, was noch für unser Projekt spricht, bei Seite lassen und uns nur mit der obigen Schlussfolgerung beschäftigen. Da ist denn vor Allem Jedermann bekannt, dass die Angabe 10 — 14 nur eine untere Gränzangabe bedeutet, die nach oben dieselbe Freiheit belässt, von welcher bisher die Gewerbschüler mit 16 Jahren und darüber Gebrauch gemacht haben. Und der Unterschied, dass die Städtebevölkerung jüngere Schüler zur Mittelschule sendet als die Landbevölkerung, wird so wie anders noch lange fortdauern und ist auch innerhalb gewisser Schranken unschädlich; ja sogar notwendig, wenn ein Schüler auf dem Lande durch sechsjährigen Besuch der Volksschule erst dieselbe Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen erlangt hatte als das Stadtkind durch vier- oder fünfjährigen. Im Uebrigen fixirt auch das „Votum" von Mann die vier unteren Curse auf die untere Gränze 11 — 15, und gewährt noch einen Vorkurs. Also verschwindet nach unserer Ansicht das obige Streitobjekt; es wird nichts gegen das Bedürfniss im Volke präjudicirt. Beide Projekte stimmen im Grunde mit der Zahl 10 überein; und das erstere schliesst die Errichtung eines fünften Curses da, wo gute Frequenz zu erwarten ist, nicht aus. Jedoch wir schliessen, um unsern oben ausgesprochenen Vorsatz nicht zu brechen.

Literarische Notizen.

Die Arithmetik in systematisch geordneten Aufgaben fur Schulen und zur Selbstbelehrung bearbeitet von J. Fossler, Lehrer am Grossherzogl. Gymnasium in Karlsruhe 4 Abteilungen. Karlsruhe 1872 — 1875. Druck und Verlag von Friedrich Gutsch Auflösungen und Resultate 4 Abteilungen. *ibidem.* Ueber den eigentlichen Wert solcher Bücher, welche in einer pädagogisch sehr wohl zu rechtferigenden Weise wenig Regeln und sehr viel Aufgaben geben, kann erst längerer Gebrauch entscheiden, dem oberflächlichen Anblick erscheint das Werkchen recht brauchbar. Besonders hat uns die bevorzugte Stellung angesprochen, welche der Verfasser in der 1 Abteilung (Angewandtes oder Geschäftsrechnen) der Schlussrechnung gegenüber der nur zu häufig ganz mechanich betriebenen *Regula de quinque* etc. einräumt. Das Metermass ist in der vorliegenden zweiten Auflage durchgängig angewandt.

Das Mikroskop und seine Anordnung. Von Dr. Friedr Merkel, Prof. an der Universität Rostock. Mit 132 Holzschnitten. (XIV. Band des in diesen Blättern schon wiederholt empfohlenen Werkes „Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek“. S. VII. 373.) München, Oldenbourg. 1875. Pr. 3 M.

Lehrbuch der Anthropologie zum Unterricht an höheren Schulen, sowie zur Selbstbelehrung. Von Dr. *med.* Dressler. I. Bd Anatomie. Mit 148 Holzschnitten. Leipzig, Sal. Klinkhardt. 1876. 236 S. in 8. Pr. 3 M 20 Pf. Der Ausdruck „höhere Schulen“ ist zu urgieren; an Mittelschulen könnte das Buch aus pädagogischen Gründen bei aller sonstigen Brauchbarkeit keinen Platz finden.

Ein Hundert Gesänge für Männerstimmen. Für den Gesangunterricht in höheren Schulen ausgewählt, teilweise bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Reichardt. Leipzig, Sal. Klinkhardt. 1875. 172 S. in 8. Pr 2 M. 40 Pf.

Gelegenheitsgedichte. Zum Besten des sächsischen Pestalozzivereins und der Witwenkasse des pädagogischen Vereins in Dresden. 2. vermehrte und verbesserte Aufl., herausgegeben von G. Eichler und F. W. Körbitz. Leipzig, Klinkhardt. 1875. 222 S. in 8. Pr. 2 M.

Mit Freuden begrüssen wir die zweite Auflage der Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen von Bernhard Schmitz (Leipzig, C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung), deren erster Teil, die Sprachwissenschaft überhaupt, und dritter Teil, Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen, uns zur Einsichtnahme vorliegt.

Theoretisch-praktischer Lehrgang der englischen Sprache mit genügender Bezeichnung der Aussprache für höhere Schulen von C. Deutschbein, Oberlehrer an der Realschule I. O. zu Zwickau. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Ladenpreis ungebunden 2 M. 40 Pf. Cöthen, Verlag von Otto Schulze. Nach Ploetz' und Graeser'scher anerkannt praktischer Art und Weise bearbeitet.

Onomatik der Englischen Sprache zum Gebrauche neben der Grammatik, enthaltend ein Vokabular nach neuen Principien und einen Abriss der wissenschaftlichen Wortkunde von Dr. R. Dihm, Oberlehrer an der Realschule I. O. am Zwinger in Breslau. Berlin 1876. Verlag von Julius Springer.

Sarreiter, Jos., k. Studienlehrer in Edenkoben „Die klassischen Schriftsteller des Altertums müssen die Grundlage des höheren literarischen Unterrichts bleiben". In Kommission von Bensheimer in Mannheim 1876. 55 S. in 8. Eine mit grosser Literatur- und Sachkenntniss und ebenso viel Wärme verfasste Apologie der klassischen Studien.

H. D. Müller, Syntax der griechischen Tempora. Göttingen 1874. 1 M. 20 Pf. Der Verfasser sagt, er habe es darauf abgesehen, auf Grundlage der Sprachvergleichung die griechische Syntax so zu behandeln, dass das Verhältniss des griechischen Sprachgebrauchs zu dem lateinischen überall klar und scharf hervortrete, um auf diese Weise eine grössere Sicherheit des grammatischen Wissens in beiden Sprachen zu erzielen und dem so vielfach gefühlten Bedürfnisse der Concentration des Gymnasialunterrichtes in einem der wichtigsten Punkte entgegenzukommen. Ein ähnliches Ziel habe die zuerst von Thiersch angeregte Idee einer Parallelgrammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache im Auge gehabt. Dass man sich nicht durch den gebrauchten Ausdruck „Sprachvergleichung" von der Lektüre der sehr lobenswerten Schrift abgeschreckt fühle, ist vor allem zu bemerken, dass der Verfasser darunter in richtiger und vernünftiger Beschränkung hauptsächlich nur die Herbeiziehung des deutschen und lateinischen Sprachgebrauches versteht. Die Gebrauchsweisen der einzelnen Tempora im Haupt- und Nebensatze sind ausführlich und mit gründlichem Verständniss erläutert und mit zahlreichen Beispielen besonders aus den Homerischen Dichtungen belegt. Sehr beachtenswert ist zumal der letzte Abschnitt über die imperfektivische Bedeutung der Nebenformen des Präsens.

Platonische Studien von H. Bonitz. 2. Auflage. Berlin, Franz Vahlen 1875. X und 291 S. 8°. Bei der Art der Schriftstellerei Platons, der den Leser häufig seine Gedanken mehr erraten lässt, als sie deutlich und zusammenhängend entwickelt, ist der willkürlichen Auslegung Thür und Thor geöffnet. Um so mehr ist bei diesem Autor eine strenge, wissenschaftliche Methode, eine genaue Beobachtung der Gesetze der Hermeneutik erforderlich. Es bedarf daher keiner weiteren Empfehlung, wenn ein Meister auf diesem Gebiete, wie H. Bonitz, uns seine rühmlichst bekannten platonischen Studien in neuer, durchgängig revidierter Bearbeitung bietet. Dazu sind in dieser zweiten Auflage noch drei anderwärts gedruckte Abhandlungen gefügt und drei bisher noch ungedruckte. Die eine von den letztgenannten ist dem Euthyphron gewidmet (S. 215 — 227). Sie befasst sich mit der Absicht und dem Gehalte desselben („ich hoffe, es lässt sich aus der blossen Vergegenwärtigung des Ganzen des Gesprächs, ohne irgend etwas in dasselbe willkürlich hineinzutragen, die Absicht Platons mit Sicherheit erkennen und erweisen" S. 216) und verteidigt die Echtheit dieses Dialoges. Die zweite (S. 228 — 236) befasst sich mit einem Abschnitte des Dialoges Charmides, wo Platon von einer ἐπιστήμη ἐπιστήμης spricht. Wenn Bonitz gegen Schleiermacher und andere die Ansicht aufstellt, dass dieses Wissen des Wissens von Platon nur behandelt werde, um einen ihm als sophistisch erscheinenden Gedanken zu verwerfen, ohne dass daraus ein positiver Beitrag für den eigentlichen Untersuchungsgegenstand des Dialoges sich ergebe (S. 235), so erscheint dies an sich wenig wahrscheinlich, verdient aber jedenfalls eine nähere Untersuchung. Die dritte Abhandlung (S. 237 — 251) hat den Dialog Protagoras zum Gegenstand und beantwortet die Frage, wie derselbe

aufzufassen sei, mit Beziehung auf eine Abhandlung von Meinardus (Oldenbourg 1865). Es dürfte hiebei für die Leser dieser Blätter von besonderem Interesse sein, zu vernehmen, wie Bonitz über diesen Dialog als Schullektüre urteilt. Er schreibt darüber in der Vorrede (S. IX): „Der Dialog Protagoras, seinem Inhalte nach für Primaner eines Gymnasiums durchweg verständlich, seinem Umfange nach durch die Schullektüre in mässiger Zeit abzuschliessen, ist in solchem Masse charakteristisch für Platons dialogische Kunst und belehrend über Bildungszustände des Sokratischen Zeitalters, dass ich ihn nicht blos „eventuell“, wie vor kurzem eine Directorenconferenz sich entschied, in den Kanon der Schullektüre aufnehmen, sondern es für ein Unrecht ansehen würde, dies Meisterwerk Platons den Schülern des Gymnasiums vorzuenthalten.“ Der Druck und die Ausstattung des Buches sind vortrefflich. Seite 231 steht *ἀναγκασθήσεσθε* statt *ἀναγκασθήσεσθε*.

Auszüge.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 1875. 12.

I. Ueber einige schwierige Stellen in den Oden des Horaz im Hinblick auf die neueste Ausgabe desselben von Schütz, von Oberlehrer Dr. du Mesnil in Gnesen. Es werden einige vierzig Stellen besprochen, deren Erklärung von Schütz nicht versucht worden oder nach der Ansicht Mesnils nicht gelungen ist.

1876. 1.

I. Die *consecutio temporum* der abhängigen lat. Fragesätze. Von Dr. E. Schweikert. „Auch die indirekten Fragesätze haben die freiere *consecutio* der Folgesätze; nach einem Praeteritum des regierenden Satzes kann das Tempus des abhängigen Satzes auch nach der jeweiligen Gegenwart des Redenden sich bestimmen.“

Jahresberichte: Xenophon von Dr. Nitsche.

Statistisches.

Ernannt: zum Realienlehrer an der Gewerbschule in Freising der Realienhifslehrer Kittl; zum Realienlehrer an der Kreisgewerbschule in München der Hilfslehrer Krallinger; zum Assistenten für Chemie an der Industrieschule in Kaiserslautern der Lehramtskandidat und Assistent an der Kreisgewerbschule in München Friedl.

Berichtigung.

S. 473 Z. 4 von unten im vorigen Jahrgang lies verbieten statt verbinden.



Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Zu Tacitus.

1.

Plural der *Abstracta* bei *Tacitus*

(als Ergänzung zu Draeger's Syntax und Stil des Tacitus. 2. Aufl. 1874.)

So dankenswert Draegers Arbeit für denjenigen ist, der sich mit Tacitus beschäftigt, so ist doch trotz der dem Erscheinen dieser zweiten Auflage vorhergegangenen Ankündigung, die von „einer gänzlichen Umarbeitung einzelner Paragraphen, von Tausenden von Nachträgen und Verbesserungen“ sprach, nicht zu läugnen, dass auch diese 2. Auflage an den gleichen Fehlern leidet wie die erste: Unvollständigkeit in der Sammlung des zu behandelnden Materials und Mangel an rationeller Gliederung des Stoffes. Zum Beweis für dieses Urtheil kann schon der zweite Paragraph des Schriftchens dienen, der von dem Plural der Abstracta bei Tacitus handelt.

Es hätte sich hier gewiss weit mehr die Art und Weise der Darstellung empfohlen, die Draeger selbst in seiner Historischen Syntax der lateinischen Sprache §. 7 p. 14 ff. eingeschlagen hatte. Statt nämlich die hieher gehörigen Substantiva unter die Kategorien 1. Witterungserscheinungen, 2. Affecte, 3. Geistige Eigenschaften und Zustände, 4. Substantiva der Bewegung zu disponiren, wäre es rationeller gewesen, dieselben nach den von Draeger selbst l. l. entwickelten 4 Gründen der Anwendung des Plurals der Abstracta zu ordnen. Dadurch wäre jene ganze Reihe „nicht zu classificirender Plurale“ weggefallen, da die dort aufgeführten Substantiva unter die übrigen Kategorieen subsumirt werden können. Ferner hat Draeger eine bedeutende Anzahl von Abstractis, die bei Tacitus im Plural vorkommen und jedenfalls in einer Specialsyntax desselben Erwähnung verdienen, übergangen oder bei andern, die er aufzählt, sich damit begnügt, dieselben mit einigen wenigen Stellen zu belegen.

Nach den gemachten Wahrnehmungen sind noch nachzutragen:

acerbitates a. (= Annal.) 2, 71. 6, 4. 13, 50. Schon Cicero. *adcursus a.* 4, 41. *ademptiones a.* 4, 6 cf. *a.* 1, 10 *divisiones. adfinitates Agr.* 44. *G.* 22. *a.* 11, 24. *adgestus a.* 1, 35. *adpulsus a.* 2, 6. *adsultus, a.* 2, 21. auch *Verg. A.* 5, 441. *advocationes d.* (=*dialog.*) 4. *adulteria h.* 1, 2. 4, 2. *a.* 11, 30 schon *Cicero. affectiones a.* 3, 58. 4, 15. *amicitiae h.* 1, 10. 2, 87. 3, 86. *a.* 4, 40. 4, 33. 5, 2. 16, 14. 32. u. a. m. *amores a.* 2, 41. 5, 3. 14, 20. *amplexus a* 12, 47. 16, 32.

arbitria a. 12, 60. *ardores h* 5, 6 schon *Cicero. aspectus a* 16, 27. auch *Verg. A.* 9, 657. *auctoritates a.* 2, 32. schon *Cicero. auctus h.* 4, 28. *Caedes Agr.* 45. *h.* 3, 33. *a.* 12, 35. 13, 1. 14, 26. 33 u. a. m. *calamitates h.* 2, 13. *clamores d* 15 *Agr.* 33 *h* 3, 58. *a* 12, 43. *conclamationes h.* 4, 1. *a* 3, 2. *concursus a.* 4, 67. *congressus a.* 11, 4. *contentiones h* 4, 8 a. 2, 35. 13, 28. *Dehonestamenta, h* 2, 87. *deditiones h.* 3, 70. *desideria a.* 1, 19 26. *devortia Agr.* 19. *discursus a.* 4, 74. *divisiones a.* 1, 10. *dominationes a.* 3, 26. 12, 4. 30. *Egressus* auch *a* 13, 3. *electiones d.* 35. *educationes* auch *a* 3, 25. *eversiones h.* 5, 8. *exactiones a.* 13, 51. *exceptiones G* 44. *excidia h.* 3, 53 4, 15. *exilia Agr.* 45. *h.* 1, 2. 3. *a.* 15, 71. *exitia a.* 6, 29. schon *Cicero. exitus* Tod, Lebensende *h.* 1, 3. 2, 6 *a.* 1, 10. 4, 11. 33. 71 16, 16. Ende, Ausgang *h.* 1, 30. 83. *Fraudes a.* 6, 21. *fremitus G.* 10. *a.* 14, 32. *fugae* auch *h.* 5, 8. *furores a* 16, 28. *Gemitus a.* 1, 5. *Hinnitus G.* 10. *Imbres Agr.* 12. *h.* 4, 74. 5, 6. 12. 18. *a* 1, 30 56. 76. *incessus a.* 3, 74. *ingenia* sehr häufig. *a.* 16, 20. *ingressus a.* 15, 3. *introitus a.* 4, 67. *jura G.* 12. *a.* 12, 43. 14, 30 *jura reddere. Laniatus a.* 6, 6. *luxus h.* 1, 22. *a.* 3, 55. 4, 67. *Mentes h.* 1, 36. 81. 84. 2, 4. *a.* 1, 28. *mercedes a.* 11, 7. *miseriae* auch *a.* 1, 30. 4, 28. *monitus G.* 10. *mortes* auch *h.* 1, 3. 2, 93. *a* 6, 29. 16, 16. *Neces h.* 5, 8. *necessitates* auch *h* 1, 3. 2, 4. *a.* 1, 11. 3, 34. *G.* 15. *nexus a.* 3, 28. *Objectus a.* 14, 8. *obsequia* auch *h.* 1, 80. 2, 87. *a.* 12, 11. *offensae* und *offensiones* sehr häufig. *otia a.* 14, 20. *opportunitates Agr.* 22. *Positus a.* 6, 21. *pretia G.* 31. *a.* 1, 35. 11, 26. *principatus h.* 2, 55. *propinquitates G.* 7. *h.* 2, 80. *a* 11, 1. *Raptus G.* 14. 35. *h.* 1, 46. 51. 83. 2, 58. 4, 14. *a.* 2, 52. 15, 38. *recordationes a.* 4, 38. *cf. Sueton. lud. hist. p.* 334 (*R.*) *memoriae privatorum. religiones h.* 4, 83. 5, 13. *a.* 1, 10. 3, 20. u. a. m. *Secessus* (*amoeni*) *a.* 14, 62. *simultates h.* 2, 85. 3, 53. *a.* 3, 54. 58. 15, 68. *solacia h.* 2, 47. 3, 51. 84. *a.* 3, 6. 12. 4, 8. 12, 68. 15, 63. *superstitiones* auch *Agr.* 11. *h.* 4, 81. *a* 3, 60. 14, 30. *suspiciones* auch *h.* 1, 85. 2, 21. 68. 3, 12. 1, 78. 4, 32. *a.* 2, 76. 4, 41. 11, 15. 12, 4. 59. 14, 30. *Taedia a.* 4, 41. *terrores h.* 2, 13. *a* 4, 69. *timores a* 15, 36. *transitus h.* 1, 21. *Utilitates* auch *a.* 1, 10. *Venatus G.* 11.

2.

Abstractum pro Concreto.

Darüber handelt Draeger in §. 3. Ausser den daselbst notirten Substantiven und Belegstellen sind noch anzuführen:

amicitia auch *a.* 3, 30 *d.* 8. *consilium* auch *G.* 12. *h.* 1, 87. *consortia a.* 3, 34 *consultationes a.* 16, 14. *crimina* Schuldige *a.* 1, 55. *cura* Schrift, Werk. *d.* 3 6. *Agr.* 10 *a.* 4, 11. 3, 24. *custodiae a.* 1, 5. 28. *decora* auch *h.* 1, 15. 84 vom Senat: *caput imperii et decora omnium*

provinciarum. a. 3, 75. *dilectus h.* 2, 57. 4, 70. 71. *exilia h.* 1, 2. *familiaritas a.* 15, 50. *ingenia d.* 2. *Agr.* 2. 3. *h.* 1, 1. *a.* 1, 1. 4, 35 14, 49. 15, 41. *necessitudines h.* 1, 15. 2, 80. *partus a.* 3, 33. 14, 63. *servitia h.* 4, 1. u. a. m. *solitudines a.* 2, 52. *trajectus a.* 15, 34.

3.

Participia substantivirt.

Den Gebrauch des substantivirten *Particip. praes. act.*, von dem Draeger §. 7, 1 handelt, habe ich ausser den von ihm angeführten Stellen auch noch an folgenden Participien beobachtet: *aestimantes h.* 1, 16. *audientes d.* 30. *a.* 4, 9. 2, 33. *cognoscens* (*cognoscentis clementia*) *d.* 41. *docentes a.* 12, 41. *discentes d.* 29. *dominantes h.* 1, 21. 4, 74. *a.* 14, 56. 3, 75. *eminentes Agr.* 5. *exturbantes a.* 2, 2. *faventes d.* 34. *imperantes d.* 13. *Agr.* 31. *judicantes d.* 20. *invidentes d.* 31. *legentes h.* 2, 50. *a.* 4, 33. *medentes* ausser *h.* 5, 6 auch noch *d.* 31. (*ars medentis*) und *a.* 11, 6. *regentes a.* 12, 54. (*regentis d.* 41.) *servientes* auch *a.* 3, 65. *spectantes G.* 24. *a.* 1, 77. *venerantes a.* 2, 1.

4.

dial. c. 18. *num dubitamus inventos, qui pro Catone Appium Caecum magis mirarentur?* Da das handschriftliche *pro* neben *magis* nicht bestehen kann, so hat man es entweder in *prae* geändert (*Vulgata*) oder *magis* gestrichen (Andresen). Der letztere Versuch, die Stelle zu heilen, ist entschieden misslungen. Denn es werden hier verschiedene Redner hinsichtlich der ihnen zu Theil gewordenen Bewunderung mit einander verglichen. Daher ist der Ausdruck *pro Catone Appium Caecum mirari* ungeeignet und es ist nicht abzusehen, auf welche Weise *magis* in den Text gekommen sein sollte. Möglicherweise ist *pro* aus *Porcio* verderbt. Der Umstand, dass in dem Archetypus die Eigennamen von den übrigen Wörtern durch die Schrift nicht unterschieden waren, hat auch c. 19 *init.* zu einer Corruptel Anlass gegeben, wo die Hdschr. statt (*Cassium*) *Severum quem reum* bieten. Ebenso c. 5. *sub fin. prius Marcellus* statt *Epirus Marcellus* und c. 8. *eproprium* statt *Eprium*.

5.

ann. II, 5. *at ille, quanto acriora in eum studia militum et aversa patrui voluntas, celerandae victoriae intentior tractare proeliorum vias et quae sibi tertium jam annum belligeranti saeva vel prospera evenissent.* Mit Verwunderung liest man, was Draeger zu dieser Stelle bemerkt: „Bei *proeliorum vias* hat Tacitus wol nur an die Land und Seewege, nicht an die Kriegführung im Allgemeinen gedacht.“

Diese Erklärung ist sicherlich unrichtig. Der Ausdruck *proeliorum viae* ist vielmehr wie Nipperdey richtig bemerkt im übertragenen Sinne

4*

gebraucht und von den Feldzugsplänen des Germanicus von seiner Kriegführung im Allgemeinen zu verstehen,: also *proeliorum viae* = *belli gerendi rationes*. Zur Begründung dieser Ansicht und zur Vergleichung mit den Worten des Tacitus seien folgende Stellen angeführt:

Val. Flacc. I, 32:

ergo anteire metus juvenemque exstinguere pergit
Aesonium letique vias ac tempora versat.

Ammian. Marcell. XIV. 5, 6: *odorandi vias periculorum occultas perquam sagax.* XIV, 6, 17. *vias propagandae posteritatis ostendit.* XVII, 1, 12. *pacem Caesar omni consiliorum via firmata per decem mensuum tribuit intervallum.*

A. G. H.

Zu Eur. Hippolyt.

Die Leser dieser Blätter werden mir gewiss das Zeugniss geben, dass ich in der Benützung derselben für eigene Zwecke die grösste Entsagung übe; für den Redakteur gilt ja der Satz: *hospitibus honos*. Man wird indes diese Forderung nicht so weit treiben dürfen, dass man ihn gänzlich von eigenen Publikationen ausschlösse oder höchstens als Nothelfer eintreten liesse. Denn das hiesse ihn unter Umständen vor fremde Thüren weisen. Eben im Begriffe, eine Schulausgabe des Hippolyt in der von mir früher versuchten Weise dem Drucke zu übergeben, sei es mir gestattet, hier einiges zur Kritik und Erklärung dieses Stückes beizubringen, was nach dem Zwecke jener Ausgabe von den Noten ausgeschlossen bleiben muss, und aus Rücksicht auf den Preis auch nicht in der Vorrede untergebracht werden soll. Ich werde mich dabei der grössten Kürze befleissen. Meine eigenen Vermutungen sollen, wie auch in den früheren Stücken, nicht den Wert evidenter Verbesserungen beanspruchen, sondern zunächst andere zur Prüfung und zu weiterem Nachdenken anregen; sie finden daher nur in seltenen Fällen, wo es mir geboten scheint, unmittelbare Aufnahme in den Text.

1. *μέν* hat seinen Gegensatz in *τε* v. 3, bekanntlich eine nicht seltene Verbindung; *δέ* v. 9 bezieht sich lediglich erklärend auf 3—8.

32 f. Gedanke und Ausdruck erwecken den Verdacht der Interpolation. Unter allen Umständen kann *ἔκδηλον* nicht gehalten werden, das ja dem ausgesprochenen Streben der Phädra ihre Leidenschaft zu verbergen widerspräche; das Gleiche gilt von *ὠνόμαζεν*, wofür man obendrein, wie schon Valckenaer eingesehen hat, ein Futurum, am einfachsten *ὀνομάσουσιν*, erwartet.

115. Der überlieferte Text lässt sich nur sehr gezwungen erklären. Neben der sehr ansprechenden Aenderung von Hartung *φρονοῦντας*

ὥσπερ οὐ πρέπει δούλοις λέγειν oder der gleichfalls bestechenden Konjektur von Monk φρονοῦντας οὕτως ὡς πρέπει δούλοις φρονεῖν könnte man μέλειν statt λέγειν vermuten.

169. Statt σὺν θεοῖσι erwarte ich ein Particip (helfend), ohne dass ich ein solches (wenn nicht etwa συμφέρουσα oder συντελοῦσα) vorzuschlagen wüsste.

224. Καί ist nicht auch, sondern dient wie 92 und öfter zur Verstärkung der Frage „doch nur, auch nur". Die Stellung wie Soph. Ant. 772 μόρῳ δὲ ποίῳ καί σφε βουλεύει κτανεῖν;

271 ist trotz Nauck und Weil doch wohl die handschriftliche Lesart ἐλέγχουσ' beizubehalten. Da nemlich zu πύθεσθαι καὶ κλύειν aus 269 das Objektiv ἥτις ἐστὶν ἡ νόσος, zu ergänzen ist, ebenso ἐννέπειν und οὐδ' (οἶσθα) einen indirekten Fragesatz als Obj. hat, so wird man annehmen dürfen, dass auch zu dem dazwischen stehenden οὐκ οἶδα der obige Objektsatz und nicht der von Nauck vorgeschlagene Acc. ἐλέγχους gehört. 282 f. steht nicht im Wege, da der Nachdruck auf ἀνάγκην προσφέρεις zu legen ist, also die Frage auch nach der Bemerkung 271 gestellt werden kann.

324 ist kaum heil. Unter allen Verbesserungsvorschlägen wäre der jüngste von Wilamowitz (Anal. Eur. p. 247) εἰ δὲ σοῦ λελείψομαι κ. τ. λ. am ansprechendsten, wenn die Aposiopese nicht zu modern aussähe. Indes scheint auch der Sinn dagegen zu sprechen. Man erwartet etwas, das auf den folgenden V. vorbereitet, die Ankündigung des ἐξαρτᾶσθαι χειρός etc., etwas, was der Schol. durch ἐνιζανοῦμαί σοι, ἐξαρτῶμαί σου τῇ ἱκεσίᾳ erklärt. Sollte dem vielleicht ἐν δὲ σοὶ βεβλήσομαι = ἐγκείσομαί σοι entsprechen?

351. Der V. kann so, wie er in den Ausgaben steht, grammatisch nicht erklärt werden, da sich ὅστις weder auf ein vorhergehendes Demonstrativ noch auf ein im folgenden zu erwartendes beziehen, noch statt eines direkten Fragewortes stehend denken lässt. Es ist zu schreiben ὅστις ποθ' οὗτός ἐσθ'; ὁ τῆς Ἀμαζόνος. „Du liebst? Wen?" „Wer der ist (den ich liebe)? fragst du. Der Sohn der Amazone". Ich verweise auf Gr. Curtius § 611 b. A. 1, Krüger § 51. 17 A. 3.

359. κακῶν als Neutr. zu fassen ist frostig, man erwartet einen Gegensatz zu σώφρονες; Mask. könnte es aber nur sein, soferne die Amme an den νόθος (309), den sie aber selber φρονοῦντα γνήσια nennt, oder an den Verächter der Kypris dächte. Allein die Liebe der Phädra wird nicht deshalb verworfen, weil ihr Gegenstand Hippolyt und nicht ein γνήσιος oder ein Verehrer der Venus, sondern weil sie eine unsittliche ist. Man wird daher doch wol besser κακῶς lesen, wie der noch kaum genug gewürdigte cod. Havn. (vgl. Rhein. Mus. XXX p. 129 ff.), nach Kirchhoff allerdings von zweiter Hand, hat.

363 ff. ist noch kaum das Richtige gefunden; ich lese mit einigen Handschriften πρὶν σὰν φίλαν κατανύσαι φρένα und erkläre: bevor sie (die πάθεα) dein liebes Herz ganz aufreiben. Vgl. Seidler *de vers. Dochm.* p. 84 und wegen des Hiatus p. 88 ff.

441 ist noch nicht geheilt, auch durch die Aenderung Weil's τοῦτ' ἀρά γ' οὖ δεῖ τοῖς ἐρῶσι τῶν πέλας; ὅσοι τε μέλλουσ' ἦ θανεῖν χαὐτοὺς χρέων; nicht, wo sich das folgende γάρ nicht anschliessen will. Einstweilen wird man bei der Vermutung Valckenaers bleiben müssen, die wenigstens dem Schol. entspricht.

503 ist die handschriftliche Ueberlieferung καὶ μή γε beizubehalten, wornach das anstössig befundene καί ganz an seinem Platze ist. Der Satz schliesst sich bestätigend an κατθανεῖ γαυρουμένη an: ja das werde ich, und (zwar) rede mir nur nicht mehr weiter.

513 ff. Phädra denkt bei diesen Worten an Zauberkünste, die Amme an ein Zeichen seiner Gegenliebe, ἢ λόγον τιν' ἢ πέπλων ἄπο, das sie der Phädra hinterbringen will. Bei dieser Auffassung scheinen die viel beanstandeten Verse ganz an ihrem Platze zu sein und auch zu ihrer Rechtfertigung der gewaltsamen Mittel nicht zu bedürfen, die Wilamowitz anwendet.

525 f. ὁ στάζων, wie ich mir schon vor längerer Zeit notierte, ist nun auch von Wecklein (Eur. Stud.) vermutet worden und erscheint durch das handschriftliche ὅστις στάζεις, offenbar eine Umschreibung von ὁ στάζων, sowie das ebenfalls vorkommende durch das ursprüngliche Part. στάζων veranlasste τε hinter εἰσάγων genugsam bestätigt.

545. Statt τὰν μέν, das keinen Gegensatz hat, lese ich τὰν ἐν.

586. Allen Schwierigkeiten des Textes hilft lediglich die Aenderung γιγνώσκειν ὄπα ab, dem auch die Worte der Phädra 589 καὶ μὴν σαφῶς γε ἐξαυδᾷ entsprechen. Vgl. Suppl. 204.

665. Statt λέγειν, das in seiner Allgemeinheit keinen passenden Sinn gibt, ist wohl ψέγειν zu lesen, eine Verwechselung, die sich in Handschriften öfters findet. Vgl. Weil zu 484 oder Rhein. Mus. XXII dessen Bemerkungen zu diesem V.

669 haben die Handschriften τάλαινες; ob nicht das auf τλάμονες führt, das dem Versmass (362 αἴες) besser entspräche? Vgl. Med. 1273 ἰὼ τλᾶμον, ὦ κακοτυχὲς γύναι.

690. καθ' ἡμῶν sehe ich allgemein mit ἐρεῖ verbunden, so dass es in einem Gegensatz zu stehen scheint mit σὰς ἁμαρτίας „er wird das, was du verfehlt, dumm gemacht, wider mich (zu meinem Nachteil, mich anklagend) dem Vater sagen.“ Ob es aber nicht doch mit συντεθηγμένος verbunden werden kann? Ob nicht die Variante τὰς ἁμαρτίας beizubehalten? „Er wird das, was gefehlt worden, über mich erzürnt, dem Vater mitteilen.“ So würde sich συμφορὰς 691 natürlicher anschliessen. Denn dieser V. scheint ganz an seinem Platze zu sein:

er wird es dem Vater sagen, er wird das Vorgefallene (mein Geschick) dem Pittheus sagen (um so mehr als der Vater Theseus jetzt nicht da ist), ja er wird es der ganzen Welt kund thun.

739. *πατρός* verbinden die einen mit *κόραι*, so dass *πατρὸς κόραι* für *ἀδελφαί* stehen soll, was doch recht sonderbar klingt, andere mit *Ἠριδανοῦ*, weil sie, als Bäume, ihre Nahrung von ihm empfangen, ebenso eigentümlich. Das Richtige dürfte die Verbindung mit *οἶδμα* sein, bei dem es auch steht, aber nicht in dem Sinne, in welchem es Weil nimmt, wornach *οἶδμα πατρός* (*Ἡλίου*) das abendliche Meer sein soll (ein Gedanke, der in dem Ausdruck „Sonnenflut" doch gewiss nicht zu finden wäre), sondern *πατρὸς* statt *Ὠκεανοῦ*. Der Okeanos ist nicht bloss die Personifikation des Wassers überhaupt (vgl. Hippol. 121 und das Schol. dazu: *Ὠκεανὸς λέγεται εἶναι πατὴρ τῶν ὑδάτων*), auch das Mittelmeer wird (Pind. Pyth. IV. 446) so genannt, und Hesiod Theog. 338 nennt den Eridanus geradezu als Sohn des Okeanos.

779 ist vielleicht *βίον* zu lesen, so dass *τι* Subjekt wird? Theseus denkt doch kaum an den Tod mehrerer Kinder.

830 f. *τὸ κατὰ γᾶς κνέφας* scheint auf die Frage wohin? von *μετοικεῖν* (übersiedeln) abzuhängen. Dann ist *σκότῳ* mit *θανών* zu verbinden, bei dem es auch steht, freilich eine eigentümliche Ausdrucksweise. Ob nicht *σκότον βλέπων* zu lesen ist, wofür *θανών* Glosse sein könnte. Oder ist für *σκότῳ* etwa *ποθῶ* zu lesen? Der Verf. des Christ. pat. hat *τανῦν*, das übrigens doch wohl zu matt ist, als dass man es für *θανεῖν* setzen dürfte. — Für *ὁ τλάμων* haben die Handschriften auch *ὦ τλᾶμον*; vielleicht *ὦ τάλας*?

878 f. Das doppelte *οἷον* führt doch wohl auf einen Ausruf, nicht auf einen Relativsatz, wie gewöhnlich angenommen wird; daher ist nach *οἴχομαι* Punkt zu setzen.

953. *καπήλευε* verlangt statt *σίτοις* einen Acc., der Sinn und die Erklärung des Schol. haben Hartung auf *λόγους* geführt; graphisch näher läge *μύθους*.

971. Schwanken die Handschriften zwischen *τί οὖν* und *νῦν οὖν*. Nach Nauck (Eur. Stud. II. p. 24 f.) ist ersteres bei Eur. nicht sicher nachzuweisen, letzteres kaum passend; und was soll *νῦν*? Vielleicht *πῶς οὖν* wie 598. 1261 und an anderen Stellen, die Nauck l. c. angibt.

983. Die Erklärung des Schol. *ἡ διάνοια τῶν σῶν* (A. *σοφῶν*) *φρενῶν*, vielleicht auch der Gegensatz *τὸ μ. πρᾶγμ' ἔχον καλοὺς λόγους οὐ καλὸν τόδε*, könnte auf *ξύντασις* statt *ξύστασις* führen. Vgl. übrigens Poppo, Commentar zu Thuc VII. 71.

988 f. Ich kann nicht finden, dass diese beiden VV. sich natürlich an das Vorausgehende anschliessen. Die Erklärung, welche man den Worten *ἔχει μοῖραν* geben muss, wenn man einen leidlichen Sinn

herausbringen will, steht ganz einzig da (man vgl. nur das ganz anders zu fassende ἔχεις μοῖραν 1436). Vielleicht ist ἔχει δὲ μοῖρα καὶ τόδ' zu lesen: ich bin nicht geschickt vor vielen zu reden, wohl aber vor meinesgleichen und vor wenigen. Es kommt aber auch das Umgekehrte vor (das Schicksal bietet, verleiht auch das): nemlich (γάρ) solche, welche vor Verständigen nicht ordentlich reden können, vermögen es besser vor der Masse. Vgl. 1110 f. εἴθε μοι τάδε μοῖρα παράσχοι.

1005. Die allgemein anstössige und vielfach korrigierte zweite Hälfte dieses V. dürfte am einfachsten οὐδὲ γὰρ σκοπεῖν τάδε zu lesen sein. Chr. pat. 521 hat οὐδε γὰρ ταῦτα σκοπεῖν.

1115 ff. Ich nehme δόξα in dem Sinne von Wahn, Einbildung und erkläre: Einbildung möge mich nicht beseelen, weder begründete, berechtigte, noch unbegründete (wie jetzt den Theseus); leichten Sinn stets annehmend (leicht den Sinn ändernd, im Gegensatz zu Theseus, der starr auf seiner Einbildung beharrt) die morgende Zeit (von heute auf morgen) möge ich mein Leben lang glücklich sein. Sollte δόξα im Sinne von Ansehen, Ruhm, stehen, so wäre man versucht μήτ' ἀκλεής (Heracl. 623) μήτ' αὖ περίσημος (Herc. fur. 1017) zu lesen. Jndes dürfte zu dieser Bedeutung ἐνείη weniger passen, das ja ein Innewohnen ausdrückt.

1121 f. Da mir „Stern der griech. Athener“ ebenso unpassend scheint als „Stern des griech. Athen oder Athens in Griechenland“, so schreibe ich mit Hartung ἀστέρα γαίας, worauf der Schol. führt. Ἀθάνας kann durch eine Glosse zu Ἑλλανίας γαίας in den Text geraten sein.

1126 ff. Der Text ist noch kaum geheilt. Ich erwarte zu ἀκτᾶς einen Relativsatz (wo er die Rosse tummelte), wie δρυμός einen solchen bei sich hat. In diesen ausgefallenen Relativsatz könnte das in den Handschriften stehende ἐπέβας gehören. Freilich müsste dann auch in der Gegenstrophe eine Lücke angenommen werden.

1186. Die Handschriften haben λέγει und λέγοι. Es dürfte λέγειν τιν' (i. e. θᾶσσον ἢ ὥστε λέγειν τινά) zu lesen sein, wie ja auch Bacch. 747 die Handschriften auf diese Konstruktion führen. Andr. 929, worauf man sich auch beruft, ist ein anderer Fall, und jedenfalls auch bestritten.

1283 ff. Artemis ist für Hippolyt nicht sichtbar, wie sich aus 1391 ff. ergibt; sie zeigte sich ihm nach 86 überhaupt nie. Ohne Zweifel war sie aber, auch während sie mit Hippolyt sprach, dem Publikum sichtbar. Wie steht es mit Theseus? Der Text gibt keine Andeutung; doch darf man wohl glauben, dass er sie ebenso wenig gesehen. Ich denke mir die Sache so, dass die Göttin auf dem θεολογεῖον erschien, also über dem Bühnenhause, etwas im Hintergrunde, wo sie von den auf der schmalen Skene anwesenden Personen nicht

gesehen werden konnte, während sie im Zuschauerraum und wohl auch in dem Orchestra sichtbar war. Damit Theseus auf sie achtet, ruft sie ihn 1283 an und sagt 1285, wer mit ihm rede. Dass Hippol. allein sie etwa bloss deshalb nicht gesehen, weil er schon so schwach war, darf kaum angenommen werden, da er erst 1444 sagt, es werde ihm Nacht vor den Augen. Indes auf dies und anderes, worin ich die Aufführung betreffend eine von Schönborn abweichende Ansicht habe, hoffe ich später gelegentlich zurückzukommen.

1342 ff. Weil hat gewiss recht, wenn er annimmt, dass Hippolyt nicht auf einer Bahre hereingetragen wird, sondern vom Diener unterstützt sich auf die Bühne schleppt. Es ist dies aus *στείχει* 1342, aus 1353. 1359 ff. und 1372 (wo er erst los- resp. niedergelassen werden will) zu schliessen, vielleicht schon aus scenischen Rücksichten zu verlangen. Diese Auffassung, sowie der vorhergehende Imperativ und Optativ und der ausgesprochene Wunsch zu sterben, zwingt dazu, *προσαπόλλυτε* 1374 als Imperativ zu fassen.

1378 ff. Der Text dürfte durch Vertauschung von 1379 und 1380 gewinnen: *ὦ πατρὸς ἐμοῦ δύστανος ἀρά· | παλαιῶν προγεννητόρων | μιαιφόνων τε συγγόνων | ἐξορίζεται κακόν* etc.

1453. Das viel angefochtene *καί* rechtfertigt sich durch den Zusammenhang. Theseus freut sich über den Edelsinn seines Sohnes, der ihm verzeihen will und sagt: wie edel zeigst du dich gegen deinen Vater! Darauf fährt Hippolyt fort, gleichsam die Versicherung vollständiger Aussöhnung erneuernd und bekräftigend: ich nehme auch von dir herzlichen Abschied, wie wenn zwischen uns nichts vorgefallen wäre, ich verabschiede mich auch von dir, wie von meinem Teuersten, wie namentlich von der Artemis. Daher denn der Ausruf des Theseus: O wie fromm, o wie gut bist du! Man sieht, dass bei dieser Auffassung die sonst sehr bestechende Transposition von Wilamowitz-Möllendorf, Anal. Eur. p. 220, nicht nötig ist.

Eine Reihe von Stellen scheinen mir noch der Verbesserung bedürftig, wo mir die bisherigen Versuche nicht genügen, so namentlich 703. 715 f., 866. 868 f. 1289. 1346., wo man also vor der Hand lediglich aus der Not eine Tugend machen muss. Dagegen schien mir 30 mit Nauck Eur. Stud. *καθίσατο*, 126 mit Herm. *φάρεα πυρφύρεα*, 105 mit Nauck Eur. Stud. *οἷον*, 141. 148 mit Kirchhoff *οὐ* und *οὐδ'*, 149 mit Monk *ὕπερ*, 468 mit Monk. *οὐδ' ἄν*, 552 resp. 562 mit Brunck *ὑμεναίοισιν* und *κατεκοίμασεν*, 760 mit Kirchhoff *ἔπτατ' εἰς*, 851 mit Jacobs, Weil und nunmehr auch Nauck *ἀστερωπὸν σέλας*, 903 mit Matth., Weil und Nauck *ὦ τὰ νῦν*, 1029 mit Kirchhoff *χθονός* zu lesen, 1034 f. nach Nauck Eur. Stud. einzuschliessen, 1194 finde ich Weils Vermutung *ὀχουμένῳ* für *ἐφ' ἅρματος* zu lesen sehr plausibel. 1012 könnte man

an *οὐδαμοῦ μὲν ὢν φρενῶν* denken, 1226 an *μεταστραφεῖσαι*, 1371 an *βάλλει* (vgl. Jon 767 *ἔτυπεν ὀδύνα με*).

In den Scholien dürfte zu 469 vor oder nach *προσποιεῖσθαι* ein *μὴ ὁρᾶν*, zu 987 hinter *δημηγορεῖν* ein *σοφῶν δὲ* ausgefallen sein; 828 ist statt *κρατουμένη* wohl *ταραττομένη* zu lesen.

München. W. Bauer.

Karl Ritter, der Geograph.

Eine Skizze. *)

In dem Namen Karl Ritters concentrirt sich die Geschichte der Erdkunde. Er hat das geographische Wissen der Vorzeit in sich zusammengefasst und zugleich in systematischer Weise die fundamentalen Ideen ausgesprochen, welche den Aufbau der wissenschaftlichen Erdkunde ermöglichten; insbesondere ist er es, welcher die Erde nicht bloss als physikalisches Objekt, sondern als „Erziehungshaus des Menschen" aufgefasst und ihre Bedeutung für die Geschichte der Menschheit nachgewiesen hat. Geboren zu Quedlinburg 1779, genoss Ritter seine Erziehung (1785 — 1796) in Schnepfenthal, einem am Thüringerwald gelegenen, von Salzmann gegründeten Institute, welches, im Geiste Rousseau's und Basedow's geleitet, mehr den praktischen als den idealen Zielen zugewandt war, wesshalb auch der dortige Unterricht mit Vernachlässigung der alten Sprachen die Realwissenschaften fast ausschliesslich betonte. Ritter selbst hat späterhin den Mangel klassischer Jugendbildung schwer genug empfunden und als schon erwachsener Jüngling kein Bedenken getragen, im Gymnasium zu Frankfurt bei Grotefend und Matthiä auf den Schulbänken zu sitzen. Dadurch erst ward er in den Stand gesetzt, bei seinen späteren Arbeiten die griechischen und lateinischen Autoren im Original zu benützen, seinen einzigen grossen Vorgänger Strabo genau kennen zu lernen, ja überhaupt das zu werden, was er geworden ist. Wenn wir nun in seiner Jugendgeschichte nach Spuren seiner Zukunft, wenn wir im Knaben den Mann suchen, so muss uns das Lob auffallen, das dem neunjährigen Schüler als besten Kartenzeichner der Anstalt gespendet

*) Diese Skizze ist ein Bruchstück aus einer grösseren im allgemeinen Umriss bereits als Schulprogramm (1873) erschienenen Arbeit „über historische Erdkunde", worin die Aufgaben dieser noch jungen Wissenschaft, sowie deren Geschichte mit besonderer Rücksicht auf das Altertum dargestellt werden sollen. Den gegenwärtigen Aufsatz lege ich in diesen Blättern vor, weil ich glaube, dass ein Bild von dem Leben und Schaffen des grössten Geographen für meine Amtsgenossen von Interesse sein dürfte.

wird, sowie eine spätere briefliche Aeusserung seines Lehrers, die zur Prophezeiung wurde: „Karl macht starke Schritte, einmal Professor der Geographie zu werden" *).

Ritter verliess Schnepfenthal mit dem Plane, sich ganz dem pädagogischen Berufe zu widmen, hatte die Erziehung der zwei Knaben des Frankfurter Patriciers Bethman-Hollweg übernommen und begab sich zu weiterer Vorbereitung für diese Stelle an die Universität Halle. Pädagogische Studien bei Niemayer beschäftigten ihn hier in erster Linie, zudem da sonst wenig geistige Anregung geboten war. Die Collegien von F. A. Wolf waren für ihn wegen ungenügender philologischer Vorbildung verloren; die europäische Staatengeschichte des „alten, barschen" Sprengel scheint nur ein reflexionsloser Bericht von Thatsachen gewesen zu sein; nur an einem statistischen Colleg fand Ritter mehr Interesse und in einem Briefe spricht er von „Arbeiten in geographischer und statistischer Hinsicht". Am 12. October 1798 ging er nach Frankfurt, um seine Erzieherstelle anzutreten, und volle 11 Jahre in derselben zu verbleiben. Das Feld seiner Thätigkeit war Anfangs die Kinderstube; doch blickt er immer aus derselben hinaus auf die höchsten Motive und Ziele der Erziehung. Mit den Pädagogen seiner Zeit steht er in lebhaftem Verkehr; so mit seinem hochverehrten Lehrer Salzmann und besonders auch mit Pestalozzi. Diesen besuchte Ritter öfters in seiner am Neufschatelersee gelegenen Anstalt Iferten, welche dem Pädagogen Karl von Raumer seinerzeit als „eine grüne Oase erschien voll frischer lebendiger Quellen inmitten der grossen unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüste des theuren Vaterlandes" **).

Auch Ritters Studien und literarische Arbeiten während dieser Zeit liegen grossenteils innerhalb des pädagogischen Horizonts. In den Jahren 1803 — 6 erschienen mehrere geographische Aufsätze in einer Zeitschrift, dem „neuen Kinderfreunde". Es waren Vorarbeiten zu einem grösseren Werke, von welchem 1804 der erste Band herauskam: „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde für Freunde und Lehrer der Geographie, für Jünglinge, die ihren geogr. Curs vollendeten u. s. w.". Bereits waren grosse und neue Ideen in der Vorrede dazu ausgesprochen. „Ich suchte, heisst es unter Anderm,

---

*) Die biographischen Daten sind genommen aus: G. Kramer „Karl Ritter. Ein Lebensbild". Halle 1864 — 70. 2 Bde. Dieses Werk ist keine Biographie, sondern nur die Materialiensammlung zu einer solchen, eine Mosaikarbeit aus Ritters Briefen und Tagebüchern und sohin von grossem Werte. Die eigenen Zugaben des Verfassers bestehen teils aus Erläuterungen, teils auch nur aus Reflexionen im panegyrischen Tone gehalten und von pietistischer Salbung triefend.

**) Raumer, Gesch. der Pädagogik, II, 424 (3. Ausg. 1857).

Alles pragmatisch zu machen; die Erde und ihre Bewohner stehen in der genauesten Wechselbeziehung". In der weitern Ausführung jedoch war dieses Programm nicht eingehalten und Bertuch's „geographische Ephemeriden" brachten (1805) eine ungünstige, ja höhnende Recension, der gegenüber Ritter in seinem Tagebuche bemerkt: „Ich muss mich doch durchbeissen". Im Jahre 1805 erschien eine „Tafel der Culturgewächse Europa's, geographisch nach Climaten dargestellt", und später fünf weitere physikalische Karten, von denen eine „die wildwachsenden Bäume und Sträuche" und eine andere „die Verbreitung der zahmen und wilden Säugethiere" in Europa enthält Mit diesen bedeutsamen Arbeiten, welche die Geburt einer neuen Wissenschaft, der Thier- und Pflanzengeographie, signalisiren, zeigt sich Ritter als Doppelgänger A. v. Humboldts in dessen später publicirten Forschungen, nur dass von Ritter bereits auch die historische Seite der Naturerscheinungen ins Auge gefasst wird. „Ueberall, schreibt er mit Bezug auf diese Jugendarbeiten an seinen Stiefvater, fand ich dieselben Gesetze, dieselben Impulse des äussern Fortziehens, des ersten Ansiedelns, des ersten Ackerbaues, der ersten Schifffahrt!" Auch in ein paar Aufsätzen „über geographische Methode" aus dem Jahre 1808 sind die später systematisch entwickelten Anschauungen dieser Art bereits embryonisch enthalten. Nachdem noch der zweite Band des oben erwähnten Werkes über Europa ausgegeben war, während der dritte nicht mehr erschien, ohne Zweifel, weil dem Verfasser die Art der Ausführung nicht mehr genügte, ging derselbe an die Ausarbeitung eines „Handbuches der allgemeinen Erdkunde, oder die Erde, ein Beitrag zur Begründung der Geographie als Wissenschaft". Den Plan dieses Werkes, das im Manuskripte vollendet vorlag, gibt er selbst in einem Briefe. „Die Erde wird hier als Erde betrachtet, nicht als Planet, gleichsam als das grösste Lebendige, das mit Hieroglyphen bedeckt ist, die seine Geschichte verkünden" Das Ganze sollte sich in drei Teile gliedern: erstens in einen „topischen", wahrscheinlich eine Einleitung über geographische Begriffe (12 Bogen Manuscript); zweitens in einen „formellen" d. h. Oro- und Hydrographie, sowie Meteorologie. „In diesen Entwicklungen liegen alle äussern Impulse auf Menschen und Völker, welche ihnen die Hauptrichtung ihres historischen Lebens gaben" (30 Bogen). Der dritte „materielle" Teil enthält „die allgemeinen und besonderen Gesetze der geographischen Verbreitung der Naturkörper der drei Reiche über die ganze Erde und die Geschichte der Wanderungen der Mineralien, Pflanzen und Thiere" (40 Bogen). Hier sehen wir bereits die Keime des späteren grossen Werkes. Für jetzt aber ward das Manuscript zurückgelegt, nachdem ein competenter Beurteiler, Leopold von Buch, es durch-

gesehen und die Oceanographie zwar sehr gelobt, an dem Uebrigen aber Manches ausgesetzt hatte.

Uebrigens war Ritters Lebensplan noch nicht abgeschlossen. Die Richtung seiner Studien schwankt beständig zwischen Natur und Geschichte; immer wieder zieht ihn der Mensch mehr an als die Erde; die höchsten Aufgaben und die transcendentalen Ziele menschlicher Entwicklung beschäftigen sein durchaus religiös gestimmtes Gemüth. Er meint sogar, seine geographischen Arbeiten würden ein nicht unwichtiger Beitrag sein zu einer „Physikotheologie"; jedenfalls sollen sie ihm den Weg bahnen zu den historischen Studien und er will jene erst abschliessen, ehe er sich in diese „gänzlich verliert". Schon früher hatte eine Rheinreise bis Köln Begeisterung für das Mittelalter und seine Kunst in ihm geweckt. Im Jahre 1805 spricht er von einer Darstellung des „Lebens Jesu"; doch ist es bezeichnend, dass er dasselbe „mit Rücksicht auf den Himmel Asiens, den Geist des Orients, den Herzenszustand der Völker" schildern will. Nicht minder beschäftigt ihn längere Zeit ein Werk „Sokrates und seine Zeit", das „in fünf Büchern" erscheinen soll; die Vorarbeiten dazu überliess er einem Freunde, der sie unter obigem Titel (1811) als ersten Band einer „deutschen Bibliothek für Jünglinge und Jungfrauen" herausgab. Neben diesen historischen Studien und Versuchen lebt aber auch beständig die alte Neigung zum pädagogischen Berufe fort und der Plan sich demselben ausschliesslich zu widmen. Er will ein „Erzieher im höchsten Sinne des Wortes" werden. Gern malt er sich sein Dasein als eine pädagogische Idylle im Stil von Schnepfenthal oder Iferten, und die Errichtung eines derartigen Pädagogiums drängt sich häufig unter die übrigen Zukunftsträume. Kurz es zeigt sich während des Frankfurter Aufenthaltes und noch eine gute Zeit nachher jenes unruhige Tasten nach einer grossen Lebensaufgabe, wie es so häufig das Jünglingsalter bedeutender Menschen charakterisirt.

Man könnte der Meinung sein, dass Ritters langjährige pädagogische Thätigkeit in Frankfurt ein Umweg zu seinem späteren Ziele war. Jedoch ist zu berücksichtigen, dass er in dieser an einer Weltstrasse gelegenen und überhaupt bedeutenden Stadt vielfach mit grossen Männern seiner Zeit in Berührung kam und von ihnen manche Anregung für seine geographischen Forschungen empfing. Zu diesen fruchtbaren Begegnungen rechnen wir die mit A. v. Humboldt, der auf seiner Rückreise von Amerika sich einige Wochen in Frankfurt aufhielt. Noch sympathischer war ihm der schon genannte geistvolle Geologe Leopold von Buch, ein Forscher, der in jener Zeit noch alle seine Beobachtungen auf das Wohl und Wehe unseres Geschlechtes bezog und dessen Leistungen in Norwegen Ritter in übereilter

Begeisterung über die Ergebnisse von Humboldts Reisen stellt *). Indessen dürfen wir diese und andere Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen in ihrer Bedeutung für Ritters geistige Entwicklung nicht so hoch anschlagen, wie er selbst in seiner bescheidenen Weise es zu thun pflegte. Anregungen, wie gesagt, wurden ihm zu Teil; im Uebrigen aber war er wie jedes echte Genie ein Autodidact.

Im Jahre 1811 gingen die beiden Hollweg in Begleitung ihres Erziehers für längere Zeit auf Reisen, zunächst nach Genf, wo man ein Jahr blieb. In dieser Stadt herrschte damals ein reges geistiges Leben; besonders hatte die in Schloss Coppet wohnende Frau v. Staël einen Kreis bedeutender Männer in ihrem Salon versammelt, worunter auch Ritter, der überhaupt gleich Göthe gebildete Frauen hoch schätzte. Hier lernte er die romanische Litteratur kennen, und in der geistreichen französischen Conversation ward sein Geist gleichsam zu einem vielseitig geschliffenen Diamant. Doch äussert er oft auch Abneigung gegen französische Lebensformen und Sehnsucht nach deutscher Sitte, ähnlich wie später in seinen Briefen aus Paris; in diesem Stücke war er ein Antipode Humboldts, dem kosmopolitischen Autor des Kosmos, der sich in den feinen Parisercirkeln bewegte wie der geborne Franzose. Die physikalischen Vorlesungen des Genfer Professors Pictet wurden mit grossem Interesse besucht, ausserdem aber auch Studien in der herrlichen Umgebung der Stadt gemacht, besonders über atmosphärische Erscheinungen in S. Gervais am Fusse des Montblanc. Aus diesen Erinnerungen und Aufzeichnungen entstand später eine frische, lebendige Schrift: „Geographisch-historisch-topographische Beschreibung zu K.W. Kummers Stereorama oder Relief desMontblancGebirges und dessen nächster Umgebung" (Berlin 1824).

Auf der von Genf aus angetretenen italienischen Reise, die während sieben Monaten bis Neapel ausgedehnt wurde (November 1812 bis Juni 1813), verlor Ritter seinen älteren Zögling in Florenz am Typhus. In den Städten Italiens ergreift ihn besonders die Architectur, welche er für die grösste unter den Künsten hält, die „das Stolzeste hervorbringt, was der Naturkraft am nächsten sich hebt". Rom macht einen verwirrenden Eindruck. „Die Entzifferung dieser grossen Tafel voll wunderbarer Hieroglyphen ist nur dem Eingeweihten vergönnt, dem der Weltgenius die Schlüssel des Verständnisses überreicht".

Es folgen nun fünf Jahre gelehrten Stillebens in Göttingen, dessen Universität Ritter mit dem jüngeren Bethmann-Hollweg bezog. Die „saft- und kraftlose" Stadt gefällt ihm gar nicht, wesshalb er sich fast ganz auf seine Studierstube beschränkte, in welche selbst der Begeisterungs-

*) Vgl. Peschel, Gesch. d. Erdk. (1865) S. 518. Allerdings hat L. v. Buch diese historischen Bezüge seiner Wissenschaft später wenig mehr beachtet und das merkwürdige Wort ausgesprochen: „Das Fortschreiten der Welt ist nur Eins vom Gerinnen des Granits bis zum Streben des Menschen".

sturm der Freiheitskriege nur flüchtig hineindrang. Das geographische Werk wird kräftig gefördert; es soll, meint er jetzt, eine „Physiologie der Erde" werden. Im Sommer 1817 endlich erschien der erste, 1818 der zweite Band der „Erdkunde im Verhältniss zur Natur und Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende *) Geographie als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physikalischen und historischen Wissenschaften". Diese zwei Bände enthielten Afrika und Asien; ihre Ausstattung war abschreckend, der Erfolg ein durchschlagender; die ganze gelehrte und gebildete Welt spendete Beifall; Friedrich von Schlegel spricht von einer „Bibel der Geographie". Eine Reihe von Berufungen erging an den Verfasser: nach Frankfurt an's Gymnasium als Professor für Geschichte an Schlossers Stelle; nach Iferten als Director der Pestalozzischen Anstalt; durch den Verleger Reimer in Berlin liess die preussische Regierung Anerbietungen machen. Nach schweren Kämpfen erfolgt die Entscheidung für Frankfurt: am 31. Dezember 1818 wurde Ritter am dortigen Gymnasium installirt. Seine Studien hatten sich um diese Zeit einem eigentümlichen Gegenstande zugewendet. Schon 1817 spricht er von einer Entdeckung im Gebiete der alten Geographie und Geschichte, „die ihn selbst überraschte"; er glaubt eine Verbreitung altindischer Priesterstaaten durch ganz Vorderasien bis zu den Kolchiern wahrzunehmen. Sonderbar ist es, wie er von dieser „Entdeckung" gepeinigt wird. Sie ist „ein Abgrund von unerforschlichen Dingen, die ein seltsames Geschick gleich einem bunten

*) Der Name „vergleichende Erdkunde" war nicht neu; bereits ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts, Varenius, hat eine „*geographia generalis*" geschrieben und gebraucht darin auch den Ausdruck „*geographia comparativa*". Der Verfasser gibt aber keine eigentlichen wissenschaftlichen Vergleiche, sondern sein Buch „ist nur ein Spiegel des Wissens seiner Zeit, wie es der tellurische Teil von Humboldt's Kosmos i. J. 1846 war" (Peschel, Gesch. d. Erdk. S. 403). Inhaltsangabe und rühmende Beurteilung des Buches von Varenius bei Humboldt, Kosmos I, 75. Vor 40 Jahren schrieb der französische Schweizer Rougemont im Geiste Ritters einen „*précis de géographie comparée*", gab aber später diesen Titel wieder auf. In Deutschland wird der Ausdruck „vergleichende Erdkunde" noch mehrfach angewendet, von bedeutenden Autoritäten jedoch in dem Sinne, wie ihn Ritter verstand, aufgegeben. Fasst man den „Vergleich" nur im morphologischen Sinne, wie „vergleichende Anatomie" oder „vergleichende Sprachwissenschaft", so mag Peschel Recht haben, wenn er (Neue Probleme S. 3) behauptet, Ritter habe niemals eine Aufgabe der vergleichenden Erdkunde gelöst. Aber jedenfalls hat er den historischen Vergleich angewendet; er verglich das Land mit seiner Geschichte, sowie die Zustände eines Landes in den verschiedenen historischen Epochen unter einander. A. Kirchhoff meinte: „In ähnlichem Sinne, wie man von pragmatischer Geschichtschreibung redet, hätte Ritter sein Werk eine pragmatische Geographie nennen können. Aber er verfiel unglücklicherweise statt dessen auf den Namen einer vergleichenden Geographie." Jen. Litt. Zeitg. 1876 S. 145.

Teppich im Halbdunkel vor mir ausgebreitet hat mit dem Triebe die Verwirrung zu enträthseln". Das Resultat dieser Arbeiten war die „Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodotus um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus" (1820). Es ist darin der Gedanke durchgeführt, dass hinter der griechischen Götterwelt ein an das Fluthdogma anschliessender Monotheismus liege; dieses „Antiquirte" der Griechenwelt sei „poetisch-kaukasisch-asisch-indisch" und beweise den alten Culturzusammenhang des antiken Westens mit dem indischen Orient. Man sieht, es ist diess eine mit der romantischen Schule verwandte Ideenströmung, von welcher unter anderm auch Görres' „asiatische Mythengeschichte" getragen wird; gleich dieser geistvollen aber wunderlichen Schrift ist jedoch auch das Ritter'sche Buch mit seinen willkürlichen Etymologieen längst veraltet und gehört zu den Petrefacten der Litteratur, welche nur mehr dazu dienen, eine bestimmte Entwicklungsepoche der Wissenschaft zu characterisiren.

Die Stellung in Frankfurt sagte übrigens Ritter nicht zu; er kann sich nicht mehr in den „beengenden elementaren Schulunterricht", finden und merkt, dass er „nicht mehr zum Schulmann tauge". Die bisherige freiere Existenz als Privatlehrer war eben sehr verschieden gewesen von der jetzigen, wo er eines der Räder in einem streng geregelten Schulmechanismus sein sollte. Bald kam indess die Erlösung. Im Jahre 1820 siedelte Ritter nach Berlin über und zwar in doppelter Eigenschaft: als Professor der Erdkunde an der Universität und als Lehrer der Geographie am Cadettencorps. An letzterem Institute übernahm er überdiess seit 1826 die Studiendirection. In diesen Stellungen war seine Thätigkeit eine überaus anregende und segensreiche. Die an der Universität für 1820/21 verkündigten Vorlesungen über allgemeine Erdkunde und über Afrika blieben anfangs ohne Zuhörer; bald aber fanden sich diese zahlreich ein und wuchsen oft auf drei- bis vierhundert. In welchem Geiste er lehrte, das beweisen die von seinem Schüler Daniel in drei Bänden herausgegebenen Vorlesungen über „Geschichte der Erdkunde" (1861. 265 S.); über „Allgemeine Erdkunde" (1862. 240 S.); über „Europa" (1863. 420 S.) — Bücher, durch welche die Ideen des grossen Mannes zu einem Gemeingute der gebildeten Welt werden können.

Inzwischen begann (1821) die zweite Auflage seiner „Erdkunde" zu erscheinen und zwar nach erweitertem Plane, so dass jetzt Afrika allein den ganzen ersten Band einnahm. Die Fortsetzung des Werkes kam aber bei der vielbeschäftigten Stellung des Autors — er hatte auch noch Vorlesungen bei Hof zu halten — sehr in Frage. Desshalb legte er (1830) sein Directorat nieder, um alle seine Kräfte auf die Vollendung der „Erdkunde" zu concentriren, an der er denn auch drei Decennien hindurch mit eisernem Fleisse gearbeitet hat. Seine litterarische Beschäftigung wurde nur durch jährliche Sommerreisen unter-

brochen, auf welchen er mit Ausnahme von Spanien und Russland sämmtliche Länder Europas und mehrere davon, besonders die Schweiz, zu wiederholtenmalen besucht hat. „Verjüngung durch Anschauung und Beobachtung, beisst es in einem Urlaubsgesuche an den Minister Altenstein, wird dem Stubengelehrten und zumal dem Geographen, der sich durchaus im Raume bewegen muss, zum höchsten Bedürfniss, wenn er lebendig und frisch einwirken soll in das Wesen der Wissenschaft" Die Ergebnisse dieser Wanderungen wurden in den Vorlesungen verwertet und liegen auch in den „Reisebriefen" vor (bei Kramer II, 175 — 446), welche nicht nur sehr interessant sind wegen ihrer landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, sondern auch wichtig für die Zeitgeschichte, da der berühmte Mann allenthalben mit hervorragenden Persönlichkeiten des Jahrhunderts in Berührung kam. — Am 28. September 1859 schloss Ritter sein langes, für die Wissenschaft epochemachendes Leben. Er starb, fast 81 Jahre alt, an Entkräftung; noch in seinen letzten Momenten während der Schwächedelirien erblickte er liebliche Gegenden und sprach lehrend über Völkergebiete.

Es erübrigt uns noch, die litterarische Thätigkeit Ritters während der Berlinerepoche und besonders seine grosse „Erdkunde" eingehender zu charakterisiren. Zunächst erwähnen wir seiner zahlreichen Abhandlungen und Monographieen. Sie sind zum grössten Teil in Zeitschriften zerstreut, besonders in den verschiedenen Bänden der Berliner Akademie, auch in einzelnen Bänden der Erdkunde; einige sind gesondert herausgegeben, wie die Abhandlung über die Stupa's Centralasiens (Berlin 1838); eine Anzahl davon hat der Verfasser in einem eigenen Bändchen vereinigt (Berlin 1852). Sicherlich wäre es ein grosses Verdienst der Reimer'schen Verlagsbuchhandlung, diese durchaus wertvollen Monographieen als „Kleine Schriften" Ritters gesammelt erscheinen zu lassen, besonders da die grosse Erdkunde doch nur für Wenige zugänglich ist wegen ihres hohen Preises (95 Thlr.) und schwer zu bewältigenden Umfangs. Die zweite Auflage dieses Werkes ist nämlich in so kolossalen Dimensionen angelegt, dass dessen Vollendung für den Verfasser eine Unmöglichkeit wurde. Offenbar ist in Bezug auf Vollständigkeit darin zu viel geschehen. So ist z. B. China mit einer fast verwirrenden Ausführlichkeit behandelt: ganz und gar versenkte sich der Forscher in die abstruse Litteratur über die chinesischen und mongolischen Völker, ohne die Resultate seiner Studien in eine knappe, übersichtliche Form zu bringen. Auf diese Weise ist die Erdkunde von Asien zu achtzehn dicken Bänden angeschwollen und ist trotzdem ein Torso geblieben: es fehlt noch das westliche Kleinasien, sowie das ganze Kaukasusgebiet. Noch mehr ist zu bedauern, dass diese weitläufige Behandlung Asiens den Verfasser hinderte, seinen Lieblingsplan auszuführen, nämlich die Darstellung Europas, worauf er in seinen Schriften so oft hindeutet und

wozu er sich durch seine Reisen speziell vorbereitet hatte. Zwar rechtfertigt er seinen mit Asien beginnenden Darstellungsgang durch den aristotelischen Gedanken, dass „erst aus dem Ganzen der Teil begriffen werden könne und dass man demnach von Asien ausgehen müsse, um dessen untergeordneten Teil Europa zu begreifen" (Erdk. XVIII, 27). Aber andererseits wäre zu bedenken gewesen, wie wenig die Erforschung des asiatischen Erdteiles noch einem Abschlusse nahe war und wie rasch desshalb einzelne Partieen der „vergleichenden Erdkunde" antiquirt sein würden, während für Europa ein im gewissen Sinne abgeschlossenes Material noch dazu von viel allgemeinerem Interesse vorlag. Doch wie dem auch sei, ein *monumentum aere perennius* hat sich Ritter mit seinem Werke jedenfalls aufgerichtet. Und wenn auch auf den ersten Blick diese neunzehn Bände als eine monströse Schöpfung im Gebiete der Litteratur erscheinen möchten, so wird man sich bei genauerer Betrachtung der Methode und Architectonik doch sagen müssen: dieser Koloss ist belebt; dieses ungeheure Material ist kristallisirt durch den Gedanken; diesem bis dahin so spröden Stoffe ist durch einen Pygmalion der Wissenschaft die Seele eingehaucht. Nachdem ganz Asien in mehrere Haupttheile gegliedert ist*) werden diese wieder nach ihrer natürlichen Gestaltung in einzelne Landschaften gruppirt, von denen jede für sich zuerst in einem „Kapitel" übersichtlich dargestellt, dann aber in mehreren „Erläuterungen" nach ihren verschiedenen Bestandteilen geschildert wird; archäologische oder naturgeschichtliche Einzelnheiten werden monographisch in „Anmerkungen" abgehandelt. Mit welch scharfem Blicke für Morphologie und Geschichte die Gestaltung des Erdtheiles erfasst ist, kann man aus der einleitenden Uebersicht zu Kleinasien ersehen, wo diese Halbinsel physikalisch als die dritte verjüngte Hochplateauform Asiens (nach der tartarisch-mongolischen und iranischen) erkannt wird, historisch aber als vordringende Brücke von Asien nach Europa in drei geschichtlichen Abdachungen: durch den Pontus nach der „scythisch-slavischen", durch das syrische Meer nach der „syrisch-phönicisch-ägyptischen", durch das ägäische Meer nach der „hellenisch-europäischen" Welt (XVIII, 3 — 11). Wie sich ferner der grosse Forscher niemals im Detail verliert, sondern die buntesten

*) Die Gliederung, wie der Verfasser sie selbst in der Vorrede zu Bd. XVII gibt, ist folgende:
I. Ostasien d. h. das mittlere Hochasien, die sibirische, chinesische, indische Welt (Bd. II — VI);
II. Westasien d. h. die turanische und iranische Welt, das Euphrat- und Tigrisland (Bd. VII — XI);
III. Arabien (Bd. XII und XIII);
IV. Sinaihalbinsel, Palästina und Syrien (Bd. XIV — XVII);
V. Kleinasien (Bd. XVIII und XIX).

Einzelnheiten durch eine Idee zu beleben weiss, dafür heben wir als Beispiel die Stelle aus, wo zuerst in eingehendster Weise die Industrie Medina's geschildert, dann aber die Bemerkung beigefügt wird: „Arabien ist wohl der anti-industriöseste Centralpunkt der Erde; denn von da, vom Indifferenzpunkte an gegen den Orient sowohl wie gegen den Occident über Indien und China bis zur Insel Japan, wie über Aegypten, Syrien, Europa bis nach den Niederlanden und Grossbritannien ist die Industrie in steter Progression, und insofern könnte Arabien zu einer Zeit, wo Industrie das Schlagwort der Völker ist, der Nullpunkt der Erde in der Gegenwart genannt werden“ (XIII, 176).

Was endlich Ritters Darstellungsweise betrifft, so glaubt Daniel seinen Stil als „Muster geographischer Schilderung“ erklären zu dürfen. Das Richtige traf jedenfalls A. v. Humboldt, wenn er sagt: „Alles ist voll Leben, oft von grosser Schönheit der Rede“. Die Form der Schriften Ritters ist nämlich nicht durchweg tadellos; seine litterarische Tätigkeit war mehr ein hastiges Produziren, als ein künstlerisches Gestalten; zum Glätten und Abrunden seiner Darstellung liess er sich in der Regel keine Zeit. Ausserdem darf man bei der ästhetischen Abschätzung seiner Bücher nicht vergessen, dass ihm in der Jugend die grammatische Zucht und desshalb später das Maass und die Beschränkung fehlte, jenes Prinzip alles wahrhaft künstlerischen Schaffens in der Litteratur, das wir in den Schriften A. v. Humboldts so sehr bewundern. Wo Ritter genöthigt war, seinen Stoff auf einen bestimmten Umfang zu reduciren, wie in den „Vorlesungen“, da wird auch sein Styl knapp und schön; sonst aber zeigt sich häufig eine gewisse Hypertrophie in Ausdruck und Satzbau*); verwickelte, schlecht gegliederte Perioden sind nicht selten; ja ein gewisses Unvermögen, für den Begriff immer auch den vollkommen deckenden und scharf begrenzenden Ausdruck zu finden, scheint sich schon in den wortreichen und schwerfälligen Titeln seiner Bücher auszusprechen. Trotz dieser stilistischen Mängel aber besitzt Ritters Darstellung grosse Reize. Ein eigentümlicher geographischer Formensinn befähigt ihn zu treffender, malender Auffassung und Bezeichnung individueller Ländergestalten und ihrer historischen Functionen. Die Landschaftsschilderungen sind nicht nur lebendig und plastisch, sondern auch merkwürdig correct und beweisen eine Art intuitiver

*) Aehnlich äussert sich der grösste französische Geograph der Gegenwart, *Vivien de Saint-Martin: De même que tous les oeuvres humaines, la géographie générale de C. Ritter a ses imperfections sans doute; au point de vue de notre esprit francais, qui exige la clarté dans l'ordre, de la simplicité dans l'exposition, de la sobriété dans les details ont peu lui reprocher ses développements excessifs et son manque de proportions*“. Vgl. Spörer, zur hist. Erdk. Geogr. Mitth. 1871. S. 289.

Begabung, welche auch ohne Autopsie das landschaftliche Bild richtig und wahr zu gestalten vermag. Wir erinnern hier nur daran, dass z. B. die Beschreibung von Ceylon (VI, 67 — 107) nach dem Urtheile eines Augenzeugen an malerischer Treue von keiner andern übertroffen wird. Des grössten Vorzugs von Ritters Schriften aber, wodurch dieselben weit emporgehoben werden über die gewöhnlichen geographischen Litteraturproducte mit ihrem bloss polyhistorischen Character, müssen wir zum Schlusse noch einmal gedenken: wir meinen jene Vergeistigung und ideale Durchleuchtung der geographischen Tatsachen, jenen Zauberschein des Gedankens, der jedes Blatt dieser Bücher mit unvergänglichem Glanze umspielt.

München. Wimmer.

Bemerkungen zur Frage der Reorganisation unserer Gewerbschulen.

I.

Meinem Votum, betr. die Reorganisation unserer Gewerbschulen ist im vorletzten Heft dieser Zeitschrift die Ehre einer zweimaligen Besprechung zu Teil geworden. — Zunächst drängt es mich, dem Herrn Kollegen P. in D. zu sagen, dass ich weit davon entfernt bin, die ästhetische Bildung und speziell die Bedeutung des Zeichenunterrichts zu unterschätzen, dass es mir aber scheinen will, eine Reduktion der Stunden sowol im Zeichnen als in den Handelsfächern sei die notwendige Konsequenz der Aufhebung der Abteilungen. — Den Ausstellungen gegenüber, welche der Vorschlag, die Oberrealschulen betr, erfahren hat, habe ich lediglich zu bemerken, dass in meiner Broschüre (auf Seite 11 und 12) die Fälle genau auseinander gehalten sind, in welchen ich eine Oberrealschule und in welchen ich die Industrieschule als die zweckgemässere Anstalt zur Vorbereitung auf das Polytechnikum erachte, und dass, wenn in der Errichtung solcher Oberrealschulen eine „Sorglosigkeit" gegenüber den Industrieschulen läge, die gleiche Sorglosigkeit der obersten Schulleitung in Preussen in Bezug auf die dortigen Industrieschulen (Provinzialgewerbschulen genannt) zur Last gelegt werden müsste, indem dort bekanntlich ausser den zuletzt erwähnten Anstalten auch die Realschulen I. Ordnung, sowie die Realschulen ohne Latein auf das Polytechnikum vorbereiten. Am allerwenigsten aber kann den Oberrealschulen vorgeworfen werden, dass sie abstrakte Hirngespinnste seien. Wie ein P. Artikel schon im sechsten Heft dieser Zeitschrift hervorgehoben hat, bestehen dieselben leibhaftig z. B. in den grösseren Kantonen der Schweiz; ich selber habe an einer derartigen Anstalt, die ihre Schüler von ihrer Gymnasialabteilung aus an die Universität und von ihrer Realabteilung aus direkt an die Fachschulen des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich befördert, fast zwei Jahrzehnte teils als Fachlehrer, teils als Rektor gewirkt. —

II.

Eine Frage, der gegenüber alle andern mehr oder weniger in den Hintergrund treten, scheint mir folgende zu sein: „Bestehen Gründe, welche dazu zwingen, bei Gelegenheit der Reorganisation in kleineren Städten das oberste Schuljahr für 14 — 15jährige Schüler eingehen zu lassen, und bei den Realschulen, welche unsere jetzigen Gewerbschulen zu ersetzen bestimmt sind, an den erwähnten Schulorten schon mit dem 14ten Jahre abzubrechen?“

Fragen wir uns, um diese Angelegenheit in völlig mathematischer Weise klar zu stellen, wie es mit dem Alter derjenigen Schüler bestellt sei, welche das Publikum gegenwärtig den Gewerbschulen in kleineren Städten anvertraut. Nachfolgende Zusammenstellung gibt hierüber Auskunft. Die Tabelle umfasst diejenigen unserer Gewerbschulen, welche am Ende des vorigen Schuljahres weniger als 100 Schüler hatten. Rubrik I enthält die Zahl der Schüler, die am Anfang des Schuljahres 1874/75 teils 14jährig, teils über 14jährig waren, Rubrik II in ähnlicher Weise die unter 14 jährigen und Rubrik III die Gesammtzahl der Schüler. (Hospitanten, sowie die während des Schuljahrs ausgetretenen Schüler sind nicht mitgerechnet.)

	I.	II.	III.
Memmingen	5	22	27
Rothenburg	11	24	35
Traunstein	27	18	45
Neuburg	16	31	47
Dinkelsbühl	19	28	47
Ingolstadt	21	28	49
Weiden	17	35	52
Straubing	18	36	54
Kaufbeuern	13	47	60
Nördlingen	17	43	60
Lindau	21	50	71
Zweibrücken	34	42	76
Schweinfurt	17	60	77
Landshut	37	47	84
Aschaffenburg	32	55	87
Kitzingen	37	51	88
Neustadt a./H.	51	43	94
Wunsiedel	37	61	98
Summe:	430	721	1151

Es stellt sich also heraus, dass die Zahl der Schüler, die zu Anfang des vorigen Schuljahrs 14jährig oder über 14jährig waren und die Schule noch ein volles Jahr lang besuchten, an obigen 18 Anstalten

mehr als ein Drittel der gesammten Schülerzahl betrug. — Wir denken, diese Ziffern liefern den Beweis, dass es einer auf 14- bis 15jährige Knaben berechneten Realschulklasse auch an den kleinsten unserer jetzigen Gewerbschulorte nicht an Schülern fehlen werde. Ist obige, auf den Verhältnissen der Gegenwart fussende Tabelle schon geeignet, diese Ueberzeugung hervorzurufen, so wird dieselbe noch mehr befestigt durch die Erwägung, dass jede glückliche Reorganisation einen neuen Impuls in die Frequenz der Anstalten bringt, und dass namentlich die Zahl der Schüler, welche die Schule vollständig durchmachen, um so grösser werden wird, je mehr es gelingt, das Uebel der stofflichen Ueberladung zu beseitigen.

Kitzingen. Fr. Mann.

Der Unterricht in Chemie und Naturgeschichte an der künftigen Realschule.

Unsere Gewerbschulen wurden gegründet, um demjenigen Teile der Bevölkerung, der keine humanistische Bildung erstrebte, sondern eine tüchtige Vorbildung zum künftigen Beruf als Kaufmann, Gewerbtreibender oder Landmann haben wollte, dieselbe zu bieten. Daher die Dreiteilung in Landwirthschafts-, Gewerb- und Handelsschulen, daher als wichtigste Lehrgegenstände Encyclopädie der Gewerbe, Buchführung, Handelswissenschaften, landwirthschaftliche Technologie u. s. w. Die Grammatik stand noch ziemlich im Hintergrund, Französisch war facultativ. Man war eben dem Idealismus des humanistischen Gymnasiums gegenüber etwas zu stark in das andere Extrem, das Utilitätsprinzip, geraten.

Kam man auch im Laufe der Jahre hinsichtlich anderer Lehrgegenstände davon ab, in Bezug auf die Naturwissenschaften war die Verordnung vom 14. Mai 1864 auf dem Nützlichkeitsstandpunkte, demnach sollte im 1. Curs „Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen in passender Auswahl, mit Demonstrationen, jedoch ohne streng systematische Behandlung“ gelehrt werden. „Kenntniss von den Schätzen der Natur und Beschaffenheit der daraus erlangten Rohstoffe für das Gewerbe soll das Hauptziel des Unterrichts dabei sein“ Dasselbe Prinzip herrscht in Chemie, das Pensum derselben ist mit Ausnahme der nötigen Vorbegriffe ein rein technologisches. Mittlerweile aber haben die geschäftlichen und Verkehrsverhältnisse eine durchgreifende Aenderung erfahren. Fast alle Städte sind ins Eisenbahnnetz gezogen, die Maschinentechnik hat sich zu bedeutender Höhe hinaufgeschwungen, das Kapital hat in gesteigerter Thätigkeit manchen Produktionszweig ergriffen, der sonst eine Reihe Einzelner beschäftigte, und immer härter wird es dem minder-

bemittelten Gewerbsmann, auch in der kleinen Stadt, sich emporzuschwingen. Wie kann hier die Schule helfen? Das Talent des Einzelnen kann sie freilich nicht vermehren, wohl aber das vorhandene möglichst allseitig ausbilden, das Urteil schärfen, im Schüler Lust und Liebe zu geistiger Arbeit wecken und so in ihm den Grund zum intelligenten und strebsamen Bürger legen. Die heutige Bildung bedarf einer festen theoretischen Grundlage, und das Wort, das Berlepsch an die Bienenzüchter richtet: „Lernt zuerst Theorie, sonst bleibt ihr praktische Stümper euer Leben lang!" gilt nicht bloss für die Freunde von *apis mellifica.*

Zu dieser Tätigkeit der Schule kann die Naturwissenschaft ihr gutes Teil beitragen, indem sie den Schüler beobachten und vergleichen lehrt; denn diess sind ja die Hauptätigkeiten derselben, vorzüglich der Naturgeschichte. Das Resultat der Beobachtung und Vergleichung aber ist das System, und daraus folgt, dass der Unterricht in der Naturgeschichte vorzugsweise ein systematischer sein muss.

Aehnliche Erwägungen waren denn auch in der Verordnung vom 1. Okt. 1870 massgebend, in Zoologie und Botanik ist die Betrachtung des Systems betont, die technisch wichtigen Pflanzen und Thiere kommen erst in zweiter Reihe. Eine weitere Umgestaltung des naturgeschichtlichen Unterrichts war damals nicht möglich, da die Zahl der Curse, das Pensum der übrigen Lehrgegenstände nicht wesentlich verändert wurde.

Wie in Industrie und Gewerbe, so war in den 40 Jahren seit Errichtung der Gewerbschulen auch in der Naturgeschichte und deren Hilfswissenschaften ein grosser Umschwung vor sich gegangen. Man hatte den stark ausgetretenen Pfad der Systematik allmälich verlassen, vergleichende Anatomie und Physiologie fingen an, bedeutende Erfolge aufzuweisen. Auch hieran finden sich Anknüpfungspunkte in der Verordnung vom 1. Okt. 1870. Sie verlangt im I. Curse einen elementar gehaltenen Abriss der Anatomie und Physiologie der vollkommeneren Thiere und der Pflanzen. Im Interesse jedoch eines richtigen Verständnisses der beiden genannten Zweige der Naturgeschichte dürfte eine Trennung derselben von der Systematik und Verweisung an eine höhere Altersstufe sich dringend empfehlen.

Für den Fall, dass man bei der künftigen Reorganisation unserer Gewerbschulen beabsichtigt, mit dem 10. oder 11. Jahre zu beginnen, dürfte, wie in der Brochure: „Der Realunterricht in Bayern und Preussen" vorgeschlagen wird, eine Verteilung des Unterrichts in der Naturgeschichte auf 2 Jahre angezeigt erscheinen. In Zoologie, für deren Behandlung ich die beiden Wintersemester vorschlagen möchte, wäre es freilich logisch richtiger, von den niederst organisirten Thieren an zu den vollkommeneren emporzusteigen; nichtsdestoweniger glaube ich dem bisher noch vielfach befolgten Usus des umgekehrten Vorgehens

das Wort reden zu sollen, so dass im ersten Wintersemester die Wirbelthiere, im zweiten die wirbellosen durchzunehmen wären; die beiden Sommersemester sind zur Durchnahme der Botanik passend. Da dem Schüler auch die einfacher organisirten Pflanzen, Algen, Flechten, Moose, bekannter sind, als Infusorien und Rotatorien, so kann das erste Sommersemester die allgemeine Botanik, ausschliesslich der Physiologie, von der speciellen vielleicht noch Cryptogamen und Monocotyledonen, das zweite Sommersemester die Dicotyledonen umfassen.

Eine hervorragende Stelle unter den an der Gewerbschule gelehrten Naturwissenschaften nimmt die Chemie ein. Bekanntlich ist diejenige Richtung in dieser Wissenschaft noch nicht alt, welche sich die Erforschung der Constitution der chemischen Verbindungen zum Ziele gesetzt hat. Nichtsdestoweniger sind ihre Resultate schon der Art, dass ein Anhänger dieser Richtung — und sie darf jetzt die herrschende genannt werden — den Unterricht in der Chemie notwendigerweise von einem andern Gesichtspunkte aus lehren muss, als früher. Selbstverständlich wird die Betrachtung der Constitution nur da stattfinden, wo diese feststeht und nicht zu complicirt ist, wie z. B. bei vielen organischen Verbindungen von höherem Kohlenstoffgehalt. Nach Aufstellung des Grundsatzes, die Naturwissenschaften besonders dazu zu verwenden, um die Schüler im Vergleichen zu üben, wird man dazu kommen, denjenigen Reactionen, besonders auf Säuren und Metalle, welche zur Erkennung und Trennung der Körper dienen, einige Aufmerksamkeit zu schenken, also mit der allgemeinen auch analytische Chemie, natürlich in *nuce*, zu verbinden. Ist dadurch in den Unterricht in der Chemie etwas Abwechslung gekommen, der Schüler im Besitze einiger Kenntnisse, mittels deren er im Stande ist, die Reactionen, die er auf dem Experimentirtisch gesehen, die Trennungen, die er auf dem Papier vorgenommen, bei einiger Anleitung selbst auszuführen, dann, meine ich, sollte man ihm diese Gelegenheit nicht verschliessen, und ihn selbst mit Reagens und Probirröhrchen hantieren lassen. Sorgt man dafür, dass eine derartige Beschäftigung im Laboratorium nicht in Spielerei ausartet, lässt man abwechselnd Apparate zusammenstellen, mit denen in der Unterrichtsstunde experimentirt wird, Reactionen nach einem bestimmten Stufengange machen, vielleicht an leicht zu analysirenden, dem Schüler aber unbekannten Körpern denselben seinen Scharfsinn üben, so hat die Chemie ihre Aufgabe an der Mittelschule gewiss redlich erfüllt. Auf Grund der anorganischen Chemie kann dann das Studium der Mineralogie beginnen. Vor dem 1. Oct. 1870 war dieselbe dem Pensum des I. Curses zugeteilt. Da aber bei der Kenntniss der Mineralien nicht das Auge, sondern das Löthrohr Führer sein muss, d. h Kenntniss der Reactionen, also der Chemie, der anorganischen wenigstens, unentbehrlich ist, so ist sie

nun dem Unterrichte in der Chemie aggregirt worden. Die an die Mineralogie sich anschliessende Geographie wird später an der Industrieschule oder am Polytechnikum gelehrt.

Anders ist es mit den Disciplinen, die sich aus der Naturgeschichte allmälich herausentwickelt haben: vergleichende Anatomie, Physiologie, sowie Anthropologie. Diese treten dem Schüler nie mehr als obligatorische Lehrgegenstände entgegen und wollte er auch später diesen Mangel ersetzen, so fehlt es ihm an der Zeit, die von mathematischen und Fachstudien vollständig absorbirt wird. So wird man den Gedanken wohl nicht ungeheuerlich finden, dass sie, selbstverständlich nicht in akademischer Behandlung, auf der künftigen Real- oder Gewerbschule einen Platz finden sollen.

Was vergleichende Anatomie betrifft, so mussten die wichtigsten Punkte derselben, die Unterschiede im Baue des Skelettes, der Athmung, des Blutumlaufs, der Verdauung etc. schon bisher durchgenommen werden und dabei wird's wohl auch in Zukunft bleiben; warum sollte denn auf diesem Grunde nicht weitergebaut und mit Schülern reiferen Alters tiefer in das schon betretene Gebiet eingedrungen werden können und zu einer Zeit, nachdem sie die nötigen chemischen und physikalischen Vorkenntnisse bereits erlangt haben? Dasselbe gilt von der Anthropologie und Pflanzenphysiologie.

Die Aufnahme eines kurzen, rein wissenschaftlich gehaltenen Abrisses der vergleichenden Anatomie und Anthropologie, sowie der Pflanzenphysiologie in das Unterrichtsprogramm eines höheren Kurses hat aber keine Schwierigkeit, sobald man sich dazu entschliessen kann, den Unterricht in Chemie und den eben erwähnten Fächern auf 2 Jahrgänge zu verteilen, wie diess ebenfalls in der oben erwähnten Broschüre vorgeschlagen ist, und 4 Wochenstunden *pro anno* dafür einzuräumen. Das erste Wintersemester würde die Einleitung und die Durchnahme der anorganischen Chemie umfassen, im darauffolgenden Sommersemester könnten vielleicht 2 Wochenstunden zur Behandlung des Anfangs der organischen Chemie, die beiden andern für Technologie und Mineralogie verwendet werden.

Im zweiten Wintersemester Fortsetzung und Schluss der organischen Chemie in zwei Wochenstunden. Wiederholung der gesammten reinen und angewandten Chemie in zwei Stunden wöchentlich während des zweiten Sommersemesters. Daneben in beiden Semestern Uebungen im Laboratorium fakultativ.

Die beiden anderen Wochenstunden des zweiten Wintersemesters blieben dann für die Durchnahme eines kurzen Abrisses der vergleichenden Anatomie — zugleich eine Wiederholung des Systems —, an die sich, etwas ausführlicher, die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers, sowie ein Abriss der Pflanzenphysiologie schliessen würde.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen. Die hier vorgeschlagene Anordnung des naturwissenschaftlichen Lehrstoffs ist allerdings zunächst aus der Betrachtung der Anforderungen hervorgegangen, die der jetzige Stand der Wissenschaft an den Unterricht in der technischen Mittelschule stellt, doch habe ich mich auch nebenbei umgesehen, ob nicht irgendwo schon etwas Derartiges existire. Das ist auch wirklich bei den österreichischen, sog. Realgymnasien, — die mit unsern bayrischen gleichnamigen Anstalten nicht zu verwechseln sind — der Fall, und zwar in viel grösserem Massstabe, wenn man von der Stundenzahl auf den Wert schliessen darf, den man einem Fache beimisst.

Nach dem, wie es scheint, einheitlichen Lehrplane derselben treffen in der I. und II. Classe je 3 Stunden Naturgeschichte, Mineralogie eingeschlossen; wie nach den Jahresberichten zu schliessen ist, wird derselbe systematisch, jedoch vorzugsweise als Anschauungsunterricht betrieben. Dann tritt aber Naturgeschichte noch einmal, in der V., VI. und VII. Classe mit je 3 Stunden wöchentlich auf, hier, wie es scheint, mit Berücksichtigung mehr des anatomisch-physiologischen Teils. Chemie wird in den 4 oberen Classen in 11 Wochenstunden in summa gelehrt*). —

Sieht man von den beiden oberen Kursen ab, deren Schüler im gleichen Alter mit unseren Industrieschülern stehen, so ergibt sich noch immer für Chemie und Naturgeschichte die gleiche Stundenzahl, wie oben vorgeschlagen, ein Beweis, dass ein derartiger Vorschlag wohl nicht *brevi manu* nach Utopien zu verweisen ist.

Rothenburg a./T. H. Luber.

Zur Aussprache von sp und st.

Der Artikel des Herrn Falch (im 6. Heft des vorigen Jahrg. dieser Blätter**) war ein Wort zur rechten Zeit, da viele Lehrer in ihrem Eifer, die Schüler an eine reine Aussprache zu gewöhnen, es durchaus nicht zulassen wollen, dass st und sp wie ein leises scht und schp gesprochen werde. Während H. F. seinen Standpunkt durch den Autoritätsbeweis rechtfertigt, soll hier eine kurze sprachgeschichtliche Erklärung gegeben werden, die ich jedoch keineswegs zuerst aufgestellt zu haben mir anmasse.

Da die Sprache bei Fixirung der Laute diejenigen Zeichen wählt, welche ihr die Aussprache am genauesten anzugeben scheinen, so wurde

---

*) Anm. der Red.: Die von Vielen, man kann sagen von der Mehrzahl gewollte Reorganisation der Gewerbschulen zielt mehr auf Entlastung der Schüler, als auf Erweiterung des Lehrpensums. Indessen würden mit der hiedurch gewinnbaren Vertiefung des Unterrichts wohl manche Wünsche des Herrn Verf. erfüllt werden können.

**) Dresers Erwiderung ist für diesen Artikel ohne Belang.

früher allerdings „Stein, stehen und dgl.“ auch gesprochen*). Im Verlauf der Zeit aber kam man im grössten Teil Deutschlands davon ab, im Anlaut st und sp zu sprechen, ohne jedoch die Schriftzeichen zu ändern. st und sp im Anlaut zu sprechen muss als dialektische Unart gelten, was schon daraus hervorgeht, dass meines Wissens selbst ein Hannoveraner über denjenigen Schauspieler sich lustig machen würde, der jene Affektiertheit auf die Bühne brächte. Einen Gegensatz zu dieser Erscheinung bildet das ursprüngliche sl im Anlaut (z. B. in *slagen*), das später in Aussprache und Schrift in schl (schlagen) überging (vgl. die von H. F. aus Schleichers „deutscher Sprache‘ (p. 210) angeführten Worte).

Als Anhang noch eine ästhetische Bemerkung! Rudolph fragt (im Progr. der Luisen Schule zu Berlin 1874), was wohl Uhland sagen würde, wenn folgender Vers aus seiner „Märznacht“ mit lispelndem st vorgetragen würde:

Horch wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!

und bemerkt weiter, dass wir dagegen sehr verständnissinnig dem Schauspieler Beifall spenden, der bei den Worten des Hofmarschalls Kalb „Mein Verstand steht stille“ sich der lispelnden Aussprache bedient.

Ich meine, diese Beispiele könnten selbst den verbissensten Anhänger der „reinen“ Aussprache etwas irre machen.

München. A. Brunner.

Kritische Bemerkungen über die Unterrichtsanstalten gewerblicher Richtung des deutschen Reiches, der Schweiz und Oesterreichs Von Hanausek, Prof. der akad. Handelsmittelschule in Wien. 1876. Gerold und Sohn.

S. 5 — 30 Referat. Von Bayern sind die Industrie-, Gewerb- und Fortbildungsschulen genannt. S. 30 — 51 Kritik des Verfassers. Anfangs über die verschiedene Nomenklatur in den verschiedenen Ländern. S. 33 wird an der bayerischen Industrieschule und anderen Anstalten als „principieller Fehler“ gerügt, dass „fachliche und allgemeine Bildung in Einem zu geben getrachtet wird“. Aus diesem und noch drei S. 36 angeführten Gründen ist (S. 37) „ein durchgreifender Erfolg der bayer. Industrieschule für Gewerbe und Industrie nicht zu erhoffen“. S. 37 wird noch als weiterer Fehler gerügt, dass „der höhere Calkul tradirt“ wird. S. 45 kommt noch hiezu, „dass der Werkstätteunterricht als integrirender Bestandteil nicht rationell ist“. Wer sich nach Positivem umsieht, findet endlich S. 50 als Resumé: „die österreichischen Staatsgewerbeschulen entsprechen principiell den allgemeinen Anforderungen eines richtigen gewerblichen Schulsystems und bieten auch in formeller

*) cfr. Pfeiffer in der Einl. (p. 42) zu Walthers v. d. V. Gedichten (4. Aufl.)

Weise die Sicherheit für die sachgemässe Entwicklung und Vergrösserung ihres Wirkungskreises". Diese Musteranstalten des Verfassers sind in Wien, Bielitz, Brünn; s. S. 23 — 29, dann von S. 39 an und noch auf einer am Schlusse angefügten vergleichenden Stundenplan-Tabelle.

In einem gleichzeitig erhaltenen geehrten Briefe ersucht mich H. Verf um ein eigenes Urteil. Diese ehrende Einladung darf, oder vielmehr muss ich wol mit geziemendem Danke ablehnen, da ich nicht, wie der H. Verf., die genannten Anstalten aus eigener Anschauung kenne; dass letzteres hiezu nötig wäre, beweist ja H. Verf. durch sein eigenes Beispiel. Ich habe aus diesem Grunde nur die Urteile über die bayer. Industrieschulen ausgezogen; eine Bekämpfung derselben meinerseits wäre wegen des Verdachts von Lokal-Patriotismus von nur zweifelhaftem Werte.

A. Kurz.

Der Triumphzug des Germanicus. Eine Studie von Anton Linsmayer. (Zur Enthüllungsfeier des Hermanns-Denkmales im Teutoburgerwalde). München 1875 Lindauer*).

Am 16 August des vorigen Jahres, dem Jahrestage von *Mars-la-Tour*, fand auf der Grotenburg, dem höchsten und bedeutendsten Punkte der östlichen Parallelkette des Lippe'schen Waldes eine erhebende nationale Feier statt. An diesem Tage übergab der Bildhauer J. Ernst von Bandel das Arminius-Denkmal, das grosse Werk seines Lebens, an dem er mehr als dreissig Jahre lang gesonnen und gebaut, in des deutschen Kaisers Gegenwart dem deutschen Volke.

Zur Feier dieses Tages liess ein patriotisch gesinnter Mann, ein bayerischer Gelehrter, als Festgruss eine historische Studie erscheinen, welche Vorgänge und Verhältnisse bespricht, die mit den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 9 n. Chr. in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Sie ist ein würdiger Festgruss, da sie hervorging aus dem gewiss löblichen Streben des Verfassers, einen Teil der Schmach, die sich an die Geschichte unserer grossen Ahnen unverdient gehängt hat, wegzuwischen, „einen dunkeln Punkt in der Geschichte zu Gunsten unserer Nationalehre aufzuhellen". Die Schrift ist nicht bloss für den engeren Kreis der Fachgenossen, sondern für die gebildete Welt überhaupt bestimmt und hat in deren Kreisen längst Beifall und Anerkennung gefunden. Aber auch für die Leute des Faches bietet die Schrift viel des Interessanten und Anregenden, wenn man auch der Ansicht des Verf. in manchem Punkte wird nicht unbedingt beipflichten können.

Es beschäftigt den Verf. die eine grosse Frage, ob wirklich „des Arminius Gemahlin und Sohn in dem Triumphzuge des Germanicus als Gefangene aufgeführt wurden". Zu diesem Zwecke durchforscht er das gesammte inschriftliche und historische Material. Zu den Beweisstücken der ersten Art gehören 1. gleichzeitige Münzen mit der Aufschrift *signis receptis. devictis Germ. s. c.*; 2. zählt der Verf. hieher *Tac. annal.* II. 41. *fine anni arcus propter aedem Saturni „ob recepta signa cum Varo amissa ductu Germanici auspiciis Tiberii" et aedes Fortis Fortunae . . . . dicantur*, wo er in sinnreicher Weise in den Worten *„ob - Tiberii"* den eigentlichen Wortlaut der Inschrift am Triumphbogen des Germ. wiedererkennt.

---

*) A. d. Red.: Die interessante Schrift schien uns noch eine zweite Besprechung zu verdienen.

Ferner gehört hieher der *superbus titulus* auf dem Waffenhaufen an der Weser, dessen Wortlaut *Tac. ann.* II. 22 fast unverändert überliefert ist: *debellatis inter Rhenum Albimque nationibus exercitum Tiberii Caesaris ea monimenta Marti et Jovi et Augusto sacravisse.*

Indem alsdann der Verf. die Ausdrücke der Münzen und die der Inschrift am Triumphbogen nach ihrem Gehalte und Werte untersucht, kommt er zu dem Schlusse: die Ausdrücke, welche von *signa recepta* sprechen, seien unwahr gewesen, denn Germ. habe blos zwei Legionsadler von den drei unter Varus verlorenen zurückgewonnen; der dritte sei erst im Jahre 41 unter Kaiser Claudius wieder erlangt worden. — Ebenso sei der andere Teil der Inschrift — *devictis Germ.* — unwahr. Denn Tac. erzähle ja in der Kriegsgeschichte selbst, der Triumph sei dem Germanicus *manente bello* dekretiert worden, und Germ. habe ja vor seiner Abberufung dem Tiberius zurückberichtet, es wäre ihm zu gänzlicher Besiegung der Feinde mindestens noch ein Amtsjahr nötig. Es sei also in den genannten Ausdrücken der wahre Sachverhalt übertrieben, „es seien bei Gelegenheit des Triumphes des Germ. officielle Lügen in die Welt geschickt worden“ (p. 23).

Die Hauptquellen für die einschlägige geschichtliche Untersuchung sind *Strabo* p. 291 und 292 und *Tacit. ann* II. 41. Von der ersten Stelle fallen besonders die Worte ins Gewicht p. 291: *οἱ δὲ πιστευθέντες (sc. τῶν Γερμανῶν) τὰ μέγιστα κατέβλαψαν καθάπερ οἱ Χηροῦσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι, παρ' οἷς τρία τάγματα Ῥωμαίων — ἀπώλετο ἐξ ἐνέδρας· ἔτισαν δὲ δίκας ἅπαντες καὶ παρέσχον τῷ νεωτέρῳ Γερμανικῷ λαμπρότατον θρίαμβον, ἐν ᾧ ἐθριαμβεύθη- Σεγιμοῦντος — καὶ ἀδελφὴ αὐτοῦ — ὄνομα Θουσνέλδα καὶ υἱὸς τριετὴς Θουμέλικος, ἔτι δὲ Σεσίθακος — καὶ γυνὴ τούτου Ῥαμὶς κ. τ. λ.* — Bei Tacit. sind folgendes die entscheidenden Worte: *C. Caelio L Pomponio consulibus Germanicus Caesar a. d VII. Cal. Jun. triumphavit de Cheruscis Chattisque et Angrivariis quaeque aliae nationes ad Albim colunt. Vecta spolia, captivi, simulacra montium fluminum proeliorum, bellumque quia conficere prohibitus erat, pro confecto accipiebatur.*

Was die Strabonische Nachricht anlangt, so meint der Verf., man ermesse für gewöhnlich die ganze Tragweite derselben nicht. Strabo aber berichte nichts Geringeres als — „drei Fürsten, zwei Fürstinnen, ein Prinz und ein Opferpriester unserer Vorfahren seien bei dem Triumphzuge des Germ. nach dem Triumphalrecht der Römer behandelt, d. h. seien im mamertinischen Gefängnisse zu Rom enthauptet oder erwürgt oder zu Tode gepeitscht worden, nachdem sie unter Hohn und Spott durch die Strassen der Stadt geschleppt worden wären“ (p 24 und 43), und dieses Schauspiel habe Segest, der leibliche Vater, der leibliche Grossvater, er selbst hochgeehrt von den Römern (*ἐν τιμῇ ἀγόμενος*), mit angesehen. Strabo sei der einzige Geschichtschreiber, der von einem so grauenvollen Schicksale der Gemahlin des Arminius und ihres Sohnes spreche. Und sei diese Nachricht auch wahr und bewiesen? Der Verf. sagt nein, sie sei unglaubwürdig.

Strabo, sagt er, konnte seine Nachricht nur aus einer unsicheren Quelle haben. Er habe nemlich den Triumph nicht in eigener Person gesehen, da er damals sich nicht zu Rom befand und es unwahrscheinlich sei, „dass der Greis kurz vor seinem Ende eine zweite Reise von Amasea im Pontus nach Rom gemacht oder gar sein Alter dort verlebt und sein Werk dort geschrieben habe“. Alsdann wird positiv darzuthan gesucht, dass er wirklich in Asien geschrieben habe, über welche Beweismomente wir weiter unten zu sprechen haben werden.

Auch habe Strabo seine Nachrichten nicht aus einem historischen Werke geschöpft, da zu der Zeit, als Strabo diesen Teil seines Werkes schrieb, nämlich im Jahre des Triumphes 17 n. Chr. oder höchstens ein paar Jahre später, wohl noch kein Geschichtswerk existierte, das sich auf das Jahr 17 erstreckte. — Dass Strabo seine Nachrichten aus einem officiellen Bericht habe, der mittlerweile in die Provinz gelangt wäre, sei gleichfalls nicht wahrscheinlich, denn seine Notizen hätten nicht das Aussehen officieller Nachrichten. Ausserdem liessen einige Anzeichen (z. B. die Schreibung des Namens *Μέλων* st. *Μαίλων*) darauf schliessen, dass er seine Nachrichten überhaupt nur durch mündliche Mitteilung erhalten habe.

Alsdann macht der Verfasser auf zwei Abweichungen des Strabonischen Berichts von dem Taciteischen aufmerksam.

Erste Abweichung: Strabo spreche von der Vernichtung von acht Völkerschaften, von einer Vergeltung durch den Triumph, während Tac. bloss bemerke: *bellum pro confecto accipiebatur.* — Hier habe offenbar Tacit. Recht, da ja thatsächlich der Krieg verblieb; zugleich gehe aus der Nachricht des Tac. hervor, dass der Triumph des Germ. ein unberechtigter war, da ihm das wesentlichste Moment der Berechtigung, die gänzliche Besiegung der Feinde, abgieng.

Zweite Abweichung: Tacit. spreche von Gefangenen schlechtweg, ohne weiteren Zusatz, Strabo dagegen von einem furchtbaren Strafgericht, das über die edelsten Häupter unseres Stammes ergieng. Man dürfe auch nicht annehmen, dass ein milderes Verfahren mit ihnen eingeschlagen worden sei. Wer diess annehme, der negiere damit schon die Glaubwürdigkeit Strabo's. Zu der milderen Auffassung habe besonders des Tac. Ausdruck *captivi* verleitet. Der Ausdruck *captivi* aber in Verbindung mit *vecta*, besage wohl bloss, dass Abbildungen dieser Persönlichkeiten im Triumphe mitgetragen wurden. Seien aber unter *captivi* wirkliche lebendige Deutsche zu verstehen; so durften die Angehörigen des Segest nicht darunter verstanden werden, da sie, wie aus Tac. bekannt, durch freiwillige Ergebung in die Hände der Römer gelangten, also nicht *captivi* waren, und ihnen von Germ. *incolumitas* zugesichert wurde. „Den Verwandten des Segest sei kein Haar gekrümmt worden".

Es stehe somit des Tac. Bericht mit den Angaben Strabo's in unlösbarem Widerspruch. Es frage sich also wieder, welchem von beiden Autoren man mehr glauben solle. Der Verf. meint, jedenfalls demjenigen, der über den Aufenthalt des Germ. in Deutschland Genaueres wisse. Von Tacit. nun sei bekannt, dass er die Ereignisse, die mit der Person des Germ. zusammenhängen, mit grösster Sorgfalt und Ausführlichkeit erzähle, was darauf schliessen lasse, dass er einen trefflichen Gewährsmann benützt haben müsse. Dem Geographen Strabo dagegen könne der Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht erspart werden, da er über die geographischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes ganz falsche Angaben habe. Und nun wird ein langes Verzeichniss geographischer Irrungen aufgeführt, die sich in seiner Behandlung Deutschlands und überhaupt in seinem Werke finden sollen (p. 63 und 26 ff.), wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Aus vielen seiner Angaben, sagt der Verf., „schaut kenntlich der *miles gloriosus* heraus, der — dem Strabo vorprahlte". — Selbst die historischen Einzelheiten bei Strabo erregten Anstoss, z. B. die Angabe der überwundenen Völkerschaften. —

So stehe denn die Glaubwürdigkeit Strabo's hinter der Gründlichkeit des Tac. allenthalben weit zurück. Es sei demnach die Behauptung des Strabo, „dass die Gemahlin des Arminius und ihr Sohn vor dem Triumphwagen des Germ. als Gefangene schritten“, wissenschaftlich nicht erwiesen.

Wenn wir uns nun, nachdem wir im Obigen den Gang der Schrift dargelegt, einige Bemerkungen über die Deduktionen des Hrn. Verf. abzugeben erlauben, so thun wir das lediglich in der Absicht, um demselben einen Beweis von dem grossen Interesse zu geben, das wir an seinem Buche nahmen.

Zuvörderst vermögen wir in der Hauptstelle, Str. 291 ἔτισαν δὲ δίκας ἅπαντες, uns der Auslegung des H. Verf. nicht anzuschliessen. Er bringt nämlich diese Worte p 25 seiner Schrift in einen auffallenden, wie wir glauben, nicht gehörigen Zusammenhang mit dem Schicksale der fürstlichen Häupter der Germanen, und p. 43 und 45 geschieht diess noch deutlicher. Aus dieser Zusammenbeziehung der Worte eben hat sich der Verf das „furchtbare Strafgericht“, das über die Gefangenen ergangen sein soll, zum grössten Teile erst herauskonstruiert, während doch diese Worte auf die nachbenannten fürstlichen Gefangenen sich unmittelbar gar nicht beziehen. Denn Subjekt zu ἔτισαν δὲ δίκας ἅπαντες ist doch das vorausgehende Χηροῦσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι, und die Worte besagen bloss: diese Völker mussten ihre That, (den treulosen Ueberfall im Teutoburger Walde) sämmtlich büssen; und sie büssten sie durch Krieg und Verheerung ihrer Länder. Es wird hiedurch, wie uns dünkt, die Theorie des Verf. von dem schauerlichen Strafgerichte, das über die Gefangenen erging, bedeutend modificirt; wenigstens können die Worte: δίκας δὲ ἔτισαν ἅπαντες, hiefür nicht verwendet werden. Es kommt also für das Schicksal der germanischen Häupter bloss mehr der Satz in Betracht: ἐν ᾧ ἐθριαμβεύθη τῶν ἐπιφανεστάτων ἀνδρῶν σώματα καὶ γυναικῶν. Was dachte sich Str. unter θριαμβεύεσθαι? Immerhin etwas Schlimmes. Denn es wird ja an Segest als eine Herzlosigkeit bezeichnet, dass er es über sich gewann, dem Triumphe der nächsten Angehörigen als Ehrengast beizuwohnen. Ob aber notwendig an ein Verfahren nach den strengsten Normen des Triumphalrechts, das der Verf. so eingehend entwickelt, zu denken ist, bleibt dennoch zweifelhaft. Sollte für die Tochter und den Enkel des Ehrengastes Segest nicht schon die zwangsweise erfolgte Aufführung im Triumphe genug Strafe gewesen sein? Wir glauben, Thusnelda mit ihrem Kinde wurde als Gattin des feindlichen Cheruskerfürsten im Triumphe aufgeführt, als Tochter des Segestes aber begnadigt. Dass mit Frauen und Kindern feindlicher Feldherren anders verfahren wurde, als mit den Männern, zeigt auch das Beispiel des Picenters P. Ventidius Bassus, der mit seiner Frau und seinem Kinde im Triumph aufgeführt wurde. Weib und Kind wurden nach dem Triumphe freigegeben, (und das Kind wurde später Konsul und römischer Heerführer, Tac. Germ. c. 37), während der Vater bald nach dem Triumphe hingerichtet wurde.

Es will uns demnach dünken, als bestünde zwischen Strabo und Tacitus kein unlösbarer Widerspruch. Freilich spricht Tac. bloss von *captivi*, er nennt die fürstlichen Persönlichkeiten nicht mit Namen, und der Verfasser vermutet, dass sie bloss im Bilde mitgetragen oder gefahren wurden. Wie ist es nun aber mit Segestes? Tac. erwähnt ja auch von ihm nicht, dass er dem Triumph beiwohnte, und doch wagt der Verf. nicht, Strabo's Nachricht in diesem Punkte geradezu in Abrede zu stellen oder zu behaupten, es sei gleichfalls nur eine Abbildung von

ihm im Triumphe zu schauen gewesen. Wer aber von dem Strabonischen Bericht so viel glaubt, dass Segest dem Triumphe der Seinigen beiwohnte, „er selbst in Ehre gehalten", der muss auch an persönliche Teilname der Angehörigen des Segestes glauben, denn sonst hätten Strabo's Worte, die eine Herzlosigkeit des Seg. andeuten, keinen rechten Sinn mehr.

Hätten wir über den ganzen Vorgang bloss das Zeugniss des Strabo, so würde man, da *θριαμβεύεσθαι* bloss das Aufgeführtwerden im Triumphe bedeutet, an das sich nun in der Regel Hinrichtung, ausnahmsweise aber (und besonders bei Frauen und Kindern) Begnadigung und Freilassung anschloss, vielleicht versucht sein, bei unserer Stelle an das erste zu denken. Nachdem aber in unserem Falle durch andere Nachrichten festgestellt ist, dass Thusnelda und Thumelikus nicht hingerichtet wurden, steht auch nichts entgegen, dass man die Strabonische Stelle in dem milderen Sinne nehme. Die Geschichtschreiber der neueren Zeit haben auch wohl das Richtige getroffen, indem sie Strabo's Nachrichten durch des Tac. Angaben ergänzen. Wir haben eben in allen Stücken einen Ausnahmsfall vor uns. Des Germ Triumph war ein Scheintriumph, wie der Verf. richtig nachgewiesen. So wurden denn auch jene fürstlichen Personen, denen nach Tac. von Germ *incolumitas* zugesichert war, nur zur Schau und zum Scheine im Triumphe aufgeführt, als wären sie Gefangene, und ein solches Schau- und Prunkstück war ja auch Segestes selbst.

Dass Thusnelda trotz der von Germ. auch ihr zugesicherten *incolumitas* nicht die volle persönliche Freiheit erhielt, die ihr etwa erlaubte, „wieder in die Arme ihres Gatten zu eilen", bedarf kaum eines Beweises. Sie blieb nach wie zuvor in der Hut und Haft ihres ungnädigen Vaters.

Anlangend den weiteren Punkt, woher Strabo seine Nachricht geschöpft habe, so ist weder der Beweis mit Sicherheit erbracht, dass Strabo zur Zeit des Triumphes nicht in Rom war, noch auch der, dass er gewiss sein Werk in Asien schrieb. Auch ist die Möglichkeit, dass der gelehrte Erd- und Geschichtsforscher durch einen gelehrten Freund und Korrespondenten in der Hauptstadt über die vorkommenden Ereignisse in der grossen Welt stets auf dem Laufenden erhalten wurde, von dem Verf. gar nicht einmal ins Auge gefasst worden. Auf uns wenigstens macht der Strabonische Bericht in seiner Detaillirung nicht den Eindruck, als entstamme er dem Munde eines bramarbarsierenden Excenturio, sondern er erscheint uns als eine achtungswürdige, glaubhafte Ueberlieferung, woran der Umstand nichts ändert, dass einige Namen von Völkern entweder gar nicht gekannt sind oder durch Ungunst der Ueberlieferung unkenntlich gemacht wurden.

Dass Strabo nicht in Person den Triumph des Germ. mit ansah, ist auch uns sehr wahrscheinlich, aber durch die von dem Verf. angeführten Argumente ist es nicht bewiesen. Wen sollte auch die aus Strabo p. 165 angeführte Stelle befriedigen? Sie lautet: *τινὲς μὲν οὖν εἰς τέτταρα μέρη διῃρῆσθαί φασι τὴν χώραν ταύτην* (*Ἰβηρίαν*) *κ. τ. λ.* Der Verf. setzt hei: wer im Jahre 17 — 19 sage, er könne nicht angeben, ob Spanien in vier oder fünf Distrikte geteilt werde, weil es zu weit von Griechenland entfernt sei, der könne im Jahre 17 nicht in Rom zu geographischen Studien sich aufgehalten haben, wo ihm jeder Schreiber darüber Auskunft geben konnte; auch könne einer, der so wenig Latein verstand, dass er Cäsars Kommentarien nicht richtig deuten konnte, in Rom seine wissenschaftlichen Studien nicht gemacht haben.

Nun ist aber der aus der Strabonischen Stelle entnommene Beweis durchweg hinfällig: denn dort ist nicht von Iberien die Rede, sondern von dem Stamme der Keltiberen, und es wird an der eben angeführten Stelle nur der p. 162 begonnene Gedanke: *αὐτῶν τε τῶν Κελτιβήρων εἰς τέτταρα μέρη διῃρημένων* wieder aufgenommen, was Strabo auch mit den Worten *καθάπερ εἴπομεν* ausdrücklich andeutet. — Was ferner den andern Punkt anlangt, Strabo habe kein Latein verstanden, so ist das ein altes Märchen, dessen Grundlosigkeit wir in einer (von dem Verf. allerdings nicht beachteten) Schrift dargetan zu haben glauben.

Wenn der Verf. ferner anführt: dass Strabo nicht in Rom geschrieben, erhelle daraus, dass er bei der Länge- und Breitebestimmung Rom gar nicht erwähne, so bedarf dies insoferne einer Beschränkung, als eben dieser Ort p. 134 bei einer vergleichenden Messung der Tagesstunden vorkommt. P 93 spricht er sogar geradezu von dem Meridian Roms, indem er eine Berichtigung der Eratosthenischen Annahme gibt. Rom sagt er, liege nicht unter dem Meridian von Karthago, sondern weit mehr westlich. Gerade die Polemik gegen Eratosthenes in diesem Punkte weist auf genauere Beachtung dieser Sache von Seite Strabo's hin und gäbe mehr einen Beweis für die gegenteilige Annahme.

Ebensowenig lässt sich aber auch bestimmt beweisen, dass Strabo in Asien schrieb. Der Umstand wenigstens darf nicht hiefür geltend gemacht werden, dass er die Länge der Erde auf einem Parallelkreis misst, der durch Kleinasien geht, und ebenso die Breite auf einem Meridian, der gleichfalls durch Kleinasien geht. Für's erste nämlich berührt der Hauptparallel durch Rhodus, das sogenannte *διάφραγμα*, sowie der durch eben diesen Ort geführte Hauptmeridian, von Kleinasien nur je einen unbedeutenden Teil, keineswegs aber die Landschaft Pontus oder gar Strabo's Vaterstadt Amasea. Diese ganze Einteilung hat überhaupt mit Strabo's Persönlichkeit und etwaigen lokalpatriotischen Neigungen desselben nicht das Mindeste zu schaffen. Sie ist ja nicht sein Werk, sondern das des Eratosthenes, des berühmten Mathematikers und Geographen von Alexandria, der durch die Sternwarte dieser Stadt den ersten Meridian zog, und den ersten Parallel nur desshalb nicht auch durch Alexandria, sondern durch Rhodus legte, weil der durch Rhodus die grösste Länge der bewohnten Erde durchzieht, und die Erde in zwei gleiche Hälften, in eine nördliche und eine südliche, teilt.

Der Verf. findet ferner (p. 28), dass Strabo das Mittelmeer und das schwarze zusammen *τὴν καθ' ἡμᾶς θάλατταν* nenne; er ist des Glaubens, das *καθ' ἡμᾶς* habe gleichfalls auf Strabo's Heimatland und seine Landsleute Bezug. Hiegegen spricht aber sich nach unserer Meinung Strabo selbst p. 121, auf das bestimmteste, aus, da dort offenbar *ἡ καθ' ἡμᾶς θάλαττα* = *ἡ ἐντὸς θάλαττα* ist und beide Ausdrücke nur den Gegensatz zu *ἡ ἔξω θάλαττα* involvieren.

Sehr gerne würden wir noch von der Strabonischen Schilderung des Kriegsschauplatzes und der ethnographischen Gliederung des deutschen Volkes sprechen zu Gunsten des greisen Forschers von Amasea, dem der Verf. den schweren Vorwurf der Oberflächlichkeit macht. Wir möchten dieses Urteil nicht vertreten, würden im Gegenteil hervorheben, dass Strabo der erste (griechische) Schriftsteller ist, aus dem wir überhaupt einen näheren Einblick in die germanischen Verhältnisse der damaligen Zeit gewinnen, dass seine Angaben durch Tacitus meist bestätigt werden, dass ferner manche vermeintliche Fehler nicht als Produkte leichtfertiger Oberflächlichkeit zu qualificieren, sondern nach

Strabo's ganzem System, das eben seine Eigenart hat und an einer gewissen principiellen Einseitigkeit leidet, zu messen sind.

Allein für derartige weitläufige Erörterungen darf billiger Weise der knappe Raum dieser Blätter nicht weiter beansprucht werden.

— ϱ.

Die deutsche Grammatik und ihre Schwierigkeiten. Ein Ergänzungsbuch für alle bisher erschienenen deutschen Grammatiken von M. W. Brasch (Stuttgart, Maier. 1874).

Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Ein Leitfaden beim Unterricht in der Muttersprache von Dr. B. Schulz. 4. Aufl. (Paderborn, Schöningh. 1874).

Das erstere Werk enthält die Regeln der deutschen Grammatik mit besonderer Berücksichtigung der Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, die durch viele Stellen aus verschiedenen Schriftstellern erläutert werden. Der Beisatz auf dem Titelblatt „Ein Ergänzungsbuch etc." hat daher insoferne seine Berechtigung, als es bisher wohl kaum eine Grammatik gab, welche die Spezialitäten so genau verzeichnete*), nicht aber in dem Sinn, dass das Buch, wie der Verf. in der Vorrede sagt, „auch dem Gebildeten ein Ratgeber und Wegweiser in allen Schwierigkeiten unserer Muttersprache sei". Dies ist wohl auch kaum möglich.

Sollen wir einiger Mängel des Buches gedenken, so müssen wir vor allem die geringe Berücksichtigung des sprachgeschichtlichen Momentes rügen. So war p. 141 die doppelte Verneinung aus dem Mittelhochdeutschen zu erklären. Auf die Sprachgeschichte verweisen wir den Verf. namentlich auch bezüglich der Erklärung von „Mein gehört die ganze Welt". (Vgl. F. Bauers Grundzüge der neuhochdeutschen Gramm. §. 42, bzw. Frommann Zeitschrift für die deutschen Mundarten Jhrg. II. 178. 8.). Zweitens hätten wir gewünscht, dass das Seltenere, Ungewöhnliche, Unbedeutende oder gar als Falsch Bezeichnete von dem Regelrechten und Gewöhnlichen durch Petitdruck geschieden wäre. Mit dieser Bemerkung haben wir Stellen im Auge wie p. 39 über den dativierten Genitiv und p. 106 über die Konstruktion von „abgewöhnen" mit Gen., die überhaupt nur mehr historisches Interesse hat. Die Erwähnung dieser bis auf Hans Sachs zurückgehenden Rektion gibt uns noch zu der Bemerkung Anlass, dass der Verf. manchmal, um nicht zu sagen häufig, dem Schriftsteller einen möglichst weiten Spielraum lässt, was heutzutage, wo die Journalistik ihr Möglichstes leistet, der Willkür Thür und Thor zu öffnen, ein wenig dankenswertes Streben ist. Hervorzuheben ist indes, dass Brasch hie und da auch recht entschieden auftritt, z. B. p. 18, wo er die

---

*) Kehrein ausgenommen, der freilich auch einen engeren Kreis von Schriftstellern berücksichtigt. Ihm steht Brasch in vielen Punkten an Vollständigkeit sogar nach.

Bildung „Zeichnenlehrer“ als grundfalsch bezeichnet. (Vgl. über diese auch offiziell adoptierte Missbildung ausserdem Prof. Christ's Gutachten für den deutschen Zeichenlehrerverein [mitgeteilt in der Allg. Schulzeitung 1875 Nr. 4], der auch über die eigentlich anomale Bildung Zeichnungslehrer Belehrung gibt.). Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen, die ja nicht den Wert der Leistung heruntersetzen sollen, erlauben wir uns noch ein paar Einzelheiten, die uns aufgefallen sind, anzuführen. Zu dem Partiz. „gerochen“ (von rächen) wäre vielleicht noch die Stelle aus den „Kranichen des Ibykus“ anzuführen gewesen. — Es ist unrichtig, wenn p. 141 angegeben wird, dass der allgemeinen Annahme der Grammatiker nach eine doppelte Verneinung sich aufhebe*). — Mit Sanders, dessen „Kurzgefasstes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ in anderer Form den gleichen Zweck verfolgt wie unseres Verf. Grammatik, steht Barsch hinsichtlich der Konstruktion von „gelüsten“ und „gereuen“ in einem Widerspruch, der wohl eher zu Sanders Gunsten gelöst werden muss. Beide Verba werden nämlich doch wohl gewöhnlich mit dem Accusativ verbunden. Aufgefallen sind uns ferner folgende Druckfehler: p. 2 neuen (statt neun) Wortarten, p. 5 das Numerus, p. 101 Qu e stur.

Nochmalige gründliche Durchsicht und genaue Vergleichung mit verwandten Werken wird dem Buch einen geachteten Platz unter den Handbüchern der deutschen Grammatik verschaffen.

Dass die deutsche Grammatik von Schulz sich bereits Anerkennung verschafft hat, beweist der Umstand, dass das Büchlein bereits eine vierte Aufl. erlebte. Ausser den Regeln (die einzelnen Abschnitte sind, Formenlehre, Satzlehre, Orthographie und Interpunktion) enthält es auch Aufgaben. Ein charakteristisches Merkmal des Schulz'schen Buches ist die allerdings bescheidene Berücksichtigung der historischen Grammatik. So ist das Buch nicht in ein paar Jahren „ausgelernt“ sondern bietet auch dem Gymnasiasten noch anregenden Stoff, besonders wenn der Lehrer die Schüler anzuregen versteht. In einzelnen Partieen sind uns Kleinigkeiten aufgefallen, so der Plural Lichte (z. B. Wachslichte), der so wenig gemeingiltig ist wie der Singular „Buchstaben“ und die schwache Beugung von „Greis“. Ueber die Aufnahme der Form backte neben buk lässt sich streiten; wir stehen auf dem Standpunkte Hoffmanns, der dagegen eifert, dass die Grammatiker der zunehmenden Verflachung unserer Muttersprache in die Hände arbeiten. Mehr Einzelheiten anzuführen verbietet uns der Raum.

München. A. Brunner.

Zur Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen, von Hermann Perthes. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. I. Artikel 1873. II. Artikel 1874. III. Artikel I. Hälfte 1874. IV. Artikel 1875.

In Heft IV S. 180 des vorigen Bandes habe ich mein wohlbegründetes Staunen über die Grösse der Anforderungen ausgedrückt, die im lateini-

*) Schon Heyse sagt: Eine doppelte Verneinung würde eher das Gegenteil von dem ausdrücken, was man sagen will.

schen Lesebuch für Sexta von Hermann Perthes an die zarte Jugend gemacht werden, und wohl mit Recht die Befolgung des Spruches *Festina lente* für eine Lebensfrage der Perthes'schen Methode erklärt.

Diesmal will ich in Kürze über die vier Artikel referieren, in denen genannter Autor seine Reformvorschläge für den lateinischen Unterricht mit grosser dialektischer Gewandtheit entwickelt.

Dieselben, offenbar die Frucht jahrelangen Forschens und Nachdenkens, enthalten unstreitig viel Vortreffliches, und wenn auch gerade nicht alles neu ist, so glänzt doch manches echte Goldkorn daraus hervor, z. B. Verwertung der Resultate der Sprachwissenschaft beim elementaren Unterricht, Hinweis auf eine sorgfältigere Beachtung des Inhalts der Lesestücke und insbesondere des Cäsar, schärfere Unterscheidung von wörtlicher Uebersetzung und sinngetreuer Verdeutschung u. s. w. Es dürften demnach diese Schriften der Beachtung wohl wertsein.

Was aber auch gut daran ist, bezieht sich zu einem grossen Teile nicht speziell auf die Perthes'sche Reform, sondern liesse sich bei jeder anderen Methode ebenso mit Gewinn anwenden.

Die spezifisch Perthes'sche Methode nun besteht etwa in Folgendem:

Die Schüler sollen (wie in früheren Jahrhunderten und ähnlich wie die Muttersprache) Lateinisch lernen durch unmittelbare Sprachanschauung oder vielmehr Sprachanhörung. Zu diesem Zwecke will Perthes dieselben in Sexta und Quinta fast nur aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen lassen, nachdem er selbst ihnen jeden Satz laut und deutlich lateinisch vorgesprochen und dann vorübersetzt hat. Das Deutsche dient nur dazu, den Sinn zu vermitteln. Die in den Lesestücken vorkommenden Primitiva müssen von den Schülern gemerkt werden. Uebertragungen dagegen aus dem Deutschen ins Lateinische sind nur äusserst mässig vorzunehmen; doch finden energische Uebungen im Formenbilden statt. Perthes geht hiebei von der Anschauung aus, dass Schüler nur dann Vokabeln, Formen und syntaktische Regeln vollständig und wirklich erfassen, wenn sie dieselben zu allererst in *concreto* in lateinischen S ä t z e n beobachten und von da abstrahieren, da sich nur so „die geistigen Associationen vollziehen“ können. Ausserdem nimmt er noch die Hilfe einer „bisher unbenutzten“ Geisteskraft, nämlich die der unbewussten Aneignung von Teilen des Lehrstoffes in Anspruch; dieser werden die schwierigen Derivata, die syntaktischen Regeln, das lateinische Kolorit überwiesen.

Ich bekenne, dass mancher dieser Vorschläge etwas Verlockendes hat; und wenn auch ein endgiltiges Urteil über diese Reform der Zeit überlassen bleiben muss, so hat doch Perthes sicherlich das Verdienst, wenigstens im Einzelnen für eine wirksamere Betreibung des lateinischen Unterrichts beachtenswerte Winke gegeben zu haben. Gleichwohl kann ich aber auch nicht umhin, einige Zweifel und Befürchtungen hier mitzuteilen, die sich einem ruhigen Beobachter bei genauerer Betrachtung aufdrängen.

Ich z w e i f l e nämlich, ob die lateinische Sprache überhaupt, insbesondere aber kleinen Anfängern gegenüber, dazu angethan ist, um gleichsam als Konversations-Sprache gelehrt zu werden; zweitens, ob sich die geistigen Associationen nicht auf einem andern, weniger umständlichen Wege sicherer und n a c h h a l t i g e r vollziehen und ob man deshalb nicht gut daran thut, wenn man mit dankbarer Benutzung des heutzutage ziemlich zurechtgelegten Lehrstoffes *missis ambagibus* das bisherige

direkte Regel- und Vokabellernen mit alsbald nachfolgender Einübung und Anwendung beibehält.

Sodann befürchte ich, dass die Schüler, wenn man ihnen in Sexta und Quinta alles vorübersetzt, wie es Perthes — *incredibile auditu* — zu verlangen scheint (cf. Artikel IV, S. 66), notwendig bequem oder gar unfähig werden zu selbständiger Thätigkeit in dieser Richtung, und dass man sie dadurch zum Gebrauche gedruckter Uebersetzungen in höheren Klassen nicht bloss abrichtet, sondern förmlich hindrängt.

München. Ludwig Mayer.

Robert Gohr, Elementarbuch der Weltgeschichte, 1. Cursus enthaltend Geschichtsbilder nebst kulturgeschichtlichen Zusätzen. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung 1875.

Ein Hauptfehler unserer Lehrbücherliteratur besteht darin, dass man häufig glaubt, es könne gewissermassen ein Universallehrmittel geben, das unter allen Verhältnissen brauchbar sei. Das gilt aber am allerwenigsten von Geographie- und Geschichtslehrbüchern.

Obiges Büchlein mag für norddeutsche Schulen recht geeignet erscheinen, für eine bayrische Gewerbschule ist dies gewiss nicht der Fall.

Fürs erste ist nämlich das Werkchen mit Rücksicht auf die bekannte „Theorie von den koncentrischen Kreisen" bearbeitet, die bei uns meines Wissens nirgends zur Anwendung kommt.

Ausserdem hat der Herr Verfasser den Lernstoff offenbar speciell für preussische Schulen ausgewählt.

Endlich scheint es dem Buche an der für ein Geschichtslehrbuch unentbehrlichen Ruhe des Urteils zu fehlen. Es dürfte zum allermindesten unpädagogisch sein, Schulknaben Stellen vorzulegen, wie: „Im Jahre 1517 schrieb Papst Leo X., der namentlich zum Bau der Peterskirche in Rom viel Geld brauchte, einen allgemeinen Ablass aus. Schon frühere Päpste hatten die Lehre verkündigt, Christus und die Heiligen hätten viel mehr gute Werke getan, als nötig gewesen. So wäre ein Schatz von guten Werken vorhanden, den der Papst verkaufen könne. Wer seiner Sünden los sein wolle, der brauche nur einen Ablassbrief zu kaufen". Dass auch die „Ablasskrämer" nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. Jeder Vernünftige sieht ein, dass mit dem Ablass in der Praxis grosser Unfug getrieben worden ist; aber dass obige Lehre von der katholischen Kirche je in der Weise offen verkündigt worden sei, kann kaum erwiesen werden.

Aus diesen Gründen scheint mir das Buch für unsere Verhältnisse nicht empfehlenswert zu sein.

München. H. Krallinger.

Grundriss der Weltgeschichte für Gymnasien, höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Prof. Dr. E. A. Schmidt. I. Teil. Alte Geschichte 9. Aufl. besorgt von Dr. G. Diestel. Leipzig Teubner 1875, 1 M. 20 Pf.

Ein auf 138 S. zusammengedrängter Abriss, der als Grundlage für den erläuternden Vortrag des Lehrers recht wol seinen Zweck erfüllt. Es ist bezüglich der Ausscheidung des Unrichtigeren und der prägnanten Kürze des Ausdrucks nach unserer Ansicht das Richtige getroffen. Wo es sich um kulturgeschichtliche und rechtsgeschichtliche Angaben handelt, tritt überall das Bestreben, klare, feste Umrisse zu geben in wolthuender Weise hervor. Der jedem Abschnitt vorausgehende Ueberblick über die einschlägige Literatur, sowie über die Quellen, erhöht die praktische Verwendbarkeit des Buches.

H.

Geschichtlicher Leitfaden für Anfänger von J. C. Andrae. Mit 7 kol. Karten. Kreuznach, R. Voigtländer 1875. 2 Mark.

„Wieder ein neuer Leitfaden für den Geschichtsunterricht!" wird mancher denken; „Herr, höre auf zu segnen!"; jedoch bei dem Namen des Verfassers wird er gewiss mit seinem vorschnellen Urteile einhalten. Herr Andrä verdient das Lob vor Vielen, in allen seinen auf den Geschichtsunterricht sich beziehenden Schriften in's Schwarze getroffen zu haben. So finden wir denn auch in diesem Leitfaden wieder: „Treffende Auswahl, klare, körnige Sprache, übersichtliche durch verschiedenen Druck ausgezeichnete Anordnung, dazu noch die in reicher Anzahl beigefügten, allen billigen Anforderungen genügenden Kärtchen".

Das Werkchen ist für die unteren Klassen humanistischer und realistischer Schulen bestimmt. Aber wer könnte es allen Menschen recht machen! Der verehrte Verfasser wird daher nicht ungehalten sein, wenn Schreiber dieses ihm einen Wunsch vorträgt. Verschiedene technische Anstalten Bayerns haben Andrä's „Grundriss der Weltgeschichte" eingeführt. Nun besteht bei uns die gewiss nicht unberechtigte Bestimmung, dass beim Geschichtsunterrichte auf die wichtigsten Ereignisse aus der bayerischen Geschichte Bezug genommen werden soll. Im Andrä'schen Grundrisse ist zwar der preussischen Landesgeschichte gedacht, nicht aber der bayerischen! Recensent weiss nun, dass dies der Grund, warum das Andrä'sche Lehrbuch bei uns nicht weiterer Verbreitung sich erfreut. Auch unterliegt's keinem Zweifel, es hat etwas Unpädagogisches, Geschichtslehrbücher verschiedener Verfasser gleichzeitig von den Schülern benützen zu lassen. Der verehrliche Verfasser hat in seinen „Erzählungen aus der Weltgeschichte" sich bequemt, eigene Ausgaben für „evangelische" und für „confessionell gemischte" Schulen erscheinen zu lassen. Es wäre also auch kein unbilliges Ansinnen, wenn er eine besondere Ausgabe für Bayern erscheinen liesse. Das Wichtigste aus der bayerischen Geschichte, in ähnlicher Weise angefügt wie die preussische Geschichte im Grundriss behandelt ist, würde vollständig genügen.

Diesen Wunsch möchte Recensent namentlich für den „Grundriss der Weltgeschichte" ausgesprochen haben.

— ff —.

Ueber Homerische Poesie. Beiträge zu deren Charakteristik von Dr. Albert Bischoff. Erlangen 1875 Deichert. XVI und 160 S. 8°.

Das vorliegende Werklein bietet ausser Einleitung und Anhang unter fünf verschiedenen Titeln bunte Skizzen, um namentlich jüngere Kollegen auf den Wert der Analyse aufmerksam zu machen (p. 6) und ihnen in mehr oder weniger ausführlicher Weise Zweck und Methode derselben zu zeigen (p 153). Der Verfasser beklagt nun zuerst in der Einleitung, dass trotz des Ueberflusses an homerischer Literatur für das Verständniss der Poesie selbst und ihrer Eigenart wenig geschehen (p. 1.). Zwar habe eine stattliche Reihe von Dichtern, Literarhistorikern und Kunstkritikern von Aristoteles an bis auf Vischer und Kleinpaul herab sich abgemüht, den Begriff des Epischen festzustellen; ohne dass es bis jetzt endgiltig gelungen sei. Abschnitt I (das Wesen der homerischen Poesie) erfahren wir nun, dass das besondere Merkmal für die homerische Poesie das Naive sei, welches sich wiederum in der Wahrheit (p. 8.), im Charakteristischen und in dem unendlichen Reichtum der Erfindung äussere (p. 9). Da aber alles allgemeine Charakterisiren nur arm und mangelhaft sei, und man lebendiges Verständniss hiefür nur durch sorgfältige Analyse gewinne (p 10), so werden (Abschnitt II.) von p. 11 — 111 Analysen einzelner Stücke aus beiden Epen gegeben, und zwar H. I, 1 — 348 in breitester Ausführung (p 11 — 60); III, 1 — 76; VI, 37 — 65 XI, 122 — 142 XXI, 34 — 127; VI, 370—502 (gegen Paul La Roche's ausführliche Analyse im Philol); VII, 74—322 (teilweise gegen Köchly gerichtet); Od. V; VI; VII (p 95 sqq.); VIII, IX. (p 99 sqq.). Hier mag anerkannt werden, mit welcher Wärme, ja Begeisterung der Verf. in unserer, dem Idealen etwas abgewendeten Zeit (p. 6) für sein Ideal, die Analyse, eintritt, wenn demselben auch das abschätzige Urteil bedeutender Gelehrten über dieselbe nicht unbekannt (p 150 und p. VI) und ihm auch kaum entgangen ist, was Nägelsbach, Anmerkungen zur Ilias, besonders p. VIII sq. der zweiten Auflage erörtert. Von des Verfassers Bemerkung (p. 95), dass der Kopf der Demeter auf den Metapontischen Münzen ein Bild gebe, in dessen Zügen sich die homerische Nausikaa wieder erkennen lasse, wollen wir wenigstens Notiz nehmen, zu der Behauptung (p. 7), dass jeder grosse Künstler ein vortrefflicher Mensch sein müsse, vom historischen Standpunkte aus ein Fragezeichen machen, und bezüglich des Axioms (p. 103), die Einsamkeit sei die Mutter aller Rohheit, auf Seneca, Thomas a Kempis (I, 20.), Geibel in den Juniusliedern und Gg. Zimmermann verweisen. Anknüpfend an die schon früher (p. 3) ausgesprochene Klage, dass die Charaktere (besonders der Helden) bei Homer so wenig monographisch behandelt sind, liefert der Vefasser, welchem in diesem Punkte nicht einmal die vortreffliche Literaturgeschichte von Otfr. Müller genügt (p. 113, Note), (Abschnitt III p. 112 — 120) eine Charakteristik von Achilles, dem Telam. Ajas und Hektor, aus welcher wir jedoch einen wesentlichen Fortschritt gegen frühere Leistungen nicht ersehen können. Es ist dieses Feld nicht so armselig bestellt, als es nach dem Verfasser scheinen möchte; denn abgesehen von Hemmerling, „Welcher Mittel bedient sich Homer zur Darstellung seiner Charaktere? G. Pr. 4. Neuss, 1857, 19 pgg. lassen sich bis zum Jahre 1858 verzeichnen: Beck über Nestor, Brandes ü. Eumaios, Schaarschmidt und Döderlein ü. Thersites, Heller ü. Hektor, Houben und Marcowitz ü. Ulixes in der Od., Jonghe ü. Achill, Oelschläger ü. d. Tel. Ajas, Schell ü. Tiresias; von den

Neueren möge besonders hervorgehoben werden Chr. Adam, das Plastische im Homer, München 1869, 157 p. 8°, welcher p. 51 — 69 ausschliesslich der Charakteristik der Helden widmet. Es folgen nun (Abschnitt IV) p. 121 — 127 einzelne Bemerkungen über Punkte, welche schon p. 78, p. 9 und p 81 angedeutet oder besprochen sind. Die p. 128 — 149 füllt Abschnitt V über das Komische, nämlich 1) Lachen über Ungeschick (Ungeschicklichkeit), 2) Lachen über Missgeschick, 3) Lachen über Geschick (Geschicklichkeit), 4) vereinzelte Fälle des Lachens, 5) über den Wortwitz, 6) Scherz und Spott. Der von p. 150 — 160 reichende Anhang handelt erstlich von Homer in der Schule, bringt eigentlich nichts Neues und kommt immer wieder auf die leidigen aesthetischen Analysen, für welche (p. 152) nicht auf Cholevius hätte verwiesen werden sollen, sondern auf W. v. Humboldt's aesthetische Versuche. 1. Teil. Braunschweig 1799; denn diese sind ja doch Muster und Vorbild für die ganze Richtung geblieben. Den Schluss bilden Uebersetzungsproben aus Od. I, 1 — 62, Hexameter mit dem Reim verbunden, was sich sonderbar genug ausnimmt, und aus H. I, 1 — 129 gereimte trochäische Tetrameter, welche bald katalektisch bald akatalektisch behandelt sind. Da der Verfasser (p. 155) versichert, dass dieser Versuch nicht fortgesetzt werden solle, so wollen wir es mit der blossen Erwähnung bewenden lassen.

Mit dem Danke für die mannigfache Anregung verbinden wir den Wunsch, dass der Verf. vorstehende Zeilen freundlich aufnehmen möge.

H. Strobl.

A. Lüben, Leitfaden zu einem methodischen Unterricht in der Geographie für Bürgerschulen, mit vielen Aufgaben und Fragen. 18. Aufl., durchgesehen von Dr. Oberländer. Leipzig VI und 202 S.

An mehr oder minder brauchbaren „Schulgeographien" (Arendts, Daniel, Egli, von Klöden, Pütz, Schacht-Rohmeder, Viehoff u. s. w) ist gerade kein Mangel; Lübens „Leitfaden" gehört zu den bekannteren, ist besonders in Norddeutschland weit verbreitet, und die 18 Auflagen, die das Büchlein seit seinem ersten Erscheinen (1844) erlebt, sprechen für dessen Brauchbarkeit Es reicht hin zur Schaffung einer Grundlage für einen später sich anreihenden wissenschaftlichen Unterricht und bietet den in „Bürgerschulen" zu behandelnden Lehrstoff in 3 Kursen: I. Heimatkunde, pag. 1 — 12; II. Uebersicht des Gesammtgebietes der Geographie, pag. 13 — 76; III. Genauere Kenntnis der Erdteile, pag. 77 — 202. Fast jedem Paragraphen ist eine Anzahl von Fragen und Aufgaben beigegeben, die den Gebrauch des Büchleins auf den elementaren Stufen des Geographie-Unterrichts dem Lehrer recht, fast zu bequem machen. Die sprachliche Darstellung ist einfach und leicht verständlich und erfolgt meist in ganzen zusammenhängenden Sätzen. Die Behandlung des Stoffes ist im allgemeinen den neueren Anschauungen über geographischen Unterricht entsprechend, nach welchen auf die Betrachtung der physischen Momente der Hauptnachdruck zu legen ist. Bei einer grossen Anzahl fremder Namen ist die Aussprache und Accentuierung in Klammern beigesetzt.

Der Verf. des Büchleins ist der Lehrerwelt als hervorragender Methodiker, der Herausgeber der 18. Auflage den Fachgenossen hauptsächlich durch sein jüngst in 2. Auflage erschienenes Buch: „Der geographische Unterricht" (Grimma, Verl. von Gensel), sowie durch J. Spörer's

„Streifzug durch das Gebiet der geographischen und historischen Literatur" (Behm's Geogr. Jahrbuch III, 1870) und durch dessen Aufsatz: „Zur historischen Erdkunde" (Petermann's Mitteilungen XVII, 1871) bekannt. Auffallen muss deshalb wohl, dass die Anordnung des Stoffes in dem Büchlein nach der sogen. analytischen Methode erfolgte, welche sich nicht für den grundlegenden geographischen Unterricht eignet, der vielmehr „vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren" fortzuschreiten hat. Der Verf. hat deshalb auch für notwendig gehalten, in dem I. Kurs (Heimatkunde) eine Art Vorstufe vorauszuschicken; aber was auf diesen 12 Seiten geboten wird, gewährt durchaus nicht die genügende Vorbereitung für den sofortigen Anschluss des II. und III. Kurses, und dieser Uebelstand kann auch nicht durch den Vorschlag des Verfassers beseitigt werden, den 1. Abschnitt des II. Kurses zum Schlusse des Unterrichts nochmal aufzunehmen. Auch gehört gar manches, was in diesem I. Kurse vorkommt (z. B. Aufgaben wie: „Beschreibe jeder ein Gewerbe, das er genau kennt"! „Welche Handwerker sorgen für die Kleidung"? Welche Tiere kommen vor im, am, auf dem Wasser, in Sümpfen"? u. s. w.), nicht in den Geographie-Unterricht, sondern in das Unterrichtsgebiet, das man in Elementarschulen als Anschauungsunterricht bezeichnet. Und Fragen und Aufgaben wie: „Wie viele Häuser hat unser Wohnort"? „Wie viele davon sind öffentliche Gebäude"? „Zeichne einzelne Teile der öffentlichen Gebäude" etc. dürften in einer Grossstadt sicher nicht nur die Schüler in Verlegenheit setzen. Ueberhaupt bilden die Fragen und Aufgaben nicht gerade die starke Seite des Büchleins. Ohne ernsten Widerspruch fürchten zu müssen, darf man zwar behaupten, dass im allgemeinen der Geographie-Unterricht noch schlechter als irgend ein anderer Unterrichtszweig bestellt sei;*) aber solcher Winke, wie sie in den Aufgaben: „Zeichne eine Karte der Balkanhalbinsel"! „Wiederhole unter fortwährender Benützung der Karte" etc. und in vielen andern enthalten sind, bedarf doch sicher kein Geographielehrer. — Das physische Element ist, wie schon erwähnt, in genügender Weise betont; doch dürften die statistisch-politischen Partien noch vielfach gekürzt werden (so sind z. B. die 11 Kreise Badens, die sämmtlichen Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten Noramerikas vorgeführt). Die massenhaft und ohne ersichtliches Prinzip gegebenen Einwohnerzahlen sind vielfach antiquiert. Viele Zahlenangaben sind gar zu minutiös (z B. „die Mitteltemperatur Neuseelands beträgt $11\,^5/_9{}^0$ R".) und werden dadurch wertlos. Die Aussprachebezeichnung fremder geographischer Namen ist nicht konsequent durchgeführt und fehlt gerade sehr häufig bei den Benennungen aussereuropäischer geographischer Objekte. Tadelnswert ist auch, dass bei allen Ländern und Staaten stets eine grosse Reihe von Produkten aufgezählt wird — bei Ländern gleicher Lage und gleicher Bodenbeschaffenheit kehren dann natürlich stets dieselben Produkte wieder; der Gefahr, dass diese Aufzählungen durch die Schüler durcheinander geworfen werden, wäre vorgebeugt, und für die zu erstrebende Einsicht in die innere Wechselbeziehung der verschiedenen geographischen Momente wäre es ein Gewinn, wenn sich jene Aufzählungen auf die Typen der einzelnen

*) Man vergl., was in dieser Beziehung Guthe in der Vorrede zur 2. Auflage seines klassischen Lehrbuches der Geographie sagt, oder was Gerster in der „Geographie der Gegenwart" nachweist.

Erdräume, auf die durch Klima und Boden bedingten, den Charakter der Landschaft, sowie die Beschäftigung und die Sitten der Bewohner bestimmenden Erzeugnisse beschränken würden. — Jedes neue Ergebniss wissenschaftlicher Forschung soll auch in die Räume der Schulstube wenigstens einen Schimmer werfen. Von dieser Seite angesehen, genügt das vorliegende Büchlein nicht durchweg, obwohl in der Vorrede zur 18. Aufl. zu lesen ist, dass es stets den Anforderungen der Wissenschaft gerecht geworden; denn wenn es z. B. p. 200 heisst: „Die Bewohner Australiens sind Neger und Malaien“, so heisst das den Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit in der Begriffsbezeichnung und den Ergebnissen neuerer — ich will nicht einmal sagen neuester — Forschungen doch zu wenig Rechnung tragen; schon dass mit der Bezeichnung „Australien“ die Begriffe „Australien“ und „Polynesien“ gedeckt werden sollen, widerstrebt dem jetzigen Sprachgebrauche.

Für bayerische Gymnasien und Gewerbschulen wird die Benützung des Büchleins durch den Umstand erschwert, dass die getroffene Anordnung des Stoffes sich gar zu weit von dem für jene Schulen vorgeschriebenen Lehrgange entfernt; für erstere Schulen dürfte auch das gebotene Material nicht ausreichend sein.

München. Dr. Rohmeder.

F. W. Eisinger, Kurzgefasstes historisch-geographisches Wörterbuch. Ein Hilfsbuch für den Unterricht und das Privatstudium. Mannheim. IV und 61 Seiten.

Das vorliegende Werkchen will „den Schülern höherer Lehranstalten das Aufsuchen historisch merkwürdiger Oertlichkeiten erleichtern“. Ungeachtet wir nämlich an geschichtlichen Atlanten keinen Mangel haben, lasse doch, nach der Meinung des Verfassers, die Benützung derselben viel zu wünschen übrig, „weil eben nicht immer der Erfolg im richtigen Verhältnis zur aufgewandten Zeit steht“. Welche Fülle von Anschauung damit dem jugendlichen Alter verloren gehe, das zeige z. B. eine kurze Betrachtung der v. Spruner-Menke'schen Karten; „kein Vortrag ist im Stande, ein anschaulicheres und treuer im Gedächtnis haftendes Bild von der unseligen Zerrissenheit Deutschlands im 18. Jahrhundert zu geben, als die betreffende Karte Südwest-Deutschlands von Menke“. Das Letztere ist ohne Zweifel richtig. Ob aber den erwähnten Uebelständen abzuhelfen das vorliegende Werkchen geeignet sei, das ist eine andere Frage. In demselben sind ca. 1700 historische Punkte nach ihrer Lage im allgemeinen, sowie nach Längen- und Breitengraden und meist mit Angabe irgend eines historischen Factums, dessen Erinnerung sich an die bezügliche Oertlichkeit knüpft, verzeichnet; z. B. „München, Stadt an der Isar in Bayern — 29° 14′ 15″ ö. L., 48° 8′ 20″ n. Br. — Einnahme 7. Mai 1632“; oder: „Nidda, Nebenfluss des Main r., entspringt auf dem Vogelberge und mündet bei Höchst. — Schlacht Sept. 1795“. Die Mehrzahl der in solcher Weise aufgezählten Oertlichkeiten sind Schlachtörter. Das Büchlein „enthält aber nicht annähernd alle historischen Punkte, sondern nur diejenigen, welche in der Regel in historischen Handbüchern namhaft gemacht werden; massgebend war für die Aus-

wahl Webers Weltgeschichte in 2 Bänden". Bei Oertern, die früher einen andern Namen führten als in der Gegenwart, ist in der Regel die doppelte Bezeichnung, die alte und die gegenwärtige, angegeben; bei Namen griechischen Ursprungs ist häufig die griechische Form des Namens beigesetzt. Die angegebenen Längen- und Breitengrade stimmen nicht durchaus mit den Ergebnissen neuerer Gradmessungen, weichen vielmehr, namentlich bei aussereuropäischen Oertlichkeiten, oft sogar sehr bedeutend davon ab. Häufig kann man auch nicht recht einsehen, warum bei einer Oertlichkeit gerade dieses und nicht ein anderes historisches Factum erwähnt ist; so steht z. B bei Athen: „erobert am 17 Mai 1827"; bei Hamburg: „Cap. am 31. Mai 1814". Bei manchen Oertlichkeiten ist auf Angabe eines geschichtlichen Factums verzichtet, obgleich sich recht leicht ein solches hätte anführen lassen, z. B. bei Fünfkirchen, St. Gallen, Mafra u. s. w. Wo bleibt da das Historische im „historisch-geographischen Wörterbuch"? — Man darf wohl zweifeln, ob durch eine solche rein äusserliche Behandlung des Gegenstandes, selbst wenn, wie der Verfasser in der Vorrede anleitet, mit Zuhilfenahme des Zirkels etwa auf der Karte fehlende Oerter „ziemlich genau" fixiert werden, dem jugendlichen Geiste jene „Fülle von Anschauung" zugeführt werde, über deren Nichtvorhandensein der Verfasser Klage führt; dazu gehört denn doch ganz Anderes. Dem Zeitungsleser, dessen geographisches Gedächtnis in bedenklicher Weise abgeblasst und dem es in der Tat bloss um „augenblickliche Orientierung" zu tun ist, mag das Büchlein Dienste leisten; nur wird es ihn seines beschränkten Umfanges wegen häufig im Stiche lassen. Für die Schule jedoch müssen wir den Gebrauch einer solchen, geistlosen Mechanismus fördernden s. v. v. Eselsbrücke ablehnen.

München. Dr. Rohmeder.

Theodor Schacht's Schulgeographie. 14. Auflage. Bearbeitet von Dr. W. Rohmeder. Mainz. 1876.

Wer wie Referent die Zeit mit erlebt und freudig begrüsst hat, in welcher die Forschungen unserer grossen Geographen zum Zwecke des Unterrichts verarbeitet wurden, der fühlt sich wohl angenehm berührt, wenn ihm auf dem Titel eines Schulbuches der Geographie der Name „Schacht" begegnet. Die eigentümliche Anordnung des Stoffes ist zu bekannt, als dass sie hier einer eingehenderen Darstellung bedürfte. Die Einleitung gibt kurze Andeutungen über die Behandlung der Heimatkunde. Durch die Betrachtung des Nächstliegenden, der Umgebung seines Wohnortes, soll der Schüler in die elementaren Vorbegriffe der Geographie eingeführt und zum Zeichnen und Lesen der Karten angeleitet werden. Der I. Abschnitt gibt eine Uebersicht der topographischen Verhältnisse Mittel-Europa's, insbesondere Deutschlands, mit Excursionen auf die übrigen europäischen Staaten. Der II. Abschnitt behandelt die allgemeine Geographie: die Erde als Weltkörper und die physikalische Beschaffenheit ihrer Oberfläche; der III. die fünf Erdteile mit ihren Ländern und Staaten, welch letzteren kurze historische Rückblicke vorangestellt sind. Anordnung und Auswahl des Stoffes sind vortrefflich und den Bedürfnissen der Schule

ganz entsprechend. Die letzten beiden von Herrn Schulrat Rohmeder bearbeiteten Auflagen haben eine sorgfältige Berücksichtigung sowol der neuern politischen Umgestaltungen als auch der Fortschritte der geogr. Wissenschaft erfahren. Die Einführung des Metermasses für Höhenangaben können wir nur als zeitgemäss begrüssen. Dankenswert ist in der letzten Auflage die Beifügung der Aussprache bei fremdländischen Namen. Doch glauben wir, dass der derzeitige Bearbeiter hier in einzelnen Fällen vom Schüler zu viel verlangt. Schwerlich wird sich auch im Publikum für Japan die Aussprache „Dschapan", für China „Dschina" u. dgl. einbürgern, ganz abgesehen von dem fatalen englischen th, für welches wir ja doch im Deutschen keine Buchstaben besitzen. Wir Deutschen könnten darin selbständiger verfahren und z. B. die Aussprache des x in Mexiko beschliessen statt Mechiko sprechen zu lernen.

— sch.

Der physikalische Apparat. Anschaffung, Behandlung und Gebrauch desselben. Für Lehrer und Freunde der Physik. Von Dr. Jacob Heussi. Leipzig, Paul Frohberg. 1875.

Mit Freude können wir ein Buch, wie das vorliegende, begrüssen, hilft es ja doch einem dringenden Bedürfnisse ab, das jeder jüngere Lehrer der Physik, der ohne praktische Anleitung selbständig die Instandhaltung eines physikalischen Laboratoriums zu versehen hat, gewiss gefühlt haben wird. Für den physikalischen Unterricht bringt zwar der Lehrer die nötigen theoretischen Kenntnisse mit, aber praktisches Geschick in der Behandlung der physikalischen Apparate erwirbt er erst durch längere Uebung. Das vorliegende Buch eignet sich nun in ausgezeichneter Weise dazu, dem angehenden Lehrer als Hilfsmittel zur Belehrung über diesen Teil seiner unterrichtenden Thätigkeit zu dienen. Aehnliche Werke, die eine derartige Ausführlichkeit in der Behandlung des Stoffes haben, sind dem Unterzeichneten nicht bekannt. Sie verfolgen sehr häufig den Nebenzweck, Anleitung zur eigenen Anfertigung von Apparaten zu geben. Doch welcher Lehrer hätte die nötige Zeit, „brauchbare" Apparate zu verfertigen? Freilich muss jeder Physiker wenigstens in etwas die wesentlichsten mechanischen Arbeiten ausführen lernen, denn sonst würde er keinen Apparat zusammenstellen können und gewiss seinen Instrumenten vielen Schaden zufügen. Um nun den in praktischen Arbeiten Ungeübten zu Hilfe zu kommen, sind im ersten Teil die üblichsten Werkzeuge aufgezählt, meistens mit Bemerkungen begleitet und allenfalls auch durch Zeichnungen veranschaulicht.

Der zweite bei weitem grössere Teil des Buches handelt von den physikalischen Instrumenten im besonderen. Sie sind in guter Auswahl mit wünschenswerter Ausführlichkeit behandelt und durch sehr instruktive Holzschnitte deutlich gemacht.

Indem ich eine eingehendere Kritik dieses Buches einem dazu mehr berufenen, älteren Collegen überlasse, möchte ich hiemit dasselbe der Beachtung der Lehrer der Physik empfohlen haben.

Lindau i./B. A. Düll.

Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Altertums. Von Prof. Dr. Weniger. Berlin 1875.

In dieser Skizze, vorgetragen vom Verf. zu Eisenach, wird zuerst die Notwendigkeit eines kritischen Studiums der literarischen Schätze betont. Daran reiht sich eine interessante Schilderung der geographischen Lage von Alexandria und besonders des Museums. Ebenso anziehend weiss der Verf. die Lebensweise und Thätigkeit der dort angestellten Gelehrten darzulegen. Als das Beste der ganzen Skizze dürfte aber die Schilderung des Bücherwesens bezeichnet werden. Daran schliesst sich eine kurze Charakteristik der alexandrinischen Bibliothekare und ihrer Wirksamkeit und endlich das Schicksal der beiden Bibliotheken im Serapeum und Museum. Eines ist nur befremdend, wie der Verf. sagen konnte, der Verlust der alexandrinischen Bibliothek, mochte er nun durch Amru oder sonst wie erfolgt sein, sei sicher nicht allzusehr zu beklagen, denn auch Konstantinopel, Athen oder Rom habe gewiss dieselben Werke besessen, die Alexandria damals noch haben konnte. Das bedarf mindestens noch eines genügenden Beweises.

Günzburg. C. Hammer.

Die homerische Dichtung. Von Franz Eyssenhardt. Berlin 1875.

Diese Schrift, enthalten in der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchoff und Fr. v. Holtzendorff", behandelt die Entstehung der homerischen Gedichte unter Leugnung eines gemeinschaftlichen Dichters. Der Verf. meint, das Bedürfniss der Fiction eines Stammvaters, den sich berühmte Geschlechter, wie die Asklepiaden, Dädaliden, bildeten, habe auch die Homeriden, deren Beschäftigung es gewesen, bestimmte Gedichte zu singen und aufzubewahren, veranlasst ihren Ursprung von einem gemeinsamen Stammvater Homer abzuleiten. Seine Existenz stehe auf gleicher Stufe mit der des Asklepios, Jamos oder Daidalos. Ferner nimmt der Verf. als unwidersprechlich an, dass der Gebrauch der Schrift in Griechenland bedeutend jünger sei als Homer. Weitere Beweise gegen die Annahme eines Dichters Homer werden aus der Composition, besonders der Ilias, hergenommen. Ebenso wenig seien die homerischen Gedichte aus epischen Volksliedern entstanden; dagegen spreche der poetische Charakter in den geographischen Schilderungen. Mit ebenso absoluter und unbegrenzter Freiheit, sagt ferner der Verf., verfährt die homerische Dichtung mit den ihr zu Grunde liegenden historischen Ereignissen; der homerische Gebrauch von Streitwagen und die gänzliche Unkenntniss des Reitens bei den Griechen ist vereinzelt. Deshalb, meint der Verf., ist ein Entstehen der homerischen Gedichte aus nicht zusammenhängenden Volksliedern undenkbar; aber sehr wohl habe sich hierin eine feste Praxis der homerischen Schule bilden können. Denn gerade das treue Festhalten an Einzelheiten, wie die Unkenntniss des Reitens, mache das Schulmässige dieser Dichtung aus. Ferner setze die gleichmässige Behandlung chirurgischer Fragen und die durch die ganze Ilias ebenmässigen anatomischen Kenntnisse, die schwerlich das Gemeingut aller gewesen seien, eine Ausbildung des einzelnen Dichters voraus, wie er sie nur in einer poetischen Gemeinschaft habe empfangen können. Auch der kunstvolle Gebrauch des Hexameters ist dem Verf. in der Schule der Homeriden entstanden.

Referent ist zwar nicht derselben Ansicht, die der Verfasser in obiger Schrift dargelegt hat, muss aber die Deutlichkeit und präcise Fassung des Gedankenganges lobend hervorheben, so dass die Lectüre derselben gewiss jedem einen angenehmen Genuss verschaffen wird.

Günzburg. C. Hammer.

Literarische Notizen.

Zur pädagogischen Kritik, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. München. Oldenbourg, 1876. 56 S. in kl. 8 Die Kritik bezieht sich auf die mangelhafte pädagogische Ausbildung unserer Lehrer, denen die Gelegenheit fehle, sich mit wissenschaftlicher Pädagogik und praktischer Methodik vertraut zu machen. Diese Klagen sind ebensowenig neu als der Vorschlag, wie ihnen abgeholfen werden soll, nemlich durch Errichtung pädagogischer Seminarien. Der Verfasser mag im allgemeinen recht haben; allein die Insinuation, als ob die bairischen Schulen und ihre Lehrer diesen Mangel an pädagogischer Befähigung ganz besonders, gleichsam als eine spezifisch bairische Eigentümlichkeit, wahrnehmen liessen, muss entschieden zurückgewiesen werden. Wer die ausserbairischen, speziell die norddeutschen Verhältnisse kennt, wird kaum in Abrede stellen können, dass dort mindestens ebensoviel Methodelosigkeit und Unsicherheit im Lehren wie im Erziehen zu Hause ist. Bei uns ist man es indes schon gewöhnt, den eigenen Wert zu verkennen und fremden zu überschätzen Zur Einrichtang pädagogischer Seminarien wird die Zeit und das Bedürfniss wohl drängen; aber der Besuch derselben könnte aus verschiedenen Gründen doch wohl erst nach Beendigung des Fachstudiums einen Sinn haben. Wie jetzt die Dinge leider liegen, müssen wir unsere Lehramtsadspiranten sofort nach bestandenem Examen in die Schule stellen, um nur einigermassen die Lücken auszufüllen. Wird der Vorrat an Lehrern einmal grösser, dann dürfte es allerdings an der Zeit sein, denselben irgendwie vor ihrer Verwendung Gelegenheit zu verschaffen, ausser dem Wissen sich auch das Können anzueignen.

Dr. B Féaux, Professor am Gymnasium zu Arnsberg. Rechenbuch und geometrische Anschauungslehre zunächst für die drei unteren Gymnasial-Classen. 5. verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh, 1876. Ein empfehlenswertes Buch des auch durch andere Lehrbücher mathematischen und physischen Inhalts bekannten Verfassers. Die reiche Aufgabensammlung berücksichtigt in dem wünschenswerten hohen Grade das Bedürfniss mit dem neuen Mass und Gewicht und dem neuen Münzsystem recht vertraut zu werden. Ein Leitfaden für Lehrer und Schüler obenbenannter, sowie desgleichen auch von Gewerb- und Handelsschulklassen, könnte es auch sehr gut demjenigen dienen, der das Examen für den einjährigen Dienst bestehen will, und zu dem Ende den didaktischen Teil des Buches und einen Teil der Uebungsaufgaben durchmacht.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben zu den Hauptgattungen der prosaischen Darstellung für Gymnasien, Seminarien, Realschulen und zum Selbstunterricht. Von Jos. Kehrein. 6. verbesserte und vermehrte

Auflage. Paderborn, Schöningh. 1876 338 S. in 8. In der neuen Aufl. hat die erste (theoretische) Abteilung nur einige kleine Veränderungen und Zusätze erhalten; in der dritten Abteilung (Entwürfe) sind 12 Nrn religiösen und ethischen Inhaltes durch neue ersetzt, die beibehaltenen hie und da erweitert, deutlicher gefasst und mit Stellen aus Dichtern und Prosaikern bereichert worden.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Gottfr. Böhme. Zweiter Band, zweites Heft, Buch VII und VIII. Dritte Auflage. Leipzig, Teubner 1875. P. 1 M. 50 Pf.

Arrians Anabasis erklärt von Dr. K. Abicht. II. Heft. Leipzig, Teubner 1875.

Wörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Haacke. Vierte verbesserte Auflage Leipzig, Teubner 1875. Pr. 1 M., mit dem Text des Nepos von Halm 1 M. 20 Pf.

Babrii fabulae. Ex recensione Alfredi Bernhard. Berolini, apud Weidmannos. 1875 1 M. 50 Pf. *Praefatio* (XII), Text mit kritischem Apparat unter demselben.

Titi Livii ab urbe condita liber III. Erklärt von Dr. Carl Tücking. Paderborn, Schöningh. 1876. In der Bd. VII S. 173 f. näher charakterisierten Weise bearbeitet. Vgl. auch VIII, 268.

Erläuterungen zu meiner griech. Schulgrammatik. Von G. Curtius. Dritte Aufl. Prag, 1876. Verlag von Tempsky. IX und 226. Pr. 3 M. Die Vorrede beschäftigt sich zumeist mit der Zurückweisung der von Peter „Ein Vorschlag zur Reform der Gymnasien. Jena 1874" gegen Curtius' Methode erhobenen Bedenken.

Dr. Th. H. Klein. Englische Diktier-Uebungen. Für den Gebrauch in Schulen und beim Privatstudium. Zürich, Verlag von Orelli, Füssli und Comp. 1876. Führt in die Schwierigkeiten der englischen Orthographie ein.

Chr. Rauch, Oberlehrer an der k. August-Schule und am k. Lehrerinnen-Seminar in Berlin. *English Contemporary Authors. Tales, Travels, Plays, selected from Asher's Collection of English Authors and for the use in the upper classes of schools.* Berlin, Julius Engelmann. Nr. I. *How I found Livingstone by H. M. Stanley.* Nr. II. *A doy of Flanders by „Onida". The march of Charles Sturt by Henry Kingsley.* Nr. III. *Three Times by M. E. Braddon. Rufus Helstone by Holme Lee.* Nr. IV. *New year's day at Windsor 1327, by Henry Kingsley. Matachi's cove by Anthony Trollope. Peter Trotman by Mrs. Parr.* Zweck, Inhalt und Sprache dieser Sammlung gut.

C. Meunier, Uebungsbuch für den ersten Unterricht in der französischen Sprache. Erster Cursus. Dritte Auflage. Iserlohn, Verlag von J. Bädeker.

Lateinisch-deutsches Vocabular. Sachlich und etymologisch geordnet von Dr. H. Beck. Mit Gegenüberstellung der betreffenden französischen und englischen Umbildungen von Alb. Benecke. Für höhere Lehranstalten. Zweite, erweiterte Auflage. Preis 2 Mark. Berlin, Verlag von Adolph Stubenrauch. 1875.

Auszüge.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 1875. 12.

I. Materialien zur lateinischen Wortbildungsgeschichte.

I. Die *nomina derivativa* auf *-ura*. Von C. Paucker. — Kritische Miscellen 2. Zu Tacitus. Von Dr. Fr. Pauly. — Zu Minucius Felix. Von J. N. Ott.

1876. 1.

I. Die Anfänge der Romänen. Kritisch-ethnographische Studie. Von Jul. Jung in Innsbruck (I).

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 2.

I. Kleine Beiträge zur Horazerklärung. Von Oberlehrer Dr. A. du Mesnil in Gnesen.

Jahresberichte: Xenophon von Dr. Nitsche (Schluss).

Das Journal für Pharmacie von Univ. Prof. Dr. Buchner enthält auf S. 49 — 52 einen Aufsatz des H. Coll. Dr. Ruchte aus Neuburg a. D. „über das Studium der Chemie" welcher verlangt, dass diese Disciplin auch auf den humanist. Gymn. gelehrt werde um der hohen Bedeutung willen teils als Hilfswissenschaft, teils als Bildungsmittel.

Statistisches.

Ernannt: Lehramtskand. Spelthahn zum Lehramtsverweser für neuere Sprachen an der Gewerbschule in Amberg; Hilfslehrer Hiendl zum Lehrer der neueren Sprachen an der Gewerbschule in Straubing; Math.-Lehrer Effert an der Gewerbschule in Würzburg zum Rektor der Gewerbschule in Kitzingen.

Versetzt: Rektor Mann von der Gewerbschule in Kitzingen an die Gewerbschule in Würzburg.

Prof. Lampert wurde seiner Funktion als Rektor der Gewerbschule in Würzburg auf Ansuchen unter Anerkennung enthoben.

Anzeige der Redaktion.

Eine Entgegnung auf den Artikel S. 26 — 33, den Zeichnungsunterricht betreffend, ist für das 2. Heft zu spät eingetroffen und wird im 3. Hefte erscheinen. Hauptinhalt: Der dort vorgeschlagene Stundenplan enthält für das gen. Fach zu wenig Stunden.



Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Zu Sophocles.

Electra V. 902: *κεὐθὺς τάλαιν' ὡς εἶδον, ἐμπαίει τί μοι ψυχῆς σύνηθες ὄμμα* . . . . .

Chrysothemis, die in Folge ihrer Nachgiebigkeit (Vs. 339 und 340) überhaupt weniger Grund hatte, sich als eine *τάλαινα* zu bezeichnen, gebraucht hier zum 1. Male von sich dieses Wort in einem Augenblicke, wo sie, wie aus Vs. 906 erhellt: „*χαρᾷ δὲ πίμπλημ' ὄμμα δακρύων*", im Gegenteile freudig erregt ist durch die Hoffnung, dass der Retter nahe sei. In der Folge allerdings, als durch Electra's Versicherungen sie sich enttäuscht sieht, mag sie mit vollstem Rechte von sich als von einer *τάλαινα* sprechen. An dieser Stelle aber vermute ich statt des *τάλαιν'* ein Object zu *εἶδον*, vielleicht *τὰ καιν'*, dieses Neue, Unerwartete, wie sie auch Vs. 897 ihr Staunen über diese ungewöhnliche Schmückung des väterlichen Grabes ausspricht: „*ἰδοῦσα δ' ἔσχον θαῦμα*".

Electra Vs. 757: *καί νιν πυρᾷ κέαντες εὐθὺς ἐν βραχεῖ χαλκῷ μέγιστον σῶμα δειλαίας σποδοῦ φέρουσιν* . . . . . .

Zu *φέρουσιν* sowohl wie zu *κέαντες* ist *νίν* Object, wozu des Gegensatzes zu *βραχεῖ χαλκῷ* wegen noch ein appositioneller Beisatz *μέγιστον σῶμα* nachträglich hinzutritt; mir scheint jedoch, zumal wenn der Genetiv *δειλαίας σποδοῦ* nicht als von *σῶμα* abhängig, sondern als Genetiv des Inhalts bei *χαλκῷ* gefasst wird, oder, wie Jahn in seiner Ausgabe *δειλαίας σποδόν* liest, schon das alleinige *μέγιστον σῶμα* zu genügen. Wenn man dann statt *καί νιν* ein *καὶ νῦν* schreibt, so ist der Zeitpunkt der Ueberbringung der Asche als der Erzählung vom Untergange des Orestes gegenübergestellt in passender Weise betont. Nachdem in den unmittelbar vorausgehenden 20 Versen das *νίν* nicht weniger als 3mal vorkömmt, konnte das 4. Mal statt eines *καὶ νῦν* leicht *καί νιν* verschrieben werden.

Electra Vs. 1343: *χαίρουσιν ἐν τούτοισιν; ἢ τίνες λόγοι;*

Dindorf schreibt *χαίρουσιν οὖν τούτοισιν*, Wolff restituiert *ἐν*. Doch *χαίρειν* mit *ἐν* scheint bedenklich. Diesem Umstande glaube ich ausweichen zu können, wenn *χαίρουσι* nicht als 3. Ps. Pl., sondern als Dat. Pl. des Particips zu *τούτοις* gefasst und durch *ἐν τούτοισι* das im vorhergehenden Satze stehende *ἐνθάδε* näher bestimmt wird, etwa Paedag.: Als ein Gestorbener, das wisse, giltst du dort. Or.: Bei diesen zu ihrer Freude? oder welches sind ihre Reden? Die Ausdrucksweise ist ähnlich wie Aiax Vs. 532: *ἐν τοῖσδε τοῖς κακοῖσιν, ἢ*

τί μοι λέγεις; Für *ἐν* bei Personen will ich nur anführen El. 638: *ου γὰρ ἐν φίλοις μῦθος*, Aiax 557: *δείξεις ἐν ἐχθροῖς*.

Aiax Vs. 77: Athene: *τί μὴ γένηται; πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν;* Odysseus: *ἐχθρός γε τῷδε τἀνδρὶ καὶ τἀνῦν ἔτι.*

Gewöhnlich wird *ὅδε* als Subject und *ἀνὴρ* als Prädikat genommen, *ἀνὴρ* prägnant als Inbegriff der Tapferkeit, *ἀνδρεῖος*. Dagegen möchte ich einwenden: In den Augen der Athene gilt der *Αἴας μαινόμενος* doch weniger als zuvor. Denn aus der in Vs. 81 an Odysseus gerichteten Frage „*μεμηνότ' ἄνδρα περιφανῶς ὀκνεῖς ἰδεῖν*“, die, wenn sie nicht geradezu den Vorwurf der Feigheit involviert, doch in Verwunderung darüber gestellt ist, dass er so thöricht sei, sich vor einem *μεμηνότα* zu fürchten, folgt doch sicher, dass die Göttin den jetzigen Aias dem früheren nicht gleichstellt, geschweige denn glaubt, jetzt erst könnte er von Odysseus für einen Mann (*ἀνδρεῖος*) gehalten werden.

Für's Zweite ist und bleibt die auf Athenes Frage gegebene Antwort höchst eigentümlich, darnach würde man im Texte eher ein *ἐχθρὸς δὲ* erwarten.

Statt dessen schlage ich folgende Erklärung vor: Athene stellt an Odysseus die Frage „*τί γὴ γένηται*“ aus Furcht wovor? (So erklärt es auch ein Scholiast *μὴ τί γένηται φοβῇ*). War dieser Mann früher nicht — Odysseus fällt sofort mit einer Antwort ein, die er, ohne die Frage abzuwarten, für die richtige hält: Ja (*γέ*) ein Feind war er diesem Manne, sowie er es jetzt noch ist. *Τῷδε τἀνδρὶ* ist viel dramatischer als ein einfaches *ἐμοί*, zumal bei dieser Auffassung als Gegensatz zum vorausgehenden *ἀνὴρ ὅδε*.

Wie die Frage der Athene, so könnte auch die Antwort des Odysseus als nicht vollendet betrachtet werden, denn der im Vs. 82 erklärte Standpunkt desselben hätte gleich an die Antwort adversativ angereiht werden können, doch das *ἐχθρὸς* greift die Göttin sogleich auf zur weiteren Frage „*οὔκουν γέλως ἥδιστος εἰς ἐχθροὺς γελᾶν*“; Erst indem Odysseus darauf dringt, es möge Aias im Zelte bleiben, gelangen wir mit der schon erwähnten Frage „*μεμηνότ' ἄνδρα*“ und der darauf folgenden Erwiderung „*φρονοῦντα γὰρ*“ zur eigentlichen Pointe der Erörterung, die in dem Gegensatze von *ἐχθρὸς μαινόμενος* und *ἐχθρὸς φρονῶν* gipfelt. Nach Athenes Ansicht ist ein irrsinniger Feind weniger zu fürchten, als einer, der gesunden Sinnes ist. Odysseus dagegen huldigt nach seinen menschlichen Begriffen der entgegengesetzten Anschauung, und diese Meinung benimmt ihm die Göttin erst mit den Worten: „*ἀλλ' οὐδὲ μὴ παρόντ' ἴδῃ πέλας*“.

Aiax Vs. 337: *ἀνὴρ ἔοικεν ἢ νοσεῖν ἢ τοῖς πάλαι νοσήμασι ξυνοῦσι λυπεῖσθαι παρών.*

Ein Scholiast erklärt bereits diese Worte *ἢ ἔτι νοσῶν ἀναβοᾷ ἢ μεταγνοὺς ἐπὶ τοῖς πεπραγμένοις.* Zugegeben, dass ein nicht im Texte

stehendes ἔτι leicht ergänzt werden kann, ist diese Auffassung nach den Erklärungen der Tekmessa: Vs. 259: *καὶ νῦν φρόνιμος*, Vs. 269: *οὐ νοσοῦντες*, Vs. 274: *νῦν δ' ὡς ἔληξε τῆς νόσου*, Vs. 306: *ἔμφρων μόλις πως ξὺν χρόνῳ καθίσταται* rein unmöglich, sie würde geradezu eine Missachtung der Tekmessa von Seite des Chores in sich schliessen, da derselbe ihre mit aller Bestimmtheit gegebenen Versicherungen in Zweifel zu ziehen schiene; solches passt nicht für den griechischen Chor.

Eine andere Möglichkeit wäre, dass das *νοσεῖν* im Sinne des im Vs. 332 stehenden *διαπεφοιβάσθαι* vom Trübsinne des Aias gesagt sei. Dass dieses Wort, das im Munde der Tekmessa den Wahnsinn bezeichnet, jetzt auf einmal vom Chore mit Bezug auf den nach der Genesung von der geistigen Krankheit eingetretenen Tiefsinn des Aias gebraucht werde, halte ich gleichfalls, namentlich wegen des darauffolgenden, wiederum auf den Wahnsinn sich beziehenden *νοσήμασι* für bedenklich.

Als 3. mögliche Erklärung will ich anführen, das zweite ἢ im Sinne von *sive potius* zu nehmen, so dass mit den folgenden Worten der Chor den als falsch erkannten Ausdruck *νοσεῖν* corrigierte. Diese Erklärung macht, wie mir dünkt, bereits das erste ἢ unmöglich. Und doch kann *νοσεῖν* hier nur von geistigem, nicht körperlichem Kranksein verstanden werden. Ich dachte nun daran, statt des ersten ἢ ein αὖ vorzuschlagen, so dass der Chor, wie ähnlich Trach. 1026 *θρώσκει δ' αὖ νόσος*" spräche: „Der Mann scheint wiederum in Krankheit zu verfallen" (rückfällig zu werden) oder an die frühere Krankheit denkend, sich zu betrüben". Ich halte aber dafür, dass das ἢ beibehalten werden müsse; könnte die Synaloephe ἢ αὖ wie ἢ οὐ nachgewiesen werden, würde ich kein Bedenken tragen, statt des einfachen ἢ ein ἢ αὖ zu schreiben. Vielleicht ist es möglich, dass mit demselben Rechte, mit welchem ein ἔτι ergänzt werden kann, der Chor sich ein αὖ denkt.

Hof. Pflügl.

Einige Mängel unserer Schulgrammatiken in den Grundlehren der Syntax.

Unter unseren Schulgrammatiken verstehe ich die in den bayerischen Mittelschulen eingeführten oder doch durch das ministerielle Verzeichniss vom 29. August 1875 empfohlenen. Jedoch sind nicht alle dieser Schulgrammatiken in nachstehender Untersuchung angeführt, weil einige von ihnen, insbesondere die griechischen, auf die Grundlehren der Syntax gar nicht eingehen, andere wiederum für die Vergleichung keine neuen Gesichtspunkte bieten. Ich habe in Folgendem nur 11 Grammatiken mehr oder minder in Betracht gezogen, nämlich 5 deutsche: Götzinger, Heyse, Bauer, Ulmer (Satzbau), Englmann

5 lateinische: Zumpt, Englmann, Madvig, Middendorf, Ellendt-Seyffert; und eine griechische: Curtius.

A. Die Definition des Satzes.

Es ist sicherlich ein richtiger Grundsatz, dass man in Schulgrammatiken mit Begriffsbestimmungen möglichst sparen soll; weshalb denn auch diejenigen keineswegs ein Vorwurf treffen kann, welche wie Zumpt, Curtius, Middendorf, Ellendt vom Satz überhaupt keine Definition geben. Wird aber einmal eine solche in ein Schulbuch aufgenommen, so muss sie nicht nur wissenschaftlich richtig, sondern auch für den Schüler verständlich sein. Allein diese beiden unerlässlichen Anforderungen werden von den bei Heyse, Götzinger, Bauer, Madvig und Englmann gebotenen Definitionen wenig befriedigt.

Heyse (13. Aufl.) sagt: „Jede Folge von Worten, in welcher von einem Gegenstand etwas ausgesagt, d. h. bejaht oder verneint, behauptet oder gefragt wird, heisst ein Redesatz oder Satz.“ Nach dieser Definition wären die aus einem einzigen Worte bestehenden Sätze (Sprich! - *Cogito*) keine Sätze; denn sie sind ja keine Folge d. h. Reihe von Worten, sondern nur ein einziges Wort. Auch ist mir unerfindlich, warum H. das Aussagen so eigentümlich erklärt. Entweder musste er es im gewöhnlichen Sinne fassen, in welchem es nichts Anderes bedeutet als behaupten, angeben; oder er müsste es im Sinne des logischen Prädicierens gebrauchen, wo es dann nicht nur das Aussagen im engeren Verstande umfasst (welches Englmann neuerdings ein Behaupten nennt), sondern auch das Fragen, Befehlen, Wünschen und Ausrufen. Aber zu sagen, dass man unter Aussagen entweder ein Bejahen oder Verneinen, Behaupten oder Fragen verstehe, das dürfte wohl in keinem Falle zu billigen sein.

Götzinger (8. Aufl.) definiert: „Satz ist die sprachliche Form der Mitteilung.“ Dies soll entweder heissen: „Satz ist eine Mitteilung in sprachlicher Form“; oder: „Satz ist diejenige sprachliche Form, welche zur Mitteilung dient.“ In beiden Fällen ist die Definition zu weit. Wenn ich nämlich z. B. das Wort „Pferd“ ausspreche, so teile ich eine mir vorschwebende Vorstellung in sprachlicher Form jedem sprachverständigen Hörer mit, ohne doch einen Satz anzuwenden. Auch das einzelne zusammenhangslose Wort enthält bereits eine sprachliche Mitteilung. Aber es teilt eben bloss eine einzelne Vorstellung mit, nicht eine Verbindung von Vorstellungen, nicht ein Urteil. Man halte dies ja nicht für eine Spitzfindigkeit. Entweder müsste man jedes ausgesprochene Nomen für einen Satz erklären (etwa für einen elliptischen), wodurch eben der Unterschied zwischen Redeteil und Satz, zwischen Begriff und Urteil völlig aufgehoben und eine nicht geringe Verwirrung in Grammatik und Logik, noch mehr aber in den

Köpfen unserer Schüler angerichtet würde; oder man muss zugeben, dass die Definition des Satzes als „Mitteilung in Sprachform“ ungenau, weil zu weit ist.

Bauer (5. Aufl.) sagt: „Satz ist der Zusammenschluss des einzelnen Wortes mit anderen Wörtern zur Einheit eines Gedankens.“ Hätte er Recht, so müsste es ein Satz sein, wenn ich sage: „Die Zerstörung der beiden grossen Handelsstädte durch die Römer im Jahre 146 vor Christus“; denn hier schliesst sich offenbar das einzelne Wort mit anderen Wörtern zur Einheit eines Gedankens, nämlich eines Begriffes zusammen. Und dass nicht nur die Urteile und Schlüsse, sondern auch alle Begriffe als Gedanken angesehen werden müssen, wird doch Niemand bestreiten. Nach dem allgemein anerkannten Sprachgebrauch heisst jede Vorstellung, überhaupt jedes Denkgebilde ein Gedanke. Mithin erscheint auch diese Definition als zu weit.

Madvig (4. Aufl.) lehrt: „Ein Satz ist eine Verbindung von Wörtern, welche etwas (eine Handlung, einen Zustand oder eine Beschaffenheit) von etwas aussagt.“ Wollten wir dieser Definition auch ihre wenig anziehende Form verzeihen, so besteht doch gegen sie ein anderweitiges Bedenken. Es wird nämlich dem Schüler, der von logischen Kunstausdrücken noch nichts versteht, äusserst schwer begreiflich zu machen sein, dass das Fragen, Befehlen, Wünschen, Ausrufen sammt dem Aussagen im engeren Sinne (= Behaupten) — dass dies Alles unter den Begriff des Aussagens fallen soll. Wenn ich z. B. frage: „Ist die Erde rund?“, so wird der Schüler mir nicht zugeben, dass in diesem Satze von der Erde etwas ausgesagt sei, sondern höchstens, dass von ihr gesprochen wird, von ihr die Rede ist. Es widerspricht eben dem sonstigen Sprachgebrauch, das Aussagen im Sinne des logischen Prädicierens anzuwenden.

Ulmer definiert: „Ein Satz ist ein durch Worte ausgedrückter Gedanke.“ Hiegegen spricht das bereits gegen Bauer Eingewendete. Die Definition ist zu weit und müsste heissen: Ein Satz ist ein durch Worte ausgedrücktes Urteil. Aber auch dann wäre sie nur für den einfachen Satz passend, weil ja der zusammengesetzte Satz immer mehr als ein einziges Urteil enthält.

Englmann endlich bietet seit 1870 in seiner deutschen Grammatik die eben besprochene Definition Ulmer's. Vorher hatte er in seiner lateinischen eine andere Definition, nämlich: „Ein Satz ist der Ausdruck eines Urteils, durch welches über einen Gegenstand etwas ausgesagt wird.“ Hier ist der Hauptsatz wenigstens für einfache Sätze richtig, der Relativsatz aber zur Definition ganz unnötig und ebenso bedenklich, wie Madvig's Relativsatz.

Wenn ein Hinübergreifen in die Logik für Schulgrammatiken statthaft wäre, so würden sicherlich folgende 2 Definitionen des Satzes richtig sein:

a) genetische Definition.

Wenn ein einzelnes oder mehrere eng zusammenhängende (logische) Urteile durch die Sprache ausgedrückt werden, so entsteht ein (grammatischer) Satz.

b) sachliche Definition.

(Grammatischer) Satz heisst ein Sprachgebilde, welches zum Ausdruck eines einzelnen oder mehrerer eng zusammenhängenden (logischen) Urteile dient.

Allein mit solchen logisch-grammatischen Definitionen ist für Schulgrammatiken nichts gewonnen. Das Verständniss für das logische Urteil entwickelt sich beim Schüler naturgemäss erst aus dem Verständniss des grammatischen Satzes. Wie kann man also etwas dazu benützen wollen, um dem Schüler den grammatischen Satz verständlich zu machen, was er erst verstehen lernt, wenn er den grammatischen Satz bereits begriffen hat? Einen schlimmeren didaktischen Fehler kann ich mir nicht denken. Alle auf die Logik zurückgreifenden Satzdefinitionen scheinen mir daher für Schulgrammatiken unbrauchbar. Entweder müsste man in denselben auf die Satzdefinition ganz verzichten oder eine Definition zu finden suchen, welche die dem Schüler bereits durch die Formenlehre zum Verständniss gebrachten Begriffe zur Grundlage für das höhere syntaktische Verständniss benützt. Man muss in der Syntax auf dem durch die Formenlehre gewonnenen festen Erkenntnisssboden weiter bauen, nicht aber an noch gar nicht vorhandene logische Begriffe anknüpfen wollen. Erst wenn auf Grund der Formenlehre ein solides Verständniss der Satzlehre sich aufgebaut hat, kann dann aus der syntaktischen Erkenntniss das logische Verständniss erwachsen, aber nicht umgekehrt.

Gesetzt also den Fall, man könnte den Ausdruck „Gedanke" wirklich als völlig gleichbedeutend gebrauchen mit dem logischen Urteil, so wäre die Definition: „Satz ist ein durch Worte ausgedrückter Gedanke" doch deshalb völlig zweklos, weil der Schüler das, was ein Gedanke (= logisches Urteil) ist, erst wissen kann, wenn er den grammatischen Satz begriffen hat. In der eben angeführten Definition liegt also in jedem Falle ein didaktischer Widersinn. Sie besagt nämlich für den Schüler genau genommen weiter nichts als: Satz ist ein durch Worte ausgedrücktes Ding, welches du erst verstehen wirst, wenn du die Satzlehre hinlänglich begriffen hast.

Es geht eben nicht, dass wir den Schüler an Stricken emporziehen, die in der logischen Luft festgeknüpft sind; wir müssen ihn vielmehr auf festgebauten Stufen durch das grammatische Verständniss zum logischen emporleiten. Mir scheinen daher nur die auf die Formen-

lehre sich stützenden Definitionen des Satzes für Schulgrammatiken brauchbar, z. B. folgende:

a) genetische Definition.

Wenn man ein Verbum mit einem Nomen (in Person, Numerus und Genus) übereinstimmen lässt, so entsteht ein Satz.

b) sachliche Definition.

Satz nennt man dasjenige Sprachgebilde, welches auf der Uebereinstimmung des Verbums mit dem Nomen (in Person, Numerus und Genus) beruht.

B. Subjekt und Praedikat.

Zumpt, Madvig, Englmann, Ellendt, Curtius und Bauer sagen in fast wörtlicher Uebereinstimmung: „Subjekt ist der Gegenstand, über welchen etwas ausgesagt wird. Prädikat ist dasjenige, was über das Subjekt ausgesagt wird". Dass diese Definitionen nur für den einfachen nackten Satz passen, nicht aber für den erweiterten, habe ich kürzlich in diesen Blättern (B. XI, H. 8 S. 347 — 350) darzulegen gesucht.

Middendorf und Götzinger geben gar keine eigentliche Begriffsbestimmung für Subjekt und Prädikat. Ulmer verdeutscht Subjekt mit „Satzgegenstand", Prädikat mit „Aussage". Heyse nennt das Subjekt „den Gegenstand der Aeusserung" und das Prädikat „die Aeusserung selbst oder das Ausgesagte." Beide geben somit die nämlichen obenerwähnten blos für nackte Sätze passenden Definitionen, nur eben in verkürzter Form.

Wir haben somit die eigentümliche Erscheinung vor uns, dass die in unseren Schulgrammatiken gegebenen Definitionen von Subjekt und Prädikat in einem unerträglichen Widerspruch stehen mit dem, was die nämlichen Grammatiken bei der Lehre vom erweiterten Satz Subjekt und Prädikat nennen In der Lehre vom erweiterten Satz nämlich nennen sie das Hauptnomen Subjekt des Satzes und das mit ihm congruierende Verbum Prädikat, alle übrigen Satzteile werden als Erweiterungen bezeichnet; ihre Definition von Subjekt und Prädikat dagegen ist von der Art, dass man das Hauptnomen sammt allen von ihm abhängigen Erweiterungen Subjekt nennen müsste, und das mit ihm congruierende Verbum erst im Verein mit allen von ihm abhängenden Erweiterungen als Prädikat bezeichnen dürfte.

Um diesen Widerspruch zu heben, kann man zwei Mittel ergreifen: entweder muss man die Lehre vom erweiterten Satz oder die Definition des Subjekts und Prädikats ändern. Die Lehre vom erweiterten Satz scheint mir aber in ihrer bisherigen Form so fest eingewurzelt, dass ich das zweite Mittel für das passendere halte. Subjekt und Prädikat müssen anders und wo möglich rein grammatikalisch definiert werden, etwa folgendermassen: Subjekt nennt man jedes unabhängige Nomen

im Satze, Prädikat ist jedes mit einem Subjekt congruierende Verbum. In dem erwähnten Aufsatze habe ich vorgeschlagen, die Kunstausdrücke Subjekt und Prädikat aus der Grammatik ganz zu beseitigen Sie haben sich aber doch in dieselbe bereits derartig eingenistet, dass eine Ausmerzung derselben kaum gelingen dürfte. Auch sind sie sicherlich unschädlich, wenn man sie nur so definiert, wie man sie in der Lehre vom erweiterten Satz auffasst, nämlich das Subjekt als selbständiges, unabhängiges Nomen oder Hauptnomen, und das Prädikat als ein mit einem solchen Hauptnomen congruierendes Verbum finitum.

C) Die Kunstausdrücke ‚nackt‘ und ‚umkleidet‘ oder ‚erweitert‘.

Diese Bezeichnungen haben Heyse, Götzinger, Bauer, Ulmer und Englmann; die übrigen Grammatiker beschränken sich darauf, von den Arten der Erweiterungen mehr oder minder vollständig zu sprechen. Curtius (6. Aufl.) z. B. führt nur Objekt, Attribut und Apposition als Erweiterungen an; Middendorf gibt eine erschöpfende Uebersicht der Erweiterungen, die er nähere Bestimmungen nennt. Heyse nennt den nackten Satz auch „rein“. Dieser Terminus ist wohl kaum zu empfehlen; denn die Erweiterungen sind doch keineswegs als Verunreinigungen des Satzes oder auch nur als fremdartige Zusätze zu betrachten. Ulmer nennt ihn auch „unbekleidet“.

Den Bezeichnungen „nackt“ und „umkleidet“ liegt eine ganz falsche Anschauung vom Wesen der Satzglieder zu Grunde. Die Erweiterungen sind keine todten Kleider, die der Satz nach Belieben aus- und anziehen kann, sondern es sind lebendige Glieder an seinem Leibe, wie Bauer sehr richtig bemerkt. Nimmt man einem erweiterten Satz eine Erweiterung weg, so hat man ihm nicht ein Kleidungsstück ausgezogen, sondern ein Glied amputiert, man hat ihn nicht entblösst, sondern verstümmelt. Die Erweiterungen sind Aesten zu vergleichen, die vom Hauptstamme des Satzes herauswachsen, Nebenflüssen, die in den vom grammatischen Subjekt und Prädikat gebildeten Hauptstrom einmünden; aber mit Kleidern haben sie nicht die geringste Aehnlichkeit. Bauer fasst die Sache ganz richtig und bemerkt, dass der nackte Satz „auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung steht“ und dass „durch Hinzutritt von Erweiterungen der Satz eine vollkommenere Ausbildung erhält“, geht aber doch von den alten Kunstausdrücken nicht ab, welche mit seiner richtigen Grundauffassung in direktem Widerspruch stehen. Warum will man denn nicht endlich einmal mit diesen an und für sich abgeschmackten Bezeichnungen „nackt“ und „umkleidet“ aufräumen, wenn es auf der Hand liegt, dass durch sie dem Schüler von vorneherein eine ganz verkehrte

Vorstellung vom Satze und seinen Teilen beigebracht wird? Im Schüler muss schon durch den Terminus das Verständniss angebahnt werden, dass er es beim Satze mit einem lebendigen Sprachgebilde zu thun hat, mit einem Organismus, in dem alle Teile naturgemäss zusammenhängen und eine bestimmte Funktion verrichten müssen. Ich würde jede andere Bezeichnung lieber sehen als jenes sinnlose „nackt“ und „umkleidet“, welches als *πρῶτον ψεῦδος* eine ganze Reihe verkehrter Anschauungen im jugendlichen Geiste erzeugen muss.

Auch die Bezeichnung „erweitert“ ist mangelhaft; denn sie enthält zu „nackt“ nicht den geringsten Gegensatz, obwohl sie doch einen solchen bilden soll. Auch wird ja das grammatische Subjekt und Prädikat durch den Hinzutritt sogenannter Erweiterungen in Wirklichkeit nicht erweitert, sondern bleibt sich völlig gleich. Der ganze Satz wird dadurch vergrössert, das ist wahr. Aber man muss doch von Subjekts- und Prädikatserweiterungen sprechen, und dann sagt man etwas Ungereimtes.

Wenn eine Land- oder Wassermasse durch Halbinseln oder Meerbusen eine eigentümlichere Form annimmt, so nennt man dies eine Gliederung oder Entwickelung. Warum will man denn in der Grammatik nicht dasselbe gelten lassen? Ich möchte vorschlagen, die bisherigen Erweiterungen oder Umkleidungen frischweg Entwickelungen oder Gliederungen zu nennen, und künftig von einem entwickelten und unentwickelten oder elementaren, gegliederten und ungegliederten Satz zu sprechen. Will man aber durchaus an dem hergebrachten Terminus „erweitert“ festhalten, so spreche man doch wenigstens im Gegensatz hiezu von einem unerweiterten und nicht von einem nackten Satz.

D) Vom Prädikatsnomen und der Copula.

Alle obengenannten 11 Grammatiken sind darüber einig, dass bei den Verbis des Nennens, Wählens, Machens, Haltens und ähnlichen ein prädikatives Nomen stehen könne, welches sich entweder auf das Subjekt oder Objekt bezieht. Jedoch wollen sie das prädikative Nomen nur im Bezug auf das Objekt nothgedrungen als Satzerweiterung gelten lassen; wenn es sich aber auf das Subjekt bezieht; dann soll es das Prädikat selbst sein und keine Erweiterung. Diese Inconsequenz habe ich in Bd. XI, H. 1 dieser Blätter aufzudecken gesucht und den Vorschlag gemacht: das Prädikatsnomen immer und überall, auch bei „sein“, „werden“ etc. als Satzerweiterung (besser: Satzgliederung) aufzufassen; demgemäss das Verbum *esse* nie und nirgends als reine Copula anzusehen, sondern als ein Verbum, das ein Prädikat enthält; wenn auch nur das ganz allgemeine Prädikat des Seins; endlich die congruierenden Flexionsformen des grammatischen Subjekts (Hauptnomens) und Prädikats (Hauptverbums) als das copulierende Element

anzuerkennen und überhaupt kein Wort in der Sprache für ausschliessliche Copuladienste in Anspruch zu nehmen.

Diese Anschauung von Prädikatsnomen und Copula habe ich ausdrücklich als eine von Ueberweg in seinem System der Logik entwickelte bezeichnet. Trotzdem macht mir Collega Th. in Bd XII, S. 19 d. Bl. den Vorwurf, dass ich sie unverkennbar mit dem Anspruch auf Neuheit und Originalität vorgetragen hätte. Derselbe hat dort gegen die Ueberweg'sche Theorie verschiedene Autoritäten ins Treffen geführt; möge man mir gestatten, hier den Kampf mit diesen Autoritäten aufzunehmen.

Franz Bopp sagt: Das Verbum *esse* fasst zwar den Begriff der Existenz in sich; aber wir dürfen in Sätzen wie *homo est mortalis* nicht daran denken, dass es diesen Begriff in sich fasst; denn in dem Augenblick, wo wir das Subjekt *homo* aussprechen, haben wir auch schon ausgedrückt, dass *homo* existiert.

Welch eine sonderbare Behauptung! In jedem Subjektsbegriff soll als erstes und Grundmerkmal die Existenz bereits enthalten sein, und deswegen soll es ein Widersinn sein, diese vom Subjekte auszusagen? Ich weiss nicht, woher Bopp diese Ansicht hat, dass sie aber grundfalsch ist, liegt doch wohl auf der Hand Das Subjekt ist der ins Auge gefasste Begriff, von dem man etwas aussagen will. Nun ist es aber klar, dass ich vernünftiger Weise von dem der Betrachtung unterworfenen Begriff nur die Merkmale aussagen kann, welche er enthält. Ein Merkmal, das der Subjektsbegriff nicht enthält, von ihm auszusagen, wäre einfach ein Verstoss gegen die Logik. Gesetzt also den Fall, das Merkmal des Seins steckte schon im Begriff *homo*, so wäre dieser Umstand keineswegs ein Hinderniss, das Sein von *homo* auszusagen, sondern ganz im Gegenteil der einzige logische Grund, welcher hiezu die Berechtigung gäbe. Wenn *homo* existiert, so kann ich das Sein überall von ihm ohne Anstand aussagen. Steckt denn nicht auch das Merkmal *mortalis* in *homo*? Das Urteilen ist ja nichts weiter als die Entwickelung der in einem Begriff enthaltenen Merkmale. Ob nun das Merkmal, welches ich aussage, das erste, zweite, dritte oder nte ist, darauf kommt doch in aller Welt nichts an. Wer mir verbieten wollte, das erste und Grundmerkmal eines Begriffes von diesem auszusagen, weil es ja im Begriff schon enthalten sei, dem verbiete ich mit demselben Recht, das zweite, dritte oder nte auszusagen, weil sie ja alle ebensogut wie das erste im Begriff enthalten sein müssen, wenn die Aussage nicht unwahr werden soll. Wer mich also hindern will, von *homo* das *esse* auszusagen, dem lasse ich von *homo* auch kein *est mortalis*, dem lasse ich überhaupt von *homo* gar kein Prädikat aussagen. Bopp will die Aussage des ersten und Grundprädikats verhindern, um seine verkehrte Theorie von der Copula zu stützen, und merkt nicht, dass er damit die Quelle alles Urteilens verstopft, jedem vernünftigen Aussagen die Möglichkeit abschneidet. Oder will man etwa einen Unterschied machen zwischen

den Merkmalen, die ein Begriff notorisch in sich fasst, und solchen, die nicht Jederman in ihm stecken sieht? Wo kämen wir da hin? Das Urteil, dass es Menschen gibt, ist doch wohl nicht minder trivial, als dass diese sterblich sind.

Uebrigens hat Bopp selbst sehr schnell seine unhaltbare Behauptung vergessen; denn wenige Zeilen weiter unten gibt er sich selbst in bester Form die Erlaubniss, die er vorher jedem Urteilenden entzog, und legt dem Subjekt „der Gott" das Prädikat bei, dass er „seiend ist." Bopp bemerkt den Widerspruch nicht, in den er sich hier mit seiner eben ausgesprochenen Behauptung setzt. In jedem Subjekt soll der Begriff der Existenz schon stecken, so dass es unstatthaft wäre, ihn noch besonders auszusagen, und in „der Gott", welcher doch ebensogut wie *homo* Subjekt ist, soll er noch nicht stecken, so dass man ihn also besonders aussagen darf?? — —

Bopp scheint etwas ganz anderes im Auge gehabt zu haben. In jedem Urteil wird von einem Begriff ein Merkmal, oder, wenn man will, von einem Ding eine Eigenschaft ausgesagt. Das allgemeinste Merkmal aber (das erste und Grundmerkmal) ist die Existenz des Begriffes in unserem Geiste oder die Existenz des Dinges in der Welt. Alle sonstigen Merkmale, die ich von einem Begriff aussage, sind nichts als Arten der Existenz in unserem Geist, und alle Eigenschaften, die ich einem Ding zuschreibe, sind lediglich Arten seiner Existenz in der Welt. Jedes andere Merkmal, jede andere Eigenschaft ist demnach auf den Grundbegriff der Existenz in unserem Geist oder der Existenz in der Welt gleichsam gepfropft und setzt ihn mit Notwendigkeit voraus, sagt ihn *implicite* mit aus. So steckt also in jedem Verbum der Begriff des Seins; und das Wort *mortalis* drückt noch gar keine Eigenschaft des Menschen aus, sondern der volle Eigenschaftsausdruck heisst *mortalem esse.* Aus dieser Erwägung geht hervor, dass „seiend sein" ein logischer und grammatischer Widersinn ist. Wie kann man einen Baum auf sich selbst pfropfen? Lässt man da nicht lieber den Baum stehen wie er ist? Jeder vernünftige Deutsche sagt daher: Gott i s t oder existiert, nicht aber „Gott ist seiend".

Was Bopp richtig gesagt hat, ist die freilich von Niemand bestrittene Wahrheit, dass das Verbum *esse* auf z w e i f a c h e Weise gebraucht wird; auch hat er die eine Art des Gebrauchs richtig gefasst, nämlich den Fall, wo es mit dem sprachlichen Hochton versehen die schlechthinige Existenz in unserem Geist oder in der Welt ausser uns bezeichnet. Jedoch irrt er vollständig, wenn er glaubt, dass dieses Verbum, wenn es sprachlich unbetont zum Ausdruck einer besonderen Existenzform verwendet wird, nichts weiter als Copuladienste verrichte. Das Verbum *esse* drückt immer und überall eine Existenz aus, nur eben, wenn es im Licht des Hochtons steht, die Existenz an und für sich,

wenn es aber im Schatten des Tieftons steht, eine bestimmte Art der Existenz. Demgemäss darf man überall, wo man dieses Verbum antrifft, getrost an den Begriff der Existenz denken, braucht nicht von ihm zu abstrahieren, wie Bopp meint; nur darf man eben da, wo es sich um eine Spielart des Seins handelt, nicht auf das Sein an und für sich das Hauptaugenmerk richten wollen, gleichwie an einem gepfropften Baum der Pfropfstamm sich bescheiden muss weniger als das Pfropfreis die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Mithin will der Satz: *homo est mortalis* nichts anderes besagen als: Der Mensch existiert sterblich dagegen *homo est* will sagen: Der Mensch existiert.

. Nunmehr muss ich mich gegen den zweiten ins Treffen geführten Gegner wenden, nämlich gegen Karl Ferd Becker. Auch dieser macht sich in der von Collega Th. angeführten Stelle eines groben Widerspruchs schuldig. Zuerst gibt er nämlich zu, dass der Begriff der Existenz oft durch „sein“ bezeichnet wird, dann aber behauptet er, die Existenz sei überhaupt gar kein Begriff, sondern blos ein Verhältniss des Begriffs. Ist aber denn nicht jedes Verhältniss wiederum selbst ein Begriff? Wie könnte denn ein Verhältniss begriffen werden, wenn es nicht ein Begriff wäre?

Zu der verzweifelten Behauptung, die Existenz sei gar kein Begriff, wird Becker durch seine für die Grammatik völlig unbrauchbare und nur Verwirrung anrichtende Unterscheidung zwischen Formwörtern und Begriffswörtern hingedrängt Das Wesen dieser Unterscheidung erkennen wir am besten an dem Beispiel, welches er selbst in seiner ausführlichen Grammatik § 2 gibt. Er führt dort den Satz an: „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde.“ Nach seiner Ansicht stecken in diesem Satze nur die Begriffe: Gott, schaffen, Mensch und Ebenbild. Diese machen den Stoff und Inhalt des Satzes aus. Alles Uebrige ist Form. Also: den, nach, sein sind blose Formwörter und haben auf den Inhalt des Satzes nicht den geringsten Einfluss, ebensowenig wie die Flexion der Begriffswörter. Als Formwörter sieht Becker an: Die Hilfsverben haben, werden, können, mögen, dürfen, wollen, sollen und müssen, natürlich auch das unbetonte sein; ferner die Pronomina, Zahlwörter, Präpositionen, Conjunktionen und sehr viele Adverbien, z. B.: sehr, kaum, fast, nicht, vielleicht, schwerlich etc. Der Gebrauch aller dieser Formwörter soll auf den Stoff und Inhalt des Satzes nicht den geringsten Einfluss haben. Wenn ich also sage: „Gott existiert,“ so hat dieser Satz ganz den nämlichen Inhalt, wie wenn ich sage: „Gott existiert nicht.“ Beide Sätze unterscheiden sich blos in der Form. Theist und Atheist sagen also das Nämliche, nur in anderer Form.

Becker verwechselt hiebei Denken und Sprechen, Logik und Grammatik in der gefährlichsten und verwirrendsten Weise. Er will Kant's

Unterscheidung der sinnlichen Begriffe und der reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien für die Grammatik ausbeuten, vergisst aber dabei, dass diese Unterscheidung ganz und gar in die Logik gehört. Vom grammatischen Standpunkt aus ist es völlig gleichgiltig, ob ein Wort zum Ausdruck eines materiellen (d. h. durch die Sinne gewonnenen) oder eines rein formellen (d. h. dem Verstande entnommenen) Begriffes dient. Er irrt nicht wenig, wenn er meint, dass diejenigen Wörter, welche logische Kategorien bezeichnen, keinen Inhalt haben. Die logische Kategorie selbst ist eben der Inhalt dieser Wörter, ebensogut wie der materielle Begriff den Inhalt der übrigen Wörter ausmacht. Durch die fortwährende Verwechselung der sprachlichen Form mit der logischen Form kommt er zu keinem klaren Verständniss der Spracherscheinungen. Die Wörter also, denen er allen Inhalt abspricht und sie reine Formwörter nennt, haben die allgemeinen Verstandesbegriffe zum Inhalt; sie sind keine Formwörter, während die übrigen Begriffswörter wären, sondern sie sind inhaltsschwere Wörter, da eben allgemeine Begriffe von der grössten Wichtigkeit in ihnen stecken. So sind denn alle oben angeführten, von Becker als inhaltslos bezeichneten Wörter gerade in der That höchst sinn- und bedeutungsvoll. Und auch das *esse* hat den allgemeinen Begriff der Existenz, der Wirklichkeit zum Inhalt, ist also keineswegs ein reines Formwort. Becker hat nicht eingesehen, dass die Form des Gedankens dem Worte zum Inhalt dienen kann, dass überhaupt jedes Wort die sprachliche Form für einen logischen Inhalt ist, dass demnach ein inhaltsloses Wort nirgends vorkommt, dass vielmehr in jedem Wort ein vernünftiger Begriff als Inhalt stecken muss, dass endlich die Grammatik um die besonderen Eigenschaften der in den Wörtern steckenden Begriffe sich nicht zu kümmern hat, sondern sich damit begnügen muss anzugeben, welcher Begriff in jedem Wort steckt.

Wie gefährlich es für einen Grammatiker ist, sich ins fremde Gebiet der Logik hinüberzuwagen, sehen wir an Becker sehr deutlich. Kaum hat er den grammatischen Boden verlassen und über die materiellen und formellen Begriffe zu philosophieren begonnen, so ist er auch schon in logisch-metaphysische Streitpunkte hineingerathen. Es steht nämlich noch keineswegs fest, ob nicht die allgemeinen Verstandeskategorien ebenfalls aus sinnlichen Wahrnehmungen herrühren. Insbesondere kann man nicht ohne weiteres behaupten, dass die Existenz keine sinnlich wahrnembare Thätigkeit der Dinge oder Begriffe sei, wie dies Becker thut. Er setzt die logische Streitfrage bereits als im Kant'schen Sinne entschieden voraus und fällt auf Grund dieser Annahme das folgenschwerste Urteil über das Verbum *esse*.

So sehen wir denn, auf wie schwachen Füssen Beker's Ansicht über *esse* steht. Sie beruht einerseits auf einer augenscheinlichen

Verwechselung von Grammatik und Logik, andererseits auf einer willkürlichen Parteinahme in einem noch keineswegs ausgetragenen logisch-metaphysischen Streit, dessen Ende sich gar nicht absehen lässt.

Zuletzt ist gegen Ueberweg's Ansicht die Thatsache angeführt worden, dass in den semitischen Sprachen das unbetonte Sein oft gar nicht ausgedrückt oder nur durch ein Pronomen angedeutet wird. Dies war mir hinsichtlich des Hebräischen längst bekannt. Nach solchen Erscheinungen braucht man nicht bis zu den Semiten zu wandern. Eine Menge griechischer, lateinischer und deutscher Sprüchwörter zeigt eine Ellipse des Hauptverbums (grammatischen Prädikats); warum sollten die verhältnissmässig wortkargeren Semiten nicht auch eine solche Ellipse sich erlauben? Und wenn in mehreren amerikanischen Sprachen das Pronomen die Stelle des fehlenden Wortes für die unbetonte Existenz vertritt, so haben wir es hier mit der naturgemässen Erscheinung zu thun, dass eine Wortklasse für die andere vikarirt, gerade wie bei einem Blinden der Tastsinn das Vikariat für die Augen nach Kräften übernimmt, ohne dass man daraus den Rückschluss machen dürfte, dass die Augen eigentlich keine Augen seien.

Nach Zurückweisung der Angriffe erlaube ich mir die Gründe, welche für Ueberweg's Ansicht sprechen, nochmals möglichst kurz zusammenzustellen:

1) Verbum bedeutet Aussagewort. Ein Verbum, das keine Aussage enthält, ist kein Aussagewort, kein Verbum mehr. Diejenigen also, welche behaupten, dass *esse* völlig inhaltslos sei, behaupten damit zugleich, dass es gar kein Verbum ist, und das ist doch wohl ein Widersinn.

2) Wenn das unbetonte *esse* wirklich blos zur Verknüpfung des grammatischen Subjekts und Prädikats diente, so bedürfte es keiner Conjugation, keiner verschiedenen Personen und Numeri. Es genügte dann, das nichts weiter als ein constantes Verbindungszeichen darstellende Wort immer in der nämlichen Form zwischen Subjekt und Prädikat einzusetzen. Wozu brauchte das unbetonte *esse* mit dem Subjekt zu congruieren, wenn es doch vom Subjekt nicht das Geringste aussagt?

3) Wer das unbetonte *esse* als reine Copula ansieht, muss, wie z. B. Englmann, zugeben, dass viele andere Verba auch als Copula dienen, ohne doch reine Copula zu sein. Wenn nun diese vielen Verba neben der Copulafunktion auch noch Verbalfunktion verrichten können, so erscheint es sonderbar, warum das e i n e Verbum *esse* nicht auch nebenbei noch ein Verbum soll sein können.

4) Wenn das copulierende Element im Verbum *esse* selbst steckte, so müsste dies copulierend wirken, sobald man irgend eine Form von ihm zwischen Subjekt und Prädikat einsetzte Nun sieht man aber deutlich, dass z B in dem Satze: *mensa estis rotunda* keine Copulierung des Subjekts mit dem Prädikat statt findet, sondern dass im Ge-

genteil durch das eingeschobene *estis* die durch die Congruenz bewirkte Copulierung zwischen *mensa* und *rotunda* gestört ist. Daraus scheint hervorzugehen, dass das copulierende Element nicht im Verbum *esse*, sondern in den congruirenden Flexionsformen liegt.

5) Sobald man annimmt, dass manche Verba als Copula dienen, so muss man auch behaupten, dass manche Verba ein unvollständiges, andere aber ein vollständiges Prädikat enthalten. Diese Unterscheidung lässt sich jedoch nicht durchführen. Denn jedes Verbum, welches Erweiterungen bei sich hat, gibt das logische Prädikat nur unvollständig, und jedes Verbum kann sowohl mit als ohne Erweiterungen auftreten. Dann wäre z. B. auch in dem Satze: *fortuna fortes adjuvat* das Verbum eine nur unvollständige Aussage, weil man doch wissen will, wen das Glück unterstützt, und ebenso bildete in dem Satze *avis in arbore sedet* das *sedet* kein vollständiges Prädikat. In der That kann man nur zwischen allgemeineren und specielleren Prädikatsverben unterscheiden.

6) Erst wenn man das bisher als eine Art Aschenbrödel behandelte Verbum *esse* wiederum in die Gesellschaft der anderen prädikathaltigen Verba aufnimmt, wird eine rein grammatische Definition des Satzes und des grammatischen Subjekts und Prädikats ermöglicht.

7) Dass *esse*, wenn es den sprachlichen Hochton hat, den Begriff der Existenz enthält, leugnet Niemand. Daher ist es natürlich, dass auch das unbetonte *esse* diesen Begriff enthält, nur eben ohne dass er irgendwie hervorgehoben werden soll. Die Betonung ändert nämlich in der Regel nicht den Sinn der Wörter, sondern nur die Wichtigkeit des durch sie ausgedrückten Begriffs im Bezug auf den ausgesprochenen Gedanken.

8) In der That kann man das unbetonte *esse* überall als unbetonte Existenz auffassen, ohne dass irgend ein Widersinn entsteht.

Dass in der Schulpraxis die Ueberweg'sche Theorie leicht anwendbar ist und zu einer schärferen Auffassung des prädikativen Substantivs und Adjektivs beiträgt, davon habe ich mich bereits durch eigene Erfahrung überzeugt.

E. Das Rangverhältniss der Erweiterungen des einfachen Satzes.

Dass die Erweiterungen des Satzes in einem Rangverhältniss stehen, so gut wie die Nebensätze im zusammengesetzten Satze, wird in keiner von unseren Schulgrammatiken erwähnt. Nichtsdestoweniger halte ich die Einsicht in das Rangverhältniss der Satzteile zum gründlichen Verständniss des einfachen Satzes für unerlässlich und pflege deshalb die Schüler in dieser Beziehung zu folgenden Unterscheidungen anzuleiten: 1) Subjekt und Prädikat sind die beiden Hauptbestandteile des Satzes; 2) jede Erweiterung, welche unmittelbar vom S. oder P. ab-

hängt, ist eine Subjekts- oder Prädikatserweiterung ersten Rangs; 3) jede Erweiterung, welche von einer Subjekts- oder Prädikatserweiterung ersten Rangs abhängt, ist selbst eine Subjekts- oder Prädikatserweiterung zweiten Rangs u. s. f. Ist z. B. der Satz zur Erklärung gegeben: „Die Heere der verbündeten Fürsten umzingelten bei Leipzig die Kriegsmacht des französischen Imperators," so lasse ich folgendermassen erklären: Die Heere = Subjekt, der Fürsten = S.-Erw. ersten Rangs, verbündeten = S.-Erw. 2. Rangs, umzingelten = Prädikat, bei Leipzig = P.-Erw. 1. Rangs, die Kriegsmacht = P.-Erw 1. Rangs, des Imperators = P-Erw. 2. Rangs, französischen = P-Erw. 3. Rangs.

Wer so gewöhnt wird, auf das Rangverhältniss der Glieder des einfachen Satzes zu achten, dem wird später die Unterscheidung des Ranges der Sätze im zusammengesetzten Satze nicht die geringste Schwierigkeit machen.

F. Zusammengezogene Sätze.

Götzinger handelt in mehreren §. §. von der Zusammenziehung, gibt aber nirgends eine klare Uebersicht der hieher gehörigen Spracherscheinungen. Heyse hat Folgendes: „Wenn mehrere beigeordnete Sätze eine oder mehrere gemeinschaftliche Bestimmungen haben, so lassen sie sich so zu einem Satze zusammenziehen, dass jene gemeinschaftlichen Bestimmungen nur einmal gesetzt und das Besondere, was jeder Satz für sich hatte, unter denselben zusammengefasst wird." Dies ist wohl richtig, aber so schwerfällig und abstrakt gesagt, dass es in eine Schulgrammatik nicht zu passen scheint.

Bauer lehrt: „Man findet sehr häufig Hauptsätze mit mehreren Subjekten und Einem Prädikat oder mit Einem Subjekt und mehreren Prädikaten oder auch mit mehreren Objekten, Attributen, adverbialen Bestimmungen. Solche Sätze heissen zusammengezogene Hauptsätze." Wäre dies richtig, so müsste der Satz: „Ich schenkte dem Knaben ein Buch" zuzammengezogen sein, da er 2 Objekte enthält. Man kann beliebig viele Sätze bilden, welche mehrere Objekte, Attribute und adverbiale Bestimmungen enthalten, ohne doch zusammengezogen zu sein.

In fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Ulmer sagt Englmann: Jeder Teil eines Satzes, also S, P., Attribut, Objekt und Adverbiale können in einem Satze mehrfach vorkommen; der Satz heisst dann ein zusammengezogener." Dies ist eben so unrichtig als Bauer's Erklärung aus dem nämlichen eben angeführten Grunde.

Mir scheint folgende Erklärung für Schulgrammatiken zu passen: Wenn ein Satz in der Weise aus mehreren Sätzen zusammengesetzt ist, dass ein Teil seiner Glieder zu jedem von diesen Sätzen gehört, so heisst er zusammengezogen.

Zusammengezogene Sätze dürfen nicht unter die einfachen gerechnet werden, wie Bauer meint, sondern sind überall als eine Art der zu-

sammengesetzten Sätze zu betrachten. Wer sie als einfache fassen will, kommt bei der Lehre vom Reflexiv ins Gedränge. Wenn z. B. der Satz: „Der Feldherr und seine Soldaten wurden gefangen" ein einfacher ist, so muss ich zugeben, dass das Possessiv „seine" sich auf das Subjekt des eigenen Satzes bezieht, und kann nicht verhindern, dass die Schüler es mit *suus* übersetzen. Fasse ich dagegen den Satz als einen aus 2 Sätzen zusammengesetzten, so hat die Sache keinerlei Schwierigkeit.

Ist man erst einmal darüber einig, dass alle zusammengezogenen Sätze als zusammengesetzte, nur eben in compendiöserer Form ausgedrückte, zu betrachten sind, so kann die Stelle nicht mehr zweifelhaft sein, an welcher sie in Schulgrammatiken zu behandeln sind. Man muss erst die Lehre von den Haupt- und Nebensätzen absolviert haben, überhaupt die Lehre von der Coordination und Subordination der Sätze verstehen, wenn man die Zusammenziehung von coordiniert oder subordiniert verbundenen Sätzen richtig fassen und beurteilen soll. Englmann bringt die zusammengezogenen Sätze viel zu früh; hinter der Coordination hätten sie ihre richtige Stelle.

Zum Schluss erlaube ich mir, für die Grundlehren der Syntax einen Entwurf zu bieten, in welchem mir die obenerwähnten Mängel beseitigt zu sein scheinen.

Satzlehre.

Lässt man ein Verbum *finitum* mit einem unabhängigen Nomen in Person, Numerus und Genus übereinstimmen (congruieren), so bilden beide zusammen einen Satz. Das unabhängige Nomen, mit welchem das Verbum *finitum* congruiert, heisst Subjekt (oder Hauptnomen) des Satzes, das Verbum *finitum*, welches mit dem Subjekt congruiert, heisst Prädikat (oder Hauptverbum) des Satzes.

Alle Sätze zerfallen in einfache und zusammengesetzte. Einfach heisst ein Satz, wenn er auf einer einzigen Congruenz von Verbum und Nomen beruht, zusammengesetzt aber dann, wenn er mehrere Congruenzen von Verbum und Nomen in sich schliesst.

Anm. Demgemäss sind alle zusammengezogenen Sätze als zusammengesetzte zu betrachten.

I. Der einfache Satz.

Besteht ein einfacher Satz blos aus Subjekt und Prädikat, so heisst er ein einfacher elementarer oder unentwickelter; sind aber in einem einfachen Satze ausser dem Subjekt und Prädikat auch noch andere von diesen abhängige Glieder vorhanden, so nennt man den Satz einen einfachen entwickelten.

1) Der einfache elementare Satz. Hier kann das Gewöhnliche gesagt werden, nur dass man eben Sätze mit einem prädikativen Substantiv oder Adjektiv nicht hieher rechnet, sondern zu den entwickelten.

2) Der einfache entwickelte Satz. Hier werden die Hauptbestandteile des Satzes, nämlich S. und P., von den Satzentwickelungen oder Satzgliederungen unterschieden und wird nicht nur auf die verschiedenen Arten der Entwickelungen, sondern auch auf den verschiedenen Rang der Satzgliederungen aufmerksam gemacht. Das prädikative Substantiv und Adjektiv wird unter den Arten der Entwickelungen oder Gliederungen des Satzes aufgeführt.

Wunsiedel. Wirth.

Noch einmal zur Theorie des Keiles.

Im 4. Hefte des vorigen Jahrgangs p. 153 dieser Blätter widmet Herr Collega Dr. Bielmayr meiner Bemerkung zur Theorie des Keiles, welche vor 3 Jahren in diesen Blättern Aufnahme gefunden hat, eine kurze Besprechung, worin er die Ansicht vertritt, dass meine Darstellung die angeregte Frage nicht löse, und die dort aufgestellte Formel $R = P \sin 2 \alpha$ auf Irrtum beruhe. Von der Richtigkeit der Aufstellung des Herrn Bielmayr bin ich jedoch so wenig überzeugt, dass ich mich veranlasst sehe, noch einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Indem ich verzichte, die verschiedenen abweichenden Ansichten des Hr. B. einzeln zu widerlegen und die angeblichen Irrtümer als nicht existirend nachzuweisen, werde ich der Kürze halber nur solche Punkte hervorheben, welche, als wesentlich zur Sache gehörig, nicht umgangen werden können.

Gleich eingangs bestreitet mir Hr. B. die richtige Anwendung des Grundsatzes von der Verlegung der Angriffspunkte. Ich teile seine Ansicht nicht und bin auch heute noch der Meinung, dass die Anwendung richtig ist und dass unter Keil Jedermann sich einen starren Körper vorstellt. Im Uebrigen ist diese Verlegung in meiner Darstellung nicht *conditio sine qua non*, sondern blosse Nebensache, wie Hr. B. aus meinen Worten: „Will man übrigens von diesem Grundsatze absehen und lieber die Bedingungsgleichungen für das Gleichgewicht von Kräften, welche einen Körper angreifen, in Anwendung bringen“, entnehmen kann. Ob der Fall ins Gebiet der reinen oder angewandten Mechanik gehört, darüber mögen Sophisten rechten; ich meinesteils huldige der Ansicht, dass eine Theorie, welche sich nicht anwenden lässt, eine Thorheit ist.

Hierauf setzt Hr. B. auseinander, dass eine Ebene nur einen senkrechten Druck aufnehmen könne (als ob ich das zu sagen vergessen hätte), und sagt wörtlich: „daraus folgt dann notwendig, dass von jedem Drucke, welcher in einer anderen Richtung erfolgt, nur die senkrechte Componente eine Wirkung auf die Ebene äussern kann, während der

übrige Teil für die Ebene verloren geht". Dazu habe ich zu bemerken, dass der letzte Satz, abgesehen davon, dass „der übrige Teil" aus dem Munde eines strengen Kritikers ein viel zu ungenauer Ausdruck ist, noch einen starken Irrtum birgt, indem der übrige Teil (?) weder für die Ebene, noch für das Gleichgewicht unbedingt verloren geht und überdies durch die Art der Zerlegung auf den normalen Druck ganz wesentlichen Einfluss hat. Wird, um dies an einem Beispiele zu erklären, eine Kugel vom Gewichte Q auf einer schiefen Ebene von der Neigung α durch eine zur schiefen Ebene senkrechte Leiste im Gleichgewichte gehalten, so ist der normale Druck $D = Q \cos \alpha$; wird sie aber von einer vertikalen (zur Basis senkrechten) Leiste am Herabrollen gehindert, so ist der normale Druck $D = \frac{Q}{\cos \alpha}$. Auch beruht die Meinung, dass unser kritischer Fall nur durch „eine Zerlegung der Kräfte" lösbar sei, mindestens auf einem beschränkten Standpunkt.

Als ich in dem citirten Artikel zur Erledigung der in Rede stehenden Frage die Formel $R = P \sin 2\alpha$ gefunden hatte, habe ich bei dieser Gelegenheit auch Veranlassung genommen, probeweise einen Fall aus dem Lehrbuche der Ing. Mech. von Weisbach zu erwähnen, und aufmerksam gemacht, dass die bezügliche Formel $P = \frac{Q \sin \alpha}{\sin \beta \cos \delta}$ *mutatis mutandis* der meinigen widerspreche und aus diesem und anderen Gründen unhaltbar sei. Erst später wurde ich gewahr, dass ich im Weisbach'schen Beweise ein wesentliches Moment übersehen habe, (was übrigens zur Formel $R = P \sin 2\alpha$ in keiner direkten Beziehung steht) und die betreffende Formel sich rechtfertigen lasse. Meines Erachtens wäre es nun Aufgabe des Hrn. B. gewesen, dieses Versehen mir vorzuhalten und die Richtigkeit der gedachten Formel nicht blos zu behaupten, sondern auch zu begründen. Da er beides unterlassen hat, so will ich das Versäumte nachholen und bitte Hrn. B, die betreffende Beweisführung p. 274 Fig. 243 mit mir zu verfolgen. Da Weisbach das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten hiezu benützt, so dürfte es zu unserer gegenseitigen Verständigung nicht überflüssig sein, die Grundbegriffe dieses Princips voranzustellen.

Wenn ein von der Kraft Q angegriffener Punkt A bei einer virtuellen Verrückung in die Lage B kommt und AC die Richtung der Kraft Q ist, so heisst AB die virtuelle Geschwindigkeit und das Produkt $Q \cdot AB \cos BAC$ das virtuelle Moment oder die Elementar-Arbeit der Kraft Q. Im Falle des Gleichgewichts ist die algebraische Summe aller Momente oder Elementar-Arbeiten gleich Null und umgekehrt. Wenden wir nun dieses Princip auf den genannten Keil an, welcher

von den Kräften P und Q angegriffen wird, so ergibt sich hiernach als Bedingung des Gleichgewichts unbestreitbar die Gleichung

$$P \cdot AB \cos BAD = Q \cdot AB \cos BAC, \text{ oder}$$

$$P \cos \delta = Q \cos (\beta - \alpha), \text{ somit}$$

$$P = \frac{Q \cos (\beta - \alpha)}{\cos \delta}$$

Diese Formel hatte ich erwartet. Nun aber macht Weisbach, was erst in seinem zweiten Beweise Zus. 1 deutlicher hervortritt, die Einschränkung, dass die Stange CA, welche den von Q ausgehenden Druck vermittelt, durch eine feste, unverrückbare Leitung oder Führung in ihrer Richtung festgehalten werde, so dass sie bei dem Vordringen des Keiles nur längs AC eine Bewegung machen kann. Dadurch wird der Fall wesentlich verschoben und die einfache Anwendbarkeit des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten alterirt, indem durch den Widerstand der Führung eine neue Kraft auftritt und die Lage des Angriffspunktes A während der Verrückung stetig wechselt. Diese Führung der Stange CA hat zur Folge, dass von der Kraft Q nur die zu FH normale Componente $Q_1 = \frac{Q}{\sin \beta}$ auf den Keil übergeht und die auf CA senkrechte Componente R_1 aufgehoben wird. Berücksichtigen wir diesen Umstand, den Weisbach weder an der rechten Stelle, noch überhaupt mit dem nötigen Nachdruck hervorhebt, und bezeichnen wir die Richtung von Q_1 mit $C^1 A$, so ist $\measuredangle BAC^1 = 90 - \alpha$; mithin nach demselben Principe

$$P \cdot AB \cos BAD = Q_1 \cdot AB \cos BAC^1, \text{ oder}$$

$$P \cos \delta = \frac{Q}{\sin \beta} \cdot \sin \alpha, \text{ folglich}$$

$$P = \frac{Q \sin \alpha}{\sin \beta \cos \delta}$$

Nach dieser Berichtigung komme ich zur Anwendung, welche Hr. B. von dieser Formel macht. Schreiben wir darin 2α für α und setzen wir dann $\delta = \alpha$ und $\beta = 90 - \alpha$ (nicht $90 + \alpha$), so geht vorstehende Formel über in $P = 2 Q \tan \alpha$ (, welche nach unserer Bezeichnung mit $R = 2 P \tan \alpha$ einerlei ist). Was nun diese Specialisirung betrifft, so habe ich dagegen zu erinnern, dass der so geartete Fall mit dem von uns in Frage gestellten noch n i c h t i d e n t i s c h ist und eben dessbalb alle hieraus abgeleiteten Consequenzen in letzterer Hinsicht unerwiesen sind. Denn einerseits fallen die Richtungen der auftretenden Seitenkräfte Q und R nicht in eine Gerade, indem $Q \not\perp FG$ und $R \perp HG$ wirkt; andrerseits ist Q keine freie, sondern eine durch eine unverrückbare feste Führung geleitete und in ihrer Wirkung beschränkte Kraft; überdies sehe ich drittens nicht ein, woher Hr. B. die Berechtigung nimmt, eine solche Führung überhaupt in Anwendung

zu bringen, da er gleich eingangs seines Artikels die von mir erwähnten technischen Angriffspunkte aus dem Gebiete der Theorie in das der Anwendung verwiesen haben will.

Sehen wir indess von diesen Bedenken ab, so dreht sich schliesslich der Kern der Frage nur noch darum, ob die Formel $R = P \sin 2\alpha$, oder $R = 2 P \tan \alpha$ die richtige ist. Zu diesem Ende halte ich es für zweckdienlich, den principiellen Unterschied in der Ableitung festzustellen, und stütze mich hiebei auf die von uns gemeinschaftlich benützte Figur und Bezeichnung, sowie auf das Beweisverfahren des Hrn. B. p. 155, jedoch in umgekehrter Ordnung. Zerlegen wir die zwei Kräfte $P = Q$ in eine normale und tangentiale Componente $P \cos \alpha$ und $P \sin \alpha$, wie ich gethan habe, so ist $R = P \sin 2\alpha$ die Bedingung des Gleichgewichts; zerlegen wir dagegen diese Kräfte in eine normale und eine zu FC parallele Componente, deren Werte $\frac{P}{\cos \alpha}$ und $P \tan \alpha$ sind, wie Hr. B. gethan hat, so drückt $R = 2 P \tan \alpha$ die Bedingung des Gleichgewichts aus, jedoch nur unter Voraussetzung, dass die nicht normalen Componenten in beiden Fällen wirkungslos verloren gehen. Somit wäre der wesentliche Unterschied dieser Bedingungsgleichungen in der Art der Zerlegung in Componenten zu suchen. Dass beide Gleichungen unter völlig gleichen Voraussetzungen nicht neben einander bestehen können, folgt auch aus der Verschiedenheit des normalen Druckes $D = P \cos \alpha$ und $D = \frac{P}{\cos \alpha}$ in beiden Fällen.

Ich habe die Gründe der ersteren Zerlegung seiner Zeit ausführlich angegeben und finde sie heute noch nach allen Regeln der Kritik stichhaltig und glaube mich jeder weiteren Mühe, etwas zu berichtigen oder hinzuzufügen, überhoben halten zu dürfen; anders verhält es sich jedoch mit der zweiten Zerlegung. Indem Hr. B. auf jeder Seite des Keiles die Componente $P \tan \alpha$ mit den Worten: „Die Beantwortung der Frage, wohin dieser Teil komme, scheint mir nicht zur vorliegenden Untersuchung zu gehören . . . .“, als unnützen Ballast einfach verloren gehen lässt, kommt er allerdings auf bequeme Art mit Weisbach in Uebereinstimmung und gewinnt so scheinbar die Autorität eines Fachmannes gegen mich; allein dieser Wegfall $2 P \tan \alpha$ auf beiden Seiten des Keiles ist, so lange P und Q freie, durch keine Nebenbedingung in ihrer Wirkungsweise beschränkte Kräfte sind, durch nichts begründet und ebendesshalb willkürlich. Diese letztere Zerlegung ist solange unstatthaft, als nicht die Kräfte P und Q durch eine unverrückbare, der Weisbach'schen analoge Führung an einer gleichzeitigen parallelen Bewegung verhindert werden. Will nun Hr. B. diese Voraussetzung machen, so behandelt er einen von dem in Frage

stehenden wesentlich verschiedenen Fall und verliert folgerichtig jede Berechtigung, zu behaupten, die Formel $R = P \sin 2\alpha$ sei unrichtig. Bei diesen grundverschiedenen Voraussetzungen schliessen sich beide Formeln nicht mehr aus, sondern bestehen thatsächlich neben einander. Ich kann also Hrn. B. in keinem Falle ein Zugeständniss machen, sondern muss meine Darstellung vollständig aufrecht erhalten.

Wie es sich endlich mit den „andern Orten", an welchen Hr. B. die Formel $R = 2 P \tan \alpha$ gefunden zu haben erklärt, verhält, und in wieferne diese anderen Autoritäten etwa gegen mich sind, muss ich auf sich beruhen lassen, weil mir wegen Verschweigung der Quellen ein Urteil hierüber unmöglich ist.

Hof. Dr. Walberer.

Ueber den Gebrauch der Conjunktion quin.

Quin kann, wie *μή οὐ* mit Inf. nur gebraucht werden, wenn zwei Negationen eine Affirmation geben und wenn der ganze Gedanke, der in dem übergeordneten und untergeordneten Satze enthalten ist, eine Bejahung enthält. Dies kann aber auf zweierlei Art geschehen.

1) das regierende Verbum enthält einen negativen Begriff, welcher durch eine zu diesem negativen Begriffe gehörige Negation oder durch die Form der oratorischen Frage positiv wird. In diesem Falle steht die zum abhängigen Satze gehörige Negation pleonastisch. Z B. ich hindere dich nicht, dieses zu thun = ich lasse dich dieses thun *te non impedio, quin hoc facias*; *οὐ κωλύω σε μὴ οὐ τοῦτο ποιῆσαι.*

Anmerkung. Der negative Begriff muss im Verbum liegen und darf nicht etwa blos durch ein zum Verbum gehöriges Wort bezeichnet sein. So könnte z. B. nach *non tacite fero* nicht *quin* stehen.

2) das regierende Verbum enthält einen positiven Begriff, der durch eine dazu gehörige Verneinung verneint wird. Zugleich enthält auch der abhängige Satz eine Verneinung, so dass die Negation des regierenden und die Negation des abhängigen Satzes den ganzen Gedanken positiv machen. Z. B. ich kann es nicht machen, dass ich dich nicht lobe = ich muss dich loben, *facere non possum, quin te laudem*; *ποιεῖν οὐ δύναμαι* oder *οὐ δύναμαι μὴ οὐ σε ἐπαινέσαι.* Zumpt §§. 538 — 540.

Dillingen. Geist.

Ueber den Zeichenunterricht und die Reorganisation der Gewerbschulen.

In dem Artikel „Beleuchtung der Schrift: Der Realunterricht in Preussen und Bayern“ Seite 26 ff. unterzieht der Herr Verfasser den in dieser Broschüre enthaltenen Plan einer höheren Bürgerschule der Kritik und kommt dabei u. a. zu dem Resultat, dass der Autor der Broschüre dem Zeichnungsunterricht zu viel Wert beigelegt habe, dieser Unterrichtszweig daher beträchtlich zu reduciren sei. Diese Ausführungen fordern zu einigen sachlichen Entgegnungen um so mehr heraus, als hie und da überhaupt noch unklare Ansichten über Zwecke und Ziele dieses wichtigen Lehrgegenstandes herrschen, und im Weiteren eine Verkennung der wirklichen Bedürfnisse unsrer Bevölkerung aus den Aufstellungen des Verfassers hervorgeht.

Der Herr Verfasser beruft sich dabei auf die höhere Bürgerschule in Wiesbaden und führt an, dass dieselbe vorzugsweise von angehenden Kaufleuten und nur zum geringeren Teil von künftigen Gewerbtreibenden besucht wird, und dass dies wahrscheinlich auch bei unseren Realschulen so kommen werde. Freilich, wenn die in Bayern zu schaffenden Realschulen vorzugsweise dem Kaufmannsstand zu gute kommen sollen, weil dieser, wie der Verfasser sagt, in pekuniärer Hinsicht eher in der Lage ist, seinen Söhnen die Woltat des einjährig freiwilligen Dienstes zukommen zu lassen, als der Gewerbestand, so lässt sich gegen die Vorschläge des Verfassers nichts einwenden. Unserer Ansicht nach müssen dem einjährig freiwilligen Dienst zwar Conzessionen gemacht werden, aber in erster Reihe ist doch wol bei Reorganisation unsrer Gewerbschulen der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt im Auge zu behalten. Unser Gewerbestand hat bisher das regste Interesse für die Gewerbschulen an den Tag gelegt, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum derselbe die Realschule mit vernünftiger Organisation, mit einer Organisation, die sich im Wesentlichen an das bereits Bestehende und Erprobte hält, nicht eben so fleissig benützen sollte. Dass die vom Verfasser vorgeschlagene Organisation nach dem Muster der Wiesbadener Bürgerschule unseren Bedürfnissen Rechnung trägt, muss daher ganz entschieden in Abrede gestellt werden.

Dass aber auch die höhere Bürgerschule in Wiesbaden den vorhandenen Bedürfnissen nicht genügt, gibt der Verfasser selbst zu, wenn er sagt, dass schon wiederholt in Vorschlag gebracht worden sei, die höhere Bürgerschule in eine Gewerbeschule umzuwandeln. Wenn es im Weiteren heisst: „jedesmal ist die Antwort erfolgt, dass nur ein kleiner Teil der Abiturienten die gewerbliche Laufbahn einzuschlagen beabsichtige, die Mehrzahl aber sich dem Kaufmannsstande zu widmen gesonnen sei“, so finden wir dies sehr begreiflich. Eine Anstalt, die ihrer Organisation nach dem Kaufmannsstande die meisten Vorteile

bietet, wird selbstverständlich von den Handelsbeflissenen am stärksten frequentirt werden und demzufolge auch mehr Abiturienten nach dieser Richtung hin aufzuweisen haben. Eben so klar ist es aber, dass der Gewerbestand, dessen Bedeutung der Verfasser offenbar unterschätzt, sich da ferne halten wird, wo man ihm Steine statt Brodes bietet, wo man ihm die Gelegenheit versagt, sich das anzueignen, was er zu lernen nötig hat und was er später, wie der Verfasser selbst zugibt, in seinem Beruf nicht mehr erlangen kann.

Wenn der Herr Verfasser seinen Ausführungen über das Zeichnen die Versicherung voranschickt, dass er demselben „nicht ferne stehe," so haben wir doch aus seiner Kritik die Ueberzeugung gewonnen, dass er die eminente Bedeutung des Zeichnens nicht gebührend zu würdigen weiss. Es gibt viele sonst sehr verständige Männer, welche den Zeichenunterricht lediglich als eine für den Techniker notwendige Disciplin halten, ohne zu bedenken, dass derselbe neben seiner praktischen Bedeutung als wesentliches Mittel zur Förderung der Volkswolfahrt, als unentbehrliche Hilfe zur Pflege einer grossen Anzahl von Wissenschaften zugleich ein mächtiges Förderungsmittel allgemein menschlicher Bildung ist. Gerade das ist es, was dem Zeichenunterricht seine grosse Bedeutung verleiht, dass er den nützlichen Gesichtspunkt mit dem idealen in so hohem Grade vereinigt, wie kein andrer Unterrichtszweig. Daher erklärt sich auch die Mehrzahl der Pädagogen für die Notwendigkeit eines methodischen und umfassenden Zeichenunterrichts, und das war es auch, was bei der Reorganisation der österreichischen Realschulen und der Reform des Zeichenunterrichts demselben denjenigen Platz gesichert hat, welcher ihm zufolge seiner Bedeutung gebührt. Der Herr Verfasser scheint hierüber andrer Meinung zu sein, sonst wäre es nicht möglich gewesen, den bayrischen Realschulen allen Ernstes einen 2 stündigen Zeichenunterricht für jede Klasse in Vorschlag zu bringen. Dass freilich im grössten Teile von Norddeutschland auf den Zeichenunterricht in einer Reihe von Mittelschulen viel zu wenig Gewicht gelegt wird, ist Thatsache. Es ist aber auch kein Geheimniss, dass die Leistungen dieser Schulen in dieser Beziehung den unsrigen merklich nachstehen. Dies trat offenkundig zu Tage bei der 1874 in Berlin veranstalteten Ausstellung des Vereins deutscher Zeichenlehrer. Hier musste man unwillkürlich die Ansicht gewinnen, dass auf diesem Gebiete die Einführung der norddeutschen Lehrpläne für Süddeutschland nimmermehr einen Fortschritt bedeuten würde.

Wir hegen aber auch die Zuversicht, dass man bei uns an massgebender Stelle die Bedeutung des Zeichenunterrichts zu würdigen weiss, und bei einer Reorganisation unserer Gewerbschulen demselben eine ungeminderte Aufmerksamkeit schenken wird.

D. P.

Einiges über die Anschauung beim Geschichtsunterricht.

Anschauung, — welch' ein Zauberwort, das uns, so zu sagen, den Schlüssel zu den Geheimnissen der neueren Unterrichtslehre an die Hand gibt! — Schon Baco von Verulam († 1626) und Montaigne († 1592) haben dem geisttötenden Formalismus in der Schule gegenüber den Wert des Realen, für das Leben Brauchbaren betont, und ihre Ideen haben durch die zwei grossen Pädagogen des 17. Jahrhunderts Ratich († 1635) und Comenius († 1671) praktische Verwendung gefunden. Mit der Einführung von Realgegenständen in die Schule musste eben naturgemäss auch eine realere Lehrweise sich Platz machen. Und Comenius hat thatsächlich in seinem „*orbis pictus*," einem Bilderwörterbuch, zum erstenmale Gebrauch von dem Momente der Anschauung gemacht, wenn auch seine Abbildungen nicht um der realen Gegenstände willen da waren, sondern zur Unterstützung des Gedächtnisses beim Sprachunterrichte dienten. Aber erst Pestalozzi (1745 — 1827) „der wie das Gesicht des Janus in die Vergangenheit und in die Zukunft schaut," *) hat alle früheren Ansichten über diesen Gegenstand zusammengefasst, so dass durch seine Anhänger eine Anwendung des Anschauungsprincips auf alle Unterrichtsgegenstände möglich wurde. Es ist also dieser hochwichtigen Idee, der man schon im 16. Jh. begegnet, ergangen, wie so manchen anderen, sie hat Jahrhunderte gebraucht, bis sie endlich zur vollen Geltung gekommen ist.

In der Gegenwart, wo die Volksschule mit Recht einen besonderen Anschauungsunterricht pflegt, dürfte es schwerlich mehr einen Sprachlehrer geben, der seine Schüler zuerst auswendig lernen lässt, was ein Bindewort oder ein Umstandswort sei, oder der beim Beginn des sprachlichen Unterrichts nichts Eiligeres zu thun wüsste, als eine hochphilosophische Definition von Sprache, Begriff, Satz u. dgl. herunterleiern zu lassen, wie man es noch vor wenigen Jahren antreffen konnte. Der heutige Lehrer geht vielmehr vom Beispiel zur Regel, von der Vielheit zur Einheit über. Derjenige Lehrer der Naturgeschichte, welcher seine Schüler zuerst mit Systemen plagen wollte, bevor er ihnen eine Anschauung verschafft, handelte nach unserer Ansicht geradezu unverantwortlich. Sehr bedeutend ist auch beim geographischen Unterricht der Spielraum der Anschauung.

Weniger scheint dies bei der Geschichte der Fall zu sein, denn wenn man von Alexander dem Grossen lernt, so kann man ihn doch nicht sehen. Und doch bildet die Anschauung auch hier eines der

*) F. Körner, Gesch. d. Paedagogik.

wirksamsten Mittel zu einem erspriesslichen Unterricht. Alle Anschauung ist entweder eine äussere oder eine innere. Die erstere wird vermittelt durch die fünf äusseren „Sinne,“ während für letztere die Thätigkeit eines eigenen inneren Sinnes*) in Anspruch genommen wird. Hier soll das Wort Anschauung bloss in seiner ersteren Bedeutung gelten.

Obenan steht die unmittelbare Anschauung, das *Selbstsehen* und *Miterleben* eines Ereignisses. Die geschmückten Häuser, das Festgeläute der Glocken, die rauschende Siegesmusik, der Anblick der Kriegsgefangenen und Verstümmelten werden eine lebhaftere Vorstellung von einem Kriege geben, als stundenlange Schilderungen. Desgleichen lässt die Bekanntschaft mit Personen, an die sich grosse geschichtliche Erinnerungen knüpfen, einen unauslöschlichen Eindruck im Gemüte zurück. Und ein rechtes Verständniss politischer Verhältnisse der Vergangenheit wird dadurch ermöglicht, dass wir die gegenwärtigen *thatsächlich mitleben*. Allein bei dieser Art von Beobachtungen wird in den meisten Fällen ein reiferer Verstand erfordert, als unsere Jugend auf Mittelschulen ihn besitzt und dieselben sind mehr zufälliger Art, also ausser dem Bereiche der Methodik. Letztere hat offenbar nur die Aufgabe, das von den Schülern Erlebte beim Unterricht auszubeuten.

Glücklicherweise besitzt aber die Methodik zahlreiche Mittel, um auch historische Daten und Zustände, die man nicht unmittelbar angeschaut hat, dem Gedächtnisse einzuprägen und verständlich zu machen. Dahin rechnen wir *lokale Erinnerungen*, *Abbildungen*, *Karten und Pläne*.

1. Wo in der Nähe des Schulortes historisch merkwürdige Plätze sich finden, dahin muss man die Schüler führen. Eine wie grosse Menge von historischen Erinnerungen knüpft sich an *Augsburg und das Lechfeld*! Oder wie lebendig tritt uns die Zeit des Rittertums nach seinen Licht- und Schattenseiten vor die Seele bei dem Anblick der ehrwürdigen *Schloss- und Burgruinen*! Dazu kommen *Denkmäler und Erinnerungszeichen*. (In der Nähe von Passau findet sich unter anderem ein „Pestkreuz.“ Bei Deggendorf sieht man eine Säule, welche verkündet, dass die Hussiten bis daher vorgedrungen, hier aber durch das Entgegentragen des Mirakels aufgehalten und zur Umkehr bewogen worden seien.) Und die altehrwürdigen Rathäuser und himmelanstrebenden Dome! An allen diesen Dingen sollen wir unsere Jugend nicht blind vorübergehen lassen. Es gibt in jedem Orte dergleichen Erinnerungen, sei es auch nur an Daten aus der Specialgeschichte.

*) Gräfe, allg. Pädag. 1. B. Dittes, Lehrb. d. Psychologie und Logik.

Natürlich muss der Lehrer selbst die Ortsgeschichte genau studieren, was mitunter keine leichte Sache ist. Wie man aber von einem Geographielehrer verlangt, dass er die geographischen Verhältnisse der Heimat aufs genaueste kennt (Heimatkunde), so ist es Aufgabe des Geschichtslehrers, die Geschichte seines Wohnortes gründlich zu erforschen, damit seine Schüler aus diesem heimatlichen Quell Verständniss und Begeisterung schöpfen. Er soll sich dabei nicht schämen, von einem alten Küster oder Bäuerlein belehrt zu werden.

Dann führe man hie und da seine Schüler hinaus und lasse die Denkmäler zu ihnen sprechen. Wir sind für diese Art von Spaziergängen besonders eingenommen, weil neben der Erweiterung und Belebung des Wissens sich auch noch erziehliche Vorteile damit verbinden.

2. Ausserdem sind Abbildungen, sei es von berühmten Persönlichkeiten, oder seien es Darstellungen von einzelnen wichtigen Begebenheiten u. dgl. beim Unterricht von grossem Nutzen. Von vielen historischen Gemälden sind billige Photographien zu haben. Wir verweisen z. B. auf Kaulbachs Otto III., der in die Gruft Karls d. Gr. hinabsteigt. Von solchen Bildern sollte man an jeder Lehranstalt eine systematische Sammlung anlegen.

Einfacher zu gebrauchen und auch der Billigkeit halber vorzuziehen sind allerdings die eigens für Unterrichtszwecke angefertigten Sammlungen von Abbildungen historischer Gegenstände, aber es ist auf diesem Gebiet noch vieles zu wünschen übrig. Die Abbildungen von Hermann für alte und deutsche Geschichte und Weissers Bilderatlas eignen sich wegen der Kleinheit ihres Formats mehr für Einzelne als für Schulen. Eine schöne und billige Gabe sind die ca. 15 Blätter der münchener Bilderbögen von Braun und Schneider über das Altertum. Das Wertvollste aber, was bis jetzt, soweit uns bekannt ist, existiert, sind die prächtigen Bilder, welche im Verlag von Langel in Wien erscheinen, und ferner die jüngst bei Meinhold und Söhne in Dresden erschienene Sammlung von Bildern aus der deutschen Geschichte von berühmten Meistern.*) Die Zeichnungen sind bei letzteren für unsere Zwecke schön genug, und der Preis ist durchaus nicht zu hoch.

Wir waren erfreut, dieses Lehrmittel auch in der neu entstandenen Kreislehrmittelausstellung in München vorzufinden. Die Einrichtung eines solchen Instituts war in der That ein glücklicher Gedanke und es wäre vorteilhaft, wenn auch für Mittelschulen ein derartiges Institut geschaffen würde, sei es nun abgesondert vom obigen oder vereint damit; uns wäre das Letztere lieber, und zwar aus dem Grunde, weil wir die

*) Auch die bei Wigand in Leipzig erschienenen kleinen Holzschnitt-Bilder der deutschen Kaiser verdienen Erwähnung.

Kluft, welche bis zur Stunde Volks- und Mittelschullehrer trennt, als einen Nachteil betrachten.

3. Wir kommen nun vielleicht zum wichtigsten, am öftesten verwendbaren und schon verwendeten Veranschaulichungsmittel, den Geschichtskarten.*) Von diesen dürften sich der erste Teil von Pütz's Kartensammlung, dann Kieperts Atlas *antiquus* und ferner Spruners historisch-geographischer Schulatlas in 12 (oder 23) Karten voran empfehlen; während der übrige Teil des Pütz'schen Atlanten, dann der auch häufig gebrauchte Rhode'sche sich nicht eignen, da ihnen das auch jeder geschichtlichen Karte unentbehrliche physische Bild fehlt.

Dass alle bedeutenden Schlachtorte, Heereszüge, Städte, Landesgrenzen und Veränderungen dieser Grenzen im Atlas nachzuweisen sind, begreift sich von selbst. Ebenso selbstverständlich ist auf höheren Stufen die Hinweisung auf die Einflüsse der geographischen Verhältnisse.

Vielleicht nicht minder wichtig als dieses Aufsuchen auf Karten ist das Entwerfen von rohen Kartenskizzen nach Art der Schulgeographie von Seidlitz und des physikalischen Handatlanten von Berghaus. Gerade diese einfachen Entwürfe, welche der Lehrer an der Tafel teils zur Ergänzung des in den Karten nicht Angegebenen, teils zur lebendigeren Vergegenwärtigung ausführt, sind ungemein nutzbringend und wenig zeitraubend. Die jungen Leute vernehmen auf den Schulbänken gar viel von den Hohenstaufen, suchen aber nicht selten, älter geworden, lange vergebens auf einer Karte nach dem Stammsitz dieses hochberühmten Geschlechtes. Hätte man einmal die Ruine bei Göppingen auf dem schwäbischen Jura und die Staufengruft Lorch gezeichnet gesehen, so hätte man später nicht erst hienach zu suchen. Nicht minder wichtig ist es, die Schauplätze der wichtigsten Schlachten, z. B. der leipziger Völkerschlacht, und die Stellungen der Heere in denselben, skizzenhaft darzustellen, und hiezu findet der Lehrer in Spruners historischem Handatlas genügende Anhaltspunkte. Auch die Aufstellung ganzer Truppenaufgebote, wie des französischen an der Elblinie mit den Gegenarmeen i. J. 1813, oder der preussischen Heere im Jahre 1866 u. dgl. lässt sich wohl nur auf diesem Wege dem Gedächtniss sicher einprägen.

Alle diese Mittel der Anschauung möchten wir beim Geschichtsunterrichte auf den Volks- und Mittelschulen angewendet wissen; ja wir glauben sogar, es könne den Hochschulen eine hervortretendere Betonung

---

*) Es wäre eine verdienstvolle Arbeit, einmal in diesen Blättern eine Zusammenstellung der brauchbarsten Abbildungen und Karten etc. nebst kurzer Kritik zu veröffentlichen.

dieses Moments durchaus nicht schaden.*) Wir verhehlen uns dabei nicht, dass die Mühe, welche ein solches Verfahren mit sich bringt, eine bedeutende ist, da kaum in einem Fache für den systematischen Anschauungsunterricht weniger vorgearbeitet ist, als in der Geschichte. Doch die anfängliche Mühe wird aufgewogen durch die Früchte, welche aus einer derartigen Behandlungsweise entspriessen. Zum Schlusse vergessen wir nicht, dass der Wahlspruch des athenischen Weisen „Μηδὲν ἄγαν“ auch hier zu beachten ist.

München. H. Krallinger.

Drei erotische Lieder Horazens im antiken Versmass.

Od. I. 5.

An eine Ungetreue.

Wer ist, Pyrrha, der Bursch schlank auf dem Rosenbett,
Der ans Herz Dich so drückt, triefend von Salbenglanz,
In willkommener Grotte?
Wem doch knotest Du's Haar so blond,

Mädchen, einfach im Staat? Weh, wie er oft noch weint
Auf Untreue und auf flüchtiges Göttertum,
Fremd erstaunend des Spiegels,
Den empört hat der schwarze Sturm: —

Der leichtgläubiges Sinns jetzt sich der „Goldnen“ freut,
Der Dich immer so frei, immer so liebenswert
Hofft, unkundig der Strömung
Unverlässiger Gunst! Wie arm,

Denen reizend Du scheinst ohne die Prob'! Ich hab' —
An der heiligen Wand zeigt es das Weihebild —
Aufgehänget die Kleidung
Nass dem mächtigen Gott im Meer.

I. 13.

Eifersucht.

Wenn Du Telephens Rosenhals,
Wenn Du Telephens Wachs-Arme mit Lob erhebst:
Weh dann, Lydia, mir! O weh:
Von der steigenden Gall' lodert der Leberbrand.

Dann sitzt nimmer Verstand noch Farb'
Mir am richtigen Fleck; heimlich die Wang' hinab

---

*) Besonders insofern sie Lehrer heranzubilden haben.

Schleicht die Zähre, verkündigend,
Wie recht innerlich mich langsam die Glut verzehrt.

Feuer bin ich und Flamm': befleckt,
Ganz unartig vor Wein, Zorn Dir der Schultern Weiss,
Oder drückt Dir der wilde Bursch
Mit dem Zahne ein Merkmal in die Lippen ein.

So Du recht mich verstehst: Du sollst
Für beständig nicht ansehen, wer roherweis
Süsse Küsse entweiht, gewürzt
Mit dem lautersten Duft Nektars von Venus selbst.

Glücklich dreimal und weiter noch,
Die unlösliches Band fesselt und die die Lieb',
Nicht zerrissen durch böse Klag',
Vor des Lebens Beschluss nimmer sich trennen lässt.

I. 23.

Eitle Furcht.

Chloe! Gehst wie ein Rehkitzchen mir aus dem Weg,
Das auf Bergen abwegs bebender Mutter sucht
Nicht ohn' albernen Schrecken
Vor dem Säuseln des Waldgelüfts.

Denn ob Tritte des „Lenz" schauern im regen Laub
Oder grünliche Eidechsen den Brombeerstrauch
Auseinandergeschoben:
Kitzchen zittert an Leib und Seel'.

Nun, verfolg' ich Dich denn, grimm wie ein Tigertier
Oder Gätuler Leu, um zu zerknicken Dich?
Drum lass ab von der Mutter,
Die Du reif für den Bräutigam!

Würzburg. Haselmayer.

Die Orthographie von Teetótaler.

Ueber die Bedeutung des Wortes *Teetótaler* besteht kein Zweifel; es stimmen alle Wörterbücher mit der schon im Jahr 1863 im *Royal Dictionary* von Fleming und Tibbins gegebenen überein, wo es wörtlich heisst: *teetótaller* (*one who entirely abstains from intoxicating liquors*), *personne qui s' abstient de toute boisson alcoolique.* Gleich darauf: *teetótalism* mit derselben Erklärung. Was aber die Orthographie des Wortes betrifft, so findet sich die grösste Verschiedenheit.

Die einen schreiben: *Teatotaler*, z. B. Pedemont, Professor der englischen Sprache und Literatur an der Wiener Handelsakademie, in seinem *Manual of English and German Conversation* etc. pag. 74, mit einer Erklärung, die der Schreibart entspricht und die der oben erwähnten, allgemein angenommenen allein widerspricht. Kaltschmidt's Fremdwörterbuch gibt unter *teetotaler* siehe *teatotaller*, wodurch offenbar das Letztere für richtig gehalten wird. In Kaltschmidt's *English and German Dictionary 1870* wird *teetotaller* gegeben. Elwell gibt *teétotaller*. Bei Grieb und Flügel findet sich das Wort nicht. Heyse's Fremdwörterbuch gibt *teetotáler* oder gew. *teetotáller*. Selbst Chambers's *Etymological Dictionary* 1873 gibt das Wort nicht. Webster endlich sagt: *teetótaler* oder *teetotaller*, ein Ganz- und Garmensch, strenge nur Thee trinkendes Mitglied eines Mässigkeits- oder Enthaltsamskeits-Vereins. *Teetotalism* Enthaltsamkeitssucht, Enthaltung von allen berauschenden Getränken. — Was soll nun das Richtige sein? Ich befand mich am 20. August 1873 Nachmittags mit einem Freunde in der etwa 5 Kilometer von Reading (halbwegs London — Oxford) entfernten Villa des Mr. Webb, der einer der Hauptangehörigen dieses Mässigkeitsvereins ist und der bei seinem Eintritt in denselben, vor dortmals 20 Jahren, alle seine im Keller vorrätigen geistigen Getränke in ein offenes Grab leerte, dasselbe schloss und mit einem schönen Monumente zierte, auf dem Verse geschrieben stehen, die zur Mässigkeit auffordern. Dieser Gentleman gab mir auf mein Befragen an, er schreibe *teetótaler*. Untersuchen wir nun das bisher Gesagte, so ergibt sich nach meinem Dafürhalten: *tea* als erste Silbe ist nicht haltbar; sie heisst *tee*, so schwer auch das Letztere gegen das Erstere philologisch erklärbar ist. Heyse sagt: „*teetotal* sei ein irländisches Wort und heisse ganz und gar.“ Webster sagt, es sei *a cantword formed in England by reduplicating, for the sake of emphasis, the initial letter of the adjective total*. Die Erklärung, welche mir Mr. Webb gab, ist sicher falsch. Der Erste, sagte er mir, der zu ihrem Vereine aufforderte, hätte gestottert und statt *tótal . . ti . . ti . . tótal* gesprochen. Es ist nun aber allgemein bekannt, dass Stotterer nicht den ersten Buchstaben, sondern die erste Silbe repetiren. Man denke nur an das Stottergedicht von Castelli. Somit bliebe für diese erste Silbe die von Webster angenommene Reduplikation als annehmbarste Erklärung, obwohl mir ähnliche Reduplikationen im Englischen gänzlich unbekannt sind. An das lateinische *abstemius* und *temetum* getraue ich mir kaum zu denken. — Nun kömmt *totaller* oder *totaler*. Der Stamm ist offenbar *total*, die Ableitungssilbe *er*. Es frägt sich nur, ob bei Anfügung der Silbe *er* an *total* dieses verdoppelt werden kann, oder nicht. Hierüber finden wir die richtige Aufklärung in der Grammatik von Rothwell I. Th. §. 156:

1) Ein einfacher Consonant am Ende eines Wortes nach einem einfachen kurzen Vokal in einer betonten Silbe wird vor einer hinzu kommenden Ableitungssilbe, die mit einem Vokal anfängt, verdoppelt, z. B. *wit, witty*: *to forbid, forbidder.*

2) Geht ein Diphthong vorher, oder ist die letzte Silbe unbetont, so wird der Consonant nicht verdoppelt, z. B. *toil, toiling*; *to óffer, offering.*

Dazu folgende Anmerkung: Man hat diese Verdoppelung des Consonanten auch auf solche Wörter ausgedehnt, die den Accent nicht auf der letzten Silbe haben, z. B. man findet *worshipping*, *bigotted* anstatt *worshiping*, *bigoted.* Besonders wird *l* unrecht verdoppelt, und man schreibt durchgängig *counseller*, *traveller* etc. Webster hat diese Unregelmässigkeiten verbannt und schreibt *counseler* etc. So halte denn auch ich, mich auf diese Sprachgesetze stützend, *teetótaler* (mit einem *l*) für das Richtige, weil der Accent bei *tótal* nicht auf der Endsilbe ruht.

München. Dr. Wallner.

Friedrich Nösselts kleine Weltgeschichte, vollständig neu bearbeitet von J. C. Andrae. Verlag von Ernst Fleischer in Leipzig.

Diese Arbeit verdient im ganzen und grossen nach Auswahl, Gruppierung und Einkleidung eine recht verdienstvolle genannt zu werden.

Die Auswahl des Stoffes ist im Altertum und Mittelalter nach meiner Ansicht eine ganz gelungene. Es ist überall nur das Notwendige vorgeführt, Ueberflüssiges weggelassen. Nur einen Punkt möchte ich erwähnen, der auch für andere Geschichtsbücher von Belang zu sein scheint. Indien ist eine Nummer gewidmet, während China nur in einer kleinen Anmerkung beiläufig erwähnt ist. Letzteres könnte sich wol etwas beleidigt fühlen, da die Indier nicht viel mehr wert sind, als die Chinesen. Sagt ja doch der Verfasser selbst, dass Indien keine Geschichte habe. Wenn es keine hat, so lasse man dasselbe weg in einem Geschichtsleitfaden. China und Indien haben eben beide in den Gang der Weltgeschichte fast nicht eingegriffen, also existieren sie für uns nur als geographische Begriffe, gerade so wie die alten Mexikaner und Peruaner, sie gehören demnach in das Geographielehrbuch. Was aber die Stoffausscheidung für die neuere Geschichte betrifft, so scheint hier der Strom etwas zu stark angeschwollen zu sein. Die Masse des hier aufgehäuften Materials steht in gar keinem Verhältnis zu dem der früheren Perioden. Besonders die Zeit von 1815 bis zur Gegenwart wünschte ich bedeutend zusammengezogen, erstens weil sie noch eigentlich nicht Geschichte ist, und zweitens, weil in der Regel die Zeit mangelt, um diese Partie so eingehend zu behandeln. So sehr ich auch von der Notwendigkeit

und Nützlichkeit der Durchnahme dieses Abschnittes überzeugt bin, so möchte ich denselben doch nur in den allerallgemeinsten Umrissen im Leitfaden haben. Der Lehrer mag dann gelegentlich beim mündlichen Vortrage weiter ausführen, dem vorhandenen Gerippe gleichsam Fleisch umlegen. Mir scheint überhaupt der oberste Grundsatz bei Abfassung von Geschichtslehrbüchern der zu sein: „Möglichst kurz und einfach". Das gegebene trockene und ja nicht zu viel Einzelnheiten enthaltende Material hat der Vortrag des Lehrers zu vertiefen und zu beleben.

Gehen wir auf die Anordnung des Stoffes über! Betrachten wir zuerst das Alleräusserlichste, den Druck, so gehört es ganz sicher nicht zu den Vorzügen eines Schulbuches, wenn ganze Seiten ohne eigentliche Absätze, ohne Hervorhebung der wichtigeren Dinge durch merklich dickere Buchstaben sich vorfinden, wie das hier thatsächlich der Fall ist. Diese Erscheinung hängt übrigens wol zusammen mit einem andern Momente, dass nemlich im einzelnen eine klare und durchsichtige Disposition selten zu bemerken ist, während doch die Anordnung im grossen regelmässig als vorzüglich erscheint. Ein Beispiel mag die Sache klar machen. Auf Seite 20 ist die solonische Verfassung abgehandelt. Da ist nun alles, wie man zu sagen pflegt, in einem Athem fortgeschrieben. Wäre es nicht methodischer, wenn man die Begriffe Klasseneinteilung, Archonten, Rat, Volksversammlung, Areopag in je einem eigenen Absätzchen behandelte oder wenigstens durch dickere Lettern hervorhöbe? Die Regierung Ludwigs des Baiers Seite 103 dürfte desgleichen an Uebersichtlichkeit gewinnen, wenn man sie nach folgenden Gesichtspunkten ordnete: 1) Ludwigs Wahl und Kampf um die Krone, 2) sein Streit mit dem Papst, 3) die Erweiterung der Hausmacht. Eine ähnliche Fürsorge wäre der Regierung des Kaisers Maximilian I. und andern Partien zu wünschen. In der neuesten Geschichte (seit 1815) lässt die Uebersichtlichkeit auch wol im grossen etwas zu wünschen übrig. Diese Zeit ist nemlich dargestellt in 24 nebengeordneten Paragraphen. Bei einer neuen Auflage dürfte es sich empfehlen, diesen Teil nach den drei Jahreszahlen 1830, 1848, 1870/71, die als Hauptabschnitte zu erscheinen hätten, zu gruppieren. Soviel über die Anordnung.

Die Stilisirung ist fast durchgängig sachgemäss. Aber mit Participien so verschlungene Sätze, wie: „Dieser mächtige Strom (Nil), entstehend aus dem Bahr el Azrek (blauer Fluss) und Bahr el Abiad (weisser Fluss) in Aegypten bei Phylä eintretend und durch sieben Mündungen ins Meer gehend (bei Pelusium die östlichste, bei Kanopos die westlichste), übersteigt nämlich jährlich seine Ufer und überflutet etc." sollten vermieden sein. In der Zeit der römischen Kaiser wird das Buch oft tabellenartig, die Sätze sind nicht mehr vollendet. Offenbar hat sich der Schreiber gelangweilt bei der Aufzählung des ewigen Einerlei. Was für ein Schaden könnte wohl erwachsen, wenn die jungen Leute anstatt etwa 4 Dutzend von jenen meist unfähigen oder grausamen Tyrannen nur ein Dutzend sich einprägten, aber in diese sich recht vertieften?

Ausserdem sind noch ein paar Specialitäten aufgefallen. Für einen Mangel halte ich entschieden, dass im ganzen Buche nicht eine einzige genealogische Tafel zu finden ist, was doch zur Verdeutlichung sehr viel beitragen würde. Ich weiss wohl, man kann sagen, dieser Apparat muss vom Lehrer herbeigeschafft werden; allein dem bleibt noch genug zu thun übrig, auch wenn ihm diese Arbeit erspart

ist. Auf Seite 73 heisst es von Heinrich I., er habe „Städte" gegründet, was bekanntlich nicht richtig ist, da seine Gründungen „*urbes*" = „*castella*" (Burgen) waren, aus denen sich erst im Laufe des 11. Jh. Städte in unserm Sinn entwickelten.

Doch es ist Zeit, dass ich endlich noch einige Vorzüge anführe. Abgesehen von den bereits gelegentlich genannten, scheint mir besonders der Punkt Erwähnung zu verdienen, dass die kulturgeschichtlichen Momente mit rechtem Masse und an der rechten Stelle (meist im Anschlusse an hervorragende Männer) herangezogen sind, während man sonst diese Dinge häufig als Anhängsel behandelt findet, als wenn sie etwas ausserhalb des ganzen Entwickelungsganges Liegendes wären. Daher die alte Manier, recht viele Zahlen und Schlachten einlernen zu lassen, was wenig geistbildend und noch weniger anziehend ist. Zu den guten Eigenschaften des Werkchens gehört es auch, dass man in der alten Geschichte nirgends der üblichen Wut begegnet, möglichst viel von *leges* und *contiones* etc. zu sprechen, wobei thatsächlich oft ganze Gesetzvorschläge in lateinischer Sprache eingeführt wurden, z. B. „*ut quod tributim plebs jussisset et populum teneret.*" In der That ist für die Jugend von 12 — 15 Jahren, und für diese scheint uns der vorliegende Leitfaden berechnet zu sein, die deutsche Sprache gerade für solche Dinge, die ohnehin schwer verstanden werden, allein am Platz. Allerdings würde ich dann konsequent auch auf Seite 115 den Heinrich Percy „Heisssporn" statt „*Hot-spur*" und Seite 116 den Warwik statt „*the Kingmaker*" „Königmacher" nennen.

Auch die Objektivität scheint, abgesehen etwa von Seite 130 Zeile 14 („Albrecht liess den Johann Tetzel den Ablass verkaufen") so ziemlich gewahrt.

Soll ich nun mein Urteil über das vorliegende Werkchen kurz zusammenfassen, so muss ich gestehen, dass dasselbe trotz der zahlreichen angeführten Mängel, auf deren möglichste Beseitigung bei Bearbeitung einer neuen Auflage zu sehen ist, im Vergleich zu andern ähnlichen Büchern einen so guten Eindruck gemacht hat, dass ich es zum Gebrauch an unsern Mittelschulen für Knaben des genannten Alters für passend halte.

München. H. Krallinger.

Elemente der Planimetrie. Ein Leitfaden für den ersten mathematischen Unterricht von Dr. Rumpelt. Breslau 1875. Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung. 96 Seiten. Preis 2 Mark.

In einer Einleitung, die den vierten Teil des Werkchens umfasst, sollen nach der Absicht des Verfassers diejenigen Vorkenntnisse der allgemeinen Arithmetik geboten werden, die notwendig sind, um die Elemente der Geometrie zu verstehen. Dieser Teil ist nicht frei von Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten. So steht z. B. S. 17 bei der Entwicklung des Gesetzes für die Division zweier Potenzen mit gleichen Grundzahlen zu lesen: $\frac{a^m}{a^n} = \frac{a\,.\,a\,.\,a\,.\,.\,.\,.\,.\,(m \text{ mal})}{a\,.\,a\,.\,a\,.\,.\,.\,.\,(n \text{ mal})}$; hebt man nun sämmtliche a des Nenners gegen ebenso viele a des Zählers auf, so bleibt im Nenner nichts u. s. w. S. 18 fehlt bei der Division

von Aggregaten durch eine Zahl im Dividenden jedesmal die Klammer; Verfasser schreibt $a + b - c : d$ statt $(a + b - c) : d$, obwol einige Seiten voraus, freilich in höchst notdürftiger Weise, Regeln für den Gebrauch der Klammern gegeben werden.

Die Planimetrie selbst wird in 9 Capiteln abgehandelt. Die Anordnung des Stoffes ist eine gelungene zu nennen, die Menge desselben beschränkt sich schon dem Titel und Umfang des Buches nach auf das Notwendigste. In Bezug auf Correktheit des Ausdruckes darf sich das Buch den besseren Lehrbüchern der Geometrie nicht an die Seite stellen. So lautet hier der dritte Congruenzfall für △△: Zwei Dreiecke sind congruent, wenn in ihnen eine Seite und zwei Winkel in dem einen so gross sind wie im andern. Seite 72 findet man: Eine Linie mit einer andern Linie multipliziren heisst u. s. w.; ein Rechteck mit einer Linie dividiren heisst u. s. w. (Multiplikation und Division geometrischer Grössen)!

Bei der bereits vorhandenen Zahl brauchbarer Lehrbücher der Planimetrie wird das neue der genannten Mängel halber wohl keine grosse Verbreitung finden.

Kl.

Kleines Lehrbuch der Mineralogie, unter Zugrundelegung der neuern Ansichten in der Chemie etc. von Dr. Ferd. Friedr. Hornstein 2. Aufl. Kassel bei Th. Fischer 1875. 20 Druckbogen, 5 lithographirte Tafeln.

Im Vergleiche zu der im Jahre 1872 erschienenen 1. Aufl. erscheint die vorliegende Ausgabe um 61 Seiten Text und eine lithographirte Tafel vermehrt, ferner sind 48 dem Texte beigedruckte Holzschnitte neu hinzugekommen. Was nun den Inhalt betrifft, so ist nicht zu verkennen, dass das vorliegende Lehrbuch alles für die Oryktognosie Wichtige sorgfältig gesammelt enthält, insbesondere sind im Vergleich mit der 1. Auflage mehrere Abschnitte teils neu eingeschaltet, teils erweitert. Als neu eingefügt ist besonders der Abschnitt über die mikroskopische Structur der Mineralien zu nennen, welche sowohl im allgemeinen Teil Seite 91 als auch in dem beschreibenden Teil an zahlreichen Stellen eingeschaltet ist und zu deren Verständniss die 5. Tafel beigegeben wurde. Ebenso sind in dieser Auflage nach der Darstellung der sogenannten typischen Verbindungsmodelle auf Seite 13 die chemischen Strukturformeln an einigen Beispielen anschaulich gemacht. Der krystallographische Teil ist mit der wünschenswertesten Ausführlichkeit behandelt und die Achsensysteme, sowie die Grundformen und manche Ableitung durch die beigedruckten Holzschnitte erläutert. Ausser den im Buche gebrauchten Naumann'schen Krystallformeln findet man auf Seite 60 und 61 auch der Bezeichnung nach Weiss und Müller Erwähnung gethan. Bei den physikalischen Eigenschaften haben besonders die Abschnitte über Härte und über die optischen Eigenschaften eine Erweiterung erhalten; bezüglich der letzteren muss die ausführlichere Behandlung der Erscheinungen der Polarität erwähnt werden. Bei Angabe der Methoden zur Bestimmung des spez. Gewichts der Mineralien vermisst man aber den Gebrauch des Nicholson'schen Araeometers

und der Jollyschen Federwage. Neu eingeschaltet ist der Absatz über die Einschlüsse der Mineralien. Das gewählte System ist zwar auf die chemische Zusammensetzung der Mineralien basirt, möchte sich aber doch in den gegenwärtig üblichen Gang eines chemischen Unterrichts nicht leicht so einschalten lassen, dass fortlaufend mit der Besprechung der chemischen Verbindungen auch jene der bezüglichen Mineralien stattfinden kann, sondern es erfordert eine selbständige Behandlung. In dem beschreibenden Teil erhielten die Absätze über Fundorte und Verwendung eine grössere Ausdehnung, besonders in letzterer Beziehung findet man vielfach neue Erfahrungen berücksichtigt. Was Auswahl und Anzahl der beschriebenen Mineralien betrifft, so sind ausser den in den gewöhnlichen Unterrichtsbüchern enthaltenen noch zahlreiche seltener vorkommende hereingezogen. Durch diese Reichhaltigkeit ist nun allerdings der Umfang des Lehrbuches so bedeutend geworden, dass es unmöglich ist dasselbe in der an den bayer. Mittelschulen für Mineralogie festgesetzten Unterrichtszeit zu bewältigen. Dass der Verfasser zu diesem Lehrbuch die vorzüglichsten Werke benützt hat, muss man als verdienstvoll erachten und ebenso ist Reinheit und Deutlichkeit des Druckes sowie schöne Ausstattung in Beziehung auf Papier und Format seitens des Verlegers anzuerkennen.

H.

Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie von Dr. K. Albrecht. Gotha und Hamburg, Haendcke und Lehmkuhl. 1875.

Der Verfasser dieses Lehrbuches, eben so sehr geschätzt als tüchtiger Kenner der Stenographie wie als Lehrer, hat es sich schon vor vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, die sogenannte calculierende Methode Ahn's auch auf den Unterricht in der Stenographie zu übertragen. Die für ein Lehrbuch ungewöhnlich hohe Zahl von Auflagen spricht für den Erfolg und der Verfasser sagt es uns auch selbst in der Vorrede zur 27. Auflage. Seine Methode, anfangs vielfach bekämpft, habe sich nach und nach Bahn gebrochen und nur selten noch versteige sich ein Kunstgenosse von altem Schrott und Korn zu der Behauptung, dass die calculierende Methode den Schülern doch „allzuleichte Speise" biete. Abgesehen nun, ob dieser Vorwurf begründet ist oder nicht, ob er überhaupt von verständigen Menschen jemals im Ernste kann erhoben worden sein, möchte ich vorliegendes Lehrbuch doch nicht für humanistische Anstalten empfehlen. Die calculierende Methode, gleichviel in welcher Disciplin sie zur Anwendung gelangt, hat in der Elementarschule gewiss ihre hohe Berechtigung, sie mag auch noch in Handels- und Gewerbeschulen zum Teil beibehalten werden, für humanistische Schulen ist sie zu verwerfen oder doch möglichst zu beschränken. Aufgabe der humanistischen Schulen ist es, den jugendlichen Geist zu selbständigem, folgerichtigem Denken zu erziehen.*) Diese Erziehung ist aber nur möglich durch streng systematische Schulung und darum möchte ich

---

*) Das wollen auch die Gewerbschulen in einer allerdings grösseren Kurszahl als bisher erreichen. A. K.

auch für den Unterricht in der Stenographie nicht ein Lehrbuch eingeführt sehen, das durch seine Methode den an humanistischen Anstalten geltenden Prinzipien der geistigen Schulung geradezu entgegenarbeitet, das nur dem Gedächtnisse, nicht aber dem Verstande, dem Denkvermögen Stoff und Nahrung gibt. Mag immerhin, wie der Verfasser behauptet, die calculierende Methode schneller zum Ziele führen, (obwol der Beweis hiefür schwer zu erbringen sein dürfte, denn er läge einzig und allein in der Gegenprobe), sicherer, anregender, weil verständlicher, bleibt die systematische Methode.

Was die innere Einrichtung des Buches betrifft, Wahl der Beispiele etc., so dürften diese Punkte besser in einer Fachzeitung besprochen werden. Hier nur ein paar Andeutungen. Wer sich der meist sehr hübschen Beispiele in der Grammatik von Rätzsch erinnert, wird hier durch die Schalheit, durch das Nichtssagende der meisten Sätze unangenehm überrascht werden. Auch Sätze, wie: „Nur dumme Buben necken jeden Juden" (auf Seite 3, Regel 12) liessen sich leicht durch passendere ersetzen. Auch Druckfehler finden sich mehrere; z. B. auf Seite 6 der stenograph. Tafel §. 37. 2 steht wir werden antatt du wirst; Seite 7 §. 42 Zeile 7 passt das Wörtchen kann nicht zur Regel u. s. f.

München. Gött.

M. Tullii Ciceronis de oratore l. III, erklärt von Dr. G. Sorof. Zweites Bändchen: Buch II. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1875.

Dem ersten Bande vorliegender Ausgabe, den ich in einem der früheren Hefte*) dieser Blätter besprochen habe, ist rasch der zweite gefolgt, welcher das zweite Buch unserer Schrift enthält. Der Verf. schickt auch diesem Bande eine Vorrede voraus, die in der Hauptsache mit meinem Gymnasial-Programm (Kritische Beiträge zu Ciceros Werk vom Redner, Hof 1874) sich beschäftigt. Dies veranlasst mich, mit freundlicher Zustimmung der geehrten Redaction an dieser Stelle meine wichtigsten Gründe gegen jene Kritik Sorofs mitzuteilen und zwar darum, weil S. ganz im Gegensatz zum unbekannten Kritiker im VII. Bande des Philologischen Anzeigers die ehrlichen Waffen der Logik und Wissenschaft gebraucht.

Die Stelle I, 11 betreffend, kann *Div. in Q. Caec.* 12, 37 darum nicht als Parallelstelle gebraucht werden, weil *de* mit seinem Substantiv bekanntlich nicht selten eine gewisse Unabhängigkeit für sich beansprucht und ausserdem die Wendung *tot res — sustinere* durch den Anschluss an die Form des unmittelbar vorhergehenden Zwischensatzes veranlasst ist. Eine ähnliche Attraction bekannter Art lässt sich *de or.* III. 1, 3 leicht erkennen. Für möglich halte ich allein, dass Cicero wirklich *poëtarum egregiorum* geschrieben hat, und zwar desswegen, weil allerdings auch vorher immer von den in ihrem Fache hervorragenden Männern gesprochen wird. In ungenauer Redewendung mag sich nun C. unter *hic numerus* die *poëtae* überhaupt gedacht haben;

*) Bd. XI. H. 10.

aber damit ist für die Erklärung eines so sonderbaren Anakoluths, das ohne irgend welche Veranlassung eintreten würde, gar nichts gewonnen; denn wie der zu beweisende Satz *paucissimos omnium excellentis in oratorum genere esse* jene gänzlich unlogische Umkehrung in der Vergleichungsform veranlassen konnte, ohne dass durch einen längeren die Aufmerksamkeit ablenkenden Zwischensatz irgend welche Veranlassung gegeben war, ist mir wenigstens unerfindlich. Wenn aber S. zugeben muss, dass in den Worten *in quo — excellens* ein concessives Verhältniss vorliegt, so ist damit die Richtigkeit meines Emendationsgedankens schon angedeutet, ganz abgesehen davon, dass S. dann auch *exoriatur* wird schreiben müssen, vgl. II, 111 *qui — debeant.* Wenn ferner S. I, 20 an *quae, nisi est ab oratore r e s percepta* etc. festhält, so mag sich allenfalls *oratio habet elocutionem*, obwol ich's immer als auffallend ansehe, noch halten lassen. Dass aber §. 50 f. unser Gedanke einfach wiederholt wurde, muss ich entschieden bestreiten; oder kann wirklich ein *s o n i t u s inanis*, *nulla subjecta sententia nec scientia* als identisch mit *inanem quandam habet elocutionem et p a e n e puerilem* angesehen werden? Dass hier nicht vom „Inhalt überhaupt", sondern von der geforderten allgemeinen Sachkenntniss die Rede ist, zeigt auch §. 48, wo S. selbst sehr richtig die *scientia* als das polyhistorische Wissen bezeichnet und unter den Worten *ea*, *de quibus dicet*, *percepta sunt* ebenfalls jenes allgemeine Wissen versteht. Der Recensent im Liter. Centralblatt Nr. 41 schlägt darum auch vor zu schreiben: *quae nisi est ab or. percepta cognitio*, ein Gedanke, mit dem sich bei der bekannten objektiven Bedeutung von *cognitio* (vgl. *de fin.* III, 18) vielleicht etwas machen liesse, nur kann *de nat. d.* I, 36 (welche Stelle wahrscheinlich gemeint ist) nicht als Beweis für diese Verbindung gelten. Für I, 139 ist ohne Zweifel der Abschnitt II, 64 ff., wo Antonius ausdrücklich Bezug nimmt auf unsere Darlegung (*ut etiam Crassus ostendit*) von entscheidender Bedeutung: von einer Beziehung auf angenommene allgemeine Rechtsfälle ist hier keine Spur zu ententdecken. II, 100 ist von *causae*, die zur Uebung vorgelegt werden, nicht von der *quaestio infin.* die Rede; §§. 134 f. und 138 aber wird gerügt, dass die Rhetoren es nicht verständen, die einzelnen Rechtsfälle unter einheitliche Gesichtspunkte durch Abstraction zusammenzufassen. Die Inconsequenz Cicero's aber als Hilfsmittel zu gebrauchen, ist darum misslich, weil Crassus allgemein bekannte Lehren (*communia et contrita praecepta*) der Rhetoren vorträgt, welche dann einer strengen Kritik unterzogen werden. Uebrigens dürfte es vielleicht genügen, das zweite *quid* in *quidquid* zu streichen und das folgende *in eo* in *in hac* zu verwandeln, da allerdings das *sed* §. 141 haltbar sein dürfte. Was aber die herbeigezogene Stelle II, 104 anlangt, so ist noch zu bedenken, dass man auch zu *quale sit* und zu *qui vocetur* unwillkürlich das *factum*, *fiat* und *futurum* sich hinzudenken wird und somit der Gedanke an die *disputatio* gar nicht aufkommen kann. Auch für das vorletzte Glied der Aufzählung hat Kiessling mit seiner Aenderung in *sive ex laudatione ut personae* nichts gewonnen; denn die Misslichkeit dieser Lesart hat er am Schluss selbst zugestanden (während ich I, 164 die Wahrscheinlichkeit des *te jam* statt *etiam* zugestehe). §. 142 ferner handelt es sich nicht um die Möglichkeit des *ut deberet reperire*, sondern darum, dass man von Cicero nach solchem Anfang: *cumque — distributa*, *ut deberet reperire* einen Nachsatz, wie hier (*etiam illa cognoram et acc.*) nicht erwarten kann, ohne ihn stilistischer Ungeschicklichkeit zu zeihen. Die Erklärung des Zu-

sammenhangs §. 146, welche S. gegeben hat, dünkt mich gesucht, da Wert und Entstehung des Systems der Rhetorik nicht in Gegensatz zu einander treten können, während andrerseits der von mir verlangte Gedanke sich in unsrer Schrift öfters wiederfindet und ganz besonders II, 232, eine Stelle, die die unsrige kaum deutlicher illustriren könnte. Dass bei solch klar ausgesprochenem Gegensatz das scharf hervorgehobene *hanc* noch ein *solam* braucht, ist mir unerfindlich. Nimmt man ferner mit S. die Worte *sic in nostra civitate contra* etc. §. 198 als selbständigen Satz, so wird jedermann sich denselben durch Ergänzung von *ministros se praebent in judiciis oratoribus* vervollständigen, was weder mit der Wahrheit noch mit dem weiteren Verlauf der Periode in Uebereinstimmung zu bringen wäre; die Stellung der Worte aber deutet offenbar auf eine Hervorhebung des *in nostra civitate* hin, das dem *apud Graecos* entspricht. Wenn ich weiterhin S. recht verstehe, so hätten wir in den Worten *cum ingenio* etc. eine Vergleichung: zu ihrer hohen Stellung im Staat brauchten jene Männer das *ingenium*, beim Erteilen von Rechtsbescheiden aber war vor allem die *auctoritas* das wichtigste Moment. Allein woher haben sie denn ihre *auctoritas?* Sie resultirt doch zunächst wohl aus der geachteten Stellung, die sie im Staatsleben unter ihren Mitbürgern sich errungen haben. Und wo kam diese *auctoritas* nach des Crassus Darstellung (*e. e. s. d. domus juris consulti totius oraculum civitatis* §. 200) zu ihrer vollen Geltung? Doch wohl auf dem *solium* (vgl. III, 133) des mit der Rechtskunde vertrauten Staatsmanns, der seinen *cursus honorum* bereits absolvirt hat. Wie kann also hier, wo wir's mit einem Causalnexus von dem *ingenium* zur *dignitas* und von da durch das populäre Mittel des Erteilens von Rechtsbescheiden hindurch bis zur Staatsautorität (wenn ich so sagen darf) zu thun haben, an eine blosse Gleichstellung gedacht werden? — nicht zu reden von der Einschmuggelung des Wörtchens „schon“ (während des Erteilens von Rechtsbescheiden). Dass es sich in den Worten nach *perfecerunt* um einen Fortschritt in der Bedeutung jener Männer handelt, zeigt schon die Form des Satzes *cum peperissent*, die bei Sorofs Auffassung mir wenigstens sehr auffallend erscheinen würde. Ich halte daher noch immer dafür, dass dem *ipso ingenio* das *respondendo jure* entsprechen muss, und dass *in* vielleicht von einem eingesetzt worden ist, der an den 3 Ablativen hinter einander Anstoss nahm. §. 202 beanstande ich jetzt den überlieferten Text nicht mehr und zwar desswegen, weil Stellen wie *de or.* II, 115 und *or.* 70 zu zeigen scheinen, dass bei dieser Redewendung das Ohr das Verbum (hier allerdings die Verba *excitare* und *sedare*) des übergeordneten Satzes zu *postulat* oder *postulabit* mitzuhören gewohnt war. Die von S. angenommene Prägnanz im Gebrauch der Verba *excitare* und *sedare* lässt sich anderweitig nicht nachweisen. Das *inflammare or.* 99 endlich kann dem ganzen Zusammenhang nach nichts bedeuten als die Behandlung des Gegenstands im Tone der Leidenschaft, während unsere Stelle II, 209 von einer Steigerung der in den Zuhörern schon geweckten *invidia* verstanden werden muss, wie schon *ad sedandum* im folgenden §. zeigt. Wie aber bei dem Wortlaute der Ueberlieferung die hervorragende Stellung (also doch *dignitas* und *fortuna?*) ohne jede äussere Andeutung, und während das Relativ *quae*, worauf das (ausgelassene) Demonstrativ sich doch beziehen müsste, wieder eine andere Bedeutung hat, Subject zu *esse parta* sein kann, ist mir vollständig rätselhaft.

Was nun die vorliegende Bearbeitung des II. Buches unserer Ciceronianischen Schrift anlangt, so freue ich mich, constatiren zu können, dass die Vorzüge des ersten Bändchens auch im zweiten klar zu Tage treten. Der Commentar sowol als der kritische Teil zeigen klares Urteil und liebevolles, nicht selten feinsinniges Eingehen in den Inhalt und Gedankengang der hier niedergelegten Erörterungen über die Redekunst. Insbesondere findet sich auch in diesem Bande eine Fülle sprachlicher Bemerkungen, die ich um so freudiger begrüsse, als die Feststellung des Ciceronianischen Sprachgebrauchs zu den wichtigsten, mir selbst sehr am Herzen liegenden Aufgaben der Philologie gehört. Auch in Bezug auf den kritischen Anhang kann ich in den weitaus meisten Fällen selbst da dem Verf. beistimmen, wo er von Kaysers oder Piderits oder auch von beider Ansicht abweicht. So ist z. B. §. 131 (nicht 128 s kr. Anh.) die Lesart des *Abrinc. in rerum vel usu* gewiss richtig aufgenommen, die Conjectur §. 142 *debilitati tanto numero cognoscendo* statt des handschr. *deb. a jure cogn.* sehr ansprechend und §. 281 das *et* vor *valde* mit allem Recht eingeklammert. Im Folgenden sei mir gestattet, teils einige abweichende Ansichten vorzubringen, teils auf einzelne Mängel oder Versehen aufmerksam zu machen. Gleich im ersten §. wäre ein Wort zur Erläuterung des Bedingungssatzes *si homines — consecuti* zu sagen gewesen, statt dessen wir einen Begründungssatz erwarten würden: entweder haben wir *si* = *si quidem* zu fassen (ist *quidem* vielleicht durch Versehen der Abschreiber ausgefallen?) oder eine Breviloquenz statt *si homines esse consecutos appareret* anzunehmen; das Subject *homines non eruditi* hat den Sinn eines Concessivsatzes. Ausserdem muss in der Anm. zu *incensos st. disc.* auf der letzten Zeile *ut — videretur* stehen statt *ut — deterrerent.* §. 4 war die Hineinziehung des *alter* in den Bedingungssatz (*si alter — alter* d. h. der eine wenn — der andere wenn) zu beachten. §. 6 bin ich mit *ingeniis insignes et m. l. d.* gegen K. und P. einverstanden, nur durfte in der Anm. nicht auf I, 85 hingewiesen werden, da S. dort die hdschr. Lesart (richtig) geändert hat (vgl. §. 266 zu *fluentibus*, wo *omni* vor *abundans* fehlt). §. 15 nimmt der Relativsatz *qui — oblitus sum* seine Person aus dem vorhergehenden *mea* und entspricht einem begründenden Hauptsatz = *nam* (*ego*) etc. Die Regel zu *cum huc veni* §. 24 ist unklar und für den Schüler verwirrend. Wenn gesagt werden soll, dass eine Handlung nicht bloss in Zukunft vorkommen kann, sondern auch schon öfters vorgekommen ist, so setzt sich das Fut. II in's Perf. Ind. (auch Conj. nach Autenrieth Progr. 1875, S. 33) um; das Wort „anderen" vor „relativischen" ist als unpassend zu streichen. §. 25 hat *non curo* die nicht seltene Bedeutung: ich will nicht; vgl. *de fin.* IV, 52: *ut ridere non curet* wenn er auch nicht lachen will, *de or.* I, 91 u. a. Mit Unrecht hat Englmann in seiner Gramm. §. 236 *curare* (sich bekümmern ?) mit Inf. aufgenommen, da es in positivem Satze mit Inf. bei Cic. nur noch Tusc. V, 87 vorkommt; häufiger (nicht bloss an 3 Stellen, wie Holstein *de fin.* IV, 52 meint) steht es in Verbindung mit einer Negation, wenn auch nicht sehr häufig. §. 36 hätte der Schluss *fateamur aut hoc — commune* eine Beachtung verdient, da *aut* vor *hoc* unlogisch steht und zu *esse commune* der Dativ (*huic arti*) fehlt. Bald darauf §. 38 ist *scripserit aut dixerit* statt *dixerit aut scripserit* stehen geblieben. Dass §. 46 die Vordersätze *si habuerit* etc. zu einem aus *intelleget exponenda sibi esse* zu ergänzenden *dicet* gehören, hätte erwähnt werden dürfen. Mit Unrecht scheint mir S. gegen seine frühere Ansicht (*vindic. Tull.* p. 14) §. 73

wieder zu Ernestis Conjectur *quem ad modum ut in clipeo id. art.* zurückgegriffen zu haben; *idem artifex* ist entweder mit *Pid.* zu tilgen oder zum Hauptsatze zu ziehen; denn die Beziehung auf *Phidias*, welche eben das *ut* nach sich zieht, bringt in die Stelle Verwirrung. §. 108 steht im Text *ratio atque doctrina* nach der *vulg.*, während in der Anmerkung nach den besten Hdschr. *ratio et d.* aufgenommen ist. Ein *ἓν διὰ δυοῖν* scheint mir übrigens nicht anzunehmen: Nachdenken (Logik) und Wissenschaft; wie unten §. 109 S. *et in sensum et i. m.* möchte ich hier *praecipit et ratio et doctrina* schreiben. Die Bemerkung zu *pronuntiandum* §. 131 ist wiederholt aus der B. zu I, 66 und zu *hospes* war auf I, 208 zu verweisen. Zu *dubitatione* §. 134 heisst es unten: über die Hypallage von *infinita* statt *universa*. Mit der Bem. zu *et defensionum, non locorum* §. 136 im krit. Anh. bin ich dem Sinne nach einverstanden, aber nicht mit der auch durch Druckfehler entstellten Fassung. §. 138 ist die Verbindung *extra quaestionem est et ea tamen* etc. unlogisch, da *extra quaestionem est* dem Gedankengang gemäss nur den Wert eines (relativen) Nebensatzes hat. Die Hinweisung auf I, 90 zu *insinuet* §. 149 ist unpassend, da S. selbst dort *insinuare* mit mehreren anderen Worten (mit Recht!) gestrichen hat, vgl. *ad fam.* IV, 13, 6: *in consuetudinem — insinuabo.* Den Anfang des §. 178 hat zuerst, wenn ich nicht ganz irre, Niemeyer in dem Festgruss an die 27. Phil.-Vers., Kiel 1869, richtig hergestellt. Den Schluss von §. 188 schreibt Ellendt: *sed ipse incendi videaris*, nicht *ardere vid.*, wie es nach der Bem. im kr. Anh. scheint; die Ueberlieferung ist unsicher. §. 191 fehlt *eorum* hinter *quaequam.* Das *ut* §. 196 nach *doceo* scheint mir wie III, 94 und II, 204 noch die ursprüngliche Bedeutung „wie" zu haben; Kayser scheint vor *ut* eine Lücke zu vermuten. Das *idque* §. 214 hat bereits Adler in seinem bekannten Progr., Halle 1869, mit Bake entschieden gebilligt. Mit *cujusvis temporis* §. 271 bin ich einverstanden, aber nicht mit der allgemeinen Fassung der unten angegebenen Regel, vgl. *obtemperatio scriptis legibus* u. a. Zu berühren war wohl auch der auffallende Schluss des §. 308 *ut — conjungatur*, wo wir eine Unvollständigkeit im Ausdruck des vorschwebenden Gedankens oder unrichtige Ueberlieferung annehmen müssen. Zu § 364 fehlt im krit. Anhang die Angabe über die Abweichung von K., der nach 6 Lgm. *paulo ante* mit Beifügung eines Kreuzes aufnimmt. Adler zieht *ante* zu *sciebam* und schlägt Umstellung (*ante paulo*) vor.

Der Druckfehler sind nicht gerade viele: S. 20 Z. 3 v. u. ist *nostro non im(portuna)* ausgefallen, S. 37 Z. 15 v. o. steht *dictitarent* statt *-runt*, S. 49 steht in den Anm. *quattuor ab.* statt *quattuor cet.*, S. 71 Z. 14 v. o. *abs* statt *a*, S. 108 Z. 19 v. o. *ulla* statt *illa*, wie der krit. Anh. zeigt, S. 169 Z. 11 v. o. *accoecat* statt *occaecat*, S. 208 Z. 2 v. u. *quae* statt *quod.* Ausserdem sind manche Versehen im kr. Anh. bereits berichtigt; verschiedene unrichtige Citate mögen meist auf Rechnung des Setzers kommen.

Hoffentlich wird das Werk bald seinen Abschluss finden; so viel lässt sich schon jetzt sagen, dass es neben der tüchtigen Arbeit Piderits einen ehrenvollen Platz behaupten wird.

Hof. Rubner.

Deutsches Lesebuch für die erste und zweite Lateinklasse und für den ersten Kurs der Präparandenschule bearbeitet von M. **Miller**, k. Studienlehrer. Passau, Waldbauer 1875.

„Die praktischen Uebungen" des Verf., denen wir auf S. 88 des vor. Jahrganges dieser Blätter eine kurze Anzeige widmeten und die als Lehrmittel von der obersten Schulbehörde genehmigt wurden, liegen nun zu einem Lesebuch erweitert in sehr schöner Ausstattung vor uns. Das 144 Seiten umfassende Werkchen zerfällt in einen prosaischen und poetischen Teil. Der erstere enthält 30 Fabeln, 12 Erzählungen, einen Dialog und 30 Beschreibungen. Jeder, der die Bedürfnisse unserer Schüler der untersten Klasse kennt, wird sagen müssen, dass der Verf. mit feinem Takt bei der Auswahl dieser Lesestücke verfuhr. Ganz besonders sprachen uns die Aufsätze über die geographischen Verhältnisse Bayerns an (einzelnes, aber nur weniges, scheint uns etwas zu hoch gegriffen), die dem geographischen Unterricht ganz trefflich zu statten kommen werden, sowie die gelungenen Umarbeitungen bekannter Erzählungen. Vor allem machen wir auf „das Ei des Kolumbus" aufmerksam. — Der zweite Teil führt die Aufschrift: „Poetischer Teil. Fabeln, Sagen, Erzählungen, lyrische Gedichte." Er umfasst im ganzen 56 Nummern. Die ersten Stücke gefallen uns wenig (Nr. 1 wegen des Schlusses, Nr. 13 scheint uns gar zu unbedeutend, Nr. 26 (das Grab des Busento) und 55 (die Erle und die Cedern) dürften unserer Meinung nach auch für Quintaner noch zu schwierig sein; dagegen freuten wir uns, „dem Bäumlein, das andere Blätter gewollt" und „Rudolph auf dem Zuge gegen Ottokar" wieder zu begegnen. Ungern vermissen wir (als Gegenstück zu 37 „Mein Arm ist stark etc.") „Sohn, da hast du meinen Sper," „Johann der muntere Seifensieder" und „Hartmann von Siebeneichen." — Hinsichtlich der Orthographie ist der Verf. Englmann gefolgt, auf Anmerkungen hat er verzichtet, wohl in richtiger Erkenntniss der Schwierigkeit, solche zu bieten, welche den Lehrer unterstützen ohne ihn zu hemmen oder gar die Autorität des Buches zu erschüttern.

Hoffentlich wird manche Anstalt dem hübschen Buche des auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes so strebsamen Kollegen ihre Pforte öffnen; unter die gebilligten Lehrmittel ist es bereits eingereiht.

München. A **Brunner**.

Repertorium französischer Satzbeispiele etc., aus Originalschriften gesammelt von W. **Bertram**, Oberlehrer an der Realschule z. hl. Geist in Breslau. Berlin. Verlag von E. Kobligk. 1876.

Dieses reichhaltige Repertorium ist zunächst für den Lehrer bestimmt, dem es Belege zur Anwendung sämmtlicher grammatikalischer Regeln in grosser Auswahl bietet. Obwohl nur bei verhältnissmässig wenigen Sätzen die Quellen genannt sind, gibt der Verfasser die Versicherung, sie seien sämmtlich Originalen entlehnt. Die Anordnung der Sätze ist genau der Schulgrammatik von Plötz angepasst; durch die übersichtlichen *Indices* jedoch erscheinen dieselben bei jeder Grammatik gleich leicht verwendbar. Als Material für Exercitien und Specimina scheinen mir die Mehrzahl der Beispiele, die denn doch, gleich der

Plötz'schen Schulgrammatik, nicht für den ersten Unterricht im Französischen bestimmt sind, zu kurz zu sein. Immerhin aber finden sich bei jedem Abschnitt auch complicirtere, für im Alter und im Unterrichte mehr vorgeschrittene Schüler passende Beispiele in ausreichender Anzahl, so dass die vom Verfasser den Lehrern gewidmete Mühe von diesen gewiss anerkannt und das Buch gerne benützt werden wird.

Le Lutrin, Poëme Héroï-Comique de N. Boileau-Despréaux. Mit einer Einleitung, metrischen Bemerkungen und erklärenden Anmerkungen von Dr. Otto Dickmann, ordentlichem Lehrer an der Gelehrten-Schule des Johanneum zu Hamburg. Leipzig. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Gewiss ist es ein grosses Verdienst der Philologen, durch die in den letzten Jahrzehnten veranstalteten trefflichen Ausgaben der alten Klassiker diese den Schülern zu besserem Verständniss zu bringen. Ich begrüsse es desshalb mit Freuden, dass ein ähnliches Bestreben sich auch den modernen Sprachen zuwendet. Die mir vorliegende Ausgabe des *Lutrin* von Dr. Dickmann zählt mit Recht zu den guten Schulausgaben. Nach einer ganz gründlichen Einleitung über das Leben *Boileau's* (nach *Des Maizeaux*) und der gut eingefügten Erörterung über die Zeit der Abfassung der einzelnen Stücke des Dichters, gibt uns Dickmann Aufschluss über die Entstehung des *Lutrin* und die zu demselben vorhandenen Vorbilder. Dann folgen metrische Bemerkungen, die vollständig zur Aufklärung des Schülers hinreichen. Im Gedichte selbst werden in Anmerkungen, stets in richtigem Masse, jene Wörter erklärt, über deren Verständniss die dem Schüler zu Gebote stehenden Hilfsmittel grösstenteils die Auskunft versagen.

München 1876. Dr. J. Wallner.

Heinrich Stahl's Deutsche Orthographie. Zweite verbesserte Aufl. von P. Diehl. Wiesbaden, Limbarth 1875.

Das Werkchen, im ganzen wohl brauchbar, namentlich durch die jeder Regel beigegebenen Uebungen, wäre, um gleichmässiger und lichtvoller geordnet zu erscheinen, am entsprechendsten in 3 Hauptteile gegliedert: die eigentliche Rechtschreibung, die Satzzeichenlehre und das Wörterverzeichniss. — Die Rechtschreiblehre, auf dem phonetischen Grunde aufgebaut, räumt in sog. Schwankungen der historischen Schreibung zwar ein gewisses Recht ein. Allein diese Einräumung musste sicherlich weiter ausgedehnt werden, wollte man, wie doch die Einleitung besagt, in zweifelhaften Fällen wirklich der geschichtlich wahrnehmbaren Entwickelung des Lautsystems gerecht werden. Wozu noch Schreibungen wie: Melthau (*miltou*), frohnen, dröhnen, und gleich daneben: Strom, Stral? Oder: Pathe (*pater*), Margaretha (*margarita*), Thunfisch (*θύννος*), Waggon (engl. *wagon*) etc.? Oder gar: sprützen, Gebürg, würklich etc. Schreibungen, auf die heutzutage sicherlich selten ein Schreibender verfällt? Warum überhaupt so viele „Schwankungen," wenn das Büchlein Schülern in die Hände gegeben sein will? Sollen auch diese „schwankend" werden? — Am wenigsten indes kann man

sich vom Standpunkte der Praxis mit der nach altherkömmlicher Weise abgefassten Interpunktionslehre befreunden. Die hier wiederum entwickelte aufzählende Manier könnte wohl als Anhang einer Syntax figurieren, wie etwa das Wörterverzeichniss ein Orthographiebuch füglich abschliesst. Interpunktion und Syntax haben Hand in Hand zu gehen, sind unzertrennlich. Die Regeln über die Satzzeichen müssen also zum mindesten auf streng syntaktischer Grundlage fussen Einen anderen richtigeren Weg gibt es nicht. — Mehr befriedigt uns das Wörterverzeichniss, das namentlich alle in der Schreibung schwierigeren Wörter und die häufiger vorkommenden Fremdwörter (meist erklärend) berücksichtigt. — Zum guten Ende bitte ich, den auch in der ersten Aufl. (§. 5, 4) sich findenden falschen Gebrauch der substantivischen Präposition „statt" in Zukunft nicht wieder passieren zu lassen.

Würzburg. Haselmayer.

Hugel, Dr. Th., k. Rektor an der Gewerbeschule zu Neustadt a. d. H. Die regulären und halbregulären Polyeder. Mit 1 Tabelle und 113 stereoskopischen Figuren. Neustadt a. d. H., Verlag von A. H. Gottschick-Witter's Buchhandlung. 1876. IV. 20 S.

Bei der vorliegenden geometrischen Arbeit eines Mathematikers, der sich bisher hauptsächlich auf zahlentheoretischem Gebiete bewegt hat, sind zwei Teile zu unterscheiden. Die Schrift selbst ist wissenschaftlich gehalten, ohne über das Pensum der höheren Gymnasialklassen hinauszugreifen, die Stereoskopen, welche von der Verlagshandlung in gesonderter Enveloppe ausgegeben werden, sollen unmittelbar dem Unterrichtszwecke dienen und den so wichtigen stereometrischen Formensinn fördern helfen. Beide Abteilungen sind demgemäss gesondert zu besprechen.

Die beiden ersten Paragraphen geben von der Theorie der ebenen regulären Polygone so viel, als für die Folge erforderlich ist; die bei diesem Anlass vom Autor eingeführten Termini „radialconcentrische" und „antiradialconcentrische" Lage zweier Vielecke dünken uns sehr zweckentsprechend*), da sie detaillirtere Beschreibungen überflüssig machen. Alsdann werden die regulären 5 Polyeder vorgenommen und einer sehr ausführlichen algebraisch- geometrischen Discussion unterzogen.**) Herrn Hugel's Betrachtung ist sehr umfassend, wie besonders die ganz homogene Behandlung der drei für jedes platonische Polyeder charakteristischen Kugeln darthut. Im 11. Bande des Grunert'schen

---

*) Exemplificiren kann man die Bedeutung dieser Ausdrücke leicht, wenn man in einem regulären Fünfeck die Diagonalen und im Kernpolygon des so entstandenen Pentagrammes wiederum die Diagonalen sich gezogen denkt.

**) Ein wenig störend ist der doppelte Gebrauch des Buchstabens R, der einmal den Winkel von 90°, dann aber auch den Halbmesser der umschriebenen Kugel ausdrückt. Hier ist immer angezeigt, $R = \frac{\pi}{2}$ zu setzen.

Archives hatte zuerst der verdiente ehemalige Nürnberger Professor Fischer darauf aufmerksam gemacht, dass doch die kantenberührende Kugel der um- und eingeschriebenen eigentlich gleichberechtigt zu achten sei, und hatte dann einige Eigenschaften derselben angegeben; hier aber erscheint diese Kugel von vornherein und principiell den beiden anderen coordinirt. Der Verf. hat, wie den Lesern dieser Zeitschrift aus früheren Notizen bekannt sein wird, einen glücklichen Griff im Auffinden interessanter räumlicher Beziehungen, von denen selbstverständlich ohne sehr eingehendes Studium früherer Arbeiten nicht entschieden werden kann, ob sie den Anspruch auf absolute Neuheit erheben können. Wir führen einen solchen Satz als charakteristisch an: Sind r_0, r_1, r_2 resp. die Radien der seitenberührenden, kantenberührenden und umschriebenen Kugel, so ist sowohl beim Würfel, wie beim Oktaëder $4 r_1^2 - 3 r_2^2 = r_0^2$. — In §. §. 14, 15 behandelt der Verf. die archimedischen Körper, welche er durch einen recht netten Process aus den platonischen ableitet. Er beschreibt nämlich jeder Seitenfläche ein bestimmtes antiradialconcentrisches Polygon ein und denkt sich dann jeweils entsprechende Seiten zweier solcher Vielecke durch Ebenen verbunden; ähnlich entstehen die in §. 16 untersuchten „antiarchimedischen" Körper. Ueberträgt man schliesslich die vorhin skizzirte Terminologie von der Ebene auf den Raum, so kann man jedem regulären Polyëder ein radialconcentrisches einschreiben; nimmt man dazu das „correspondirende" Polyëder, welches beiläufig bemerkt zum Urkörper im Verhältnisse der Reciprocität steht, so lassen sich die Eckpunkte des radialconcentrischen und des correspondirenden Polyëders zusammen als Eckpunkte eines neuen Körpers auffassen, den Hugel als „Rhombenflach" bezeichnet. Die §. §. 18 — 20 handeln im Sinne der pseudo-euclidischen Bücher des Hypsicles von den wechselseitigen Beziehungen der regulären Körper, wobei auf Ein- und Umbeschreibung Bedacht genommen wird; man weiss, wie geistreich der junge Kepler im „*Mysterium cosmographicum*" zum Aufbau seines Weltsystemes derartige Lehrsätze zu verwenden wusste.

Auf zwei Seiten ist zum Schluss das Wichtigste über die neuen in einem höheren Sinne regulären Polyëder zusammengestellt, mit welchen Poinsot die Raumlehre bereichert hat. Wir erkennen auch hier die übersichtliche und gewandte Entwickelung bereitwillig an, können aber mit einigen kleinen Einwänden nicht zurückhalten. Wenn nämlich der Text besagt: „Die Poinsot'schen Polyëder sind Sternpolyëder, welche zufolge ihrer Entstehungsweise das charakteristische an sich haben, dass je gleichviel ihrer Grenzflächen in Einer Ebene liegen," so liegt die Gefahr nahe, dass der Neuling in dieser Eigenschaft einen Zufall erblickt, während doch ein Sternpolyëder (im richtigen Sinne), welchem jene nicht zukäme, überhaupt nicht zu denken ist. So kommt es auch, dass der Verf. den 4 Poinsot'schen Körpern einen fünften beizählt, der an sich ganz interessant ist, aber sicherlich nicht in diese Gesellschaft gehört. Der (von Cauchy zuerst erbrachte) Nachweis, dass es eben nur vier und nicht mehr solche Polyëder geben könne, hätte eine Stelle verdient. —

Was nun den zweiten deskriptiven Teil anlangt, so wird derselbe jedem Lehrer hochwillkommen sein, der den räumlichen Sinn seiner Schüler wirklich heben will. Seit Wittstein's erster Anregung im 38. Bande des „Archiv f. Math. und Phys." ist man in der Lehrerwelt einig, dass, wenn auch gerade nicht als voller Ersatz, so doch als treffliches Surrogat für Modelle möglichst stereoskopische Zeichnungen

beigezogen werden sollten. Aus dieser Ueberzeugung gingen die bekannten Lehrmittel von Brude und Schotke hervor, welche allseitig eine wohlwollende Aufnahme fanden. Herr Hugel aber hatte sich allmälig durch überaus mühsames Studium die Gewissheit verschafft, dass die vorhandenen Stereoskopbilder nicht so genau wären, als zu wünschen; er hat zu dem Ende den Plan gefasst, die wichtigsten Stereometrischen Formen von Grund aus neu zu bearbeiten, und das Resultat dieser hauptsächlich mit Hilfe der analytischen Geometrie geführten Arbeit sehen wir nunmehr in 17 Bögen mit im ganzen 113 Figuren vor uns. Der wahre Wert solch mühsamer Leistung wird sich natürlich erst bei fortgesetztem Gebrauche ganz herausstellen, und es steht zu hoffen, dass keine Schulbibliothek die geringe Ausgabe von 3 — 4 Mark scheuen wird; gilt es doch, für den so unendlich wichtigen Anschauungsunterricht ein treffliches Hilfsmittel zu gewinnen.

Was schliesslich die Ausstattung von Buch und Atlas anbetrifft, so ist sie eine so gute, als es von den engeren Verhältnissen einer Provinzialstadt nur immer erwartet werden konnte.

München. S. Günther.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Hundsmann am Max. Gymn. in München zum Gymn.-Prof. in Speier; Ass. Biedermann am Ludwigs-Gymn. zum Studl. am Max-Gymn. in M.; Lehramtskand. Dr. Emminger zum Ass. am Ludwigs-Gymn.; Studl. Dr. Bischoff in Schweinfurt zum Gymn.-Prof. in Landau; Ass. Dr. Neudecker in Regensburg zum Studl. in Landau; Studl. Dr. Lengfehlner in Landshut zum Inspektor am Schullehrerseminar in Lauingen; die Lehramtskandidaten Haussleiter und W. Fr. Meyer zu Studienlehrern in Nördlingen; Lehramtskand. Steinberger zum franz. Sprachlehrer am Wilh.-G. in München; Lehramtsverweser Loewe, und Klassverweser an der Lateinschule in Winnweiler Moser zu Realienlehrern an der Kreisgewerbschule in Würzburg; Lehramtsverweser Dr. Braun zum Lehrer für Mathematik und Physik an der Kreisgewerbschule in Passau; Lehramtskandidat Lotzbeck zum Lehramtsverweser für Realien an der Gewerbschule in Ansbach.

Versetzt: Rektor Völcker von Kaiserslautern nach Schweinfurt; Rektor Dr. Simon von Schweinfurt nach Kaiserslautern; Prof. Dr. Spandau von Schweinfurt nach Regensburg; Prof. Andr. Schmitt von Landau nach Schweinfurt; Studl. Raab von Landau nach Schweinfurt.

Quiesciert: Prof. Osthelder in Speier; der franz. Sprachlehrer Prof. Roueche am Wilh.-G. in München. — Enthoben: Rektor und Lehrer für Chemie und Naturgeschichte an der Gewerbschule in Lindau Dr. Fleischmann, auf Ansuchen unter Anerkennung; Dr. Müller, Realienlehrer an der Kreisgewerbschule in Würzburg, auf Ansuchen.



Gedruckt bei J. Gotteswinter &. Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Der Turnunterricht und seine Forderungen.

Unter den obligaten Schulgegenständen dürfte keiner noch so im Argen liegen, keiner so abweichende Beurteilung finden, als das Turnen. Ja es gibt noch Stimmen, welche diesem Unterrichtsgegenstand überhaupt die Berechtigung abstreiten. Wir sind nun nicht gesonnen, erst das Für und Wider der letzten Frage abzuwägen: darüber ist bereits höheren Orts entschieden und die negirende Einzelmeinung hat im Augenblicke keine Aussicht auf Geltung. Aber obwol wir seit einem Vierteljahrhundert mit ungebrochener Begeisterung dem Turnen das Wort reden, so hält uns das doch nicht ab, der Anschauung unsrer Gegner über diesen Gegenstand jene Achtung zuzuerkennen, welche jede begründete Meinung für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Denn nur in den allerseltensten Fällen ist es Böswilligkeit und absichtliche Verkennung der Aufgabe, welche die Schule ihren Zöglingen gegenüber hat, was bei einzelnen Lehrern noch eine Abneigung gegen das Turnen erzeugt. Wo sich eine solche vorfindet, ist sie meistenteils durch eine ganz ungeeignete Behandlung dieses wichtigen und schwierigen Unterrichtsgegenstandes hervorgerufen, sie wurzelt in den Anschauungen, die sich die Einzelnen in ihrem Lehrerleben zu verschaffen Gelegenheit hatten. Wir halten keinen Lehrer für so hartköpfig, dass er nicht sofort die aus einem regelrecht betriebenen Turnunterricht resultirenden Segnungen begriffe, wenn er nur einmal Gelegenheit fände, einen solchen längere Zeit zu beobachten. Das aber ist eben das Unglück, welches unser Turnen noch vielfach niederdrückt, dass es einerseits da und dort in Hände gelegt ist, welche nicht im Stande sind, in der That und an den Schülern die erspriesslichen Resultate darzulegen, die seine Einführung in der Schule notwendig machen, und dass andrerseits der ganze Betrieb nicht selten durch die Verhältnisse und die über seine Forderungen bestehenden Unklarheiten so geartet ist, dass daraus unmöglich ein Erfolg erwachsen kann.

Der Turnunterricht bedarf in ganz gleicher Weise wie jeder „wissenschaftliche" Unterrichtsgegenstand methodische Behandlung und pädagogisch gebildete Lehrer. Erstere können wir uns ohne letztere nicht gut denken. Wir verwahren uns mit gleichem Eifer gegen die nur theoretisch gebildeten Turnlehrer wie gegen die „guten Turner", die da glauben, weil sie einige Beugestützübungen am Barren und etliche

Umschwünge am Reck zum grossen Erstaunen einer schaulustigen Menge ausführen können, sie seien die berufenen Turnlehre der heranwachsenden Jugend. Besonders die letzteren waren es, welche eine Besserung sehr erschwert haben; denn welche Neuerung, zu deren Einbürgerung Takt und Bildung Seitens der Lehrer gehörte, könnte mit solchem Lehrermaterial durchgeführt werden? Es gab und gibt unter den nicht gebildeten Turnlehrern Bayerns rühmliche Ausnahmen: wir selbst kennen Männer, die sich auf alle mögliche Weise mit Mühe und Ausdauer den Grad jener allgemeinen Bildung zu eigen gemacht haben, welchen das Gymnasium auch von seinen Fachlehrern als Minimalleistung fordern muss. Jedoch an vielen Orten sieht es mit der Bildung der Turnlehrer noch trostlos aus. Daher rührt es, dass solch ein Turnlehrer im Ganzen eine ziemlich unleidliche Stellung hat. Den Lehrern des Gymnasiums darf er sich nicht beigesellen, sie überragen ihn ja weit an Bildung und Wissen, und den Schülern, die ihre Lehrer in der Regel ebenso schnell als richtig tarifiren, ist er nur zu häufig ein Gegenstand des Spottes und der Geringschätzung Faulheit, Ungezogenheit und Auflehnung sind in seinen Stunden an der Tagesordnung. Im besten Falle gestaltet sich, wenn er persönlich hinreichend gutmütiger Natur ist, zwischen ihm und seinen Schülern noch ein erträglicher *modus vivendi*, bei dem aber immer die Schüler die „Meistbegünstigten" sind. Da wird dann in der Regel das Turngeräte genommen, welches den Schülern besonderes Vergnügen macht, die Disziplin wird lax gehandhabt, um sich und den Gegenstand bei den Lehrern und Schülern nicht noch verhasster zu machen; dem Rektor, wenn er den Turnplatz besucht, führt man eine kleine Anzahl körperlich talentirter Schüler, welche noch dazu in der Regel ohne den Turnlehrer geübt haben, in Wellen am Reck und in anderen Gaukelübungen vor, um bei ihm den Wahn zu erzeugen, dass auf dem Turnplatz fleissig und erfolgreich gearbeitet werde — — und das Alles kommt davon her, dass mancher Turnlehrer nicht die Bildung sein eigen nennt, die ihm und seinem Gegenstande Achtung verschafft. Leider beschränken aber viele Gymnasiallehrer ihr Urteil nicht auf die ihnen in so schlimmer Weise bekannt gewordenen Turnlehrer: es erzeugt sich vielmehr häufig jene oben bezeichnete Anschauung, welche das ablehnende Urteil auf alle Turnlehrer und auch auf den Unterrichtsgegenstand selbst ausdehnt. Und das ist aus vielen Gründen schwer zu beklagen.

Zu dieser ungünstigen Personalfrage kommt noch als andrer Missstand die Unklarheit über den Betrieb des Turnens. Die Schulordnung für die Studienanstalten des Königreiches vom 20. August 1874, wie die Schulordnung für die Realgymnasien vom gleichen Tage verlangen wortwörtlich: „Der Unterricht im Turnen wird nach dem System von

Spiess erteilt, wozu in dem Leitfaden für den Turnunterricht an den Schulanstalten des Königreiches Bayern (München 1863) Anleitung gegeben ist". Wo aber, fragen wir, wo sind die Lehrer, die nach dem Spiess'schen System Unterricht erteilen können? Wo gab es bisher Gelegenheit, das Spiess'sche System, das in Aller Mund lebt und das doch nur Wenige verstehen, gründlich kennen zu lernen? Und wie kann im Jahre 1874 noch ein Turnbuch als offizieller Leitfaden vorgeschrieben werden, das schon im Jahre 1863 verfasst, auf die spätern wichtigen Arbeiten eines Wassmannsdorff, Jäger u. A. nicht Rücksicht nehmen konnte und das, wenn es überhaupt einmal Verdienste gehabt hat, schon lange veraltet ist und, sollte es brauchbar gemacht werden, von Grund aus umgearbeitet werden müsste?

Und nicht nur da liegt das Uebel, es fehlt auch in den Turnlocalitäten und deren Einrichtungen. Unsere zehn Finger reichen aus, an ihnen die Turnsäle herzuzählen, deren Bau und Einrichtung auf die Existenz des oben citirten §. 16 der Studienordnung und auf die Durchführung des Spiess'schen Systems schliessen lässt.

Für das Turnen einer jeden Klasse der Gymnasien sind in der Studienordnung je 2 Stunden pro Woche befohlen. Das wird nun an vielen Anstalten in verschiedenartiger Weise aufgefasst. Dem Turnen freundlich gesinnte Rektorate lassen zu diesen Stunden nur Klasse für Klasse wie zu jedem anderen Unterrichte abgehen, höchstens machen sie in den karg bevölkerten Gymnasialklassen eine Ausnahme, wo sie das Turnen meist für je zwei Klassen zu gleicher Zeit ansetzen. Es gibt dagegen aber auch solche Anstalten, wo heute sämmtliche Schüler des Gymnasiums und anderen Tages die der Lateinschule gemeinsam hinausgetrieben werden auf den Turnplatz oder in den Turnsaal; da wimmelt es nun um den Turnlehrer, erste und fünfte Klasse, Grosse und Kleine, Schwache und Starke, Geübte und Ungeübte, Alles dreht und stösst sich, lärmt und tobt um den Mann. Wie soll er, der einzige Lehrer, die ganz verschiedenartige Leistungskraft dieser Menge beschäftigen? Die Verordnung sagt: „Nach dem System von Spiess". — Spiess aber verlangt zuvörderst, dass die Schüler klassenweise, wie Latein und Deutsch, so auch den Unterricht im Turnen erhalten. Statt dessen ist der Lehrer gezwungen, nach dem Jahn'schen System zu greifen: unbekümmert um die bestehenden allerhöchsten Vorschriften teilt er die Schaar in Riegen, verwendet Schüler der fünften Lateinklasse, im besseren Falle Gymnasisten, im schlimmeren auch noch jüngere Knaben, als Vorturner, schickt die einen ans Reck, die andern an den Barren oder an die Kletterstangen und zum Springen, steht bald bei der einen bald bei der andern Riege, korrigirt hie und da, tadelt einen, der ihm nicht besonders imponirt, bis die unangenehme Stunde abläuft. Die Disziplin besorgt unterdess in der Regel ein „die

Aufsicht führendes" Mitglied des Lehrerrates. Hebt das Uhrwerk endlich den Hammer zum Schluss der Stunde, dann stürmt die Schülerschaar zum Tempel hinaus und — die Klassen haben eine Turnstunde gehabt. Noch eine solche in der Woche und die Schüler jeder Klasse haben, wie es der Buchstabe der Studienordnung verlangt, in der Woche zwei Turnstunden erhalten.

Mit welchem Ernst und welchem Erfolge die Schüler solchen Unterricht besuchen, lässt sich denken. Wenn aber besorgte Eltern und vorsichtige Aerzte die Dispensation ihrer Söhne und Pflegbefohlenen von solchen unnützen und gefahrbringenden Stunden verlangen — wer möchte es ihnen verargen? Und wenn Lehrer des Gymnasiums, die von dem Wert der Zeit und der Schuldisziplin mit Recht eine hohe Meinung hegen, auf solchen Unterricht mit Geringschätzung sehen und ihre Meinung auch aussprechen — wer möchte sie darum anklagen? Urteilen sie nicht vielmehr richtig, wenn sie behaupten, dass die auf ein solches Turnen verwendete Zeit und Mühe verloren sei und dass es grösseren Nutzen brächte, wenn die Schüler mit Kameraden eine Stunde im Freien umherliefen?

Wären andere Lehrer gezwungen, unter den gleichen Umständen zu arbeiten, wäre ihnen ebenfalls die Aufgabe gestellt, vier oder fünf Klassen zu gleicher Zeit zu unterrichten, wäre ihnen ein Lokal gegeben, das für Schul- und Unterrichtszwecke absolut untauglich ist — gewiss, sie würden auch kaum bessere Resultate erzielen. Wir haben es ja schon oft genug erlebt, dass Männer mit voller Begeisterung und hinreichender Sachkenntniss hinausgegangen sind, in neuer Methode die glücklichen Folgen eines regelrecht betriebenen Turnunterrichts zu zeigen — allein sie fanden sich bald der Unmöglichkeit gegenüber, so zu arbeiten, wie sie sich es gedacht hatten: es fehlte für das Turnen an Zeit, an Lokalitäten, an Einrichtungen, an Ernst, an Verständniss, an gutem Willen — und sie trieben es dann bald ähnlich, wie viele Andere.

Wie ist da abzuhelfen? In erster Reihe müssen sich die Behörden wie die Lehranstalten darüber völlig klar werden, was das Turnen in dem Organismus der Schule soll und mit welchen Mitteln der vorgesteckte Zweck zu erreichen ist.

Für diessmal erscheint es uns nicht angezeigt, den ersten Punkt weitläufig zu zergliedern; nur das Eine mag hier als feststehendes Gesetz erwähnt werden, dass der Turnunterricht als Erziehungsmittel behandelt und in schulgerechter Weise betrieben werden muss.

Dazu verlangen wir Entwicklung des Unterrichtes vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren. Auch das Turnen hat seine Steigerungen, seine Abgrenzungen, Klassenziele und auch hier muss, unbekümmert um einzelne besonders talentirte Schüler, das Hauptgewicht auf die Durchbildung der Masse gelegt werden.

Es gibt in unserem Lande nur wenige Turnlehrer, die sich klare, auf erprobten Principien beruhende Klassenziele zurecht gelegt haben, aber, setzen wir sofort wieder hinzu, wo ist es auch möglich gewesen?

Dann darf das Turnlokal nicht fernab vom Gymnasialgebäude liegen; in dessen Hof muss der Turnsaal stehen, wenn er nicht im Hauptgebäude selbst Platz finden konnte. Das ist eine Forderung, welche im Interesse des Unterrichts und der Disziplin unbedingt aufrecht erhalten werden muss, eine Forderung, über deren volle Berechtigung man sich insbesonders in den Kreisen, welche für die Volksschulen massgebend sind, längst klar geworden ist. Nach diesem selbstverständlichen Princip verfährt man nun schon seit Jahren mit dem gewünschten Erfolg in Dresden, Leipzig, München u. a. O.

Der Turnsaal muss leicht und ergiebig zu lüften und heizen sein und alle die Bedingungen erfüllen, welche an ein gesundes Schullokal gestellt werden müssen. Als Raum verlangen wir — immer vorausgesetzt, dass nur eine Klasse bis zu 50 Schülern turnt — einen Saal von 20 Mtr. Länge, 12 Mtr. Breite, $4^1/_2$ Mtr. Höhe.

Soll der Turnsaal Mittelschulen dienen, so kann er in seinen Einrichtungen nur zum geringen Teile den Anforderungen der Turnvereine oder der Volksschule entsprechen. Die Schüler der Gymnasien bedürfen für ihr Turnen gewisser Geräthe, welche sich z. B. im Turnen der Volksschule noch nicht finden oder im Turnen der Vereine eine nebensächliche Rolle spielen — und umgekehrt. Da ferner die Turngeräte, wenn sie nicht mehr körperverbildend als körperbildend sein wollen, sich in ihren Verhältnissen genau den Durchschnittsgrössen der Schüler, die an ihnen turnen sollen, anpassen müssen, so kann leicht erklärlicher Weise z. B. die Lateinschule einen grossen Teil der Geräte nicht benützen, welche der Turnverein für sich, für seine erwachsenen Mitglieder aufgestellt hat. Kletterstangen, Eisenstäbe, Springpferd und Barren sind es besonders, auf welche wir das Gesagte zunächst beziehen wollen. — Auch die Anzahl der gleichartigen Geräte ist verschieden in einem Turnsaal für Unterrichtsanstalten, welche verordnungsgemäss das Spiess'sche System festhalten müssen, und für Turnvereine, die ihren Turnbetrieb nach Jahn's Grundsätzen ordnen — kurz, der Gymnasialturnsaal hat, wenn der dort erteilte Turnunterricht zweckdienlich sein soll, seine eigene charakteristische Physiognomie festzuhalten und alle die bisher zur Anordnung gebrachten Verquickungsversuche zwischen Volksschul-, Gymnasial- und Turnvereinsturnen haben ihre unleugbaren Bedenken.

Es steht fest, dass, um den §. 16 der jüngsten Studienordnung durchzuführen, viel Geld erforderlich ist. Der Staat hat, als er das Turnen zu einem verbindlichen Gegenstand der Mittelschulen gemacht

hat, unsrer Anschauung nach mit dieser Erklärung die Pflicht übernommen, Turnlokalitäten herzustellen, in denen ein gesundheitfördernder Turnunterricht erteilt werden kann. Vieles Erfreuliche, was Besserung gebracht hat, ist in den letzten Jahren schon geschehen, manches Gymnasium hat einen völlig zweckentsprechenden Turnsaal erhalten, an vielen Orten sind taugliche Turneinrichtungen geschaffen worden. Aber trotzdem hätte manche Summe erspart oder jedenfalls besser verwendet werden können, wenn es sämmtlichen Behörden gefallen hätte, bei dem Bau und der Einrichtung von Schulturnlokalitäten Schulturnfachmänner zu Rat zu ziehen und die Herstellung und Einrichtung nicht den Architekten allein zu überlassen.

Es könnte noch verlocken, ein Wort in Bezug auf Turnplätze (Plätze im Freien) zu sprechen, welche im Sommer und auch häufig im Winter als Spiel- und Erholungsstätten der Schüler in den Freizeiten zu gelten hätten. Doch das würde uns für heute zu weit abführen.

Noch wichtiger ist die Frage der Turnlehrer. Als die Staatsregierung das Turnen als obligaten Gegenstand eingeführt, musste sie sich wohl auch die Frage beantwortet haben, ob sie über die ausreichende Anzahl gebildeter und verlässiger Turnlehrer verfüge, denen die Eltern ihre Söhne, welche ihnen durch jene Verordnung wieder für eine Stunde abgenommen wurden, ruhig und vertrauensvoll zur Aufsicht und Erziehung überlassen könnten; die Staatsregierung musste die Garantie für die Verlässigkeit ihrer Turnlehrer übernehmen. Doch wer wurde mit dem Turnunterricht betraut? Eine ganz bunte Gesellschaft; Leute ohne alle Bildung, die ihre Turnkunst in Turnvereinen oder gar nur beim Militär gewonnen, die Lehrgabe aber, die pädagogische Bildung und die Einsicht in die Zwecke der Turnschule mit dem Anstellungsdekrete erhalten haben. Eine andere Kategorie von Turnlehrern rekrutirte sich aus dem Lehrpersonal der Mittel- und Volksschulen: von diesen aber übernahmen Viele den Turnunterricht nur, weil Privatstunden im Ort schwer zu haben waren und schlechter honorirt wurden, während diese „Nebenbeschäftigung" doch eine verhältnissmässige Bezahlung fand. — Nur wenige Turnlehrer gab es, denen wirklich Sinn und Verständniss für ihr wichtiges Fach nachgerühmt werden konnte, die ausgerüstet mit allgemeiner pädagogischer Bildung sich redlich in dem weiten Gebiete des Turnens fortzubiden strebten und die in Wort, Schrift und That das Interesse des Schulturnens vertraten; die zeigten, was und wie es zu geschehen habe, um dasselbe als einen ebenbürtigen Gegenstand in der Schule erscheinen zu lassen. Diese sind heutzutage noch die starken Säulen, auf denen sich das Gymnasialturnen in Bayern stützt.

Mit unablässigem Bemühen hat die Staatsregierung, welche den früher begangenen Fehler erkannte, darnach gestrebt, die Massregeln ein- und durchzuführen, welche das Turnen heben konnten: sie entfernte die untauglichen Elemente zum grossen Teile aus ihren Stellungen, erhöhte die Turnlehrergehalte, sorgte dafür, dass insbesonders pädagogisch gebildete Männer mit diesem Unterricht betraut wurden und schuf in der Centralturnlehrerbildungsanstalt eine Stätte, in welcher Lehrer all das lernen können, was sie zur Erteilung des Turnunterrichts an Mittelschulen nötig haben. Diese hat sich bis zur Stunde zwar nach Vermögen angestrengt, einen tüchtigen Lehrernachwuchs und weitere Ausbildung der derzeitigen Turnlehrer zu schaffen; allein es wäre eitel Aufschneiderei, wollte sie behaupten, sie sei im Stande dem Turnlehrermangel schon in nächster Zeit abzuhelfen. Wenn nicht die Universitäten, das Polytechnikum und die Schullehrerseminarien thatkräftig mitwirken, wenn nicht auch sie ergiebige Turnlehrerbildungsstätten werden, dann dürfte die Centralanstalt noch viele, viele Jahre brauchen, bis sie die zureichende Zahl tüchtiger Turnlehrer zu bilden vermag.

Der Gedanke, dass der Ordinarius der Klasse selbst den Turnunterricht gibt, erscheint den Idealen eines wahren Turnfreundes am sympathischesten. Erst wo das nicht möglich ist, möchten wir den Turnunterricht einem anderen Mitglied des Lehrerrats anvertraut sehen, und nur, wenn auch dieser zweite Fall nicht durchführbar ist, kann man sich zu dem Ausweg verstehen, einem Lehrer einer anderen Schule oder einem eigenen Fachlehrer — aber immer nur einem Lehrer — den Turnunterricht zu übertragen.

Mit der allmählichen Entfernnng unpassender Elemente aus dem Turnlehramte wird sich auch das Ansehen des Turnlehrers heben und mancher Schulmann, den bisher — ich möchte fast sagen — Schicklichkeitsrücksichten abgehalten haben, in seinem Wohnort sich auch um den Turnunterricht anzunehmen, wird nun seine Kraft, Liebe und Ausdauer diesem schönen Gegenstande zuwenden, da er nicht mehr Gefahr läuft, mit Seiltänzern in einem Siebe gerüttelt zu werden. Es muss und wird auch bei uns in Bayern in Bälde zur Begründung eines durchaus tüchtigen, auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden, durch Bildung hervorragenden Turnlehrerstandes kommen; wir haben ja schon eine stattliche Reihe solcher Kräfte, auf die wir stolz sein dürfen; und was in anderen Ländern möglich ist, kann auch bei uns erreicht werden.

Dass jeder Turnlehrer, welcher an einer Mittelschule Turnunterricht erteilen will, sich in einer vom Staat angeordneten strengen Prüfung über sein turnerisches Können und Kennen ausweisen muss, ist eine selbstverständliche Forderung: das Gebiet des Turnunterrichts darf

nicht ein Tummelplatz für Franctireurs aus der Kaste der Pädagogen werden.

Freilich denken wir auch bei der Turnlehrerfrage wieder an die Mehrkosten, welche sich für den Staat durch solche Neuerungen ergeben. Allein wer einmal A gesagt hat, muss auch B sagen, wer den Zweck will, muss auch die Mittel wollen. Die Staatsregierung wurde seinerzeit von dem Landtag gedrängt, den Turnunterricht in den Mittelschulen obligat zu machen; sie konnte ihm gar nicht schnell genug Hand an's Werk legen. Wenn der Landtag derartige Aufforderungen als blosse platonische Anwandlungen, auch auf die Erziehung der Jugend einzuwirken, betrachtet wissen wollte, dann allerdings hat die Staatsregierung nicht gut daran gethan, dem Drängen des Landtags nachzugeben und mit überstürzender Hast das Turnen einzuführen. Hat aber dieser seinerzeit die Vervollständigung der Unterrichtsgegenstände in der Mittelschule durch das Turnen ernsthaft gewollt (und es ist kein Grund ersichtlich, der das in Zweifel ziehen liesse), dann müssen auch die Mittel beschafft werden, welche zur Durchführung des Gewollten unbedingt notwendig sind. Die jetzt für das Turnen in Bayern aufgewendete Summe ist geringer als die, welche Sachsen, ja selbst das noch kleinere Baden dafür in ihrem Budget aufgestellt haben. Die Reorganisation des Turnunterrichts an den Gymnasien Bayerns ist somit, wie wir sehen, eine Zeitfrage: auf einmal können alle die von uns berührten Forderungen nicht erfüllt werden; sie ist aber noch mehr eine Geldfrage und darin gleicht sie so vielen anderen Schulangelegenheiten, die sofort gelöst werden können, wenn die nötigen Mittel hiefür vorhanden sind.

Jede Klasse hat wöchentlich wenigstens zwei Turnstunden zu erhalten; dem beliebten, weil bequemen Vorturnersystem, das sich mit den Spiess'schen Lehren schlecht verträgt, ist baldmöglichst die Thüre zu weisen; Fachmänner haben das Turnen, den jüngsten und für viele Schulleitungen noch unklarsten Gegenstand zeitweise zu kontroliren. So werden allmählich auch die inspizirenden Mitglieder des Obersten Schulrats in den Stand gesetzt werden, sich die Regeln und Gesichtspunkte einzuprägen, auf deren Durchführung es beim Turnunterricht ankommt; sie werden bald in der Lage sein, auch ein richtiges Urteil über den Betrieb des Turnunterrichts an den Gymnasien, die sie inspiziren, zu geben.

Die weitere konsequente Folgerung ist, dass auch in den Schulzeugnissen der Schüler von den Resultaten im Turnen Notiz genommen werden muss; denn in dieser Unterlassung liegt ein wesentlicher Grund dafür, dass der Eifer, mit welchem diese Stunden besucht wurden, nicht überall ein zufriedenstellender war. Und auch die Eltern pflegen das als geringfügig und unbedeutend anzusehen, wovon

ihnen nicht offiziell eine Mitteilung gemacht wird; die ganze gleiche Erfahrung würde man mit jedem anderen Gegenstande, mit Mathematik, Griechisch, Religion machen. Ja so betrachten auch noch viele Lehrer die Sache. Und doch sind u. a. gerade die Beobachtungen, die der Turnlehrer über die Schüler im Turnsaal macht, häufig von höchster Bedeutung über deren Charakteristik. Denn nirgends zeigen sich diese so offen, so ungeschminkt, so in ihrer Eigenart, als hier, wo die Furcht vor der schnelltreffenden Schulstrafe in den Hintergrund tritt und die gegebene Freiheit zur Enthüllung der Individualität reizt und Gelegenheit gewährt. Auf das Votum des Turnlehrers darf demnach der Lehrerrat bei der Charakteristik der Schüler nicht verzichten.

Das sind die Grundzüge einer Organisation des Turnunterrichts, von der wir für die ganze Erziehung wichtige Erfolge erwarten. Es gehören viele Faktoren dazu, das hier vorgesteckte Ziel zu erreichen: die Staatsregierung, welche bisher eingehendes Verständniss und ein warmes Herz für diesen Unterrichtszweig bekundet hat, der Landtag, der die unbedingt nötigen Mittel bewilligen muss, die Schulleitungen, die dem Benjamin unter den Unterrichtsgegenständen mit voller Unbefangenheit und mit jener Liebe entgegenkommen sollen, welche die raschere Einlebung dieses Gegenstandes in der Schule ermöglicht, die Lehrer, welche sich die Mühe nicht verdriessen lassen dürfen, die Bedingungen und Folgen eines regelrechten Turnunterrichts und seine Rückwirkungen auf den übrigen Unterricht kennen zu lernen, und endlich die Turnlehrer, die durch tüchtige Leistungen beweisen müssen, dass das Turnen wirklich ein unentbehrlicher Faktor der Jugendbildung ist.

Nur von dem ernsten und freudigen Zusammenwirken der Beteiligten lässt sich eine nachdauernde Besserung der bestehenden Missstände erwarten. Der Zweck dieser Zeilen aber war, beizutragen, dass Seitens der Lehrer dem Turnen eine erhöhte Aufmerksamkeit, eine allseitigere Beachtung zugewendet werde. Nicht Personen – einzig nur die Sache hatten wir im Auge.

München. G. H. Weber.

Der grammatische Unterricht im Deutschen in Quinta und Sexta.

Die Schulordnung vom 26. Aug. 1874 enthält über den Unterricht in der Deutschen Grammatik für die Lateinklassen folgende Bestimmung: „In den Klassen der Lateinschule wird im Zusammenhange mit dem Unterrichte in der lateinischen Grammatik und in steter Berücksichtigung derselben ein grammatischer Unterricht erteilt". Der Sinn

dieser Bestimmung ist offenbar der, dass ein eigener systematischer Unterricht in der deutschen Grammatik nicht erteilt, sondern derselbe in der Hauptsache an den Unterricht in der lateinischen Grammatik angeschlossen werden soll. Nur dasjenige, was beim lateinischen Unterrichte nicht berührt werden kann, aber zur Completirung des Wissens in der deutschen Grammatik für diese Altersstufe unumgänglich notwendig erscheint, soll beim deutschen Unterrichte besonders hergenommen werden. Gleichwohl haben sich über den klaren Sinn dieser Bestimmung von manchen Seiten Zweifel erhoben, und man hat gemeint, es wäre damit lediglich eine vergleichende Behandlung der beiden Sprachen verlangt und ein Aufeinanderbeziehen der sprachlichen Erscheinungen, so dass die eine das Verständniss der andern erleichtern solle. Damit kommt man also wieder auf eine selbständige systematische Behandlung der deutschen Grammatik nach dem Muster der Behandlnng der lateinischen hinaus. Dass aber eine solche durchaus unzweckmässig und daher verwerflich ist, das haben anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes schlagend nachgewiesen, und es soll auf einige derselben, weil über die Methode des deutschen Unterrichtes in den untersten Klassen im Sinne der neuesten Verordnung bei uns noch keine festen und allgemein befolgten Grundsätze bestehen, im nachfolgenden hingewiesen werden.

Laas „der deutsche Unterricht, Berlin 1872, Linnig in einem Aufsatze über grammatischen Unterricht im Deutschen (Neue Jahrb. 1872), Röhrig in einem Aufsatze über den deutschen grammatischen Unterricht in Sexta (Neue Jahrb. 1872), Jolly in einer Broschüre „Schulgrammatik und Sprachwissenschaft“, München, Ackermann 1874, sprechen sich entschieden dahin aus, dass der grammatische Unterricht im Deutschen praktisch, aber nicht systematisch gegeben werden muss. Linnig sagt: „Zweck des deutschen Unterrichtes ist die praktische Handhabung der hochdeutschen Schriftsprache in mündlichem und schriftlichem Gebrauch. Soweit dieser Zweck nicht ohne grammatische Belehrung zu erreichen ist, hat die deutsche Grammatik ins Mittel zu treten. Sie selbst aber ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Hieraus folgt, dass sie nicht theoretisch, sondern praktisch, nicht in systematischem Zusammenhange, sondern je nach dem praktischen Bedürfnisse zur Behandlung kommen muss.“ „Welchen Sprachgewinn erziele ich damit, dass der Schüler die stark deklinierenden Wörter etwa an ihrem Genitiv von den schwachen unterscheiden lernt? Gewinnt er etwas damit für die praktische Handhabung der Sprache? Muss er überhaupt erst, wie im Lateinischen, das Deklinieren förmlich erlernen, ehe er mit den Wörtern umzugehen weiss?“ Solche äusserliche Fertigkeit hat für die Sprachbildung gar keinen Wert. „Das Deklinieren im Deutschen

seiner selbst wegen, um die deutschen Formen einzuüben, ist sündhafte Zeitverschwendung. Wird denn in den Lateinstunden nicht sattsam lateinisch und deutsch dekliniert, sind nicht alle Uebersetzungsübungen ebenfalls Declinierübungen auch für das Deutsche?" Die Befürchtung, dass auf diese Art der deutsche Unterricht ein zufälliger und verschwommener werde, ist nicht zutreffend, wenn der Lehrer die wenigen Fälle, die einer besonderen Behandlung bedürfen, in der deutschen Stunde bei den geeigneten schriftlichen Uebungen (worüber weiter unten die Rede sein wird) vornimmt. Dass ferner bei gleichzeitiger Betreibung lateinischer und deutscher Declinationsübungen die Erlernung und schärfere Unterscheidung grammatikalischer Begriffe und Verhältnisse gefördert wird, leuchtet von selbst ein, und es ist dies ein Moment, das bei den Anfängern sehr wohl zu beachten ist. „Was von der Declination gilt, das gilt in gleicher Weise auch von den übrigen Teilen der sog. Formenlehre, und in noch höherem Masse von der Conjugation." — Dass eine systematische Behandlung der deutschen Grammatik in den untersten Klassen nicht zweckmässig sei, wird nun auch von Verehrern derselben gerne zugestanden; aber sie wollen doch wenigstens, dass den Schülern eine Grammatik in die Hand gegeben werde, um sich in zweifelhaften Fällen durch Nachschlagen Gewissheit zu verschaffen. Aber „wie es mit dem Nachschlagen der Schüler, zumal jenes Alters, bestellt ist, darüber mache man sich ja keine Illusionen; aber selbst Trieb und Willen vorausgesetzt, wer hätte denn schon je in einer deutschen Schulgrammatik den gesuchten Rat gefunden? . . . Durch Schulgrammatiken, Leitfäden, Grundzüge etc. wird der deutsche Unterricht nicht gefördert, denn nicht der Schüler ist es, der des Heilmittels am bedürftigsten ist, sondern wir sind es, die Lehrer, die mit ganz andern Vorbereitungen an diesen Unterricht herantreten müssen, wie sie bisher von uns gefordert wurden." Selbst bei der Lehre vom Pronomen, für welche die Verehrer der Grammatik ganz besonders einen systematisch-theoretischen Unterricht angewendet wissen wollen, sind Regeln ganz entbehrlich. „Denn hier kommen auf der untersten Stufe bloss folgende zwei Punkte besonders in Betracht: 1) Bei Einübung des lateinischen Personalpronomens, wobei die Declination des entsprechenden deutschen Pronomens im Ganzen ausreichend mit gelernt wird, mache man besonders auf die Genitive: unser, euer aufmerksam, warne vor Verwechslung mit unsrer, eurer, die Possessiva sind. 2) Bei Einübung von *hic*, dieser, versäume man nicht zu lehren, dass wir neben dieser u. s. w. auch der, die, das als Demonstrativ gebrauchen, und dass dann der *gen. sing.* des, dessen, der, deren, *gen. plur.* der, deren, *dat. plur.* den, denen — lautet". Zur richtigen Anwendung muss übrigens auch das Sprachgefühl führen, auf welches man, wie es scheint, viel zu wenig baut. In diesem Falle scheinen sich wenigstens

jene zu befinden, welche bei einem Sextaner nichts weiter voraussetzen, als bloss die technische Fertigkeit des Lesens und Schreibens. Zeigen ja doch oft Knaben sogar schon in der 3. Lateinklasse ein gewisses Sprachgefühl im Lateinischen! Um wie vielmehr muss darauf in der Muttersprache Rücksicht genommen werden, wenn man sonst Schüler vor sich hat, welche überhaupt bildsam sind. „Das Sprachgefühl zu wecken und zu fördern, auf gute und deutliche Aussprache bei j e d e m Lesen und Sprechen zu dringen, ist das wirksamste Mittel zum richtigen und gewandten Gebrauche der Muttersprache." — Was endlich die Lehre von den Präpositionen betrifft, so ist hier allerdings eine Verschmelzung des deutsch-grammatischen Unterrichtes mit dem lateinischen nicht so leicht möglich. Indes kommt es hiebei vorzugsweise nur auf die Einübung gewisser, in der Umgangssprache am häufigsten verkehrt angewendeter Verbindungen an, und auch diese erfolgt am sichersten nicht durch Regeln der Grammatik, sondern durch praktische Uebungen und zwar „auf dem Wege schriftlicher Satzbildung". Was von der Formenlehre gilt, das gilt auch von der Satzlehre. Alles Theoretisiren, Systematisiren und Rationalisiren ist, um mit Grimm zu reden, „unsägliche Pedanterei, wodurch man nur erreicht, dass in den Kindern die freie Entwicklung des Sprachvermögens gestört wird." Jeder Lehrer, sagt Linnig, hat schon einmal die traurige Erfahrung gemacht, dass es mit der Satztheorie eine verfehlte Sache ist. Selbständige deutsche Satzlehre, man mag es nun damit anfangen, wie man will, immer ist sie eine *crux* der Schüler gewesen und wird es bleiben. Das wenige, was etwa an formaler Sicherheit gewonnen wird, verschwindet gegen den unendlich grösseren Nachteil, dass das naive Sprachgefühl erstickt und die i d e a l b i l d e n d e Kraft des deutschen Unterrichtes wegen f o r m a l e r Zwecke, wo nicht zerstört, doch nahezu paralysirt wird." Das, was die Schüler aus der Satzlehre zu wissen brauchen, lässt sich leicht auf praktischem Wege, im Anschlusse an die Lektüre und an die mündlichen und schriftlichen Uebungen gewinnen. Alle Theorie ist ohne praktischen Nutzen. Der Becker-Wurst'sche Verstandesgrammaticismus ist eine Vermischung der Grammatik und Logik, wodurch die Schüler unnötigerweise geplagt werden und weder im Ausdruck noch an Gedanken etwas Brauchbares gewinnen. Es genügt, die Teile des Satzes und die verschiedenen Arten des Haupt- und Nebensatzes im Grossen und Ganzen zu behandeln. Genauere und eingehendere Behandlung der Syntax hat sich an die lateinische Grammatik anzuschliessen, da die Principien des Satzbaues im Lateinischen und Deutschen die gleichen sind.

Systematisch-theoretischen Unterricht aber verlangt Laas für die beiden untersten Klassen in der O r t h o g r a p h i e und I n t e r p u n k t i o n, desgleichen auch ausdrücklich Linnig, „und zwar soll dieser Unterricht

selbstverständlich in die deutsche Stunde verlegt werden." Hier aber sollen die Regeln nicht aus der Grammatik, sondern durch Beispiele erläutert und durch Diktate und zu Hause selbst zu bildende Sätze über schwierige oder leicht zu verwechselnde Wörter eingeübt werden. Dass bei der Rückgabe der häuslichen Arbeiten die orthographische Seite hauptsächlich hervorgekehrt, dass gewisse wiederkehrende Fehler eingehend besprochen werden, ist ebenso selbstverständlich, wie es für die theoretische Seite des Unterrichts ist, die orthographischen Belehrungen zu Streiflichtern über andere grammatische Fragen zu benutzen. Der systematische Unterricht in der Orthographie braucht also durchaus nicht auf ein Memoriren von dürren Regeln der Grammatik abzuzielen. Das System gilt bloss für den Lehrer, der es darauf anzulegen hat, dass in der vorgeschriebenen Zeit die einzelnen Partien der Orthographie zur Besprechung resp. Anschauung und Einübung gelangen. Wie dies einzurichten ist, wird der Praktiker wohl wissen. Die orthographischen Uebungen müssen aber zugleich noch einem andern Zwecke dienen, dessen Bedeutung in pädagogischer Beziehung wohl zu beachten ist. Nach dem Grundsatze „Erst das Beispiel, dann die Regel" können diese Uebungen sich so einrichten lassen, dass an den diktirten Beispielen die Schüler in der Formen- und Satzlehre, in der Wortbildung und Sinnerklärung geübt werden. Ich verweise hier auf die Methode, welche uns Hr. Kollega L. Mayer in den Gymnasialblättern vom v. J. S. 320 ff. entwickelt hat. Durch solche praktische schriftliche Uebungen und durch die mündlichen bei Durchnahme der Lesestücke im Lesebuche lässt sich die gesammte Formen- und Satzlehre am praktischsten und nutzbringendsten einüben. (Mein Lesebuch ist, wie ich in der Vorrede hiezu nachgewiesen habe, ganz in diesem Sinne eingerichtet.) Die nämliche Ansicht vertritt Röhrig a. a. O. „Lautes, artikulirtes Sprechen, namentlich der Endungen der Formen und viel Erzählenlassen (Nacherzählen des Gelesenen) kommt der Befestigung in der Formenlehre sehr zu statten. Ferner betone man die Wortbildung, namentlich beim Diktat, und zwar so, dass man bei Wörtern, die denselben Stamm haben wie ein anderes oder andere, die der Schüler schon kennt, auf diese hinweist, um hierdurch ein Mittel für die richtige Schreibung zu gewinnen." Ebenso lässt sich bei diesen schriftlichen Uebungen sowie bei Durchnahme der Lesestücke bequem eine stufenmässige Entwicklung der Satzlehre verfolgen. Hierüber sagt Röhrig: „Man diktire am Anfange des Kursus leichte, wenig erweiterte Einzelsätze, dann mehr erweiterte, dann zusammengesetzte und schreite so fort bis zum leichten zusammenhängenden Stücke. Natürlich setzt das voraus, dass der Lehrer die Diktate sorgsam aufsucht resp. selber macht, und dass er nicht aus irgend einem beliebigen Buche ein Stück diktirt, ohne viel darauf zu sehen, wie der Satzbau desselben beschaffen

sei, da ja nur die Orthographie einzelner Wörter geübt werde.“ Die Satzlehre lässt sich aber auch kaum auf eine andere Weise nutzbringend behandeln, als dass an praktischen Beispielen die Satzteile, Satzarten und Satzverbindungen gezeigt werden. Die grammatische Belehrung bei den schriftlichen Uebungen und der Lectüre ergänzen einander. Ueber die letztere sagt Linnig noch: „Wenn die treffenden Erörterungen ebenfalls von vorbedachten Grundsätzen geleitet werden, so wird man in *sexta* und *quinta* bei der Lectüre das Form- und Wortverständniss und den Wortreichtum, die Synonyma, mit Erfolg zur Einübung bringen.“ Ganz vorzüglich geistbildende Uebungen bei der Lectüre sind endlich noch die Definitionen (natürlich von Begriffen, die der Fassungskraft der Schüler dieser Altersstufe angemessen sind). „Die Definition ist der natürliche Anfang und die beste Schule alles geordneten Denkens“ (C. Hermann, N. Jahrb. 1872 S. 559).

Nach dem Gesagten dürfte es also klar sein, dass die Behauptungen Linnigs vollständig begründet sind, wenn er sagt:

1) Selbständiger deutsch-grammatischer Unterricht in systematischem Lehrgange und in besonderen Lehrstunden ist für die unteren Klassen verwerflich.

2) Der Gebrauch eines besonderen grammatischen Lehrbuches ist unnütz.

3) In den unteren Klassen muss sich der grammatische Unterricht im Deutschen, soweit ein solcher durch den Endzweck des gesammten deutschen Unterrichtes erfordert wird, mit dem grammatischen Unterrichte im Lateinischen verbinden und durch gelegentliche, an die Lectüre, an die schriftlichen und mündlichen Uebungen angeknüpfte Belehrungen ergänzen.

Wollen wir niemals vergessen, dass der Zweck des deutschen Unterrichtes keineswegs auf eine bloss mechanische Dressur des Denkvermögens ausgehen muss, sondern dass derselbe eine eminent praktische Bestimmung hat. Sein Zweck nämlich ist in erster Linie die praktische Handhabung der Muttersprache in mündlichem und schriftlichem Gebrauche (Linnig); dann aber auch, wie Jolly in der erwähnten Broschüre fordert:

1) die Lectüre der Klassiker,

2) die Pflege einer höheren allgemeinen Bildung,

3) Erhaltung und Belebung des nationalen Gefühles.

Das Praktische wird aber nur auf praktischem Wege gewonnen.

Straubing. Miller.

Entwurf eines Lehrplans für den Unterricht in den Realien einer sechskursigen Realschule.

Die nachstehenden Vorschläge, obwol das Ergebniss reiflichster Ueberlegung, erheben durchaus nicht den Anspruch auf Vollkommenheit. Der Verfasser legt sie seinen Collegen mit der Bitte vor, dieselben einer ebenso unbefangenen als strengen Prüfung zu unterwerfen. Bemerkt sei noch, dass der Entwurf nach dem 4. Curs einen gewissen Abschluss zu gewinnen und den Stoff möglichst in concentrischen Kreisen zu erweitern strebt.

A.) Deutsche Sprache. „Der Unterricht hat sich nicht bloss auf die eigens für dieses Fach angesetzten Stunden, sondern auf die Behandlung aller Lehrgegenstände zu erstrecken, insofern der Schüler angehalten werden muss, bei allem, was er spricht, sich richtig auszudrücken und insbesondere seine Antwort auf gestellte Fragen in die Form eines vollständigen, wolgeordneten Satzes zu kleiden."

Der Unterricht im Deutschen hat die doppelte Aufgabe, einesteils durch passende Lektüre den Ideenkreis des Schülers zu klären und zu bereichern, seinen Geschmack zu veredeln, Gemüt und Willen desselben zu erheben und zu kräftigen, anderenteils durch mündliche und schriftliche Uebung und Gewöhnung ihn zu befähigen, das Erkannte und Empfundene sprachrichtig, wolgeordnet und angemessen darzustellen.

Die Schullektüre schliesst sich an ein gutes Lesebuch an, das ausser formvollendeten Prosadarstellungen ethischen und realistischen Inhalts auch die besten Lieder und Balladen unserer vorzüglichsten Dichter, besonders Uhlands, Schillers und Göthes zu enthalten hat. Daneben ist im 5. Curs Göthe's Hermann und Dorothea statarisch, der Cid von Herder und Göthes Götz von Berlichingen cursorisch, im 6. Curs Schillers Wilhelm Tell statarisch, Minna von Barnhelm von Lessing und Wallenstein von Schiller cursorisch zu lesen.

Die Privatlektüre des Schülers ist sorgfältig zu leiten und zu überwachen und der Lehrer des Deutschen wird es sich angelegen sein lassen, dass der Schüler durch gute Uebersetzungen und Bearbeitungen aus der Schülerbibliothek auch einen Einblick in die klassische Literatur des Altertums und des deutschen Mittelalters bekomme.

Bei Besprechung der Lesestücke hat der Lehrer zuvörderst richtiges Erfassen des Inhalts, sowol im ganzen, wie auch im einzelnen zu erstreben; auf den höheren Stufen wird er sich daneben auch bemühen, dem Schüler zur Bildung seines Geschmacks die Schönheit und Kunstmässigkeit der Form zum Bewusstsein zu bringen. Zu diesem Zwecke ist im 5. Curs das Wichtigste aus der deutschen Poetik gelegentlich mitzuteilen und im 6. Curs sind zur Gewinnung eines

kurzen Ueberblicks über die Geschichte unserer Nationalliteratur die bei Erklärung der einzelnen Musterstücke gegebenen literarhistorischen Notizen zusammenfassend zu wiederholen. Bei der Behandlung deutscher Gedichte muss sich der Lehrer davor hüten, durch übereifriges Zerfasern und Zerpflücken derselben ihre unmittelbare Wirkung abzuschwächen, oder sie gar zum blossen Vehikel für grammatische und stilistische Belehrungen herabzuwürdigen.

In den Leseübungen ist vor allem mechanische Sicherheit und Geläufigkeit und eine deutliche, dialektfreie Aussprache zu erzielen. Das Lesen mit sinngemässer Betonung und ästhetisch richtigem Ausdruck ist vorzugsweise auf den höheren Stufen zu pflegen. Ein grosses Gewicht ist darauf zu legen, dass die Schüler den Inhalt des Gelesenen frei wiederzugeben vermögen. Auswendiglernen und freier Vortrag vorzüglicher Stücke der klassischen Poesie und Prosa hat in allen Cursen der Lektüre sich anzuschliessen.

Der Stoff zu stilistischen Uebungen wird der deutschen Lektüre, dem übrigen Unterrichte und der eigenen Erfahrung des Schülers entnommen, und dieselben bestehen in den drei unteren Cursen vorzugsweise aus einfachen Nacherzählungen, Uebertragungen in Prosa, Erweiterungen, Concentrationen, Beschreibungen und Briefen, in den drei oberen aus umfangreicheren historischen Darstellungen, Schilderungen, Erklärungen von Sprüchwörtern und Dichtersprüchen und Abhandlungen. Im vierten Curs ist ausserdem Anleitung zur gewerblichen Buchführung und zur Anfertigung von Geschäftsaufsätzen zu geben und die schwierigeren Formen des Geschäftsstils, wie Gutachten, Verträge, Protokolle, Gesuche, sind auch noch im 5. und 6. Curse fleissig zu üben. — Der Anfertigung eines Aufsatzes geht eine Besprechung des Themas voraus, wobei der Schüler zur Auffindung und richtigen Anordnung und Einkleidung des Stoffes anzuleiten ist, jedoch mit dem Fortschritte, dass mit zunehmender geistiger Reife seiner Selbstthätigkeit ein immer grösserer Spielraum gegeben wird. Auch wird der Lehrer bei Besprechung der Aufsätze, sowie überhaupt bei passenden Gelegenheiten im deutschen Unterrichte nicht versäumen, die Schüler mit den wichtigsten Regeln des deutschen Stils vertraut zu machen.

Die orthographischen Uebungen haben sich an das Lesebuch und an den grammatischen Unterricht anzulehnen. Als orthographischen Ratgeber benützt der Schüler ein Wörterverzeichniss, das in der Orthographie des Lesebuchs die unentbehrlichsten Regeln, die schwierigsten deutschen und die wichtigsten Fremdwörter enthält. Nachdem im 4. Curs letztere nach Schreibung und Bedeutung angeeignet worden sind, soll der Schüler in der Orthographie so sicher sein, dass in den beiden oberen Cursen besondere Uebungen nicht mehr nötig sind.

Der Unterricht in der deutschen Grammatik hat sich auf der Realschule ganz in den Dienst der Orthographie und Stilistik zu stellen und also mit Ausschluss alles dessen, was rein wissenschaftlichen Wert hat, hauptsächlich diejenigen Partien mit Sorgfalt zu behandeln und aus der Erkenntniss in das Sprachgefühl des Schülers überzuführen, ohne welche Richtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks nicht möglich ist. Der Stoff verteilt sich folgendermassen:

1. Curs (10. — 11. Lebensjahr): Der einfache Satz im allgemeinen. Unterscheidung der Satzglieder und Wortarten. Uebungen im Deklinieren. Rektion der Verba und Präpositionen. Conjugationsübungen im Indikativ. Die Wortbildung im allgemeinen.

2. Curs. Der zusammengesetzte Satz im allgemeinen. Arten der Satzverbindung. Unterscheidung der Nebensätze. Interpunktionslehre. Die Conjunktionen. Conjugation im Conjunktiv. Direkte und indirekte Rede.

3. Curs. Eingehende Behandlung der Wortlehre. Die Wortarten betrachtet nach ihrer Bildung, ihrer Bedeutung und Einteilung, ihrer Anwendung im Satze. Synonyma. Starke und schwache Deklination und Conjugation.

4. Curs. Eingehende Behandlung der Satzlehre. Der Numerus. Gebrauch der Zeitformen. Moduslehre. Eingehende Behandlung der Conjunktionen. Interpunktionslehre. Wort- und Satzstellung. Periodenbau. Verslehre.

B. Geschichte. 1. Curs (10. — 11. Lebensjahr). 1. St.: Die schönsten Mythen, Sagen und Geschichten des klassischen und germanischen Altertums. 2. Curs 2 St. Deutsche und bayrische Geschichte im Anschluss an das Leben und Wirken hervorragender Männer nebst Einprägung der wichtigsten Jahrzahlen. 3. Curs. 2 St. Eingehende Behandlung der deutschen Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der bayrischen Geschichte. 4. Curs. 2 St. Eingehende Behandlung der deutschen in Verbindung mit der bayrischen Geschichte bis 1815 5. Curs. 2 St. Kurzer Ueberblick über die Geschichte der asiatischen Culturstaaten. Griechische Geschichte. Römische Geschichte in Verbindung mit der deutschen Geschichte bis 476. 6. Curs. 2 St. Wiederholung und Erweiterung der deutschen und bayrischen Geschichte in Verbindung mit den wichtigsten Ereignissen der allgemeinen Geschichte.

Auf allen Stufen wird der Lehrer neben der politischen Geschichte auch die bildenden Momente der Culturgeschichte im Unterrichte entsprechend zur Geltung bringen. Die geographischen Voraussetzungen historischer Erkenntniss sind im Geschichtsunterricht fleissig zu wiederholen. Derselbe hat sich vor einseitiger Bethätigung des Gedächtnisses der Schüler ferne zu halten, dagegen seine Hauptaufgabe darin zu erkennen, Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse

zu gewähren, das sittliche Urteil zu schärfen und nationale Gesinnung zu pflanzen und zu pflegen.

C. Geographie. 1. Curs (10. — 11. Lebensjahr). 2 St. Darstellung der Oberflächengestalt der Erde in allgemeinen Umrissen, Verteilung von Wasser und Land, das Meer und seine Hauptteile, horizontale und vertikale Gliederung der Continente nebst den wichtigsten Stromläufen. 2. Curs. 2 St. Eingehende Beschreibung der physischen Beschaffenheit Europas, insbesondere Mitteleuropas. Kenntniss der wichtigsten Städte. 3. Curs. 2 St. Ausführliche Behandlung der Geographie Bayerns, des übrigen Deutschlands und seiner germanischen Nachbarländer. Der politischen Geographie ist in diesem und dem nächsten Curse ein Hauptaugenmerk zuzuwenden und insbesondere der Einfluss der natürlichen Verhältnisse des Landes auf Cultur und Geschichte seiner Bewohner aufzuzeigen. 4. Curs. 2 St. Geographie der übrigen Länder Europas und der übrigen Erdteile mit besonderer Berücksichtigung derjenigen Länder, welche in historischer oder politischer, in industrieller oder merkantiler Beziehung von hervorragender Bedeutung sind. 5. Curs. 1 St Zusammenfassende Betrachtung der Erde als physischen Körpers (Land, Wasser, Atmosphäre, Produkte) und als Wohnplatzes des Menschen (Menschenrassen, Gesittungsstufen, Sprachen, Religionen, Staatsformen). Die Erde als Himmelskörper.

Passau. Schricker.

Anharmonische und involutorische Gebilde.

Seien $f(x, y, z) = o$ und $\varphi(x, y, z) = o$ homogene Funktionen in x, y, z von demselben Grade, so werden dadurch zwei Curven von gleicher Ordnung dargestellt. Die Gleichung $f(x, y, z) + \lambda \varphi(x, y, z) = o$ repräsentirt aber ebenfalls eine Curve derselben Ordnung, welche durch die Schnittpunkte der beiden gegebenen Curven geht, weshalb bei veränderlichem Werte der Grösse λ obige Gleichung einen Büschel von Curven darstellt, die alle durch die Schnittpunkte der beiden gegebenen Curven gehen. Erteilt man nun der Grösse λ insbesonders die Werte $\lambda_1, \lambda_2, \lambda_3, \lambda_4$, so erhält man dadurch vier Curven des Büschels, deren anharmonisches Verhältniss:

$$\frac{\lambda_1 - \lambda_3}{\lambda_2 - \lambda_3} : \frac{\lambda_1 - \lambda_4}{\lambda_2 - \lambda_4} = v \text{ ist.}$$

Bestimmt man nun für irgend eine Curve des Büschels, dargestellt durch die Gleichung: $f(x, y, z) + \lambda_i \varphi(x, y, z) = o$ bezüglich eines Punktes o der Ebene die erste Polare, deren Gleichung sein wird:

$$x(f^1(x_0) + \lambda_i \varphi^1(x_0)) + y(f^1(y_0) + \lambda_i \varphi^1(y_0)) + z(f^1(z_0) + \lambda_i \varphi^1(z_0)) = o$$

oder:

$$x \cdot f^1(x_0) + y \cdot f^1(y_0) + z \cdot f^1(z_0) + \lambda_i \left[x \cdot \varphi^1(x_0) + y \cdot \varphi^1(y_0) + z \cdot \varphi^1(z_0)\right] = o$$

so ist aus der letzten Gleichung ersichtlich, dass sich alle ersten Polaren, welche man erhält, wenn man dem Index i die Werte 1, 2, 3, 4 beilegt, in einem und demselben Punkte treffen, und dass ihr anharmonisches Verhältniss zusammenfällt mit demjenigen der Curven selbst.

Rückt der angenommene Punkt o in einen der Grundpunkte des Curvenbüschels, so wird die erste Polare dieses Punktes bezüglich der Curve die Tangente derselben in diesem Punkte.

Man kann somit das anharmonische Verhältniss von vier Curven eines Büschels gleichsetzen dem anharmonischen Verhältnisse ihrer ersten Polaren irgend eines Punktes der Ebene, oder auch gleichsetzen dem anharmonischen Verhältnisse der in einem der Grundpunkte des Büschels an die Curven gezogenen Tangenten . . . . (1)

Vier Gebilde eines Büschels sind in harmonischer Lage, wenn hiefür das Doppelverhältniss: $\dfrac{\lambda_1 - \lambda_3}{\lambda_2 - \lambda_3} : \dfrac{\lambda_1 - \lambda_4}{\lambda_2 - \lambda_4} = -1$ ist,

oder wenn: $\lambda_1 \lambda_2 - \dfrac{1}{2} (\lambda_1 + \lambda_2)(\lambda_3 + \lambda_4) + \lambda_3 \lambda_4 = o$ . . . (2)

Das im Satze (1) Erwähnte lässt sich auch direkt auf drei Paar involutorischer Gebilde eines Büschels übertragen.

Seien: $\begin{cases} f(x,y,z) + \lambda_1 \cdot \varphi(x,y,z) = o \\ f(x,y,z) + \lambda_2 \cdot \varphi(x,y,z) = o \end{cases}$ $\begin{cases} f(x,y,z) + \lambda_3 \cdot \varphi(x,y,z) = o \\ f(x,y,z) + \lambda_4 \cdot \varphi(x,y,z) = o \end{cases}$

$$\begin{cases} f(x,y,z) + \lambda_5 \cdot \varphi(x,y,z) = o \\ f(x,y,z) + \lambda_6 \cdot \varphi(x,y,z) = o \end{cases}$$

die Gleichungen der sechs Gebilde, so ist:

$$\begin{vmatrix} 1, & \lambda_1 + \lambda_2, & \lambda_1 \cdot \lambda_2 \\ 1, & \lambda_3 + \lambda_4, & \lambda_3 \cdot \lambda_4 \\ 1, & \lambda_5 + \lambda_6, & \lambda_5 \cdot \lambda_6 \end{vmatrix} = o \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \quad (3)$$

die Bedingungsgleichung für die Involution derselben.

Macht man nun die Annahme, dass die conjugirten Gebilde 3 und 4, 5 und 6 zusammenfallen, so dass $\lambda_3 = \lambda_4$, $\lambda_5 = \lambda_6$ gesetzt werden kann, so geht obige Bedingungsgleichung über in:

$$\lambda_1 \lambda_2 - \frac{1}{2} (\lambda_1 + \lambda_2) \cdot (\lambda_3 + \lambda_5) + \lambda_3 \cdot \lambda_5 = o$$

d. h. Fallen von den drei conjugirten Gebildepaaren einer Involution zweimal ein Paar in ein Gebilde zusammen, so liegen die beiden neuen Gebilde mit dem dritten Paare harmonisch. . . . . (4)

Die Bedingungsgleichung (3) lässt sich aber noch in eine Form kleiden, die bei vielen Untersuchungen über involutorische Eigenschaften gegebener Gebilde sich als äusserst zweckmässig erweist Bildet man nämlich durch Multiplikation von je zwei Gleichungen conjugirter Gebilde der Involution die Gleichungen der conjugirten Gebildepaare:

$$P_{12} = f^2(x,y,z) + (\lambda_1 + \lambda_2) f(x,y,z) \cdot \varphi(x,y,z) + \lambda_1 \cdot \lambda_2 \varphi^2(x,y,z) = o$$
$$P_{34} = f^2(x,y,z) + (\lambda_3 + \lambda_4) f(x,y,z) \cdot \varphi(x,y,z) + \lambda_3 \cdot \lambda_4 \varphi^2(x,y,z) = o$$
$$P_{56} = f^2(x,y,z) + (\lambda_5 + \lambda_6) f(x,y,z) \cdot \varphi(x,y,z) + \lambda_5 \cdot \lambda_6 \varphi^2(x,y,z) = o$$

so ist ersichtlich, dass man hievon zur vorigen Involutionsbedingung dadurch gelangt, indem man aus den drei Gleichungen die Grössen $f^2(x, y, z)$; $f(x, y, z)$, $\varphi(x, y, z)$; $\varphi^2(x, y, z)$ eliminirt. . . (5) Dieses Ergebniss kann nun besonders vorteilhaft auf den Fall für involutorische Grade angewendet werden.

Da nämlich die Gleichung $\alpha(x - x_0) + \beta(y - y_0) = o$ eine durch den Punkt o gehende Gerade vorstellt, so repräsentirt die Gleichung:

$$a_{00}(x - x_0)^2 + 2\, a_{01}(x - x_0)(y - y_0) + a_{11}(y - y_0)^2 = o$$

ein den Punkt o enthaltendes Linienpaar.

Treten nun hinzu noch die Gleichungen:

$$b_{00}(x - x_0)^2 + 2\, b_{01}(x - x_0)(y - y_0) + b_{11}(y - y_0)^2 = o$$
$$c_{00}(x - x_0)^2 + 2\, c_{01}(x - x_0)(y - y_0) + c_{11}(y - y_0)^2 = o$$

von zwei anderen Linienpaaren, so ist die Bedingung der Involution dieser drei Geradenpaare dargestellt durch die Gleichung:

$$\begin{vmatrix} a_{00}, & a_{01}, & a_{11} \\ b_{00}, & b_{01}, & b_{11} \\ c_{00}, & c_{01}, & c_{11} \end{vmatrix} = o \quad . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \; . \quad (6)$$

Hieraus entspringt somit zur Bildung der Involutionsbedingung von Geradenpaaren eines Büschels folgende Regel:

Man multiplicire die Gleichungen der conjugirten Geradenpaare und setze die aus den Coeffizienten von x^2, xy und y^2 der Gleichungen der einzelnen Geradenpaare gebildete Determinante gleich Null. . (7)

Betrachtet man nun einen Kreisbüschel, d. h alle jene Kreise, die durch zwei gegebene Punkte P_1 und P_2 gehen und deren Mittelpunkte aller einer Geraden G angehören, so lässt sich zunächst das im Satze (1) Erwähnte direkt hierauf anwenden. Da aber jedem Punkte der Geraden G, als Mittelpunkt eines Kreises genommen, ein und nur ein Kreis des Büschels und jedem Kreise des Büschels ein und nur ein Mittelpunkt auf der Geraden G zukömmt, so folgt, dass das Doppelverhältniss der Mittelpunkte von irgend vier Kreisen des Büschels, gleich ist dem Doppelverhältnisse der Kreise selbst. Aus demselben Grunde ist aber auch das Doppelverhältniss der Schnittpunkte jeder durch einen der Grundpunkte P gehenden Geraden mit den Kreisen des Büschels, gleich dem Doppelverhältnisse der Kreise selbst. . (8)

Unter den Kreisen des Büschels befindet sich aber insbesonders derjenige mit unendlich grossem Radius und unendlich fernem Mittelpunkte, der somit übergeht in die gemeinschaftliche Sehne $P_1 P_2$ der Kreise. Nimmt man nun zu diesem Kreise noch irgend drei andere Kreise des Büschels heraus, so reduzirt sich das Doppelverhältniss ihrer vier Mittelpunkte, da einer derselben im Unendlichen liegt,

auf ein einfaches Verhältniss; ebenso verhält es sich mit dem Doppelverhältnisse der Schnittpunkte einer durch P gehenden Geraden mit den Kreisen.

Treffen sich also drei Kreise K_1 K_2 und K_3 in denselben zwei Punkten P_1 und P_2, so schneidet jede durch P_1 oder P_2 gehende Gerade die Kreise in Punkten p_1, p_2, p_3, für welche das Verhältniss $\frac{p_1\, p_3}{p_2\, p_3}$ constant und gleich dem Verhältnisse $\frac{m_1\, m_3}{m_2\, m_3}$ für die Kreismittelpunkte ist . . . . (9)

Durch Umkehrung dieses Satzes ergibt sich Folgendes:

Zieht man durch einen der Schnittpunkte (P_1) zweier Kreise K_1 und K_2 beliebige Grade, welche die Kreise zum zweitenmale in den Punkten p_1 und p_2 schneiden, so liegen alle jene Punkte p_3, welche die jeweilige Strecke $p_1\, p_2$ im constanten Verhältnisse teilen, auf einem durch P_1 und P_2 gehenden Kreise, dessen Mittelpunkt die Strecke der Mittelpunkte m_1 und m_2 der gegebenen Kreise in demselben Verhältnisse teilt. Auf der im Punkte P_1 an diesen Kreis gezogenen Tangente wird somit von beiden Kreisen K_1 und K_2 eine Strecke abgeschnitten, welche durch den Punkt P_1 ebenfalls im gegebenen Verhältnisse geteilt wird . . . . (10)

Hiemit ist zugleich die Aufgabe gelöst:

Durch einen der Schnittpunkte zweier Kreise eine Gerade so zu ziehen, dass die von beiden Kreisen abgeschnittenen Sehnen gegebenes Längenverhältniss haben.

Sollen die drei Kreise und derjenige mit unendlich grossem Radius insbesonders harmonisch liegen, so muss, da der Mittelpunkt des letztern im Unendlichen liegt, der Mittelpunkt seines conjugirten Kreises in die Mitte der Mittelpunktsstrecke der beiden anderen Kreise rücken.

Demzufolge schneidet jede durch P_1 oder P_2 gehende Gerade diese drei harmonischen Kreise in Punkten p_1, p_2, p_3 so, dass $p_1\, p_3 = p_3\, p_2$ ist. Es liegen also auch die Mitten aller Strecken, die auf den durch P_1 oder P_2 gehenden Geraden von zwei Kreisen ausgeschnitten werden, auf einem Kreise, der durch P_1 und P_2 geht und dessen Mittelpunkt die Strecke der Mittelpunkte der gegebenen Kreise halbirt.

Die Tangente dieses Kreises im Punkte P_1 schneidet die zwei gegebenen Kreise nach gleich langen Sehnen. . . . . (10a)

Soll also durch einen der Schnittpunkte (P_1) zweier Kreise eine Gerade so gezogen werden, dass auf ihr beide Kreise gleich lange Sehnen abschneiden, so braucht man sich blos die durch P_1 gehende Tangente desjenigen Kreises zu verschaffen, dessen Mittelpunkt die Strecke der Mittelpunkte der gegebenen Kreise halbirt.

Da aber die Kreise der Voraussetzung nach harmonisch sind, so erhält man die gesuchte Gerade noch einfacher dadurch, dass man zu den durch P_1 gehenden Tangenten der gegebenen Kreise bezüglich ihrer gemeinschaftlichen Sehne die vierte harmonische Gerade zeichnet. . . . . (11)

Lässt man in der Gleichung: $x^2 + y^2 + a x + b y = o$, welche einen durch den Anfangspunkt des Coordinatensystems gehenden Kreis darstellt; die Grössen a und b beliebig variiren, so erhält man dadurch ein System von Kreisen, die ein sogenanntes Kreisnetz bilden. Wählt man nun von diesen Kreisen insbesonders drei aus, deren Gleichungen seien:

$$K_1 = x^2 + y^2 + a_1 x + b_1 y = o$$
$$K_2 = x^2 + y^2 + a_2 x + b_2 y = o$$
$$K_3 = x^2 + y^2 + a_3 x + b_3 y = o$$

so sind die Gleichungen ihrer drei je zwei Kreisen gemeinschaftlichen Sehnen:

$$S_{12} = K_1 - K_2 = o$$
$$S_{23} = K_2 - K_3 = o$$
$$S_{31} = K_3 - K_1 = o$$

Seien nun T_1, T_2, T_3 die im Anfangspunkte des Coordinatensystems an die drei Kreise gezogenen Tangenten, so sind ihre Gleichungen:

$T_1 = a_1 x + b_1 y = o \quad T_2 = a_2 x + b_2 y = o \quad T_3 = a_3 x + b_3 y = o$

Bildet man nun die Gleichungen der Linienpaare:

$$T_1 \, . \, S_{23} = a_1 (a_2 - a_3) x^2 + [a_1 (b_2 - b_3) + b_1 (a_2 - a_3)] \; x \, y + b_1 (b_2 - b_3) \, y^2 = o$$
$$T_2 \, . \, S_{31} = a_2 (a_3 - a_1) x^2 + [a_2 (b_3 - b_1) + b_2 (a_3 - a_1)] \; x \, y + b_2 (b_3 - b_1) \, y^2 = o$$
$$T_3 \, . \, S_{12} = a_3 (a_1 - a_2) x^2 + [a_3 (b_1 - b_2) + b_3 (a_1 - a_2)] \; x \, y + b_3 (b_1 - b_2) \, y^2 = o$$

und verschafft sich hieraus die Determinante:

$$D = \begin{vmatrix} a_1 (a_2 - a_3); & a_1 (b_2 - b_3) + b_1 (a_2 - a_3); & b_1 (b_2 - b_3) \\ a_2 (a_3 - a_1); & a_2 (b_3 - b_1) + b_2 (a_3 - a_1); & b_2 (b_1 - b_3) \\ a_3 (a_1 - a_2); & a_3 (b_1 - b_2) + b_3 (a_1 - a_2); & b_3 (b_1 - b_2) \end{vmatrix}$$

so ist ersichtlich, dass durch Addition der Elemente von irgend zwei Horizontalreihen sich die Elemente der dritten Reihe ergeben, woraus hervorgeht, dass:

$$D \equiv o \text{ ist.}$$

Zufolge des Satzes (7) ergibt sich nun der Satz:

Schneiden sich drei Kreise in einem und demselben Punkte o, so bilden die drei Linienpaare, bestehend aus je einer Tangente im Punkte o des einen Kreises und der gemeinschaftlichen Sehne der beiden andern Kreise, eine Involution . . . . (12)

Bezeichnet man die Schnittpunkte der durch o gehenden Kreise K_2 und K_3, K_1 und K_3, K_1 und K_2, bezüglich mit p_1, p_2, p_3, so sind die Verbindungslinien op_1, op_2, op_3, des gemeinschaftlichen Schnittpunktes o der Kreise mit den Ecken des Dreieckes p_1, p_2, p_3 die gemeinscaftlichen Sehnen je zweier Kreise; da nun die durch o gehenden Tangenten T_1, T_2, T_3 mit diesen drei Sehnen in Involution sind, so müssen nach einem bekannten Satze sich die Linien: $\overline{p_1\, p_2}$ und T_3; $\overline{p_1\, p_3}$ und T_2; $\overline{p_1\, p_2}$ und T_1 in drei Punkten einer Geraden schneiden.

Demnach folgt der Satz:

Verbindet man die drei Schnittpunkte dreier sich in einem Punkte o schneidender Kreise mit einander, und zieht die durch o gehenden Tangenten der Kreise, so liegen die Schnittpunkte von jeder Tangente und Sehne eines und desselben Kreises auf einer Geraden. . . (13)

Lässt man nun die conjugirten Geraden T_1 und S_{23}, T_2 und S_{13} in je eine Gerade zusammenfallen, so sind nach (4) die Geraden T_1, T_2 und T_3, S_{12} harmonisch.

Hieraus entspringt der Satz:

Zieht man in einem der Schnittpunkte (P_1) zweier Kreise die Tangenten T_1 und T_2 dieser Kreise, welche dieselben noch in den Punkten s_1 und s_2 schneiden, so ist die im Punkte P_1 an den durch die Punkte T_1, s_1 und s_2 gehenden Kreis K_3 gezogene Tangente T_3 harmonisch zu den Tangenten T_1 und T_2 bezüglich der den beiden Kreisen K_1 und K_2 gemeinschaftlichen Sehne S_{12}. . . . . (14)

Da aber zufolge des Satzes (10a) auf der Tangente T_3 von beiden Kreisen K_1 und K_2 gleichlange Sehnen abgeschnitten werden, so ergibt sich zugleich aus dem zuletzt Erwähnten eine dritte Art der Construktion für diejenige durch einen der Schnittpunkte zweier Kreise gehende Gerade, welche die Kreise nach gleich langen Sehnen schneidet; ferner folgt:

Zieht man in einem der Schnittpunkte (P_1) zweier Kreise die Tangenten derselben, welche die Kreise noch in s_1 und s_2 schneiden, so wird der Kreis, welcher durch die Punkte P_1, s_1 und s_2 bestimmt ist, von demjenigen Kreise, der durch die Schnittpunkte der gegebenen Kreise geht und die Mitte der Strecke ihrer Mittelpunkte zum Mittelpunkt hat, im Punkte P_1 berührt. . . . . (15)

Denkt man sich nun vier Kreise des Kreisnetzes herausgenommen, deren Gleichungen: $K_1 = o$ $K_2 = o$ $K_3 = o$ $K_4 = o$ seien; so sind die Gleichungen der sechs je zweier Kreise gemeinschaftlichen Sehnen:

$$\begin{cases} S_{12} = K_1 - K_2 = o \\ S_{34} = K_3 - K_4 = o \end{cases} \begin{cases} S_{13} = K_1 - K_3 = o \\ S_{24} = K_2 - K_4 = o \end{cases} \begin{cases} S_{23} = K_2 - K_3 = o \\ S_{14} = K_1 - K_4 = o \end{cases}$$

und somit sind die Gleichungen der Sehnenpaare:

$$S_{12} \,.\, S_{34} = (a_1 - a_2)(a_3 - a_4)\,x^2 + [(a_1 - a_2)(b_3 - b_4) + (a_3 - a_4)(b_1 - b_2)]\,xy + (b_1 - b_2)(b_3 - b_4)\,y^2 = o$$

$$S_{13} \,.\, S_{24} = (a_1 - a_3)(a_2 - a_4)\,x^2 + [(a_1 - a_3)(b_2 - b_4) + (a_2 - a_4)(b_1 - b_3)]\,xy + (b_1 - b_3)(b_2 - b_4)\,y^2 = o$$

$$S_{23} \,.\, S_{14} = (a_2 - a_3)(a_1 - a_4)\,x^2 + [(a_2 - a_3)(b_1 - b_4) + (a_1 - a_4)(b_2 - b_3)]\,xy + (b_2 - b_3)(b_1 - b_4)\,y^2 = o$$

Bildet man nun die Determinante:

$$D = \begin{vmatrix} (a_1 - a_2)(a_3 - a_4), & (a_1 - a_2)(b_3 - b_4) + (a_3 - a_4)(b_1 - b_2), & (b_1 - b_2)(b_3 - b_4) \\ (a_1 - a_3)(a_2 - a_4), & (a_1 - a_3)(b_2 - b_4) + (a_2 - a_4)(b_1 - b_3), & (b_1 - b_3)(b_2 - b_4) \\ (a_2 - a_3)(a_1 - a_4), & (a_2 - a_3)(b_1 - b_4) + (a_1 - a_4)(b_2 - b_3), & (b_2 - b_3)(b_1 - b_4) \end{vmatrix}$$

so ist ersichtlich, dass man durch Subtraktion der Elemente zweier Horizontalreihen die Elemente der dritten Reihe erhält; woraus folgt, dass:

$$D = o \text{ ist.}$$

d. h. Verbindet man die sechs Schnittpunkte von vier durch einen und denselben Punkt o gehenden Kreisen mit diesem Punkte o, so erhält man sechs involutorische Linien; und zwar ist immer die Sehne je zweier Kreise der gemeinschaftlichen Sehne der beiden andern Kreise conjugirt. . . . . (16)

Bezeichnet man allgemein mit $p_{\mu\nu}$ den Schnittpunkt der durch den Punkt o gehenden Kreise K_μ und K_ν, so werden, wenn man die conjugirten Geraden S_{12}, S_{34} und S_{13}, S_{24} zusammenfallen lässt, die Punkte p_{12} und p_{34} und ebenso p_{13} und p_{24} auf je eine durch den Punkt o gehende Gerade zu liegen kommen, so dass unter Berücksichtigung des Satzes (4) folgt:

Nimmt man auf jedem Schenkel eines Winkels mit dem Scheitelpunkte o zwei Punkte an und legt durch je zwei dieser Punkte und durch den Punkt o einen Kreis, so erhält man vier Kreise, die sich noch in zwei neuen Punkten treffen, deren Verbindungslinien mit dem Punkte o die Schenkel des Winkels harmonisch trennen. . . . (17)

Die vier auf den beiden Winkelschenkeln liegenden Punkte können aber auch so gewählt werden, dass ein Paar von den Kreisen sich im Punkte o berühren; alsdann werden die gemeinschaftliche Tangente dieses Paares und die gemeinschaftliche Sehne der beiden anderen Kreispaare die Schenkel des Winkels harmonisch trennen.

Regensburg. Max Greiner.



Das ebene Pendel.

Jedes materielle Pendel mit scharfer Kante (Schneide) besitzt den Fehler, dass die Drehungsachse nicht genau in der Ebene liegt, welche zur Unterstützung der Schneide dient, da letztere eigentlich einen Teil einer Cyllinderfläche repräsentirt mit allerdings sehr kleinem Krümmungsradius. Aus diesem Umstande entspringt die Unmöglichkeit, die Drehungsachse genau angeben, sowie die Länge des Pendels genau messen zu können. Wie bekannt, hat Bessel in seinen Untersuchungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels, diesen Uebelstand und auch den, welcher etwa durch die Nichthomogenität der Körper herbeigführt wird, dadurch umgangen, dass er zwei Pendel mit derselben Schneide und derselben Kugel schwingen liess, bei welchen der Unterschied der Drähte auf's Genaueste gemessen war. Offenbar müssen aber durch die angegebene Aufhängungsart die Bewegungsgleichungen des Pendels verändert werden. Dieser Veränderung können wir dadurch näher kommen, dass wir die Bewegungsgleichungen eines Pendels ermitteln, dessen Schneide ein Stück eines bekannten Cylinders vom Krümmungsradius R ist, welcher auf der Unterstützungsfläche sehr wenig hin und her rollt. Wir werden diese Entwicklungen von einem etwas anderen Gesichtspunkt aus beginnen, als diess Bessel gethan hat, und das ebene materielle Pendel als speciellen Fall nachfolgender Aufgabe betrachten.

Eine Walze mit kreisförmigem Querschnitt, bei welcher die Schwerpunktslinie nicht mit der Cylinderachse zusammenfällt, werde ein wenig aus der Gleichgewichtslage gebracht, während der Cylinderumfang hierbei auf einer horizontalen Ebene hin und her rollt; es sind die Bewegungsgleichungen dieses Apparates festzustellen.

Wir legen zur Ausführung dieser Untersuchungen folgende Lehrsätze der Mechanik zu Grunde:

1) Für jeden Zeitraum ist der Zuwachs an lebendiger Kraft gleich der Summe sämmtlicher Arbeiten, welche die auf ein System von Massenpunkten einwirkenden inneren und äusseren Kräfte während dieses Zeitraums verrichten, oder auch gleich dem Zuwachs des Potentials.

2) Befindet sich ein System von Massenpunkten in Bewegung, so ist die gesammte lebendige Kraft gleich der lebendigen Kraft der im Schwerpunkt vereinigten Gesammtmasse vermehrt um die Summe der auf den Schwerpunkt bezogenen lebendigen Kräfte.

Der Schwerpunkt des zu einer materiellen Scheibe verkürzten Cylinders befinde sich in der Entfernung r vom Centrum der Scheibe. Der Winkel, um welchen das System sich gedreht hat, wenn es aus der Gleichgewichtsstellung herausgebracht wurde, möge φ genannt werden; dann ist, wenn wir im Augenblicke des Gleichgewichts die y Achse uns durch das Centrum und den Schwerpunkt der Scheibe

gelegt denken, während die x Achse die hierauf senkrechte untere Tangente an den Kreis bilde, die Gleichung für den geometrischen Ort des Schwerpunktes:

$$x = R\,\varphi - r \sin \varphi$$
$$y = R \quad - r \cos \varphi$$

hieraus $$\frac{dx}{dt} = \frac{d\varphi}{dt}\,(R - r \cos \varphi)$$
$$\frac{dy}{dt} = \frac{d\varphi}{dt} \cdot r \sin \varphi$$

und demgemäss die lebendige Kraft der fortschreitenden Bewegung des Schwerpunktes

$$(1) \quad \ldots\ldots = \frac{m}{2}\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 (R^2 - 2\,R\,r \cos \varphi + r^2),$$

wobei m die Masse des Cylinders ist.

Die lebendige Kraft der Drehbewegung

$$= \frac{1}{2}\,M\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2$$

wenn M das Trägheitsmoment in Bezug auf eine durch den Schwerpunkt gehende Achse bedeutet.

Die gesammte lebendige Kraft der Bewegung des Systems ist also

$$= \frac{m}{2}\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 \left[R^2 - 2\,R\,r \cos \varphi + r^2 + \frac{M}{m}\right]$$

Diese lebendige Kraft lässt sich durch die Arbeit ausdrücken, welche die im Schwerpunkt vereinigt gedachte Masse verrichtet, wenn der Schwerpunkt sich um die Grösse $(y - r)$ erhebt. Diese Arbeit ist, abgesehen von einer Constanten

$$= -\,m\,g\,(y - r)$$
$$2) \quad \ldots\ldots\ldots = -\,m\,g\,(R - r - r \cos \varphi)$$

Aus 1) und 2) resultirt, wenn wir $m\,g\,(R - r)$ unter eine Constante C zusammenfügen.

$$C + m\,g\,r \cos \varphi = \frac{m}{2}\left(\frac{d\varphi}{dt}\right)^2 \left[R^2 - 2\,R\,r \cos \varphi + r^2 + \frac{M}{m}\right]$$

Die Constante C können wir nun auch dadurch ausdrücken, dass wir den Winkel φ_0 zur Zeit $t = o$ einführen. Da in diesem Augenblicke $\frac{d\varphi}{dt} = o$ ist, so wird die ganze rechte Seite vorstehender Gleichung Null und wir erhalten

$$C = -\,m\,g\,r \cos \varphi_0$$

und die Differentialgleichung der Bewegung also in der Form eines elliptischen Integrals

$$\text{I)} \qquad \frac{d\varphi}{dt} = \sqrt{\frac{2\,r\,g\,(\cos \varphi - \cos \varphi_0)}{R^2 - 2\,R\,r \cos \varphi + r^2 + \frac{M}{m}}}$$

Die Ausführung der Integration übergehe ich hier und bemerke nur, dass durch Einführung geeigneter Substitutionen schliesslich eine Form erhalten wird, welche in der Theorie der elliptischen Funktionen grosse Wichtigkeit besitzt, nämlich:

$$\int \frac{d\,u}{1 + c^2\, sin^2\, am\, (u\ mod.\, k)}$$

deren Integral leicht bestimmbar ist.

Auf diese Weise erhalten wir einen Ausdruck für die Schwingungsdauer:

$$\text{II)}\ t = \pi \,.\left(1 + \frac{4\,R\,r\,sin^2\,\frac{\varphi_0}{2}}{(R-r)^2 + \frac{M}{m}}\right).\left(1 + \frac{1-K^1}{1+K^1}\right).\sqrt{\frac{(R-r)^2 + \frac{M}{m}}{g\,r}}$$

wobei $K^1 = \dfrac{cos\ \frac{\varphi_0}{2}}{\sqrt{1 + \dfrac{4\,R\,r\,sin^2\frac{\varphi_0}{2}}{(R-r)^2 + \frac{M}{m}}}}$ ist.

Für $R < r$ geht das betrachtete System in eine Pendelvorrichtung über.

Für $R = o$ und $M = o$ erhalten wir ein mathematisches Pendel und zwar bei sehr kleinen Amplituden die bekannte Formel:

$$t = \pi \sqrt{\frac{r}{g}}$$

bei etwas grösseren Amplituden:

$$t = \pi \,.\sqrt{\frac{r}{g}}\,.\,(1 + \frac{1}{4}\,sin^2\,\varphi_0)$$

Speier. C. Bender.

Die Intensität der Sonnenstrahlen auf den Planeten.

Eine, wenn auch nicht ganz genaue, so doch näherungsweise richtige Vorstellung von der Intensität der Sonnenstrahlen auf den Planeten können wir uns dadurch verschaffen, dass wir dieselbe vergleichen mit den verschiedenen Zonen der Erde Nimmt man die Wärme, welche ein Ort am Aequator der Erde von der Sonne erhält, zur Einheit, so ist — da die Intensität mit dem *sinus* des Neigungswinkel oder also mit dem *cosinus* der geographischen Breite abnimmt — die Wärme, welche ein Ort in der Breite φ erhält, $= cos\ \varphi$. Substituirt man nun in der Gleichung $cos\,\varphi = a$ für a successive die den verschiedenen

oberen Planeten zugehörigen Intensitätszahlen, und bestimmt aus dieser Gleichung φ, so erfährt man, in welcher geographischen Breite der Erde die Intensität der Sonnenstrahlen gleich ist der Intensität am Aequator der oberen Planeten. Zur Bestimmung der Temperatur der unteren Planeten bedienen wir uns einer ähnlichen Rechnung, indem wir die Wärme am Aequator der Venus und ebenso später des Mercur = 1 setzen, hieraus die der Erde das erste Mal = 0,523, das zweite Mal = 0,149 finden und nun berechnen, der wievielte Grad der Venus und des Mercur dieselbe Sonnenwärme haben, wie der Aequator der Erde. Hat man auf diese Weise über sämmtliche Planeten — wobei Ceres als Repräsentant der Asteroiden gelten soll — die Rechnung durchgeführt, so ergibt sich folgende Tabelle:

Planeten	Intensität	Vergleichung mit der Erde.
Mercur	6,674	80° 20′ Mercur = Aequ. Erde
Venus .	1,911	57° 50′ Venus = „ „
Erde .	1	Aequ. Erde = „ „
Mars .	0,431	„ Mars = 64° 30′ Erde
Ceres .	0,130	„ Ceres = 82° 30′ „
Jupiter	0,036	„ Jupiter = 87° 50′ „
Saturn .	0,011	„ Saturn = 89° 20′ „
Uranus	0,003	„ Uranus = 89° 50′ „
Neptun	0,001	„ Neptun = 90° „

Es ist selbstverständlich, dass die hier angegebene Vergleichung nicht für die wirkliche Erwärmung, sondern nur für die Intensität der Sonnenstrahlen gilt, da ja erstere noch abhängig ist von der Absorptionsfähigkeit der Atmosphäre, der Wärmecapacität der Oberfläche, der Verteilung von Wasser und Festland, der schiefen Stellung der Planetenaxen, der Länge des Tages und des Jahres etc. Ausserdem haben die grösseren Planeten Jupiter und Saturn, welche sich in Folge ihrer Grösse langsamer abkühlten, als die übrigen Planeten, noch eine sehr bedeutende Wärmequelle in ihrer Eigenwärme, so dass also der Schluss, Jupiter habe dieselbe Temperatur wie etwa das Franz-Josephsland, falsch wäre.

Kitzingen. G. Effert.

Dr. Bernhard Arnold. Ueber antike Theatermasken, Verhandlungen der XXIX. Philologen-Versammlung.

Diese Abhandlung gibt ein sehr gutes, übersichtliches Bild von dem Gebrauch der Masken auf der griechischen und römischen Bühne. Die vielfach zerstreuten Notizen aus dem Altertum hat der Verfasser mit Sachkenntniss und Schärfe des Urteils geordnet und wir sehen mit Interesse einer gleichen Behandlung des gesammten antiken Theaterkostüms entgegen, welche A. auch ursprünglich als Thema bestimmt hatte, aber wegen zu grosser Ausdehnung des Stoffs auf obiges Mass reducirte.

A. bezeichnet als die antiken Quellen der Untersuchung in erster Linie die griechischen und römischen Schriftsteller, von denen bekanntlich Pollux das wichtigste Material enthält, in zweiter Linie die Kunstdenkmäler. Im Verlauf der Abhandlung finden wir die Schriftsteller erschöpfend behandelt, die Kunstdenkmäler aber nur zuweilen beigezogen. Weit entfernt, dies dem Verfasser zum Vorwurf anzurechnen, loben wir vielmehr darin den richtigen Takt; denn jeder, der die vorhandenen Abbildungen der Masken mit den Originalen vergleicht, wird sich überzeugen, wie häufig dieselben unzuverlässig sind und wie die notwendigerweise oft minutiösen Untersuchungen auf solcher Grundlage nicht selten auf Sand gebaut würden. Damit soll nicht geleugnet werden, dass eine genaue Vergleichung der Originale noch über manches Detail Aufschluss geben, noch manche Ansicht modificiren wird und wir wünschen vor allem dem Verfasser selbst Gelegenheit und Musse, diese Controle in eingehender Weise in den italienischen Museen vornehmen zu können. Hier nur ein Beispiel!

Pollux erwähnt IV, 144 und 147 die *στεφάνη τριχῶν*, von welcher Wieseler Theatergeb. p. 42 meint, sie sei in den meisten Fällen nichts anderes als der nicht mit Haaren bedeckte, sondern über den Haaren liegende Onkos. Dagegen bemerkt Arnold richtig, dass Pollux die *στεφάνη* zweien komischen Masken zuteile, wo der Onkos nicht am Platze ist, gesteht jedoch (p. 31 Anmerk.), dass er selbst nicht anzugeben wisse, was darunter zu verstehen sei. Es ist A. entgangen, dass wir ein Kunstdenkmal besitzen, welches uns darüber den vollständigsten Aufschluss gibt. Im Vaticanischen Museum befindet sich in der Abteilung *Museo Pio-Clementino*, mit Nummer 191 bezeichnet, die Statuette eines sitzenden Schauspielers etwa in halber Lebensgösse, mit einer Komödienmaske bekleidet. Die Maske ist auf das Sorgfältigste ausgearbeitet und bietet von allen Masken, soweit sie mir bekannt geworden, die beste Anschaulichkeit, indem sie zugleicht zeigt, wie die Masken getragen wurden, wie weit der Hals frei blieb, wie der natürliche Mund durch die Mundöffnung der Maske sichtbar war u. dgl. Diese Maske trägt die *στεφάνη τριχῶν*. Das Haar ist nemlich von der Stirne und den Schläfen aus wulstförmig nach rückwärts aufgerollt und bildet einen unmittelbar an das Gesicht sich anschliessenden Kranz bis unterhalb der hiedurch bedeckten Ohren.*)

Arnolds Abhandlung weist zunächst nach, wie die Sitte der Vermummung charakteristisch für religiöse Festlichkeiten war und namentlich

*) Zur Beschreibung der Maske habe ich einen Gypsabguss vor Augen, den ich mir in Rom anfertigen liess.

mit dem Cult des Dionysos zusammenhing, und wie religiöser Conservatismus den einmal bestehenden Gebrauch der Masken auch in der Blütezeit der griechischen Kunst nicht zu ändern wagte. Sowol Tragödie als Komödie als Satyrspiel wurden bei den Griechen in Masken gegeben. Anders war es bei den Römern. Hier wurde das Kunstdrama von professionirten Schauspielern ursprünglich nur mit Benützung von Perücke und Schminke dargestellt. Da diese Schauspieler anfangs immer Fremde waren, fiel der Grund, welcher jedenfalls ein Hauptgrund für die Anwendung der Masken war, nemlich die bekannten Gesichter zu verhüllen und dadurch in das Reich der Phantasie zu entrücken, von selbst weg. Als die Zeit, in welcher das römische Kunstdrama zuerst Masken anwendete, gibt A. die Zeit des Terentius an. Dies wurde jedoch bereits früher mehrfach in Frage gestellt und die neueren Gelehrten nehmen in der Regel an, dass die Einführung der Masken erst nach Terentius fällt; vergl. unter anderem das unterdessen erschienene Werk Ribbeck's „die römische Tragödie" p. 660.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser für die genaue Beschreibung und Erklärung der griechischen Masken bei Pollux, sowie ihrer einzelnen Teile, des Teints, der Augen, der Augenbrauen, der Nase, des Mundes, der Haare u. a. Die gewöhnliche Erklärung der grossen Mundöffnung der meisten Masken, dass dieselbe nemlich zur Verstärkung der Stimme gedient habe, verwirft A., ohne jedoch die Gründe anzuführen. Mir scheint die frühere Annahme unzweifelhaft richtig. Durch Versuche, die ein jeder selbst anstellen kann, und wäre es auch nur mit unseren Carnevalsmasken, lässt sich leicht erkennen, dass immer ein Teil der Stimme innerhalb der Maske zurückbleibt und auch der durchklingende Ton dumpf und unrein wird, ausser wenn die Mundöffnung so weit ausgeschnitten ist, dass die Lippen vollständig freien Spielraum haben. Einen sicheren Beweis hiefür scheint mir auch die Form von Bart und Mund vieler Masken zu enthalten, z. B. der oben genannten im Vaticanischen Museum. Statt dass der Bart, wie es die Naturwahrheit erfordert hätte, in gleichen Linien abwärs fällt, bildet er vom Munde aus einen trichterartigen Vorsprung, der nur die Bestimmung gehabt haben kann, das Abgleiten der Schallwellen nach den Seiten hin zu verhindern, also den Ton zusammenzuhalten und zu verstärken. Hiemit steht im Einklang, dass die Masken untergeordneter weiblicher Personen, wie der Hetären, welche im Drama in der Regel wenig oder nichts zu sprechen haben, eine verhältnissmässig kleinere Mundöffnung haben. Man vergleiche z. B. den Unterschied in dem vorzüglich erhaltenen Relief der zwei männlichen und zwei weiblichen Masken im *Museo Chiaramonti* Nr. 106.

Es liegt in der Natur dieser Untersuchungen, dass man in manchen Einzelnheiten verschiedener Ansicht sein kann, doch bleibt die Abhandlung auch reich an positiven Resultaten und wird jedem, der sich für die äussere Darstellung des antiken Dramas interessirt, eine willkommene Ergänzung zu seinen Studien bieten.

München. A. Spengel.

Die deutsche Sprache. Eine nach methodischen Grundsätzen bearbeitete Grammatik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Ed. und Fr. Wetzel. 5. Aufl. Berlin 1875. Stubenrauch.

Ueber die Zweckmässigkeit eines eingehenden grammatikalischen Unterrichtes in der Muttersprache lässt sich streiten, und wir selbst sind der Ansicht, dass derselbe auf das möglichst geringe Mass zu beschränken sei. Trotzdem glauben wir auf diese nun in 5. Aufl. erschienene Grammatik der deutschen Sprache hinweisen zu müssen, die sich durch gute methodische Gliederung eines reichhaltigen Materials vor den meisten ähnlichen Büchern vorteilhaft auszeichnet. Der Stoff ist auf drei Stufen verteilt, die durch besonderen Druck und Randbezeichnung unterschieden sind, so dass im Bedürfnissfall eine Auswahl leicht getroffen werden kann. Wo daher ein umfassender grammatikalischer Unterricht in der deutschen Sprache erteilt werden soll, dürfte diese Grammatik den meisten andern vorzuziehen sein.

Eine sehr schätzbare Zugabe zu dieser Grammatik bildet die „Sammlung von Musterbeispielen zum Unterricht in der deutschen Sprache, zusammengestellt von Franz Brümmer. Berlin 1876."

In dieser „Beispiel-Grammatik" hat der Verf. mit bewundernswürdigem Sammelfleiss im Anschluss an die Wetzel'sche Grammatik eine reiche Auswahl kurzer Mustersätze aneinandergereiht, die teils dem Sprüchwörterschatz unseres Volkes, teils den verschiedensten Werken unserer Literatur entnommen sind, und nicht blos als Belege für grammatikalische Regeln einen Wert haben, sondern in noch höherem Grade durch die Mannichfaltigkeit und Tiefe ihrer Gedanken fesseln.

— r.

Allgemeine Himmelskunde, eine populäre Darstellung von E. Wetzel, Lehrer am k. Lehrerinnen-Seminar und der k. Augustaschule in Berlin. Mit 148 Holzschnitten und 6 Tafeln. 3. Aufl. Berlin, A. Stubenrauch. 10 M.

Ein stattlicher Band vor 652 Seiten ist da dem Wirkungskreise des Verf. entsprossen. Nach K. von Raumers Vorgang beginnt derselbe mit der Darstellung der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper; im 2ten Abschnitt geht er zu der Darstellung der wirklichen Bewegungen über, gibt im 3ten die Topographie des Himmels, zunächst der Glieder des Sonnensystems, dann der Fixsterne, und schliesst im 4ten Abschnitte mit den bewegenden Kräften und den Gesetzen der Bewegung. Nach den neuesten Forschungen ist hier die Himmelskunde, in soweit dieselbe ohne höhere mathematische Vorstudien erfasst werden kann, in klarer, sachgemässer Weise und in streng methodischer Anordnung des Stoffes dargestellt. Die Rückblicke auf die Geschichte der einzelnen Entdeckungen machen die Lektüre des Buches äusserst anziehend, und die sorgfältigen, von trefflichen Zeichnungen unterstützten Erläuterungen, welche jedem schwierigeren Kapitel vorausgeschickt sind, um das Verständniss desselben anzubahnen, dienen wesentlich dazu, diesen erhabenen Gegenstand menschlichen Wissens auch weiteren Kreisen verständlich zu machen. Für Lehrer-Seminarien, sowie für Gebildete aller Stände, welche sich über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft unterrichten wollen, wird daher das Studium dieses Werkes gewiss die trefflichsten Dienste leisten.

Die Wurzel *spar-* im Slavischen und in den verwandten Sprachen. Von Jos. Shuman, Prof. am k. k. akad. Gymnasium in Wien.

Ein sehr empfehlenswertes Schriftchen; klar und gründlich geschrieben, mit steter Hinweisung auf die Gewährsmänner. Besonders interessant ist S. 15 die Besprechung des schwierigen Wortes Pflug, dieser *crux etymologorum*. Ich erlaube mir nur beizufügen, dass *plu-g*... ein Analogon bildet zu *ἄρατρον*, verw. skr. *aritra* das Ruder, eig. der Treiber, Fahrer. So hängt *plu* zusammen mit *plaustrum* (aus *plavos-trum*, verw. skr. *plavas* das Boot) Das *-gŭ* im slav. *plu-gŭ* der Pflu-g hat das *-g* wie z. B. skr. *jâ-ǵ* verehren, eig. angehen (verw. zu *jâ-* gehen) heisst, woher *jâ-nua* die Thüre, welches Wort S. 20 zu *por-ta* = *πόρ-ος*... hätte angefügt werden können. S. 12 folgt Shuman bei Erklärung des Wortes *accipiter* Bopp und Pott. Ich verweise auf mein Lexicon p 4. *aperio* und *operio* werden mit auf- und zusperren erklärt, so dass *„per"io f. sper-jo* stände. Indess wie erklärt sich die Kürze in *ă-perio* und *ŏ-perio?* Besser wohl teilt Fick, der *ap-er-io, op-er-io* zu *„ar"* = lockern, *ar-o* zieht.

Freising. Zehetmayr.

W. Assmann's Geschichte des Mittelalters, von 375 — 1492. — Zweite umgearbeitete Aufl. von Dr. Ernst Meyer. Erste Abteilung, bis zum Anfange der Kreuzzüge. Erste Lieferung. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1875.

Schon seit geraumer Zeit entfaltete sich auf dem Gebiete der Geschichtsforschung ein reges Leben; in manche dunkle Epoche der Vorzeit hat die Wissenschaft Licht gebracht; die gewonnenen Resultate sind in zahllosen Bänden niedergelegt. Aber wie viele von diesen stehen ruhig auf den Brettern unserer Bibliotheken und warten, von Staub und Spinngewebe bedeckt, vergebens auf Leser. Fragen wir uns nach der Ursache dieser Erscheinung, so müssen wir gestehen, dass jene dickleibigen Bände eigentlich nur eine Literatur Gelehrter für Gelehrte bilden. Zwischen dieser und der Menge von Kompendien, mit denen sich die grössere Mehrheit der Nichthistoriker begnügen muss, besteht eine grosse Kluft Diese Lücke in unserer universalhistorischen Literatur füllt, wie Hr. Dr. Meyer mit Recht behauptet, das oben erwähnte Buch teilweise aus, indem es eine Anleitung bietet, Schritt vor Schritt die Erzählung der Thatsachen an der Hand der Quellen zu kontrolieren und zu ergänzen. Bei der deutschen Geschichte sind die Quellen und besten Bearbeitungen derselben auf jeder Seite unten in Anmerkungen angegeben; dann sind nach jedem Abschnitte die namhaftesten Werke, welche die treffende Zeit behandeln, aufgeführt. Bei der Geschichte der nichtdeutschen Staaten Europa's werden ganz entsprechend die Quellen spärlicher angegeben, und bei der kurzen Behandlung von Asien und Afrika ist von solchen Citaten ganz abgesehen und nur auf die ausgezeichnetsten modernen Werke am Schlusse hingewiesen. — Die Kulturgeschichte, früher in dergleichen Werken fast gänzlich ausser Acht gelassen, fand in diesem gediegenen die notwendige Berücksichtigung. — Auch durch seine übersichtliche Einteilung und durch die leichte, gefällige Diktion empfiehlt sich dieses

Buch. — Sicher lohnte es sich des Versuches, dieses Werkchen bei dem Geschichtsunterrichte auf Gymnasien einer besonderen Berücksichtigung zu würdigen und nach Assmann's Methode den Uebergang vom Geschichtsstudium auf dem Gymnasium zu den Geschichtscollegien auf der Universität den Schülern besser zu vermitteln.

Landshut. Pistner.

Der deutsche Unterricht an höheren Schulen. Von Dr. J. W. Otto Richter. Leipzig (Gülker & Co.). 1876.

Richters Schrift verdient namentlich angehenden Lehrern, welche den deutschen Unterricht zu erteilen haben, als εἰσαγωγή in den für Anfänger so überaus schwierigen Unterrichtsgegenstand empfohlen zu werden. Aber auch der erfahrenere und mit der Fachliteratur vertraute Lehrer wird manche Anregung und Belehrung aus dem Büchlein des Verf. empfangen. Der Inhalt zerfällt in drei Abschnitte: 1) Der Lehrunterricht und der grammatische Unterricht. 2) Die Einführung in die deutsche Literatur und deren Geschichte. 3) Die deutschen Aufsätze und die Redeübungen. (Die philosophische Propädeutik ist unberücksichtigt geblieben.) Am Schlusse eines jeden Abschnittes sind die einschlägigen Lehrmittel und die Hilfsbücher für den Lehrer besprochen*). Von didaktischen Abhandlungen fanden namentlich zwei besondere Berücksichtigung „Ueber den deutschen Unterricht im Gymnasium“ von Dietrich (Jena, Dufft 1875) und „Verhandlungen der ersten Versammlung der Direktoren der Gymnasien und Realschulen I. O. der Provinz Sachsen“ (Halle, Waisenhaus 1875), zwei Schriften, welche wir auf Grund eigenen Studiums ebenfalls den Kollegen bestens empfehlen können. Von Laas' Arbeiten urteilt Richter wohl mit Recht, aber in fast etwas schroffer Form (vgl. S. 54), dass sie vielfach überschätzt werden. — Dass der Verfasser an einer Realschule wirkt, merkt man nicht nur aus gelegentlichen Aeusserungen z. B. S. 16, wo die Realschule als die naturgemässe Pflanzstätte vaterländischer Bildung innerhalb des höheren Schulkreises“ bezeichnet wird, sondern auch daraus, dass er derjenigen Themen, welche sich an die Lektüre der alten Schriftsteller anschliessen, gar nicht Erwähnung thut. Als durchaus nicht in Einklang stehend mit den sonst so massvollen Anforderungen des Verf. führen wir schliesslich folgenden Satz an, der auf S. 53 zu lesen ist: „Ein Primaner, der in anderen Gegenständen Wohlbefriedigendes leistet, aber im deutschen Aufsatz sich nicht über die Mittelmässigkeit erhebt, muss unbedingt als unreif bei dem Abiturientenexamen zurückgewiesen werden“.

München A. Brunner.

---

*) Gewundert hat uns, dass Lattmann's treffliches Büchlein „Das Wichtigste aus der deutschen Grammatik“ (Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht) übergangen ist.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von K. A. J. Hoffmann. 9. Aufl. bes. von Schuster (Clausthal, Grosse 1875).

Vorliegende 9. Auflage dieses längst rühmlich bekannten Werkes ist „ein fast unveränderter Abdruck ihrer Vorgängerin". Zum Gebrauch in den unteren Klassen eignet sich Hoffmanns Grammatik freilich so wenig wie die Fr. Bauers; dagegen ist sie für reifere Gymnasialschüler ein gutes Handbuch, namentlich wegen der häufigen Bezugnahme auf die historische Grammatik, der man jetzt auch beim deutschen Unterricht am Gymnasium, wenigstens in den Klassen, wo die Schüler das Mittelhochdeutsche kennen gelernt haben, mit Recht immer mehr Beachtung schenkt. Besonders machen wir auf die „Brechung und Schwächung" und „Umlaut" überschriebenen Kapitel aufmerksam, welche diese für das Verständniss des Neuhochdeutschen so ausserordentlich wichtigen Gesetze mit unübertrefflicher Klarheit und Präcision erklären. Auch zur Beachtung der Sprachphysiologie weiss der Verfasser (cfr. §. 7. 7.) anzuregen. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass Hoffmanns Grammatik manche Besonderheiten enthält (z. B. läd statt lädt), die teilweise sogar bedenklich sind (z. B. heizst, heischst statt heizest, heischest). Zu diesen Besonderheiten rechnen wir auch, wenn der Verf. sagt, anstatt „Tag vor Tag" könne ebenso richtig „Tag für Tag" gesagt werden. Offenbar ist doch die letztere Ausdrucksweise die bei weitem üblichere, um nicht zu sagen allein übliche. Zur 2. Anm. auf S. 72 sei bemerkt, dass die Konstruktion von „stehen, liegen, sitzen" mit „sein" nicht etwa nur der süddeutschen Umgangssprache angehört, wie man aus den Worten des Verf. schliessen könnte, sondern auch bei Göthe, Schiller, Wieland, Rückert, Jean Paul sich findet.

München. A. Brunner.

Der deutsche Aufsatz. Systematisch-praktische Anleitung für Studierende der oberen Klassen an Mittelschulen sowie zum Selbstunterrichte für Erwachsene. Von Dr. Ferd. E. Hölzel (Wien, Braumüller 1876.)

Hölzels Buch ist entschieden eine Frucht langjährigen Unterrichtes. Dieser Umstand allein leistet Gewähr dafür, dass wir es mit einem brauchbaren Hilfsbuch (aber wohl weniger für Schüler als für Lehrer) zu thun haben. Das 215 S. umfassende Werkchen, eigentlich der 2. Teil von des Verf. „Handbuch zum Unterricht in der deutschen Sprache" behandelt die für die oberen Klassen bestimmten Themen, nämlich die Betrachtungen, Entwicklungen nebst Chrien, Abhandlungen und Reden, in Lehre und Beispiel, greift aber zur Wiederholung auch auf die Erzählungen, Beschreibungen, Briefe u. s. w. hie und da zurück. Der Hauptwert des theoretischen Teiles liegt darin, dass jede Vorschrift sofort durch treffliche Beispiele erläutert wird. Namentlich erwähnen wir der in durchaus praktischer Weise erklärten Dispositionslehre. Die Aufgabensammlung zerfällt in 4 Abschnitte (Themata allgemeinen Inhalts, sprachlichen Wissens, geschichtliche und naturwissenschaftl. Themata).

Die beigegebenen Dispositionen und Erläuterungen sind mit ausserordentlicher, beinahe hätte ich gesagt peinlicher, Sorgfalt ausgearbeitet, man sieht auf jeder Seite, dass der Verf. Entwürfe bietet, die durch sorgfältige Meditation in der Studierstube entstanden und durch die Behandlung in der Schule ergänzt worden sind. Einzelne Themen halten wir für zu schwierig; die Mehrzahl wird gewiss mit Nutzen von Gymnasialschülern bearbeitet werden. Ganz besonders hat es uns gefreut, wieder einmal einem Buche zu begegnen, das auch den so fruchtbaren ästhetischen Aufsätzen *) über klassische Meisterwerke Geltung zu verschaffen sucht.

München. A. Brunner.

Ueber deutsche Volksetymologie von K. G. Andresen. Heilbronn, Henninger.

Ein sehr empfehlenswertes Buch für alle jene, die sich bisher nicht mit Grimm's, Pott's, Wackernagel's u. s. f. Untersuchungen beschäftigt haben. Ein reiches Register, dann die genaue Angabe der vollgültigsten Gewährsmänner machen das Werk bald zu einem Buche, mit dessen Inhalt man sich gerne befreundet. Ref. hebt nur einige interessante Wörter heraus. Das lat. *reticulum* gab in der Volksetymologie *le ridicule*, der Strickbeutel. Anziehend sind S. 5 die Analogien zu Bachstelze. Nur hätte für *motacilla* das *adject. motax* = sehr rührig angeführt werden können. Beim Worte Katzenjammer kann ich mir nicht versagen, kurz auf *crapula* hinzuweisen, denn *crap-ula* stimmt zu skr. *kṛp-* = jammern, *kṛpana* der jämmerlich daran ist. Ein anderes anziehendes Wort, fechten, in der Bd. betteln, ist ganz richtig zu fechten *pugnare* gehalten. In Baiern hatten wir das Wort schimmern in der nämlichen zweifachen Bedeutung, alt: *scirmian*, mit dem Schilde (*scirm*) parieren, fechten. Zum Worte schwadern = plaudern, eig. plätschern, möchte ich hier die Baiern an die Verwandtschaft mit Schwette die Schwemme (frk. die Wette) erinnern. Die Volksetymologie sagt also mit diesem Worte nichts anders, als was z. B. in *effutio* schwadroniere liegt, denn dieses gehört zu *futis* das Wassergefäss. Vergl. noch *φλυαρία* mit *fluo*. Im Nibelungenliede heisst der Schwätzer *wesher* (= bair. Wascher). S. 129 ist Potz Velten natürlich ganz richtig zu mhd. *vâlant* der Teufel gehalten. Eigentlich heisst *vâlant* der zum „Fehlen" bringende, verw. zu skr. *dhvaras f.*, ein dämonisches Wesen, eig. zum „Fehl"en bringende. Kaum mit Unrecht ist es in Folge einer Volksetymologie geschehen, dass man das lat. *pali* (das Pfahlwerk) mit *Vâlant* (der Teufel) in Verbindung brachte und so dann erst zur schriftgelehrten Uebersetzung Teufelspfähle, Teufelsbrücke gelangte.

Für uns Baiern ist Simrocks Deutung unseres Wortes Haberfeldtreiben interessant. S. 100 ist das Wort „*haber*" richtig zum isl. *haver*

---

*) z. B. Charakteristiken dramatischer Personen, Vergleichungen zweier oder mehrerer Gedichte u. dgl., nicht solchen, durch welche der Schüler veranlasst wird, über Dichter, die er bewundern soll, zu Gericht zu sitzen.

= *caper*, der Bock zurückgeführt. Die zweite Hälfte „feld“ war eine Entstellung aus *fell*, so dass Haberfeld eig. *caprina pellis* bedeutet. Wir haben hier eine Reminiscenz an einen echten Heidengebrauch aus dem Norden. In diesem Norden begegnen wir auch dem widerlichen Berserker-Unwesen, dem *furor beserkicus*. *Berserkr* heisst aber einfach Bären-gewand, Bärenpanzer. Ein Berserkr hatte übernatürliche, vom Gotte Thôrr, dem der Bär geheiligt war, verliehene Kraft. Ein ähnlicher *furor* erfüllte nun auch die mit *haverfell* Bekleideten. -- Indess dem Unfuge des Haberfeldtreibens dürfte ursprünglich sogar eine sittliche Idee zu Grunde gelegen sein. Eine Art sittlichen Ernstes lag wenigstens in der Anschauung unserer Bauern bis auf die jüngste Generation, nach der z. B. nur „echte Bauern“ zu Haberfeldmeistern gewählt wurden. Der *haver*, der Bock war Thôrr's heiliges Thier. S. Grimms Mythologie S. 947. Donar oder Thôrr war aber der Bauerngott, besonders auch der Gott, der über die Ehe wacht. Thôrr führt den *Mjölnr* (*malleus*), den göttlichen Hammer, mit dem Bräute geweiht werden. Er heisst daher auch *Veorr* der Weiher, d. h.. Einsegner der Ehe. Vergl. Grimm Myth. 165. Das Haberfeldtreiben war demnach eigentlich ein ernstes Rachewerk im Namen Thôrr's, des Veorr. Und wenn diese Procedur unter entsetzlichem Getöse vorgenommen wurde, so müssen wir erwägen, der rächende Donar zürnt und poltert über den verletzten *thalamus*, der Kemenaten hiess und von *açman* (d. h. Thôrr's Stein, Thôrr's Hammer) so genannt wurde. S. mein Lexicon etym. Seite 43. Sogar der Ofen, der *Camin* musste die Form eines Sarges, dieser aber die des Steines des Veorr haben, damit sie im Kemenaten nicht vergässen, dass der Veorr auch die Leiche der Braut weiht, also vom Anfange der Ehe bis zum Tode wachet. Wehe aber über die Ehebrecherin! Es entladet sich das wildeste Toben der Haberfelder im Bocksfellen. Laut und lärmend muss es zugehen bei den Bocksfellern, denn *Hlôrridi's* Böcke sind angefahren. *Hlôrridi*, Thôrr's Beiname, aus *Hlôdridi* heisst aber der „Lautreiter“, der mit Getöse fährt. S. Grimm Myth. 152. Edda Simrocks S. 60. Der Bock, *haver*, spielt also desshalb bei den Baiern ein wildes Spiel, und kann, weil *haver* *τράγος* heisst, das Haverfellspiel mit der ursprünglichen *τραγῳδία* (d. i. Bocksspiel) wenigstens nach Einer Beziehung in Vergleich gestellt werden.

Freising. Zehetmayr.

„Ueber griechische Betonung, sprachvergleichend-philologische Abhandlungen“, von Dr. Fr. Misteli. Paderborn. Schöningh.

Dieses gelehrte Werk hat den berühmten Misteli zum Verfasser, dessen gründliche Studien in einem höchst wertvollen Artikel „über die Accentuation des Griechischen“ jedem fleissigen Leser der Kuhnischen Zeitschrift (Band XVII S. 161 XIX und XXI) schon seit mehreren Jahren diesen Namen unvergesslich gemacht haben. Die ersten 9 Seiten füllt eine gründliche Einsichtsnahme über die einschlägige Literatur, wo die Namen Curtius, Bopp, Corssen, Ascoli prangen. Seite 9 schliesst die Einleitung mit Erwähnung des neuesten, besonders wichtigen Werkes unsers Professors Honig „Ueber das Wesen und den Wert des wedischen *accents*“ . . . Referent muss leider sich beschränken und hebt nur

einige Brosamen vom Tische dieses gelehrten Buches, solche nämlich, die auch ferner Stehenden einen Wink geben auf den Wert des Buches. Die Frage z. B., warum ist *ἐΰ* gerade so und nicht anders betont? wird beantwortet: die Priorität von *ἐΰ* erhellt durch das indogerman. *asú*. Hiebei ist wohl kaum notwendig, auf das ausgefallene *σ* in *ἐΰ* (aus *ἐσΰ*) aufmerksam zu machen. *ἐΰ* f. *ἐσυ* wie z. B. *δέω* f. *δέσω*, skr. *das-ati* Not haben, wie *θεός* f. *θεσος* (daher *θέσφατος*) zu skr. *dhish f.* die Andacht, *θεωρία*; *κρύος* das Eis, aus *κρύσος* = *κρύσταλλος*, *νέομαι* f *νέσομαι*, verw. *νόσ-τος*, *παρήϊον*, aus *παρᾶσjον* d. h. das neben dem Munde (zu skr. *âsja n.* der Mund), *ἠϊών ora*, aus *âsjân*. — Seite 106 erhält die Frage: warum ist *οἷ* mit Circumflex, *ἐμοί* aber und *σοί* mit Acut bezeichnet? Die Antwort: *ἐμοί* und *σοί* stützen sich auf altind. Locative *máji* und *tváji* und kamen bereits fertig den Griechen zu.

Sehr anregend ist z B. die Behandlung der Form *τεθνεώς*. Warum nicht *τεθνεῶς*, wie *καλῶς*? Einfach, weil letzteres der Ablativ aus skr. „*kaljât*", ersteres aber aus *τεθνεοςς* geworden. S. 110 . . . Diese Länge in *τεθνεώς* erinnert Referenten an die Länge im lat. Nom. *rōs* der Thau, auch aus *rŏs-s* (zu skr. *răsăs* der Saft).

So viel nur, um anzudeuten, welch' feine Fragen in diesem Werke behandelt werden. Wir sehen mit Sehnsucht dem Erscheinen der nächsten Lieferungen entgegen.

Freising. Zehetmayr.

Ausgewählte Komödien des T. M. Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. Viertes Bändchen: *Miles gloriosus.* Leipzig, Teubner. 1875.

Nachdem die ersten drei plautinischen Lustspiele, welche Herr Brix bearbeitet hat, bereits eine zweite Auflage erlebt haben, hat derselbe im *Miles gloriosus* ein neues Stück in Angriff genommen. Es galt hier nicht in dem gleichen Masse, wie bei den früher edirten, einem dringenden Bedürfniss abzuhelfen, da bereits Lorenz in seiner bei Weidmann erschienenen Ausgabe die wissenschaftlichen Resultate der Neuzeit auf dem Gebiete der Kritik, Interpretation und Metrik des Plautus, soweit sie damals vorlagen, verwerthet hat. Doch bei der Unvollständigkeit mancher von diesen Resultaten und der hieraus sich ergebenden Möglichkeit verschiedenartiger Gestaltung und Deutung einzelner Stellen war es gewiss nicht überflüssig, der Lorenz'schen Ausgabe eine zweite an die Seite zu stellen. Leicht war diess freilich nicht, wenn es mit Ehren geschehen sollte. Doch der Herr Verfasser hat seine Aufgabe in einer Weise gelöst, dass er sich im Vorworte mit Recht der „verdienstlichen Arbeit" seines Vorgängers gegenüber „Selbständigkeit und eigenes Urtheil" vindiciren kann. Die Reichhaltigkeit des Commentars und des kritischen Anhangs gibt Zeugniss von der grossen Rührigkeit, mit der gegenwärtig besonders in Deutschland an der Erforschung des Altlateins gearbeitet wird, wie von dem unermüdlichen Fleiss des Verfassers. Freilich beeinträchtigt die Fülle des gelehrten Stoffs, den man hier angehäuft findet, einigermassen die massvolle Einfachheit, welche den ersten Bändchen eigen gewesen war, und verträgt sich nicht recht mit dem Charakter einer „Schul-

ausgabe". Doch der letztere Ausdruck darf wol überhaupt hier nicht eigentlich und wörtlich genommen werden. So geeignet auch die *captivi* und der *Trinummus* zur Lectüre in einer Oberklasse sind, so wenig wären hiefür aus naheliegenden Gründen die *Menaechmi* und der *Miles* zu empfehlen. Es ist daher ganz begreiflich, wenn Herr Brix in dem vorliegenden Bändchen die Rücksicht auf Schüler ganz fallen liess und vornehmlich das Bedürfniss der Philologen ins Auge gefasst hat.

Ich lasse einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen folgen.

696 *Quid? nutrici nón missuru's quicquam, quae vernás alit?*
Flágitiumst, si níl mittetur: quó supercilió spicit.

Die letzten Worte übersetzt Brix richtig: „so verächtlich sieht sie uns an". Stünde auch im Lateinischen statt *quo* das Demonstrativum, so hätten wir den bekannten Gebrauch, nach welchem Demonstrativa einen vorhergehenden Satz nachdrücklich begründen. (Nägelsb. Stil. §. 189, 2; Lorenz zu *Most.* 56, 139; Seyffert *schol. lat.* II, §. 57). Statt der demonstrativen Ausdrucksweise wird im gleichen Sinn häufig eine relative angewendet, die in freier Weise sich an den zu begründenden Satz anschliesst. Diese Form des Ausdrucks, die man relatives Epiphonem nennen könnte, gehört vornehmlich der Volkssprache an. So hört man auch bei uns im Gespräch öfter Sätze wie folgenden: „Ich scheine zum Unglück geboren, wie viel Schweres schon über mich ergangen ist". Eingehend bespricht diese Erscheinung der Verfasser eines geistvoll geschriebenen Artikels im württemb. Correspondenzblatt, 18. Jahrg. (1871) N. 3 unter dem Titel: „Rechnung mit verschiedenen Unbekannten in der Sprache". Derselbe nennt solche Sätze „pronominale Causalsätze" *) und bezeichnet richtig als ihre Function, „etwas auszusagen, was für das Zustandekommen des Inhalts des Hauptsatzes massgebend ist" (S. 104). Diese Aufgabe erfüllt an unserer Plautusstelle auch der Satz: *quo supercilio spicit.* Die Mienen der Wärterin werden hier als massgebend bezeichnet für das, was die Herrschaft zu thun hat, wenn sie nicht einen Schimpf auf sich laden wolle. — Den gleichen Fall sehe ich aber auch V. 951, wo Palästrio die Gedanken des *Miles* vom Krieg auf ein friedlicheres Gebiet ablenkt, mit den Worten:

Quín tu tuam rem cúra potius quám Seleuci. quaé tibi
Cónditio nova lúculenta fértur per me intérpretem!

Nach dieser Interpunktion fassen die Herausgeber den mit *quae* beginnenden Satz als direkten Ausruf. Richtiger scheint es mir, vor *quae* ein Komma oder Kolon, nach *interpretem* einen Punkt zu setzen **).

818 *Non óperaest Sceledro. Pa. Quíd iam? Lu. Sorbet dórmiens.*
Pa. Quid sórbet? Lu. Illud „stértit" volui dicere:
Sed quía consimilest quóm stertas quasi sórbeas . . .

Nach *sorbeas* zeigen Ritschl, Fleckeisen und Lorenz einen Ausfall durch Sternchen an; Brix setzt einige Punkte dafür zum

---

*) Ob diese Benennung glücklich gewählt ist, darüber kann man verschiedener Meinung sein.

**) Zu *conditio nova luculenta fertur* konnte verglichen werden Rud. 1406 *Vin tibi conditionem luculentam ferre me?*

Zeichen der Nichtvollendung der Rede und bemerkt in der Note: „mit leicht zu ergänzendem Nachsatze". Allerdings ist der regierende Satz leicht zu ergänzen; er würde lauten: *dixi „sorbet"*. Den Ausfall dieser Worte durch Punkte anzudeuten, halte ich für unthunlich. Es liegt eben hier eine der vielen volksthümlichen Ellipsen vor. Ich sehe einen ähnlichen Fall *Ter. Hec.* IV, 4, 40 f.

Censén te posse réperire ullam múlierem,
Quae cáreat culpa? an quia non delincúnt viri? *)

Zu *an* ist etwa zu ergänzen *ita agis.* — Noch näher kommt der plautin. Stelle *Eun.* IV, 5, 9:

Py. Nil dixit (Thais), tu ut sequerére sese? Chr. Nihil nisi abiens mi innuit.
Py. Eho, nónne id sat erat? Chr. Át nescibam id dícere illam, nisi quia
Corréxit miles, quód intellexi minus: nam me extrusít foras.

Zu *nisi* (= *sed*) ist etwa zu ergänzen: *feci, quod innuit* oder *secutus eam sum*, wofür dann mit *quia* der Grund angeführt wird. Im Deutschen ist *sed quia* oder *nisi quia* (wie *sed enim*) am einfachsten zu übersetzen mit „aber freilich, aber eben." — Der gleiche Gebrauch findet sich in der späteren Latinität. Vgl. Augustin. *de civit. Dei* 16, 27 *Item potest movere, quomodo intellegi oporteat, quod hic dictum est: „Masculus, qui non circumcidetur . . , interibit . .", cum haec nulla sit culpa parvuli . . , nisi quia etiam parvuli. . . omnes in illo uno testamentum Dei dissipaverunt, in quo omnes peccaverunt Nisi quia* ist hier gleichbedeutend mit *sed ideo dictum est illud, quia* oder *sed enim*. Aehnliche Beispiele ebend. 5, 23; 16, 3.

896 *Cesso ego illis obviam ire?* Brix verweist hier auf seine Anmerkung zu *Trin.* 1062**). Dort aber ist von dem Gebrauch des Indicativs statt des *conj. deliberativus* die Rede, z. B. *quid ago? eon?* statt: *quid agam? eamne?* Die Handlung des Verbums gehört in solchen Fällen noch nicht der Wirklichkeit an. Hier aber ist das *cessare* etwas Thatsächliches und die Frageform nicht der Ausdruck der Ungewissheit, sondern des Unwillens über die Thatsache. Dass diese Form des Ausdrucks gerade bei *cessare* häufig vorkommt, ist eine alte Beobachtung. Vgl. Pers. II, 2, 15 *Cesso ire ego, quo missa sum? Ter. Eun.* II, 5, 26 *Cesso huc introrumpere?* Ziemlich im gleichen Sinne steht: *quid cesso? Men.* 551 *Sed quid ego cesso abire?*

1281 *Sed quid ego video? Pa. Quid vides? Py. Nescio quis eccum incédit*
Ornátu quidem thalássico Pa. It ad nós: volt te profécto.
Nauclérus hic quidemst. Py. Videlicet arcéssit hanc. Pa. Ita crédo.

So findet sich die Stelle bei Ritschl, Fleckeisen und Lorenz geschrieben. Brix vertheilt nach Bergks Vorgang die letzten Worte folgendermassen:

Py Nauclérus hic quidemst. Pa. Videlicet arcéssit hanc. Py. Ita crédo.

---

*) Für *quia* schreibt Fleckeisen in seiner Ausgabe wohl mit Unrecht *qui*.

**) Völlig am Platz ist die Verweisung auf *Trin.* 1062 in den Versen 1400, 1406, 1424.

Er bemerkt dazu: „die Worte: *Nauclerus hic quidemst* muss Pyrgopolinices sprechen, da der eine sich nähernde Person Wahrnehmende regelmässig mit *hic quidem* hinzuzufügen pflegt, wer es ist. Demgemäss müssen auch die beiden folgenden kurzen Aeusserungen die Personen wechseln." Ich sehe das Zwingende des Grundes nicht ein. Uebrigens halte ich die hier aufgestellte Regel für ungenau. Mit *hic quidemst* wird gewöhnlich nicht das Wahrnehmen einer sich nähernden Person bezeichnet, sondern die Ueberraschung beim Erkennen einer bereits früher bekannten Person. Vgl. V. 362 *Eri concubina haec quidemst* „das ist ja das Mädchen meines Herrn." *Amph.* 660 *Meus vir hic quidemst.* 1075 *Est Amphitruo hic quidem herus meus. Trin.* 1053 *Meus est hic quidem Stasimus servos. Most.* 432 *Meus servos hic quidemst Tranio.* (Ueberhaupt dienen derartige Wendungen mit *quidem* zum Ausdruck der Ueberraschung, Freude, Entrüstung und ähnlicher Affecte unerwarteten Erscheinungen gegenüber. Vgl. V. Jahrg. dieser Blätter S. 205.) An unserer Stelle passen nun die Worte *Nauclerus hic quidemst* „ei das ist ja der Schiffspatron" trefflich für Palästrio, der eine Ueberraschung fingirt beim anscheinenden plötzlichen Erkennen des maskirten Schiffspatrons. Dass er diesen von früher her kenne, weiss Pyrgopol. bereits aus V. 1109 *Nauclerus dixit, qui illas advexit mihi*, so dass dem *Miles* der Ausruf des Palästrio ganz natürlich erscheinen muss, während er selbst ihn kaum thun kann. — Auch die Schlussworte: *Ita credo* entsprechen vollständig der wohlberechneten Rolle, die Palästrio spielt. Nachdem er den Pyrgopol. darüber aufgeklärt hat, dass der Herannahende der Schiffspatron sei, überlässt er dem schwachen Verstand des Andern den nahe genug liegenden Schluss, dass derselbe das Mädchen holen wolle, (*Py. Videlicet arcessit hanc*) und bestätigt dessen Vermuthung nur mit vorsichtiger Zurückhaltung (*Pa. Ita credo*), um unbefangen und gleichgiltig dabei zu erscheinen.

Zum Schluss will ich noch einige Druckfehler und sonstige kleinere Verstösse notiren, die mir aufgefallen sind 1) im Text: V. 50 *erat* für *erant*, 187 *abstineat* für *obtineat* (*abstineat* hat Ritschl, aber die Note der neuen Ausgabe passt nur zu *obtineat*, vgl. Fleckeisen *epist. crit.* XXIV f.), 1405 *eum* statt *eam*; 2) in den Personenbezeichnungen: V. 556, 576, 638, 1156; 3) in den Tonzeichen: V. 98, 238, 246, 355, 497, 517, 982, 1050.

Erlangen, Januar 1876. Dombart.

Dr. O. Jäger, Abriss der neuesten Geschichte, 1815 — 1871. 8. Mainz, C. G. Kunze's Nachfolger, 1875.

Ein Abriss, der den Vorzug guter Auswahl der wesentlichen Tatsachen und des charakteristischen der einzelnen Abschnitte mit klarer, knapper Darstellung verbindet, und sich dadurch als Grundlage des Unterrichts brauchbar erweisen wird. Mit richtigem Gefühl hat der Verfasser „1871 als letzte Grenze angesetzt, bis zu welcher vorläufig geschichtlicher Unterricht, der kein Unterricht in der Tagespolitik sein soll, möglich ist; der kirchlich - politische Streit, der augenblicklich



auf der Tagesordnung steht, fällt nicht mehr in den Bereich des geschichtlichen Unterrichts". Doch wirft dieser Kampf auch in dem kleinen Buche ziemlich oft seinen Schatten voraus, und nicht immer ist bei der Darstellung der S. 82 ausgesprochene Satz massgebend gewesen: „darin darf eine besondere Fügung der Vorsehung erkannt werden, dass der letzte Krieg von 1870 eine volle Sühnung des vorausgegangenen Krieges Deutscher gegen Deutsche brachte". Es fällt unangenehm auf, dass in der Schilderung dieser Periode des Friedens und der Humanität die Attribute grausam und tyrannisch eine etwas zu reichliche Verwendung finden. Das Streben nach Kürze scheint zu Härten geführt zu haben in häufiger Auslassung des Artikels und Verbums, wie S. 61: 1856 während des Friedenscongresses Thronfolger geboren, S. 87: am 14ten 9 gegen 6 Stimmen Antrag angenommen u. dgl. Warum werden die orientalischen Namen Sipahi, Lacknau, in einem solchen Buche in englischer Weise Seapoys, Lucknow geschrieben S. 62? Warum ist bei China neben dem Kriege, der mit dem Frieden von Tientsin endigte, S. 62, nicht auch der spätere mit der Eroberung von Peking erwähnt? Kann man Bulgarien, wie Serbien, Montenegro, Rumänien, einen christlichen Vasallenstaat nennen, wie S. 117? S. 102 vollständig selbständig? Zu wünschen wäre ungeachtet der Kürze des Ganzen zur leichtern Orientirung eine Inhaltsübersicht; S. 107 sollte statt III doch stehen dritter Teil: S. 97 Z. 1 soll statt ab es heissen bei Gersheim.

Dr. Const. Bulle, Geschichte der neuesten Zeit, 1815 — 1871. Bremen, Credner 1876., I Band 1815 — 1848.

Dieses Werk ist auf 2 Bände berechnet, deren zweiter Ostern 1876 zur Ausgabe kommen soll. Es will, die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt der Erzählung rückend, die Geschichte Europas und der aussereuropäischen Völker nach Verhältniss ihrer Wichtigkeit mehr oder weniger eingehend vorführen. Der Kern der Anschauung des Verfassers scheint in dem Satze der Einleitung zu liegen: „die Verheissung der Zukunft ruhte nur bei der Partei, welche es verstand, das Recht der Nationalität mit den Principien gesetzlicher Freiheit und Gleichheit zu verbinden; die Aufgabe, welche den Völkern Europas nach den napoleonischen Kriegen gestellt war, konnte nur die sein, nationale Staatengebilde auf der Grundlage constitutioneller Verfassungen herzustellen. Bei dem einen Volke wog das eine, bei dem andern das zweite Bedürfniss vor, zwei Menschenalter sind nötig gewesen, um die wichtigsten Länder Europa's an das doppelte Ziel zu führen". Es ist nun erklärlich, dass Licht und Schatten bei allem Streben der Unparteilichkeit vielfach nach dem Grundsatz in dem Gemälde angebracht wird: der Lebende hat Recht, dass auf der einen Seite für Reiche, die jene zwei Anforderungen erfüllten, grosse Milde und Nachsicht herrscht, während man bei den andern für ähnliche Gebrechen nur strenges Urteil und Verwerfung findet. Gut ist an dem Buche die Auswahl des reichen Stoffes, die lichtvolle, durchsichtige Gruppirung. Wenn der Verfasser S. 8 meint: „die Wiener verträumten unter den Klängen Beethovenscher Musik ihre schmachvolle politische Lage, so hätte er statt Beethoven besser Rossini, Wenzel Müller, Strauss und Lanner gesetzt. Druckfehler sind wenige: S. 8 vergebliche Erfüllung statt vorgebliche, S. 41 Bücher über 20 Bogen soll heissen „nicht über" oder „unter 20 Bogen".

S. 214 Z. 21 Kopfmaschine l. Köpfmaschine, Z. 35 auch l. aus. S. 260 Z. 15 Anbahnung l. Anlehnung. S. 238 Z. 15 v. u. Carlisten l. Christinos. S. 295 Z. 16 geheimnisskeitsfreudige, doch geheimnissfreudige. Zu bedauern ist, dass oft Namen unrichtig gedruckt sind, so öfter Wessemberg, Urguhart und andere, doch stehen sie in dem sehr dankenswerten, reichhaltigen Namen- und Sachverzeichniss in richtiger Form.

Passau. Heiss.

Die Erdgloben des geographischen Instituts zu Weimar. 1875.

Unentbehrliche Hilfsmittel beim geographischen Unterricht bilden unbestritten die Erdgloben; wenigstens für gewisse Stadien desselben wird ihnen jeder Lehrer vor den allerdings handlicheren Landkarten den Vorzug einräumen müssen. Dieser Umstand hat denn auch auf verschiedenen Seiten einen förmlichen Wetteifer in der Herstellung möglichst zweckmässiger und zugleich möglichst gefälliger Globen hervorgerufen. Einen rühmlichen Platz unter diesen nehmen ohne Zweifel diejenigen ein, welche aus der geographisch-artistischen Anstalt von Ernst Schotte & Co. in Berlin hervorgegangen sind, entweder in Relief oder in glatter Ausführung. Ebenso bekannt sind die im Verlag von Dietrich Reimer in Berlin erscheinenden, ebenfalls entweder in Relief oder glatt ausgeführt. Neuerdings ist auch das geographische Institut in Weimar wieder in Konkurrenz getreten und hat Erdgloben geliefert, die einer kurzen Besprechung wohl würdig erscheinen.

Diese letztgenannten Globen sind vollkommen nach dem heutigen Stande der geographischen Wissenschaft gefertigt und dabei sorgfältig und präcis gearbeitet. Sie ruhen je nach der Ausstattung, von welcher unten noch näher die Rede sein soll, entweder einfach auf einer Achse in $23^1/_2{}^0$ Neigung und auf einem eleganten schwarzen Holzfuss, auf welchem aber, wie sonst auf dem Horizontring, die zwölf Zeichen des Tierkreises und dem entsprechend der Kalender, sowie die Himmelsgegenden verzeichnet stehen, oder sind ausserdem mit messingenem Halbmeridian, oder in voller Ausrüstung mit eisernem Horizontringe, graduiertem Messing-Meridian, Stundenring, Höhenquadranten und Kompass versehen.

Die Zeichnungen und Inschriften der Kugel selbst sind klar und deutlich in Kupferstich ausgeführt und nicht bloss die Meere durch blaue Färbung von den Ländern scharf abgehoben, sondern auch die einzelnen Erdteile nach der politischen Abgrenzung mit verschiedenen Farben ausgezeichnet; es wurde dazu ein zwanzigfacher Farbenflächendruck angewendet. Man darf jedoch hiernach nicht glauben, diese Globen müssten recht bunt und grell aussehen und den Schülern eher alles andere bewirken, als einen klaren Ueberblick über die Gestalt der Weltteile und Weltmeere. Das ist keineswegs der Fall. Die Farben sind durchgängig mild und gut zusammengestellt und beleidigen die Augen durchaus nicht; im Gegenteil, diese Globen machen einen recht freundlichen Eindruck und bilden abgesehen von dem Nutzen, den sie unzweifelhaft durch erhöhte Anwendbarkeit verschaffen, sicherlich auch eine Zierde des Saales, in dem sie aufgestellt sind.

Nun zeigen sie aber noch weiterhin eine Ausrüstung, die man entschieden für eine neue und gute Idee erklären muss. Es ist ihnen nämlich an einem Drate eine bewegliche Mondkugel im genauen



Grössenverhältniss zur Erde und mit dem gewissenhaft hergestellten Bilde der uns zugekehrten Mondseite beigegeben. Mit Hilfe dieser Vorrichtung ist es ermöglicht, den Schülern auch ohne weitere Beleuchtung als mittels des Tageslichts die Entstehung von Sonnen- und Mondsfinsternissen, die Aufeinanderfolge der Mondsphasen u. anderes dergl. in verhältnissmässig kurzer Zeit und mit wenig Worten begreiflich zu machen, wobei die Grösse des ganzen Apparates im Gegensatz zu den gewöhnlich gebrauchten Tellurien der Jugend das Verständniss noch bedeutend erleichtert. Genanntes geogr. Institut hat darum vollkommen Recht, wenn es in seinem Prospekte behauptet, dass seine Globen durch diese Einrichtung ein Tellurium ersetzen. Das ist für unsere Schulen schon eine bedeutende Wohlthat; denn mit welchen Schwierigkeiten ist nicht ein Tellurium mit Kerzenlicht und Spiegel bei der Einrichtung unserer Schullokale zu gebrauchen!

Die Mondfigur ist aber nicht etwa unzertrennlich mit dem Erdglobus verbunden, wie bei den Tellurien, sondern sie kann — und das scheint uns ein neuer Vorzug des Apparates zu sein — je nach Belieben und Bedarf weggenommen und hinzugefügt werden. So ist man also in den Stand gesetzt, alles auf Erdgestalt und Erdoberfläche Bezügliche, wie schiefe Stellung der Erdachse, Pole, Aequator mit Parallelen, Meridiane, Wechsel von Tag und Nacht, Wechsel der vier Jahreszeiten etc. zuvor auf der Erdkugel allein vorzuführen, hierauf aber, nachdem alles dieses von den Schülern aufgenommen ist, gleich mit dem nämlichen den Schülern nunmehr wohlbekannten Globus durch eine einfache Vorkehrung auch den Mond und sein Verhältniss zur Erde und Sonne klar darzustellen. Wir meinen, gerade so sollte füglich ein regelrechter Unterricht in diesem Fache geordnet sein. Von etwas geringerem Werte, aber doch immerhin noch dankbar zu acceptieren ist die hier dargebotene Gelegenheit, die „orographischen" Verhältnisse des Mondes auf der uns zugekehrten Seite zu studieren, wie z. B. die sogenannten Ringgebirge u. s. w. Auf der Rückseite der erwähnten Mondkugeln sind die einschlägigen Namen etc. verzeichnet.

Aus allen diesen Gründen dürften sich diese Globen bald in Schule und Haus einbürgern, zumal der Preis ein mässiger ist.

Es werden davon fünf verschiedene Grössen geboten, bei denen der Durchmesser 31, 22, 16, 10 und 7 Centimeter beträgt; ausserdem wird bei der ersten, zweiten und dritten Grösse dreierlei Ausstattung unterschieden. Am kostbarsten ist die Ausstattung C in erster Grösse, also die Erdkugel mit 31 Cent. langem Durchmesser mit graduiertem Messing-Meridian, Horizontring, Stundenring, Kompass, Höhenquadranten etc.; dieser in jeder Hinsicht prächtig ausgeführte Apparat kommt einschliesslich der Verpackung, welche auf 4 Mark, und der zugehörigen Mondkugel, welche auf 5 Mark veranschlagt ist, auf 57 M. Die Ausstattung B in erster Grösse, wobei die Erdkugel noch mit einem messingenen Halbmeridian versehen ist, kommt incl. Verpackung und Mondkugel auf 32 Mark. Die Ausstattung A in erster Grösse, also die Erdkugel auf einer Achse in $23^1/_2{}^0$ Neigung und auf dem oben geschilderten schwarzen Stativ kostet unter gleichen Bedingungen 25 Mark.

Aehnlich stuft sich bei den Erdgloben zweiter und dritter Grösse der Preis zwischen $38^1/_2$ und 11 Mark ab. Die Erdgloben vierter Grösse sind nur in Ausstattung A und B, die fünfter Grösse nur in Ausstattung A ausgegeben und liegt der Preis zwischen 8 Mark und 3 Mark 40 Pfennig, überall einschliesslich der Verpackung und der

Mondkugel. Das Nähere ist aus dem Preisschema des Instituts selbst zu ersehen, das jedenfalls auf Wunsch gratis und franko versendet wird. Es können sich also auch minder Begüterte in den Besitz dieses wertvollen Lehrmittels bringen.

Zum Schluss noch die Bemerkung, dass die Erdgloben jeder Grösse auf Verlangen auch ohne Mondkugel abgegeben werden; doch ist nicht abzusehen, warum man, wenn man einmal einen derartigen Globus kauft, die kleine Mehrausgabe scheuen sollte, um einen so brauchbaren Apparat vollständig zu besitzen —

Vorstehende Zeilen glaubten wir im Interesse des geographischen Unterrichts veröffentlichen zu sollen.

München. M.

Literarische Notizen.

P. Vergilius Maro's Bucolica erklärt und herausgegeben von Dr. E. Glaser, Grossherzoglichem Reallehrer in Giessen. Mit einer Einleitung enthaltend: Studien zu Vergil's Bucolica. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. S. S. VIII und 111. Das Buch ist ganz in der bei Bearbeitung der Georgica zur Anwendung gebrachten Manier gehalten (vgl. S. 36 f. d. Bl.). Von den vier Vorstudien (S. 1 — 36) verdient die dritte Beachtung „Die Bucolica Vergils, ein Produkt natursinniger Dichtung." Auch die vierte „die bedeutenderen Pflanzen der Eclogen und ihre wissenschaftliche Bestimmung," eine übersichtlich gehaltene Zusammenstellung, mag manchem erwünscht sein.

Vollständiges Schul-Wörterbuch zu Xenophons Anabasis von Dr. Berthold Suhle, Verfasser des übersichtlichen Handwörterbuches für die ganze griechische Literatur. Mit einer Karte zur Orientierung. Breslau. I. U. Kern's Verlag 1876. 148 S. in 8. Pr. 1 M 50 Pf. Das Buch ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie das Handwörterbuch und das Homerlexikon, nur dass die Rücksicht auf die Klasse, in welcher die Anabasis gelesen wird, eine mehr ins Einzelne gehende, das Finden der für die vorliegende Stelle gerade passenden Ausdrucksweise möglichst erleichternde Unterweisung erfordert. Ueber der Erleichterung sollte indes die Gründlichkeit nicht leiden. Zunächst kam es dem Verf. auf Vermehrung der Sprachkenntniss, weniger auf Mitteilung reichlicher Notizen über allerhand Realien an. Dadurch liess sich der Umfang des Buches auf das angegebene Mass beschränken

König Philipps Brief an die Athener und Hieronymus von Kardia. Von Oberlehrer Dr. Wilh. Nitsche. Programm des Sophiengymnasiums in Berlin. 1876. Der Verf. stellt sich auf Seite der wenigen Gelehrten (Böhncke, H. Weil u. a.), welche den Brief Philipps an die Athener für echt halten und begründet sein Votum mit Rücksicht auf die Abfassungszeit des Briefes sowie durch das älteste Zeugniss für sein Vorhandensein bei Diod. XVIII. 10, 1, das er auf Hieronymus von Kardia, einen vollgiltigen Zeugen, zurückführt. Die Untersuchung, welche in diesem Briefe noch nicht abgeschlossen ist, wird mit ebenso viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit geführt und kann daher nicht verfehlen, wesentlich zur Lösung der streitigen Frage beizutragen.

Des Euripides Hippolyt zum Schulgebrauch mit erklärenden Anmerkungen versehen von Wolfgang Bauer. München, Lindauer. 1876. 76 S. in 8.

Die griechischen anomalen Verba für den Zweck schriftlicher Uebungen in der Schule bearbeitet von G. A. Weiske. 4. verb. Aufl. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 32 S. Pr. 50 Pf.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. C. E. Putsche. Herausgegeben von Dr. Alfred Schottmüller. 21. Aufl. Jena, Verlag von Herm. Dufft. 1876. 362 S. in 8. Der Herausgeber hat den bisherigen Charakter des bekannten Schulbuches möglichst gewahrt, doch hat er von den Resultaten der neueren Sprachforschung das für Schüler Passende aufgenommen, soweit es allgemein anerkannt ist und darum zu dauern verspricht, ausserdem die Beispiele aus der spätern Latinität durch solche aus Cicero und Cäsar ersetzt.

Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geopraphischen Wissens. Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. 6. Auflage. Bearbeitet von Dr. C. Arendts. Hartleben's Verlag. Wien, Pest und Leipzig. Das Werk, das bereits bis zur 11. Lfg. gediehen ist, erscheint in ca. 30 zwanzigtägigen Lieferungen von je 4 Druckbogen im grössten Lexikonformat à 70 Pf. Die Darstellung ist populär gehalten und durch charakteristische Landschaftsbilder in Tondruck illustriert.

Politisch-statistische Tafel der österr.-ungarischen Monarchie. Zusammengestellt von Franz Strahalm. I. Jahrg. 1876. Ein grosses Tableau, 96 Cmtr. hoch, 69 Cmtr. breit. Preis 1 M. Enthält alle wissenswerten Daten über Lage, Ausdehnung, Flächeninhalt, Bevölkerung, Regierung, Kriegsmacht, Finanzgebahrung etc. der österr.-ungarischen Monarchie.

Verhandlungen der zur Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Berlin, den 4 — 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des kgl. preuss. Unterrichtsministers. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 192 S. in 8. Preis 2 M. 50 Pf. Enthält die v. Raumerschen Vorschläge nebst Wörterverzeichniss, die eigentlichen Verhandlungen hierüber, endlich die auf Grund dieser angenommenen Regeln nebst Wörterverzeichniss.

Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte von Prof. Dr. Eduard Munk. Zweite Aufl. Bearbeitet von Dr. Oskar Seyffert. Erster Bd. Geschichte der Literatur der Römer bis zum Ausgange der Republik. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagshandlung. 1875. 452 S. in 8. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass das Buch ursprünglich zunächst für Schüler der oberen Klassen in Gymnasien und Realschulen bestimmt war und demgemäss weniger ein Lehr- als ein Lesebuch sein sollte. Neben diesem Zwecke, der es besonders für Schülerlesebibliotheken empfiehlt, will es nunmehr auch für Anfänger des philol. Studiums brauchbar sein, und die neue Aufl. hat daher, weniger hinsichtlich der Anlage des Ganzen, als im Einzelnen, nicht unwesentliche sachliche und methodische Veränderungen, man darf wohl sagen zu seinen Gunsten, erfahren.

Adami — Kieperts Schulatlas. In 27 Karten. Vollständig neu bearbeitet von Heinrich Kiepert. 6. veränderte und vermehrte Aufl. Preis geheftet 5 M., geb. 6 M. Berlin, 1876. Verlag von Dietrich Reimer. Der Atlas, dessen Brauchbarkeit als bekannt vorausgesetzt werden darf, weist in der neuen Aufl. ausser sonstigen Verbesserungen, eine Karte von Palästina in neuer Bearbeitung, ferner zwei ganz neue Karten, Vorderasien und Ostindien mit China, auf.

Die erste Hälfte der Curtius-Ausgabe von Vogel (Teubner) ist in zweiter Aufl. erschienen. Die Verdienste dieser Ausgabe sind auch in diesen Blättern bereits öfters gebührend hervorgehoben worden. Vgl. die beiden Anzeigen des Werkes im VII. und IX. B. und die Worte Dr. Eussners, der S. 332 des IX. B. sagt, es sei uns von Vogel eine Ausgabe dargeboten worden, wie selbst für die gelesensten Autoren nur wenige gleich treffliche Bearbeitungen geliefert sind. In der neuen Aufl. sind die dem Verf. durch Recensionen bekannt gewordenen oder brieflich zugekommenen Berichtigungen und Ergänzungen gewissenhaft benützt, „eine Anzahl Versehen und Ungenauigkeiten sind beseitigt, die sprachliche Einleitung (über deren grossen Wert s. auch B. VIII S. 273 dieser Bl.) ist sorgfältig revidiert und teilweise umgearbeitet und auch am Text und Kommentar sind manche Aenderungen vorgenommen worden“.

Lateinisches Lesebuch für Quinta und Quarta von Wilh. Willerding. Dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hamburg a. d. Elbe. Verlag von Gustav Elkan. 1876. 138 S. in 8. Preis 1 M. 50 Pf. Die Methode ist nicht nach unserm Geschmacke, dürfte auch unsern Verhältnissen nicht entsprechen.

Lehrbuch für den ersten Unterricht im Latein an Gymnasien und Realgymnasien. Von Franz Hübl. 1876. Bei Adolf Kunz in Brüx. 161 S. in 8. Grammatik und Uebungsbuch zugleich, schliesst es sich an die lat. Schulgrammatik von K. Schmidt an. Ueber die Einübung der regelmässigen Formenlehre hat es namentlich auch die Erwerbung eines entsprechenden Wortvorrates im Auge. Wir können an dem Buche nichts finden, was uns bestimmen könnte, es gegen die bei uns eingeführten Lehrbücher zu vertauschen.

Auszüge.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 2.

I. Die Anfänge der Romänen. Kritisch-ethnographische Studie. II. Von Jul. Lang.

II. Enthält empfehlende Anzeigen von Dr. Meiser's „Krit. Studien zu den Historien des Tacitus. I. Teil. Progr. des Wilh.-Gymn. zu München 1873“ und L. Englmann's lat. Gramm., 9. Aufl., sowie dessen lat. Lesebuch II. 2. Aufl.

3.

I. Neue Babrianische Fabeln. Von P. Knöll. Der Verf. gibt einen Nachtrag (aus dem Cod. Bodlejanus Nr. 2906) zur Ausgabe der Fabeln des

Babrios von A. Eberhard. — Ueber eine von Diodor und Plutarch mit dem Tode des Pelopidas in Verbindung gebrachte Sonnenfinsterniss. Von G. Hofmann. (13. Juli 364 v. Chr.). — Zu Placidus und Isidorus. Von J. N. Ott.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 3. 4.

I. Das höhere Schulwesen in Elsass-Lothringen. Von Schulrat Dr. Baumeister in Strassburg. — *Divide et impera.* Von Dr. Schimmelpfeng. Durch Teilung eines Stoffes lerne man denselben beherrschen. Ausführlicher dargelegt an einem Sophocl. Chorgesang. — Ueber den Unterricht im Französischen an Gymnasien. Von Dr. Pfundheller. Der Unterricht soll obligat sein und nach wissenschaftlicher Methode betrieben werden. Vorschläge für die Hebung desselben. — Vorschläge zu einer vereinfachten praktischen Schulgrammatik der hebräischen Sprache (Forts.). Von Rath.

Jahresberichte: Tacitus (mit Ausschluss der Germania). Von Andresen.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Karl Hofmann in Schweinfurt zum Gymn.-Prof. daselbst; Ass. Brückl in Burghausen zum Studl. in Schweinfurt; Ass. Drechsler in Speier zum Studl. in Würzburg; Zeichenlehrer v. Kramer an der Gewerbschule in Kempten zum Professor für den Zeichenunterricht am Realgymnasium in Regensburg; Zeichenlehrer Pixis an der Kreisgewerbschule in Augsburg zum Professor für den Zeichenunterricht am Realgymnasium in Würzburg; der Lehrer für Chemie und Naturgeschichte an der Gewerbschule in Memmingen Horkel zum Rektor der Gewerbschule in Lindau; Lehramtskdt. S. J. Noll zum Lehramtsverweser für Handelswissenschaften an der Gewerbschule in Nördlingen.

Versetzt: Studl. Joh. Huber von Würzburg nach Landshut.

Quiesciert: Prof. Dr. Bayer in Schweinfurt.

Gestorben: qu. k. Studienlehrer Dr. Riedenauer in Würzburg.

An die H.H. Mitarbeiter dieser Blätter.

Die geehrten H.H. Kollegen werden im Interesse rascherer Druckfertigung und Expedition gebeten, die jeweils übersandten Korrekturbogen stets baldmöglichst zu erledigen.

Die Redaktion.



Gedruckt bei J. Gotteswinter &. Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Sechszehn Lieder des Horatius.

An Lydia.

I.

Wenn Du, Lydia, Telephus'
Rosig schimmernden Hals, Telephus' schneeige
Arme lobest, dann, wehe, schwillt
In aufsteigendem Zorn pochend die Ader mir.

Dann verwirrt sich mein Sinn, das Blut
Tritt zum Herzen zurück, über die Wangen stielt
Thrän' um Thräne sich — bärg' ich's wol,
Welch ein schleichendes Gift mir an dem Leben zehrt?

Ja, aufflamm' ich, es mag des Arms
Schnee Dir röten der Schlag trunkener Eifersucht,
Oder mag Dir des Bulen Brunst
Sichtbar drücken des Zahns Spur in der Lippe Rot.

Gilt mein Wort Dir ein wenig nur,
Hoffst Du Treue nicht da, wo Dir die rohe Gier
Blutig küsset den süssen Mund,
Dem einst Venus verliehn himmlischen Liebesreiz.

Glücklich hundert und tausend Mal,
Wem die Liebe stets lacht, wem nicht der Eifersucht
Gift'ger Wurm an der Seele Ruh'
Nagt, nicht zehrender Gram kürzet die Tage ab!

II.

Seltner pocht es jetzt an's geschlossne Fenster
Ungeduld'gen Schlags, die verliebten Herrchen
Rauben seltner jetzt Dir den Schlaf, die Thür' weicht
Nicht von der Schwelle,

Die vordem so oft und so gern sich aufschloss;
Seltner hörst Du jetzt das beliebte Ständchen:
Ich verzweifle hier in den langen Nächten,
Liebchen, Du schläfst süss?

Stolzes Kind, hab acht! ist dahin die Jugend,
Höhnt man schnöd die Dirn im entlegnen Winkel,
Die in dunkler Nacht, wenn der Sturm heult, welke
Reize zu Markt trägt!

Dann wird heisse Gier Dir und schnöder Lusttrieb –
Wie er häufig packt die verliebten Stuten –
Wilde Glut entfahn in dem wunden Busen,
Dann wirst Du klagen:

Weh! die Jugend greift nur nach frischem Eppich,
Freut sich, weh mir! nur an der grünen Myrte,
Wirft den welken Kranz in des grausen Hebrus
Eisige Fluten!

III.

Wechselgesang.

Als Dir teuer noch ich allein
War, kein jüngerer Freund Dir um den blendenden
Hals die liebenden Arme schlang,
Lebt ich glücklicher noch selbst als der Perserschah.

Als Du noch für die Blonde nicht
Glühtest, Lydia noch mehr Dir als Chloe galt,
Dünkt die Lyderin stolzer sich
Als die Gründerin Rom's, Ilia hochberühmt.

Lieb' die Thrakerin Chloe nun,
Süsse Weisen sie singt mir zu der Laute Schlag,
Für sie heute zu sterben noch,
Wenn nur ihrer der Tod schont, bin ich gern bereit.

Lieb' den Calais nun und werd'
Mit noch heisserer Glut wieder geliebt von ihm;
Für ihn zweimal zu sterben selbst,
Wenn nur seiner der Tod schont, bin ich gern bereit.

Wie? wenn wieder die alte Lieb'
Kehrt, mit festerem Band neu die Getrennten eint,
Wenn von Chloe der Blonden sich
Reisst mein Herz, sich erschliesst, Lydia, Dir aufs neu?

Stralt auch Calais schöner noch
Als ein Stern, bist auch Du leichter als Flaschenkork,
Wilder selbst als ein stürmend Meer,
Leben will ich mit Dir, sterben mit Dir vereint!

Zu Cleopatra's Gedächtniss.

Jetzt mögt ihr trinken, jetzt mit beschwingtem Fuss
Den Estrich stampfen, jetzt mit erlesnem Mal
Versehn das Sammetpfül der Götter –
Längst war es Zeit zu dem Fest, Gefährten.

Vorher war's Frevel, staubigen Flaschen Weins
Den Hals zu brechen, als noch die Königin
Der Burg der Väter jähen Einsturz,
Klägliches Ende dem Reiche drohte.

War auch ihr Kriegsheer nichts als ein feiler Tross
Entnervter Männlein — sie, die ein seltnes Glück
Verwöhnt, sie mocht' von Welterob'rung
Träumen. — Verstummt war das kecke Pralen,

Als fast die ganze Flotte in Flammen stand
Und was im Weindunst schrecklich Gesicht erschien,
August zur fürchterlichen Wahrheit
Machte. Wie jagt' er auf schnellem Schiffe

Vor sich die Fürstin! So mag der Habicht wol
Die Taube scheuchen oder der rasche Schütz
Den Hasen auf Thessaliens Eisflur —
Folgen ja sollte die Unglücksel'ge

Dem Siegeswagen: aber sie wälte sich
Ein schöner Ende — nimmer nach Weiberart
Erbebt' sie vor dem Tod, nicht suchte
Flüchtigen Kiels sie die ferne Küste.

Noch schaut sie einmal klaren, fast heitern Blicks
Der Heimat Trümmer: dann nach dem Schlangenpaar
Greift sie mit fester Hand, das grause
Gift in die schwellende Brust zu trinken.

Sie ist entschlossen: männlicher schlägt ihr Herz,
Gönnt sie doch sicher Rom nun die Wollust nicht,
Enttront zu schaun sie beim Triumfzug —
Warlich, beim Zeus! kein gewöhnlich Weib war's.

An Xanthias.

Schäm' Dich, Freundchen, nicht, dass Du in die schmucke
Magd vernarrt bist. Wie? Hat nicht auch Briseis
Durch ihr Milchgesicht dem Achill den Trotzkopf
Gründlich verrücket?

Nicht Tekmessens reizende Formenfülle
Aias auch bethört, den gewalt'gen Recken?
Glühte Agamemnon, der Siegerkönig,
Nicht für die Sklavin,

Als des Feindes Macht durch Achilles' Waffen
Hingeschmettert lag und der Fall des Hektor
Ueber Troja's Burg den erschöpften Griechen
Endlichen Sieg gab?

Könnte nicht auch Dir noch der blonden Phyllis
Alter Stammbaum seltene Ehre bringen?
Sicher trauert sie um die Kron', die neid'sche
Götter ihr raubten.

Glaub' nicht, dass Dein Schatz nur gemeiner Leute
Kind ist, dass Dein Schatz, der so treu wie Gold ist,
So selbstlos Dich liebt, zur Erzeug'rin habe —
Pfui! — nur 'ne Sklavin.

Arme und Gesicht und die feinen Waden
Lob' ich sonder Neid; wirst Du von dem Freunde
Schlimmes denken? schon hab' ich — leider — vierzig
Jahre vollendet.

An Pompejus Varus.

Der Du mit mir oft Lebensgefahr geteilt,
Als noch ein Brutus unsere Schaaren führt',
Welch Glück hat uns Dich jetzt begnadigt
Wiedergeschenkt und der trauten Heimat,

Pompejus, liebster Waffengefährte mein?
Der oft den langen Tag mir bei Becherklang
Gekürzt, den Kranz ums Haupt, die Locken
Feucht von dem syrischen Malobathron.

Wir sahn Philippi, sahen, wie Alles floh,
Wir warfen beide — klüglich die Waffen weg,
Als Helden zagten, Eisenfresser
Jämmerlich mussten ihr Leben lassen.

Doch mich entrückte zitternd dem Schlachtgewühl
Merkur der Schnelle hoch in des Himmels Blau;
Dich spült' von neuem eine Welle
Fort in die tobende See des Kampfes. —

Nun rüst' das Festmal, das Du dem Zeus gelobt,
Und streck' die Glieder, die in dem heissen Strauss
Erlahmt, in meines Gartens Schatten,
Leere die Flaschen, die Dein schon warten.

Den blanken Römer füll' mit Campanerwein,
Dem Sorgenbrecher; giess' auf die Locken Dir
In Strömen Salböl — Wer besorgt rasch
Schwärzlichen Eppich, damit zu kränzen

Das Haupt, und Myrten? wen wird zum Präses uns
Der Würfel küren? — Dich hab' ich wieder, Freund —
Ich will Bacchanten selbst beschämen —
Wonne für mich ist es jetzt zu tollen.

An Barine.

Wenn, Barine, je für gebrochnen Treuschwur
Irgend ein Gebrest Dich nur leicht entstellte,
Wär's ein schwarzer Zahn, auf dem ros'gen Nagel
Bräunlich ein Fleckchen,

Glaubt' ich Dir. Allein fast mit jedem Meineid,
Den Dein falscher Mund hat geschworen, stralst Du
Um so schöner nur, bist die Augenweide
Sämmtlicher Stutzer.

Segen also bringts, bei der Mutter Asche,
Bei dem Sternenzelt, bei dem ganzen Weltall,
Bei den Göttern selbst, die da ewig walten,
Falsch nur zu schwören.

Darob warlich lacht Afrodite selber,
Lacht der Nymfen Chor und der arge Knabe,
Der auf blut'gem Stein für die nimmer heile
Wunde den Pfeil schärft.

Schliesslich wachsen ja nur für Dich die Jungen,
Sklaven Dir zu sein — und die alte Garde? —
Bleibt der Fahne treu, wenn auch oft die Helden
Drohten mit Reissaus.

Du, Barine, schreckst die besorgte Mutter,
Schreckst den kargen Greis; doch zumeist die junge
Gattin: ihr bangt stets für des Gatten Treue,
Naht sich Barine.

An einen Baum.

Wer dich gepflanzet, that es in dunkler Stund',
Wer dich gepfleget, that es mit frevler Hand,
Du Unglücksbaum, und zum Verderben
Künft'ger Geschlechter, der Flur zum Schimpfe;

Der hat, ich wette, seinem Erzeuger selbst
Den Hals gebrochen und mit des Gastes Blut
Befleckt in stiller Nacht des Hauses
Heiligen Flur; mit verruchtem Giftmord,

Mit jeder Schandthat, die du ersinnen magst,
Hat sich besudelt, wer auf dem Acker mein
Dich schuftig Holz gepflanzt, dich Meuchler
Deines Gebieters, der nichts verbrochen. —

Der Mensch denkt immer nur an des Augenblicks
Gefahr: der pun'sche Schiffer, dem Bosporus,

Des Seemanns Schrecken, kaum entronnen,
Fürchtet das Wüten des Meeres nimmer.

Die Unsern schrecket Pfeil nur und Kampfesart
Des Persers; diesen Fessel und Kerkerhaft
In Rom; doch allerwege raffen
Plötzlich von hinnen uns dunkle Mächte.

Beinahe trat ich ein in Proserpina's
Bereich und schaute Aeakus' Richterstul,
Der Sel'gen auserwälte Stätte,
Hört' in äolischem Tone klagen

Dich, Sappho, über weibliche Sprödigkeit,
Und dich, mit vollerm Griff in der Saiten Gold,
Alcäus, singen von des Meeres,
Von der Verbannung, des Krieges Schrecken.

Andächtig schweigend lauschet der Schatten Chor
Der Beiden Vortrag; aber begieriger
Horcht, Kopf an Kopf gedrängt, die Menge
Schlachtengesängen, Befreiungshymnen.

Was Wunder, wenn selbst staunend auch Cerberus
Ob solchem Sange senket sein wachsam Ohr?
Wenn selbst im Haar der Eumeniden
Plötzlich der Schlangen Geringel einhält?

Ja selbst Prometheus, Tantalus selbst vergisst
Beim süssen Wollaut seiner beständ'gen Pein,
Es säumt Orion jetzt die Löwen
Oder den flüchtigen Luchs zu jagen.

An die römische Jugend.

Mit schmalen Bissen lerne begnügen dich,
Stark durch beständ'ge Uebung im Waffendienst,
Du Römerknabe, mach dem trotz'gen
Parther zum Schrecken die Reiterlanze.

Verbring' der Jugend Jahre im Feld, im Kampf,
In Sturm und Wetter. Dann von dem Partherwall
Schaut dich umflorten Blicks die Greisin,
Und der erblühenden Jungfrau Seufzer

Verrät die Angst dir, dass ihr Erwälter dort,
Im Kampf ein Neuling, reize nicht ungestraft
Den grimmen Löwen, den unbänd'ge
Wut in des dichtesten Kampfs Gewül reisst. —

Ein rühmlich Sterben, Sterben fürs Vaterland! —
Der Tod erreicht den Mann, der im Kampf ihn flieht,

Er weiss den Jüngling, der dem Schlachtfeld
Feige den Rücken gekehrt, zu finden. —

Die Bürgertugend giert nicht nach Ehrensold
Im Hochgefüle treulich erfüllter Pflicht,
Ihr gibt nicht oder nimmt die Geltung
Je des beweglichen Pöbels Laune.

Die Tugend, Wackern ewigen Lebens Pfand,
Verfolgt auf steilem Pfade ihr leuchtend Ziel,
Fort aus dem Schmutz des Erdentreibens
Schwebt sie zum Lichte mit raschem Flügel.

Ein sichrer Lohn auch harrt der Verschwiegenheit;
Nicht will ich dulden, dass wer der Demeter
Hochheil'gen Dienst verriet, im selben
Hause mit mir sei, mit mir besteige

Den schwanken Nachen; oft schon hat Jupiter
Im Zorn die Unschuld schwer mit der Schuld bestraft:
Doch selten hat dem flücht'gen Frevler
Gnädig die Strafe der Gott gestundet.

An Lyce.

I.

Wenn, o Lyce, Du selbst haustest am fernen Don,
Rohem Manne gesellt, könntest Du trocknen Augs
Stossen mich vor die Thür, die sich gefüllos schliesst,
Rauhen Stürmen ein Spiel zu sein?

Hörst Du, wie an der Thür rüttelt der Wind mit Macht,
Wie er heult um das Haus, fegt durch den kalen Park?
Wie der lockere Schnee knisternd erstarrt zu Eis
Unter tötlichem Frosteshauch?

O lass — Venus zu Dank — ab von dem stolzen Sinn! —
Wenn zu straff er gespannt, splittert der Bogen wol. —
Nicht dem Freier zur Qual, eine Penelope,
Hat ein Tusker Dich einst gezeugt.

Wenn Geschmeide Dich nicht, flehentlich Bitten nicht,
Nicht des Liebenden stets kummergebleicht Gesicht,
Nicht die zehrende Glut, die Du in ihm entfacht,
Sänftigt, hab mit dem Knieenden

Mitleid! — härter ja war selbst als der Eiche Stamm
Jetzt Dein starres Gemüt, kälter als Schlangenherz. —
Nicht stets Dir vor der Thür werd' ich mit Lammsgeduld
Stehn im Schauer der Regennacht.

II.

Triumf des Verschmähten.

Was ich flehte, es ist, Lyce, erhört von Gott,
Von Gott, Lyce, erhört: alterst und willst doch noch
Immer reizend erscheinen,
Schäkerst, trinkest unmenschlich viel,

Willst mit zitterndem Sang trunken verlöschende
Glut entfachen. Umsonst! Amor ist fort und lauscht
In den rosigen Grübchen
Meiner reizenden Sängerin.

Denn verächtlich nur fliegt er durch das Trümmerwerk
Einst'ger Reize, zurück fährt er vor wackelnden
Zähnen, schreckt vor gefurchten
Wangen, scheut vor gebleichtem Haar.

Nimmer gibt Dir zurück rauschender Seide Glanz
Noch des Edelgesteins Blitzen der Jugend Schmelz:
Weiss doch längst, wer es wissen
Mag, wann Lyce geboren ward.

Wohin schwand nun das Air, wohin der noble Teint?
Die Tournüre? was blieb Dir von der Lyce noch,
Die nur atmete Liebreiz,
Die mir raubte der Seele Ruh?

Von dem wonnigen Weib, welches nach Cinara
Glücklich jeder wol pries? — Cinara, leider, gönnt'
Wenig Jahre das Schicksal,
Lyce aber verspart' es wol,

Bis an Alter sie gleich wäre dem Krähenvolk,
Bis hohnlachenden Munds auf den zersprühenden
Fackelstumpf die unbänd'ge
Jugend wiese mit Fingern einst.

An eine Flasche alten Weines.

Das man einst füllte als ich geboren ward —
Birgst du nun Klagen oder verliebten Scherz,
Birgst Zank du oder derbe Spässe,
Birgst du, lieb' Fläschchen, den süssen Schlummer:

Was du auch bergest, Massikerblut ist's doch
Und wert zu fliessen festlichem Tag zur Ehr:
So komm hervor, Corvin gebürt es
Heute zu brechen ein feiner Blümchen.

Nicht wird er, trieft er auch von sokratischer
Weltweisheit, mürrisch dankend dich lehnen ab:

Heisst's doch, dass selbst des alten Cato
Strenge am Feuer des Weins dahinschmolz.

Ein süss Reizmittel bist du dem Dichtergeist,
Der oft ermattet; selbst die Gedankenwelt
Des Weisen, die geheimsten Pläne
Fördert Lyäus, der Schelm, zu Tage.

Du spendest wieder Trost dem Verzagenden,
Verleihst von neuem Armen den Mut der Kraft;
Ein kräft'ger Schluck — sie zittern nimmer
Vor der Gewaltigen Zorn und Allmacht. —

Uns werden Frohsinn, lieblicher Mädchen Reiz,
Von Geist und Leben sprudelndes Tischgespräch
Vergnügt beim Lampenlicht vereinen,
Bis an dem Himmel die Sterne bleichen.

Wert des Gebetes.

Wenn Du gen Himmel, züchtige Phidyle,
Die Hände faltest, wann sich der Mond erneut,
Wenn Du den Göttern frische Aehren,
Duftenden Braten und Weihrauch darbringst,

Wird nie versengen Dir des Scirocco Glut
Des Weinstocks Blüte, schwärzen die Saaten nie
Der Mehlthau, nie die lieben Lämmer
Würgen im goldenen Herbst die Seuche.

Denn jene Rinder, die auf dem Algidus
Im Eichenwalde grasen, dem Tod geweiht,
Der Stier, der sich auf Alba's Triften
Letzet, sie werden dem Beil des Priesters

Den Nacken bieten: Du hast vonnöten nicht
Mit Strömen Blutes Dich in der Götter Huld
Zu schmeicheln; Rosmarin und Myrte
Kränzen bescheiden Dein schlicht Altärchen. —

Das Herz, das schuldlos sich dem Altare naht,
Nicht Gott gefäll'ger wird's durch der Spende Wert,
Ein schuldlos Herz versöhnt die Gottheit,
Bietet die Hand auch nur Mehl und Salz dar.

Einladung.

Hab' der Jahre neun schon ein Fass im Keller
Voll Albanerwein; hab' in meinem Garten
Phyllis, Eppich auch, uns damit zu kränzen,
Hab' auch ein Wäldchen

Wintergrün, das stets Dich so reizend kleidet,
Silber lacht im Schrank mir, mit keuschem Laub ist
Der Altar geschmückt und des blut'gen Opfers
Stündlich gewärtig;

Jede Hand sich regt; hin und her geschäftig
Eilen Dienerschaaren, ein bunt Gewimmel;
Säulen Rauches wälzt aus gewundnem Schornstein
Ruhlos die Flamme.

Zu welch hohem Fest ich Dich lade, willst Du
Wissen? Nun so höre: es gilt die Iden
Des April, den Tag, der der Venus heilig,
Würdig zu feiern,

Der mit Recht als Fest mir erscheint und heil'ger
Fast als jener Tag, an dem ich geboren:
Trat doch mein Mäcen an dem gleichen Tage
Ein in das Leben. —

Telephus, den Du Dir ersehnt, den nimmer
Dir Dein Stand gegönnt, hat ein reiches Mädchen
Weggefischt und hält ihn in Rosenbanden
Fest, die Kokette.

Phaethons Geschick mag vor frevlem Streben
Schrecken, Pegasus mag ein warnend Beispil
Sein, das Götterross, das den ird'schen Reiter
Wollte nicht dulden.

Stets erstrebe nur, was erreichbar, meide
Immer eingedenk, dass das Unmass Unrecht,
Jede — Mesalliance. — Nun wolan, Du meine
Einzige Liebe —

Denn nicht werd' ich mehr für ein ander Weibchen
Jemals glühn — studire ein Lied, mit süsser
Stimm' es vorzutragen; der Macht der Töne
Weichet die Schwermut.

Entsagung.

Ich hab' geliebet wol durch so manches Jahr,
Ich hab' gesieget wol in so manchem Strauss;
Nun soll mein Rüstzeug, soll mein schärfstes
Waffen, die Laute, die Wand hier schmücken,

Die Afroditen schirmet von Osten her
Die Lende. Hieher, hieher — sie stralten oft —
Die Fackeln, Bogen und die Knüttel,
Neidischer Riegel einst sichre Schlüssel.

Gewalt'ge Göttin, die Du das glückliche
Cyprus beherrschest, thronst in dem sonnigen
Memfis, mach' mit erhobnem Finger
Endlich mir kirre die spröde Chloe!

Neue Versuchung.

Die ich längst schon gedämpft, die Glut,
Venus, fachst Du aufs neu? Schone, o schone mein!
Nimmer bin ich, der einst ich war
Ach! zu Cinara's Zeit. Quäle nicht, süsser Lust
Mitleidslose Erzeugerin,
Mich, den stumpf schon gemacht fünfzig der Jahre fast,
Durch Dein kosend Gebot — fort, fort,
Wo die Jugend zurück ruft Dich mit Schmeichelton!

Besser triffst Du es wol, Du lenkst
Jetzt Dein stolzes Gespann leuchtender Schwäne fort
Nach des Maximus Paullus Haus,
Wenn Du suchest ein Herz, das sich nach Liebe sehnt:

Denn von Adel und schönem Wuchs
Und in schlimmem Prozess trefflicher Rechtsbeistand,
Schöner Künste ein Meister gar,
Wird er Deines Gebiets Grenzen erweitern stets,

Gönn' ihm nur des Verliebten Stolz,
Mehr zu gelten dem Schatz als des Rivalen Gold —
Er wird Dir am Albanersee
Marmorn setzen ein Bild unter ein prächtig Dach.

Dort wirst würzigen Weihrauchduft
Du stets atmen, Dich stets freun an der Leier Klang,
An der frygischen Flöte Ton,
In vielstimmigen Sang mischt sich die Pfeife gell.

Zweimal werden des Tages dort
Knab' und Mädchen vereint preisen der Venus Macht,
Zweimal schwingend den weissen Fuss
Nach der Salier Art schlingen den Reihentanz.

Mich freut Mädchen nicht, freut nicht Knab',
Selbst erwiederter Lieb' süsse Gewissheit nicht,
Um die Wette zu trinken nicht,
Nicht zu flechten ins Haar farbiger Blüten Kranz.

Doch warum, Ligurin, warum
Perlt die Thräne mir sacht über die Wang' herab?
Was versaget, die sonst so flink,
Jetzt die Zunge so oft schmählich die Dienste mir?

Ach! im Traume der stillen Nacht
Halt' ich bald Dich umfasst, folge dem Fliehnden bald
Durch das wogende Wiesengras
Oder, Grausamer, Dir durch den bewegten Strom.

Kellerbauer.

Die alte Bevölkerung Italiens.

Wenn ich für obiges Thema im folgenden Aufsatze die Ueberlieferung der alten Schriftsteller, welche sich übrigens noch in manchen unserer Geschichtswerke vorfindet, wieder aufzufrischen suche gegenüber den in neuerer Zeit auf Sprachforschung gegründeten Aufstellungen, deren Vertreter nach Niebuhr besonders Mommsen ist, so geschieht dieses nicht deswegen, als wäre ich ein Gegner solcher Forschungen, sondern nur weil ich glaube, dass man die alte Ueberlieferung selbst in dem Falle nicht ganz über Bord werfen darf, wenn die Sprachforschung uns ziemlich sichere und ausgiebige Resultate liefert. Doch zur Sache!

I.

Mommsen erwähnt in seiner Geschichte (I. Bd. S. 8. der 5. Aufl.), dass nach den Ergebnissen der deutschen Altertumsforschung in England, Frankreich, Norddeutschland und Skandinavien, bevor indogermanische Stämme sich ansässig machten, ein Volk, vielleicht tschudischer Race, gewohnt oder vielmehr gestreift haben müsse, das von Jagd und Fischfang lebte, seine Geräte aus Stein, Thon oder Knochen verfertigte, und mit Thierzähnen oder Bernstein sich schmückte, des Ackerbaues aber und des Gebrauches der Metalle unkundig war, wie in ähnlicher Weise in Indien der indogermanischen eine minder culturfähige, dunkelfärbige Bevölkerung vorausging — und, kann man hinzufügen, in Aegypten eine ähnliche Erscheinung sich zeigte (s. Weltgeschichte im Umrisse von Dittmar-Abicht, Heidelberg, 1870, 1. Hälfte, S. 31). — „In Italien aber", fährt Mommsen fort, „begegnen weder Trümmer einer verdrängten Nation, wie im keltisch-germanischen Gebiete die Finnen und Lappen und in den indischen Gebirgen die schwarzen Stämme sind, noch ist daselbst bis jetzt die Verlassenschaft eines verschollenen Urvolkes nachgewiesen worden, wie sie die eigentümlich gearteten Gerippe, die Malzeit- und Grabstätten der sogenannten Steinepoche des deutschen Altertums zu offenbaren scheinen. Es ist bisher nichts zum Vorscheine gekommen, was zu der Annahme berechtigt, dass in Italien die Existenz des Menschengeschlechtes älter sei als die Bebauung des Ackers und das Schmelzen der Metalle; und wenn wirklich innerhalb der Grenzen Italiens das Menschengeschlecht einmal

auf der primitiven Culturstufe gestanden hat, die wir den Zustand der Wildheit zu nennen pflegen, so ist davon doch jede Spur schlechterdings ausgelöscht".

Dagegen nun sagt Lange „Röm. Altert., 2. Aufl., S. 53" Folgendes: „Ohne Zweifel muss vor der indogermanischen Einwanderung in Europa und Kleinasien, trotzdem dass keine directe Kunde sich davon erhalten hat, eine autochthonische Urbevölkerung auch für Italien angenommen werden". Und er meint, die in Italien durch die nördlichen Ein-Wanderungen zur Seite geschobenen Veneter und Ligurer seien Trümmer einer solchen Urbevölkerung. Lange nimmt denselben historischen Process — und, wie mir scheint, mit Recht — auch für Spanien an, und er findet an den Vasken und den später mit den Kelten vermischten Iberern Ueberreste einer autochthonischen Bevölkerung.

Hinsichtlich Britanniens scheint folgende Stelle bei *Caes. de bell. Gallic.* V. 12. mit dem Resultate unserer Altertumsforscher übereinzustimmen: „*Britanniae pars interior ab iis incolitur, quos natos in insula ipsi memoria proditum dicunt*, etc."

Was nun Italien anbelangt, so finden sich immerhin einige Stellen bei alten Schriftstellern, welche auf einen Zustand der Wildheit der ältesten Bewohner dieses Landes schliessen lassen. So sagt Virgil *Aen.* VIII. 314 ff. von Latium — und das galt wol von ganz Italien —:

Haec nemora indigenae Fauni Nymphaeque tenebant
Gensque virum truncis et duro robore nata,
Quis neque mos neque cultus erat nec jungere tauros
Aut componere opes norant aut parcere parto,
Sed rami atque asper victu venatus alebat.

Dann fährt er weiter:

Primus ab Aetherio venit Saturnus Olympo,
Arma Jovis fugiens et regnis exul ademptis.
Is genus indocile ac dispersum montibus altis
Composuit legesque dedit etc.

Dieselbe Auffassung zeigt sich auch bei Macrobius, der im 7. Cap. des 1. Buches seiner *Saturn. conviv.* schreibt: *Janus, cum Saturnum classe pervectum excepisset hospitio et ab eo edoctus peritiam ruris ferum illum et rudem ante fruges cognitas victum in melius redegisset, regni eum societate muneravit. Cum primus quoque aera signaret, servavit et in hoc Saturni reverentiam, ut, quoniam ille navi fuerat advectus, ex una quidem parte sui capitis effigies, ex altera vero navis exprimeretur, quo Saturni memoriam etiam in posteros propagaret.*

Uebrigens heisst es in der gewöhnlich unter Aurelius Victor's Namen vorkommenden Schrift „*De origine gentis Romanae*" von Janus im 3. Cap.: „*qui nihil aliud quam ritum colendorum deorum religionesque induxerat*".

Eine weitere Stelle aus demselben Cap. der erwähnten Schrift ist hier noch anzuführen: „*Igitur Jano regnante apud indigenas rudes incultosque Saturnus regno profugus, cum in Italiam venisset, benigne exceptus hospitio est, ibique haud procul a Janiculo arcem suo nomine Saturniam constituit. Isque primus agriculturam edocuit ferosque homines et rapto vivere assuctos ad compositam vitam eduxit*".

Als ein Prototyp ausgesuchter Wildheit in jener alten Zeit kann uns gelten Cacus in Italien, dann Polyphem in Sicilien. Vergl. über ersteren Virg. *Aen* VIII, 190 ff., Ovid. *Fasti* I, 550 ff. und Dionys I, 42: „*Κάκον, δυνάστην τινά, κομιδῇ βάρβαρον καὶ ἀνθρώπων ἀνημέρων ἄρχοντα*", über letzteren Hom. Odyss. IX, 116 ff. –

II.

Mommsen sagt ferner S. 11: „Unzweifelhaft sind die ältesten Wanderungen der Völker alle zu Lande erfolgt, zumal die nach Italien gerichteten, dessen Küste zur See nur von kundigen Schiffern erreicht werden kann, und die desshalb noch in Homer's Zeit den Hellenen völlig unbekannt war".

Im Grossen und Ganzen wird der grosse Meister wol recht haben; allein gerade Italien betreffend dürfte eine Ausnahme zu machen sein: Wir dürfen nämlich annehmen, dass die Phönizier und Aegyptier schon seit dem 16ten Jahrhundert oder noch früher mit Griechenland in Handels- und Schifffahrtsverkehr standen. Dass nun die für Handel und Verkehr und Aussendung von Colonien so gut wie die Phönizier geschaffenen Griechen sich schnell in der Schifffahrt ausgebildet und vervollkommnet haben und kundige Schiffer geworden sind, dafür zeugen ihre frühzeitigen Unternehmungen zur See. So soll schon lange vor dem trojanischen Kriege Creta von Doriern colonisirt worden sein. Das konnte natürlich nur zur See geschehen. — Der Argonautenzug soll bereits im 13ten Jahrhunderte v. Chr. durch das ägäische, Marmora- und schwarze Meer nach Kolchis unternommen worden sein, während natürlich die Fahrt des Phrixus und der Helle noch früher anzusetzen ist. — Um das Jahr 1194 unternahmen die meisten Fürsten und Völker Griechenlands auf 1000 Schiffen den Zug nach Troja. Im 11ten Jahrhunderte endlich fanden die griechischen Niederlassungen in Kleinasien statt. — Dürfte man da, auch wenn sonst keine Ueberlieferungen der Alten vorhanden wären, nicht annehmen, dass die Griechen ihre Fahrten bald auch nach Westen gerichtet haben werden, zumal da Italien Griechenland so nahe gegenüber liegt?

Wir haben nun aber eine Menge von Ueberlieferungen, welche in ihrer Gesammtheit bei dem, der solche nicht von vornherein verwirft, wol die Ueberzeugung aufkommen lassen, dass von Griechenland aus schon lange vor Homer's Zeit, und zwar zur See, Ansiedlungen

in Italien vorgekommen sind. Ich will nur einige anführen. Siehe übrigens eine Zusammenstellung der griechischen Sagen bei Niebuhr, Röm. Gesch. Th. I. S. 224. 4. Aufl.

Zunächst deuten die Sagen von Janus und Saturnus darauf hin Ausser den schon angeführten Stellen verweise ich auf Cap. 1. der Schrift „*De origine gentis Romanae*", wo es heisst: „*Certum est, priorem* (nämlich als Saturnus) *Janum in Italiam devexisse, ab eoque postea venientem exceptum esse Saturnum*". — Weiter heisst es im 2. Cap., Janus sei ein Sohn des Apollo und der Creusa, der Tochter des athenischen Königs Erechtheus gewesen. Als er herangewachsen, sei er mit einer grossen Flotte nach Italien gekommen, habe dort einen Berg besetzt, darauf eine Stadt gegründet und sie nach seinem Namen Janiculum genannt.

Hieher beziehen sich auch die Verse in Virgils *Aen.* VIII. 355 ff.:

Haec duo praeterea disjectis oppida muris
Reliquias veterumque vides monumenta virorum.
Hanc Janus pater, hanc Saturnus condidit arcem,
Janiculum huic, illi fuerat Saturnia nomen.

Die neuere Mythologie (s. z. B. Preller, röm. Mythologie S. 148 ff. und S. 410) erklärt nun allerdings beide als altitalische Gottheiten; allein wenn dieselbe so weit geht, dass unter Anderm die Heldin Debora als Göttin (Jen. Lit.-Z. Nr. 25, von 1875, im Art.: „Die Erzväter der Menschheit"), der Jehova der Juden als Sonnen- und Feuergott erklärt wird, und man die Existenz des Moses kurzweg ableugnet (die deutsche Volkssage von Dr. Otto Henne-Am Rhyn, III. Buch), so dürfte es nicht Wunder nehmen, wenn man ihr auch hier nicht ganz folgte, sondern der Ueberlieferung gemäss annähme, dass beide aus Griechenland nach Italien gekommen und, da sie bei ihrer höheren Bildung den noch ungebildeten italischen Urbewohnern Cultur brachten, von diesen erst vergöttert worden seien. Die Alten nahmen jedenfalls beide für Menschen: so schreibt noch im 3. christlichen Jahrhunderte *Minucius Felix* in seinem *Octavio* c. XXII: „*Saturnum omnes scriptores vetustatis, Graeci Romanique, hominem prodiderunt*".

Um an Saturnus anzuschliessen, erwähne ich zunächst die Genealogie des Königs Latinus bei Virgil *Aen.* VII. 45 ff. Darnach war Picus der Sohn des Saturnus, Faunus der Sohn des Picus und Vater des Latinus. Alle diese Namen stehen mit den Aboriginern in enger Beziehung. Auf die Ankunft des Picus aber mit seinem Vater Saturnus bei den Aborigniern deutet die Sage von dem von der Gottheit zu ihnen geschickten Vogel (*Dion.* I, 14). Wenn nun schon Hesiod (Theog. 1013) von Latinus, allerdings als von einem Sohne der Circe und des Odysseus, weiss, so sollte man schliessen dürfen, dass sowol er als seine Vorgänger Personen gewesen. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, dass in der

genealogischen Aufzählung nur die merkwürdigsten Personen gezählt sind, wie es Virgil zu thun scheint *Aen.* VII, 177 ff.:

Quin etiam veterum effigies ex ordine avorum
Antiqua e cedro, Italusque paterque Sabinus
Vitisator . . . .
Saturnusque senex Janique bifrontis imago
Vestibulo adstabant aliique ab origine reges".

Siehe übrigens auch „*De origine gentis Romanae*“ cap. 4.

Von Turnus ferner heisst es bei dem gelehrten Virgil *Aen.* VII, 371 und 372:

„*Et Turno si prima domus repetatur origo,*
Inachus Acrisiusque patres mediaeque Mycenae“.

Die Sage überliefert nämlich, dass Akrisius den Perseus sammt seiner Mutter Danaë in einer Kiste ins Meer geworfen habe. Dies deutet ohne Zweifel auf eine historische Seefahrt. Damit stimmt auch die Sage, welcher Virgil folgte, dass nämlich Danaë mit Perseus an der italischen Küste landete und dort den König Pilumnus heirathete. Auch hier scheint die Genealogie nur die merkwürdigsten Glieder genannt zu haben: Daunus — Pilumnus — Turnus. —

Daran füge ich die Sage von Diomedes (Virg. *Aen.* VIII, 9 ff. mit der Bemerkung von Ladewig; *Ovid. Metam.* XIV, 475 ff): Dieser, ein Sohn des Tydeus und Enkel des Oeneus in Aetolien, wird nach seiner Rückkehr vom Trojanischen Kriege aus Argos vertrieben, geht nach Aetolien zurück und von da nach Italien, natürlich mit seinen Getreuen, wie man dies auch bei andern anzunehmen hat, und wird dort von dem Könige Daunus freundlich aufgenommen — dieser selbst ist nach der Sage ein Sohn des Lykaon, Bruder des Japyx und Peucetius, *sub Japyge Dauno* —. Für den Beistand, welchen er diesem in einem Kriege gegen die Messapier leistet, erhält er dessen Tochter Euippe und ein Stück Land. Er gründet mehrere Städte und Heiligthümer.

Ebenso gehört hieher die Sage von der Gründung Tiburs. Virgil *Aen.* VII, 670 ff. sagt hierüber: „*Catillus et Coras fratres Tiburti, Tiburtia moenia linquunt, Argiva juventus*“. Allgemein war nämlich bei den Römern die Sage verbreitet, dass die Enkel des Argiver-Fürsten Amphiaraus, Catillus, Coras und Tiburtus im Lande der Sicani die Stadt Tibur gründeten. S. auch Horaz *Od.* I, 18; Preller's röm. Mythologie S. 518, Anm. 2. —

Unter der Regierung des Faunus in Latium soll ferner der Arcadier Evander mit seiner Mutter, der Nymphe Carmentis (*Nikostrate*), nach Italien gekommen sein, der wegen seiner Bildung und Kenntniss bald die Freundschaft des Faunus erlangte und von ihm Land auf dem Berge Palanteum erhielt, wo er dem Gotte Pan einen Tempel weihte

(*quippe is familiaris Arcadiae deus est*). „*De origine gent. Rom.*"; Dion. I, 30 ff. —

Daran reiht sich die Sage von der Ankunft des Hercules in Italien. Nach der Schrift „*De orig. gent. Rom.*" cap. 5 und 6 kommt unter der Regierung des Evander ein Hirte *Recaranus*, *Graecae originis*, *Hercules appellatus*, nach Italien. Virgil *Aen.* VII, 655 ff. führt einen Aventinus, wahrscheinlich Anführer der Sabeller wegen des *veru Sabellum*, als Sohn des Hercules an (*satus Hercule*). Ausführlich gibt diese Sage Dion. I, 39 ff., wovon später.

Ausserdem seien für jetzt blos erwähnt die Sagen über die Einwanderungen der Oenotrer und Peucetier, der Pelasger und Tyrrhener, die wegen ihrer Wichtigkeit im Folgenden ausführlicher besprochen werden müssen, sowie des Aeneas. — Nebenbei sei auch noch hingewiesen auf die Ankunft des Agenor mit den Henetern im adriatischen Meere (*Liv.* I, 1). —

Uebrigens gibt auch ein neuerer Forscher, Lange, wenigstens die Möglichkeit griechischer Einwanderung in Italien übers Meer in so alter Zeit zu. Derselbe schreibt nämlich S. 57 a. a. O. Folgendes: „Die Japygen können ein Vortrab der indogermanischen Einwanderung von Norden oder der griechischen übers Meer sein. Gegen letztere Annahme spricht der Zweifel an so früher Schifffahrt, dafür die Sagen über uralte Einwanderungen von Griechenland nach Italien, namentlich die Sage der aus Arcadien nach Süditalien gewanderten Oenotrer und Peucetier, ... auch der Zustand der Sprache der Japygen spricht dafür, welche dem gracco - italischen Stamme anzugehören scheint".

III.

Ehe ich nun auf Grund der bisherigen Ergebnisse dieser Abhandlung — nämlich 1, dass es auch in Italien vor der angenommenen Einwanderung der sogenannten italischen Stämme schon eine sesshafte Bevölkerung gegeben habe (ob diese nicht schon selbst indogermanischer, namentlich keltischer, oder wenigstens gemischter Abkunft gewesen, wer möchte das entscheiden?), 2) dass schon vor Homer's Zeiten Einwanderungen aus Griechenland nach Italien vorgekommen sind, und zwar zur See — meine Ansicht über die altitalischen Völker weiter entwickle, muss ich vorerst gegen eine Aufstellung Mommsen's mein Bedenken äussern: Es ist bekannt, dass jetzt allgemein die Griechen, Italiker, Kelten, Germanen und Slaven zum indogermanischen Sprachstamme gezählt werden. Mommsen nun praecisirt S. 13. ihr Stammverhältniss so: „Der Grieche und Italiker sind Brüder, der Kelte, der Deutsche und der Slave ihre Vettern". Er sucht diese Behauptung damit zu begründen, dass er fast in allen Verhältnissen die Anfänge der Cultur bei den Griechen und Italikern gleich findet, indem sich

erst später eine verschiedene Kultur zeige; dieses rühre nämlich daher, dass die Griechen und Italiker unter sich näher stammverwandt seien als mit den Kelten, Germanen und Slaven, dass sie ferner länger zusammen gewandert seien, und dass sie also vor ihrer Trennung schon gleiche Anfänge der Cultur gehabt haben.

Was nun vorerst die behauptete nähere Stammverwandtschaft der Italiker mit den Griechen anbelangt, so rechnen auch jetzt noch manche Historiker, wahrscheinlich auch auf Grund der Sprachforschung — Mommsen nimmt nämlich nach den Ergebnissen der Sprachforschung folgende drei italische Urstämme an: 1) den japygischen, 2) den etruskischen, 3) den italischen, letzteren mit zwei Hauptzweigen, dem latinischen, und dem, welchem die Dialecte der Umbrer, Marser, Volsker, Sabiner und Samniter etc. angehören — die Umbrer, Sabiner etc. zu dem iberisch-keltischen Volksstamme, während andere sie zu dem pelasgisch-griechischen zählen. In Betreff der Herkunft der Japygen und Etrusker ist Mommsen selbst zweifelhaft, da ihre Sprache eben keinen sicheren Anhaltspunkt in dieser Beziehung bietet. — Das zeigt immerhin von der Misslichkeit, auf der bisherigen Ausbeute der Sprachenerforschung der in Frage kommenden Völker etwas Festes aufbauen zu wollen. —

Speciell über die Sprachen äussert sich Mommsen der Hauptsache nach so: „In dem eigentlichen Spiranten f stimmen die italischen Völker überein mit den Etruskern, scheiden sich aber scharf von allen hellenischen und hellenobarbarischen Stämmen und vom Sanskrit selbst. Die Aspiranten dagegen, die von den Griechen durchaus, und die härteren auch von den Etruskern festgehalten werden, sind den Italikern ursprünglich fremd, dafür die Media oder der Hauch allein (f oder h). Die feineren Hauchlaute s, w, j, welche die Griechen soweit als möglich beseitigen, sind in den italischen Sprachen wenig beschädigt erhalten. Das Zurückziehen des Accents und die dadurch hervorgerufene Zerstörung der Endungen haben die Italiker mit einigen Stämmen Griechenlands und mit den Etruskern gemein etc. . . . . . Die einzelnen Stämme der Italiker selbst zeigen eine verschiedene Sprachentwicklung“. — Mir nun scheint, dass aus der Sprache allerdings erkannt werden kann, welche Sprachen, resp. Völker zu einem Stamme gehören, dass dagegen aus den soeben angeführten, wol durch Zeit und Oertlichkeit entstandenen, einzelnen Sprach-Unterschieden und Veränderungen nur mehr oder weniger die Sprachentwicklung bei den einzelnen Volksstämmen sich darthun lasse, kaum jedoch, wie nah oder wie weit die einzelnen Stämme ursprünglich verwandt waren, zumal da sie, als zum indogermanischen Sprachstamme gehörend, die Hauptmerkmale ohnehin gleich haben.

Mommsen sagt ferner S. 19: „Die Annahme, dass der Ackerbau so wie Schrift und Münze erst durch die Hellenen nach Italien gekommen sei, darf als völlig unzuverlässig bezeichnet werden“. Und weiter: „Andrerseits zeigt für den engsten Zusammenhang des beiderseitigen Feldbaues die Gemeinschaftlichkeit aller ältesten hieher gehörigen Ausdrücke, z. B. *ager*, *ἀγρός*; *aro*, *aratrum*, *ἀρόω*, *ἄροτρον*; ***hortus***, *χόρτος*; ***milium***, *μελίνη*; ***rapa***, *ῥαφανίς*; ***malva***, *μαλάχη*; ***vinum***, *οἶνος* etc. Der Pflug kommt auf altattischen und römischen Denkmälern ganz gleichgebildet vor, gleich sind die Getreidearten, gleich der Brauch, die Aehren mit der Sichel zu schneiden und auf der glattgestampften Tenne durch das Vieh austreten zu lassen, gleich die Bereitungsart des Getreides (*puls*, *πόλτος*; *pinso*, *πτίσσω*; *mola*, *μύλη*).“ — „Darnach“, schliesst Mommsen, „muss der Uebergang vom Hirtenleben zum Ackerbau . . . . stattgefunden haben, bevor die Hellenen und Italiker ihre alte Gemeinschaft aufhoben“. — Dagegen lässt sich kurz Folgendes anführen: Dass Ackerbau, Schrift und Münze von Griechenland nach Italien kamen, und zwar zur Zeit der ältesten Uebersiedlungen, wird wenigstens in der Sage erwähnt (s. die unter I. angeführten Stellen und unter IV. das, was Becker über die Pelasger sagt), während die gegenteilige Behauptung sich auf keinen ersichtlichen Grund stützt, also rein negierend erscheint. Ferner scheinen mir die angeführten ganz gleichen Ausdrücke vom Feldbau direkt von der einen Sprache in die andere übertragen zu sein; denn wären sie in Folge der näheren Stammverwandtschaft und des längeren Zusammenwanderns gleich, so müsste ja dieses wenigstens bei den Ausdrücken aus der Sphäre der gewöhnlichen Umgangssprache auch der Fall sein. — Was endlich Mommsen's oben angeführten Schlusssatz betrifft, so ist es zwar möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, dass wandernde Völker Ackerbau treiben. — Derselbe fährt weiter: „Dass auch der Weinbau in Italien über die älteste griechische Einwanderung hinausgeht, dafür spricht die Benennung „Weinland, *Οἰνωτρία*“, die bis zu den ältesten griechischen Anlandern hinaufzureichen scheint“. Nun, wer die Sage von Oenotrus' Einwanderung gelten lässt, der kann und wird annehmen, dass sowol der Name des Landes als der Weinbau in Italien von ihm herrühren.

Mommsen führt endlich zur Begründung seiner Ansicht, dass die Griechen und Italiker näher stammverwandt seien als die Kelten, Germanen und Slaven mit ihnen es sind, und dass sie längere Zeit die Wanderung zusammen gemacht haben, ausser Anderm noch an: 1) dass die Göttin des Herdes, die Vesta oder *Ἑστία*, fast die einzige Gottheit, die, nicht indogermanisch, beiden Nationen gemein sei. Dem lässt sich entgegenhalten, dass die uralten römischen Laren und auch die Penaten den Griechen nicht bekannt sind. 2) dass die römische

14*

Tunica dem griechischen Chiton entspreche, und die Toga nichts als ein bauschigeres Himation sei. Da wird nun die Frage erlaubt sein, warum denn diese Kleidungsstücke bei beiden Völkern nicht auch denselben Namen führen. Endlich 3) dass in der Gesetzgebung die Grundbegriffe dieselben seien (*crimen*, *κρίνειν*; *poena*, *ποίνη*, Busse; *talio*, *ταλάω*, *τλῆναι*, Wiedervergeltung). Dies scheint aber sehr natürlich, wenn man die alte Ueberlieferung gelten lässt. Darnach soll nämlich diese älteste italische Gesetzgebung vom Könige Italus herrühren, dieser aber ein Nachkomme des eingewanderten griechischen Oenotrus gewesen sein.

Wenn nun Mommsen S. 31 noch sagt: „Den Lateinern, Kelten, Deutschen und Slaven ist der Name des Meeres gemeinsam. Sie müssen also vor ihrer Scheidung die Küsten des schwarzen oder auch des kaspischen Meeres erreicht haben“, so könnte man im Gegenteil daraus schliessen, dass die genannten Völkerstämme länger zusammengewandert seien und zwar nördlich am schwarzen Meer vorbei, während die Griechen sich schon vorher nach Süden abgezweigt haben. S. übrigens über *mare*: Curtius IX, 34. — Zu diesem Schlusse scheint auch der Umstand zu berechtigen, dass die Griechen als ältestes Material zum Opfern die Gerste gebrauchten, die Römer dagegen Spelt. Dion. II, 25.

IV.

Nach dieser Abschweifung will ich nun auf die einzelnen Völkerschaften selbst übergehen.

Was zunächst die Japygen anbelangt, so sind sie nach Mommsen ein italischer Urstamm, und zwar die ältesten Bewohner Italiens, weil sie am meisten nach Süden gewandert sind — er lässt nämlich alle Stämme von Norden einwandern. — Der Sage nach aber wanderten sie aus Griechenland zur See ein, sei es nun von Kreta, worauf Herodot VII, 170 hindeutet, oder von Arcadien aus, da Japyx für einen Sohn des Lycaon gilt. Da letzterer 22 oder gar 50 Söhne gehabt haben soll, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass einige davon auswärts eine Herrschaft suchten, zumal die Sage von Lycaon (Ov. I, 197 ff.) auf eine historische Katastrophe hinzuweisen scheint. Japyx kam in diesem Falle wol zugleich mit Oenotrus, der gleichfalls ein Sohn des Lycaon gewesen sein soll, nach Italien. — Für ihre griechische Abkunft scheint aber auch ihre Sprache zu sprechen. Zwar wollen Einige eine Verwandtschaft mit der heutigen albanesischen gefunden haben, aber Mommsen sagt darüber S. 10 Folgendes: „Dass ihr Dialekt den indogermanischen Sprachen beizuzählen ist, scheinen die Genitivformen *aihi* und *ihi*, entsprechend dem sanskritischen *asya*, dem griechischen *οιο* anzudeuten. Andere Kennzeichen z. B. der Gebrauch der aspirirten Consonanten und das Vermeiden der Buchstaben *m* und *t* im Auslaut,

zeigen diesen japygischen Dialekt in wesentlicher Verschiedenheit von den italischen und in einer gewissen Uebereinstimmung mit den griechischen Dialekten". Lange's Meinung darüber ist schon oben angeführt.

Daran reihen sich die Oenotrer. Oenotrus fuhr nach Dion. I, 11 mit seinem Bruder Peucetius 17 Menschenalter vor dem trojanischen Kriege zuerst unter den Griechen von Arcadien aus über das jonische Meer nach Italien. Peucetius liess sich im Osten nieder, Oenotrus dagegen im Westen, wo damals schon die Ausoner wohnten. Dion. führt auch aus einem verlornen Stücke des Sophokles, aus Triptolemus, Verse folgenden Inhaltes an: „Rechter Hand wird ganz Oenotria und die tyrrhenische Bucht und das Land der Ligurer dich aufnehmen". Ferner schreibt, wie er berichtet, der alte Geschichtschreiber Antiochus aus Syracus, dass das Land, welches zu seiner Zeit Italien hiess, vormals die Oenotrer inne hatten, sowie dass Italus, von dem sie den Namen Italer erhielten, eine Zeit lang ihr König gewesen sei.

Ein anderes Volk in Süditalien, das aus Griechenland gekommen sein soll, waren die Messapier. Messapus nämlich soll aus Böotien nach Unteritalien ausgewandert sein (s. Ladewig zu Virg. *Aen.* VII, 691 ff.). Virgil nennt ihn *Neptunia proles*, was auf einen Seefahrer deutet; er ist aber nach ihm ein etrurischer Fürst.

Es finden sich aber auch Sagen und Spuren von derlei Landungen im adriatischen und tyrrhenischen Meere.

Hieher gehört zunächst die Sage von der Ankunft des Antenor mit einer Schaar Heneter in der innersten Bucht des adriatischen Meeres. Nach Vertreibung der Euganeer, welche zwischen dem Meere und den Alpen wohnten, nahmen Eneter und Trojaner diese Gegenden in Besitz; und der Ort und Bezirk, wo sie zuerst landeten, wurde Troja, das ganze Volk Veneter genannt (*Liv.* I, 1). Ueber die Euganeer siehe die Bemerkung von Weissenborn. Uebrigens lassen andere die Veneter von Illyrien her in die bezeichneten Sitze einrücken.

Dann sind hier vor Allem die Aboriginer zu erwähnen, obwol ihre Einwanderung nicht gewiss ist, aber deswegen weil sich die Sage von Einwanderungen anderer Stämme an sie anschliesst. Hinsichtlich ihrer Herkunft sagt vorerst Dion. I, 9: „Sie wohnten anfangs zerstreut und dörferweise (*κωμηδόν*), ohne Mauern, auf Bergen. Siehe auch Sallust *de conjurat. Catil.* c. 6. Als sich aber die Pelasger und andere Griechen mit ihnen vermischten, da ummauerten sie viele Städte". Von diesen erwähnt er Suna, wo ein sehr alter Tempel des Ares, Orvinium, wo ein solcher der Athene war; ferner Tiora, das ein ganz altes Orakel des Mars gehabt haben soll, ähnlich dem zu Dodona, nur dass dort eine Taube vorkommt, bei den Aboriginern aber ein von Gott geschickter Vogel, den sie selber Pikus (*πῖκος*), die Hellenen aber *δρυοκολάπτης* (Specht, Baumhacker) nennen; dann Lista, die Metropole der Aboriginer,

welche ihnen vor Zeiten (παλαίτερον ἔτι) die Sabiner einmal des Nachts von Amiterne aus wegnahmen; ausser diesen noch andere. — Von der Gegend, wo sie zuerst wohnten (ἐν τῇ Ῥεατίνῃ γῇ) sollen sie in Verbindung mit den Pelasgern die Ombriker, Umbrer (Ὀμβρικούς) vertrieben haben. — Während ferner Dion. I, 89 anführt, dass einige sie für Eingeborne halten, spricht er selbst seine Meinung dahin aus, dass sie von den Oenotrern stammen. Letzteres nun kann ich nicht glauben, obwol ich gerne mich zu der Ansicht hinneige, dass sie mit ihnen in sehr naher Berührung standen, sowol auf Grund einer später zu erwähnenden Stelle aus Virgil, als auch deswegen, weil es unzweifelhaft zu sein scheint, dass bei ihnen griechische Niederlassungen stattfanden. Die Sage nämlich, dass zu ihnen ein von Gott geschickter Vogel, Pikus, kam, deutet offenbar darauf hin. Da aber Pikus als Sohn des Saturnus gilt, so kämen wir wieder auf die Einwanderung des Saturnus. Dieser war nach Justinus 43, 1 ein König der Aboriginer, Virgil nennt ferner die Latiner *Saturni gentem, Aen.* VII, 202. Mir scheinen sie ein einheimischer Stamm zu sein, weil 1) nirgends von einer Einwanderung derselben etwas erwähnt ist ausser etwa Cap. 4 der Schrift „*De origine gentis Romanae*"; 2) weil sie nach der Ueberlieferung ursprünglich in den Gebirgen wohnten, in Dörfern, ohne feste Städte. Solche, scheint es, haben sie erst nach ihrer Vereinigung mit Griechen erbaut; endlich 3) weil sie ganz gewiss mit den Sabinern, einem ebenfalls einheimischen, resp. von Norden eingewanderten Stamme, ganz nahe verwandt waren. Dafür sprechen die gleichen Ausgänge der Namen: Ἀβοριγῖνες, Σαυῖνες, resp. Λατῖνοι, Σαβῖνοι, ferner die fast ganz gleichen religiösen Anschauungen beider Völker, endlich die hier nochmals zu erwähnende Stelle über die Königsburg des Laurentischen (Latinischen) Picus bei Virg. *Aen.* VII, 177 ff:

> *Quin etiam veterum effigies ex ordine avorum*
> *Antiqua e cedro, Italusque paterque Sabinus*
> *Vitisator* . . . .
> *Saturnusque senex Janique bifrontis imago*
> *Vestibulo adstabant aliique „ab origine" reges.*

Es ist nämlich kaum anzunehmen, dass Virgil diese alten Könige willkürlich zusammengestellt hat. — Auch wird durch diese Stelle die Herkunft der Latiner von den Aboriginern bezeugt, zumal wenn man, wie Einige wollen, die Worte „*ab origine*" für eine Anspielung auf diese nimmt. Dies besagt aber auch folgende Stelle des *Serv. ad Verg. Aen.* I, 6: „*ergo descendunt Latini non tantum a Trojanis, sed etiam ab Aboriginibus*".

Ueber die Einwanderung der Pelasger in Italien erzählt Dion. I, 17 ff.: „Auch liessen sich einige Pelasger unter den Aboriginern nieder. Sie sassen ursprünglich im Peloponnes. Von da wanderten

solche unter Achaius, Phthius und Pelasgus nach Thessalien. Dort wurden sie aber nach sechs Menschenaltern von den Kureten und Lelegern (Hellenen?) und andern Völkern unter Deukalion's Anführung verdrängt. Sie wendeten sich nach verschiedenen Richtungen hin, die Meisten aber zogen nach Dodona zu ihren Stammverwandten. Ein Orakel wies sie von da nach Saturnia (Italien); und so liefen sie in eine der Pomündungen, die spinetische, ein. Die landeinwärts zogen, kamen ins Gebiet der Umbrer, eines sehr alten und vordem sehr grossen Volkes. Da diese mit einem grossen Heere gegen sie anrückten, wichen sie aus zu den Aboriginern, von welchen sie endlich freundlich aufgenommen wurden".

Auch Wachsmuth (Hell. Altertumsk., I. Bd., S. 49 ff.) neigt sich der Ansicht zu, dass Pelasger nach Italien wanderten; denn er sagt S. 52: „Besser begründet scheint Hellanikus' Bericht von der pelasgischen Wanderung nach Italien". Und S. 54 sagt er von ihnen: „Die Pelasger waren eifrig und geschickt, gewaltiges Mauerwerk, cyklopische Mauern aufzuführen; Kunst und Schrift heissen ihnen nicht fremd etc.". — Becker aber sagt S. 5 und 6: „Die Aboriginer, keineswegs Wilde, wie ein paar Schriftsteller sie flüchtig bezeichnen, sondern Bewohner von Städten und cyklopischen Mauern, haben unverkennbar einem weit über Italien verbreiteten pelasgischen Stamme angehört, und unzertrennbar mit diesen Pelasgern verbunden erscheint der Name der Tyrrhener, so dass man die Bevölkerung jenes Landstriches von der Tiber bis zum circeischen Vorgebirge oder darüber hinaus bis zum Liris, als eine tyrrhenisch-pelasgische zu bezeichnen hat, und es nur zweifelhaft bleibt, ob man die Siculer als demselben Stamme angehörend oder als ein verschiedenes Volk, *βάρβαρον γένος* anzusehen habe". — Von den Orten, welche die Pelasger bewohnten, nennt Dion. z. B. Agylla = *Caere*, Pisa (s. darüber Virg. *Aen.* X, 179 und 180), Saturnia, Alsium, welche ihnen in der Folge die Tyrrhener entrissen. „In Phalerium aber und Phascennium, die vorher den Siculern gehört hatten, erhielten sich immer noch einige Spuren vom pelasgischen Stamme; es blieben viele der alten griechischen Gebräuche, z. B. der Schmuck der Kriegswaffen, argolische Schilde und Speere; dann gingen dem Heere, wenn sie einen Krieg anfingen oder einbrechende Völker abwehren wollten, einige geweihte (*ἱεροί*) Männer, unbewaffnet und Opferweintragend voran; endlich Tempelgeräte, Opferbräuche etc. Das deutlichste Zeichen aber dafür, dass die, welche die Siculer vertrieben, zuvor in Argos wohnten, ist ein Tempel der Juno in Phalerium, ein vollkommenes Abbild von jenem in Argos; die Opfergebräuche daselbst waren auch die nämlichen etc. „Diese Völker (Aboriginer und Pelasger) besetzten auch einen nicht geringen Teil der campanischen Gefilde,

indem sie die Aurunker (*Αὐρωνίσσους*, ein *ἔθνος βαρβαρικόν*) daraus verdrängten".

Die Pelasger sollen endlich teils durch Verhängnisse des Himmels, als Dürre, Krankheiten, etc., teils durch die angrenzenden Barbaren aufgerieben, teils aus Italien wieder ausgewandert und durch Griechenland und verschiedene Länder der Barbaren zerstreut worden sein. Namentlich verliess Dardanus mit seinem Bruder Jasius seine Heimat Corythus (*Cortona*) in Etrurien und ging nach Thracien, später in die Gegend des nachherigen Troja, wo ihm der König Teucer Land abtrat (s. Virg. *Aen.* III, 167 und 168). Dass die Troier Pelasger waren, ist jetzt wol durch Gladstone und Lauth zweifellos erwiesen. Uebrigens wohnten nach den Zeugnissen der Alten Pelasger nicht nur in ganz Hellas, sondern auch auf Kleinasiens Inseln und Küsten (Wachsmuth S. 5). Nur wenige Pelasger, sagt Dionysius, blieben in Italien (*τῶν Ἀβοριγίνων προνοίᾳ*) und lebten mit den Aboriginern unter einer Regierungsform in der Gegend des nachmaligen Rom.

Nach dem eben Erwähnten darf man die Einwanderung der Pelasger und ihre teilweise Vereinigung mit den Aboriginern wol als gewiss annehmen. Denn einmal wird ihre Vertreibung aus Thessalien, ihr Zug nach Dodona, ihre Landung in der spinetischen Pomündung, sowie die erwähnte Vereinigung mit den Aboriginern von Dionys so genau angegeben, dass unmöglich Alles erdichtet sein kann; dann gibt derselbe speziell Städte an, in denen sie wohnten, und religiöse und andere Gebräuche, die er als pelasgische erkennt und die zum Teil zu seiner Zeit noch fortdauerten; drittens lassen sich die in Etrurien vorgefundenen Bauwerke (Thore, Grabmäler, Tempel, cyklopische Mauern) wol nicht durch eine Einwanderung nordischer Völker, sondern nur durch eine solche von Osten her erklären. Mehr als alles Andere aber scheint mir die Anwesenheit der Pelasger in Italien der Umstand zu beweisen, dass zu Phalerium ein vollkommenes Abbild von dem Junotempel zu Argos sich befand und zwar mit den gleichen Opferbräuchen. Das lässt sich doch nur so erklären, dass Griechen in Italien einwanderten und den Tempel bauten; denn wären auch die Griechen und Italiker noch so lange zusammen gewandert, so lässt sich, da sie ja auf ihrer Wanderung keine Tempel bauten, doch schlechterdings nicht annehmen, dass sie später ganz gleiche gehabt hätten.

Weit auseinander gehen die Ansichten über die Tyrrhener (s. Dion. I, 26 ff.): Einige halten sie für Eingeborne, darunter auch Dionysius. Ihren Namen sollen sie nach diesen haben von ihren Burgen (*τύρσεις*). Andere dagegen geben sie für Fremde aus und für gleich mit den Pelasgern, z. B. Thucydides, Sophokles. Hellanikus meint, die Tyrrhener hätten früher Pelasger geheissen und erst nach ihrer Ansiedlung in Italien den Namen Tyrrhener angenommen. Die Meisten

aber sagten bisher, Tyrrhenus, Sohn des lydischen Königs Athys, Bruder des Lydos, habe eine pelasgische Colonie aus Lydien nach Italien geführt und dem Lande Tyrrhenien den Namen gegeben (Herod. I, 94). Dagegen nennt Xanthus aus Lydien, nach Dionys ein sehr guter Gewährsmann, in keiner Stelle seiner Geschichte einen Tyrrhenus als Fürsten der Lydier; auch weiss er von keiner mäonischen Colonie, die nach Italien gegangen wäre; er sagt vielmehr, des Athys Söhne, Lydus und Torybus, seien beide in Asien geblieben Andere wiederum sagen, Tyrrhenus sei ein Sohn des Hercules von der Lydierin Omphale gewesen; er habe nach seiner Ankunft in Italien die Pelasger nicht aus allen Städten, sondern nur aus den nördlichen jenseit der Tiber verdrängt. Dies würde am bessten zu den thatsächlichen Verhältnissen passen. Vielleicht hängt diese Sage auch mit der später zu erwähnenden Ankunft des Hercules in Italien zusammen. Dionys hält sie, wie gesagt, für Eingeborne, und zwar deswegen, weil ihre Sprache sowol von der der Pelasger als auch der Lyder verschieden sei; auch hätten sie mit den Lydern keine gemeinschaftlichen Götter gehabt. — Die Römer, sagt er, nennen sie auch Etrusker und wegen ihrer Erfahrungen in religiösen Gebräuchen auch Thyoskoer (Thusker). Sie selbst, fährt er weiter, nennen sich nach einem ihrer Heerführer Rasener. — Virgil gebraucht die Namen Tusker (Etrusker) und Tyrrhener abwechselnd (s. z. B. *Aen.* VIII, 473 ff.; X, 71), nimmt aber den Stamm der Tyrrhener als einen lydischen.

Was nun die Ansichten der Neueren hierüber betrifft, so nimmt Becker, wie schon erwähnt, einen pelasgisch-tyrrhenischen Stamm an vom Tiber bis hinab zum Liris. — Wachsmuth sagt S. 52: „Es scheint gegenwärtig ausser Zweifel gesetzt zu sein, dass der Name Tyrrhener von der Westküste Kleinasiens, und zwar der lydischen Stadt Tyrrha abzuleiten sei. Natürlich will Mommsen die Einwanderung sowol der Pelasger als der Tyrrhener verwerfen; und auch Lange spricht von kritiklosen historischen Hypothesen griechischer Geschichtschreiber über die Pelasger, von welchen für Italien mit noch weniger historischer Gewissheit die Rede sein könne als für Griechenland (S. 54); auch muss nach ihm die Einwanderung lydischer Torrheber oder pelasgischer Tyrrhener bei Seite gelassen werden (S. 61).

Nach Mommsen I, S. 120 stehen die Etrusker im schärfsten Gegensatze zu den sabinischen und sabellischen Italikern sowie zu den Griechen: „Schon der Körperbau unterscheide die beiden Nationen; statt des schlanken Ebenmasses der Griechen und Italiker zeigen die Bildwerke der Etrusker nur kurze, stämmige Figuren mit grossem Kopf und dicken Armen. In Betreff ihrer Sprache sei es bis jetzt noch nicht einmal gelungen — von den neuesten Forschungen sei hier abgesehen —, den Platz des Etruskischen in der Klassificirung der

Sprachen mit Sicherheit zu bestimmen; doch deuten ziemlich zuverlässige Spuren darauf hin, dass die Etrusker im Allgemeinen den Indogermanen beizuzählen seien. Deutlich aber seien zwei Sprachperioden zu unterscheiden". Letzteres lässt auf eine doppelte Bevölkerung schliessen Virg. *Aen.* X, 200 ff. nimmt sogar für Mantua, das Haupt der etruskischen Völker nördlich vom Apenninus drei Volksstämme an (*gens illi triplex*), nach Ladewig Umbrer, Griechen, Etrusker. Leitet man nun *Tusci (Etrusci)* von dem umbrischen *Tursci* her, so sind Umbrer die erste Bevölkerung von Etrurien; treffend passt dann die Stelle bei Virgil *Aen.* VIII, 479 und 480: „*Ubi Lydia quondam gens . . . jugis insedit Etruscis*". Wir haben so allerdings eine Einwanderung (von Osten her) als zweiten Bestandteil des etruscischen Volkes und damit wol auch den zweiten Namen Tyrrhener, Tyrrhenien, mögen nun diese Einwanderer von einem lydischen Prinzen Tyrrhenus oder Torrhebus oder von einem Sohne des Herkules geführt worden sein, oder mögen sie den Namen von der Stadt Tyrrha haben. Ich möchte sie jedoch nicht zusammenwerfen mit den Pelasgern, da ja, wie bereits erwähnt, Dionys ausdrücklich sagt, dass sie den Pelasgern die meisten Städte weggenommen haben; habe aber nichts dagegen, wenn man den später zu erwähnenden Zug des Herkules mit dieser Einwanderung in Zusammenhang bringen will. Uebrigens stellt es auch Mommsen nicht in Abrede (S. 124), dass ein vereinzelter kleinasiatischer Piratenschwarm nach Etrurien gelangt sein mag. Indessen müssen wir diese Einwanderer doch etwas höher stellen, denn einmal gaben sie dem Lande den zweiten Namen, dann haben sie, wie gesagt, den Pelasgern ihre Städte bis zur Tiber weggenommen. Wenn nun Dionysius sich gegen diese Ansicht erklärt, weil in Religion, Gesetz, Sitte und Sprache zwischen Lydern und Etruskern sich nicht die mindeste Aehnlichkeit zeige, so dürfte dies deswegen nichts beweisen, weil es gewiss scheint, dass lange vor den Galliern über die nördlichen Alpen ein rhätischer Stamm, die Rasener, in Italien eingedrungen ist und sich nördlich und südlich vom Apennin zum Herrn gemacht hat. S. *Liv.* VI, 10 nebst der Bemerkung von Weissenborn.

Sechzig Jahre vor dem Troerkriege landete nach Dion. I, 31 ff. aus der arcadischen Stadt Pallantium Evander, Sohn der Themis (*Carmenta*), an der Küste von Latium und wurde von dem Aboriginer-König Faunus aufgenommen. Diese Arcadier liessen sich auf dem Palantium (Palatium) nieder. Sie errichteten Tempel und Altäre, zuerst auf Anrathen der Themis dem lycäischen Pan (Lupercal). Seine Opfer, sagt Dionys, bringen die Römer noch heut zu Tage ohne die geringste Abänderung im Monate Februar. Die jetzt noch gebräuchlichen Opfer seien ein hinlänglicher Beweis, dass es einst arcadische Gebräuche gewesen.

Wenige Jahre nach den Arcadiern kam nach Dion. I, 34 ff. eine andere griechische Flotte unter Führung des Hercules. Viele, besonders Peloponnesier, blieben zurück und bauten den saturnischen (den nachmaligen capitolinischen) Hügel an. Mir aber, setzt Dion. hinzu, scheinen auch vom übrigen Heere viele in dieser Gegend geblieben zu sein. Die Zurückgebliebenen hatten einige Zeit eine eigene Verfassung, vermischten sich aber bald in Sitten, Gesetzen und Religionsgebräuchen mit den Aboriginern, wie die Arcadier und noch früher die Pelasger, und bildeten gemeinschaftlich mit diesen einen Staat und ein Volk.

Etwa 25 Jahre nachher, fährt Dion. weiter, war König der Aboriginer Latinus, des Faunus Sohn, aber von Hercules gezeugt — es hätte nämlich Hercules dessen Mutter dem Faunus als Gemahlin zurückgelassen —. Um diese Zeit landeten die Troer unter Aeneas bei Laurentum. Von dem Könige der Aboriginer, dem sie in einem Kriege gegen die Rutuler beistanden und in welchem die letzteren besiegt und ihre Städte erobert wurden, mit Land beschenkt, erbauten sie Lavinium. Bald wurden sie mit den Aboriginern nach dem Könige Latinus Latiner genannt. —

Die Ergebnisse dieser Untersuchung wären demnach: 1) dass es in Italien und Sicilien so gut wie in Germanien, Gallien, Britannien, etc. eine sogenannte Urbevölkerung gegeben haben wird; 2) dass schon lange vor Homers Zeiten griechische Einwanderungen und zwar auf dem Seewege in Italien stattgefunden haben; 3) dass die sogenannten italischen Stämme mit den Griechen ursprünglich nicht näher verwandt waren, als z. B. mit den Celten, und dass die Griechen und Italiker ihre Wanderung auch nicht längar mitsammen gemacht haben; 4) dass die Völker, welche zur Zeit der verschiedenen Einwanderungen schon in Italien getroffen wurden, wie die Ausoner, Aurunker, Siculer, Ligurer, Sabiner, Umbrer, etc. ohne Zweifel früher oder später von Norden her eingewandert sind, dass es aber noch nicht bestimmt ermittelt ist, ob alle diese Stämme, wie z. B. die Ligurer, zu dem grossen indogermanischen Volksstamme gehörer; dann ob letztere als eigene, italische Stämme gelten können, oder ob man sie vielleicht den Kelten zuweisen soll (s. Lange, S. 65), da ja diese von den indogermanischen Stämmen zuerst in diese westlichen Gegenden gekommen zu sein scheinen, endlich 5) dass der Unterschied zwischen den nah verwandten Sabinern und Latinern, namentlich auch der raschere Culturfortschritt der letzteren, darin zu suchen ist, dass nicht nur seit alter Zeit Griechen mit diesen in sehr nahe Verbindung traten, sondern sich sogar griechische Colonien bei ihnen niederliessen und mit ihnen in Sprache und Sitte verschmolzen.

Speier. Preu.

Perspectivische Dreiecke.

Als Material zum Unterrichte in räumlicher Geometrie, zur Verbindung von Sätzen der Planimetrie, Stereometrie und darstellenden Geometrie, als Hilfsmittel, die Anschauung zu wecken, zu stärken, wie den innern Zusammenhang geometrischer Wahrheiten zu zeigen, mögen vielleicht auch folgende Betrachtungen über die sogenannten perspectivischen Dreiecke dienlich sein *).

Zwei Dreiecke sollen in einer Ebene so gelegen sein, dass die

Verbindungsgeraden homologer Eckpunkte durch einen Punkt S gehen. Dann liegen auch die Schnittpunkte homologer Seiten auf einer Geraden.

Schnittpunkte homologer Seiten in einer Geraden s liegen. Dann gehen auch die Verbindungsgeraden homologer Eckpunkte durch einen Punkt.

Dieser der ebenen Geometrie entnommene Satz hat das Merkwürdige, dass seine Umkehrung zugleich der ihm zugehörige reciproke Satz ist, wie hier zu sehen. (Beispielsweise zeigt dieselbe Eigenschaft der einfachere Satz der Raumgeometrie: Haben 2 Gerade einen Punkt gemein, so haben sie auch eine Ebene gemein.)

Beweis des links stehenden Satzes.

Wenn man durch S eine Gerade legt, die nicht in der Ebene der beiden Dreiecke liegen soll, auf dieser Geraden 2 beliebige Punkte annimmt und nun aus jedem derselben ein Dreieck projicirt, so müssen sich die Projectionsstrahlen homologer Eckpunkte notwendig schneiden; die 2 Projectionscentra, die betreffenden 2 homologen Eckpunkte und der Punkt S liegen ja in einer Ebene. Man erhält also 3 Paar zusammengehöriger Projectionsstrahlen homologer Eckpunkte und jedes Paar liefert einen Schnittpunkt. Die 3 Schnittpunkte ergeben ein Dreieck, von dem die beiden ursprünglichen Dreiecke Projectionen aus den beiden angenommenen Punkten der durch S gelegten Geraden sind. Die Ebene dieses Dreiecks schneidet die ursprüngliche Ebene unseres Satzes nach einer Geraden (s). Betrachten wir nun eine Seite des neuen Dreiecks und die Seiten der früheren Dreiecke, welche die Projectionen von ihr sind, so finden wir diese 3 Geraden als Schnittlinie dreier Ebenen, nämlich der beiden die betrachtete Seite projicirenden Ebenen und der ursprünglichen Ebene. Diese 3 Geraden müssen also durch einen Punkt gehen. Da dieser Punkt auf einer Geraden einer vierten Ebene liegt, welche die Ebene unserer beiden Urdreiecke nach s schneidet, so müssen jene 3 Gerade in einem Punkte der Geraden s sich treffen. Somit müssen immer 3 homologe Seiten

*) Band XI, Seite 120.

der drei Dreiecke in einem Punkte von s sich schneiden, also liegen die 3 Schnittpunkte homologer Seiten unserer ursprünglichen beiden Dreiecke auf einer Geraden.

Beweis des rechts stehenden, reciproken und umgekehrten Satzes.

Wenn man durch die Gerade s eine Ebene legt, die nicht mit der ersten Ebene zusammenfällt, ferner aus einem beliebigen Punkte, der in keiner dieser beiden Ebenen liegt, das eine Dreieck auf die neue Ebene projicirt, so erhält man ein neues Dreieck, dessen Seiten je mit einer Seite des zweiten Urdreiecks in je einer Ebene liegen. Je die 3 homologen Seiten der 3 Dreiecke gehen ja durch denselben Punkt der Geraden s, liegen also zu je zweien in einer Ebene; die eine dieser Ebenen ist die ursprüngliche, je die zweite gehört dem angenommenen Projectionscentrum an, je die dritte enthält dann homologe Seiten des Urdreiecks und des dritten, neu entstandenen Dreiecks. Die 3 Ebenen, deren jede ein Paar homologe Seiten dieser letztern beiden Dreiecke enthält, schneiden sich in einem Punkte, dem zweiten Projectionscentrum. Verbindet man nun die beiden Centra und projicirt aus dieser Geraden die Ecken des neuen Dreiecks, so erhält man als Projectionen auf die Ebene der beiden Urdreiecke Verbindungsgerade homologer Ecken dieser. Die 3 hier projicirenden Ebenen gehören dem Büschel an, der als Träger die Verbindungsgerade der Centra besitzt, schneiden also die ursprüngliche Ebene nach 3 Strahlen des Büschels, dessen Träger der Schnittpunkt des vorigen Trägers mit jener Ebene ist. Somit gehen die 3 Verbingungsgeraden homologer Eckpunkte durch einen Punkt.

Das Gebilde ausserhalb der ersten Ebene besteht zuletzt aus 5 Punkten und all den Geraden und Ebenen, welche durch dieselben gelegt werden können. Bevor wir nun von diesem Raumgebilde in seiner Allgemeinheit sprechen, wollen wir noch specielle Formen desselben betrachten, die uns gleichfalls zu unsern perspectivischen Dreiecken führen müssen.

Nimmt man auf 3 von einem Eck ausgehenden Tetraëderkanten je einen Punkt an, so schneiden die 3 Seiten des durch sie bestimmten Dreiecks die 3 übrigen in einer Ebene liegenden Tetraëderkanten in 3 Punkten einer Geraden (jener Geraden, in welcher die Ebene der 3 angenommenen Punkte die letztere Ebene schneidet). Projicirt man nun das Tetraëder und die neu hinzugetretenen Geraden beispielsweise orthogonal auf die letztgenannte Ebene (die dem erstgenannten Tetraëdereck gegenüberliegende, allseitig verlängerte Tetraëderfläche), so erhält man 2 Dreiecke, die einem Dreistrahl eingeschrieben sind (d. h. die Verbindungslinien homologer Ecken gehen durch einen Punkt), während ihre homologen Seiten sich in den 3 schon bestimmten Punkten jener erstgefundenen Geraden schneiden. — Mit den vorigen Fällen verglichen ist das zu projicirende Dreieck das durch die 3 angenom-

menen Punkte bestimmte, die beiden Projectionscentra sind das ersterwähnte Tetraëdereck und der uneigentliche unendlich ferne Punkt senkrecht über der diesem Eck gegenüberliegenden Tetraëderfläche (der uneigentliche Mittelpunkt der Ebene, diese als Kugel betrachtet).

Legt man beim Tetraëder $ABCD$ eine Ebene durch zwei von den Endpunkten verschiedene Punkte M und N eines Paares Gegenkanten AD und BC, so muss diese Ebene auch noch ein zweites Paar Gegenkanten z. B. AC und BD in O und P schneiden. Das Tetraëder wird dann von der Ebene in einem Viereck $MPNO$ geschnitten. Die Ebene schneide ferner die Verlängerungen des übrigen Gegenkantenpaares AB und CD in S und T, dann müssen notwendig MP, NO und AB als die Schnittgeraden dreier Ebenen durch S, ebenso PN, MO und CD durch T gehen*). Projicirt man nun dieses Raumgebilde aus einem neuen Punkte auf eine neue Ebene und bezeichnet die Projectionen mit denselben Buchstaben wie die Punkte im Raume, so entsteht wieder die Figur zu unserm Satze. Beispielsweise $\triangle\ AMO$ und $\triangle\ BPN$ perspectivisch, das perspectivische Centrum (der Schnittpunkt der Verbindungsgeraden homologer Ecken) ist dann S, die perspectivische Achse (die Verbindungsgerade der Schnittpunkte homologer Seiten) CD. Oder $\triangle\ NOC$ perspectivisch $\triangle\ PMD$, Centrum T, Achse AB.

Wir hatten bei unsern 2 perspectivischen Dreiecken jedesmal 10 Punkte und 10 Gerade in einer Ebene und zwar lagen immer je 3 von den 10 Punkten auf einer der 10 Geraden und je 3 der 10 Geraden gingen durch einen der 10 Punkte. Dies ist die wesentliche Eigenschaft der Figur.

Gehen wir nun zu unserer allgemeinen Betrachtung der 5 Punkte im Raume über. Nicht mehr als 3 sollen in einer Ebene liegen. Es werden dann alle möglichen Geraden und Ebenen durch diese 5 Punkte gelegt und die Schnittfigur mit einer neuen Ebene gesucht, die keinen der 5 Punkte enthält.

Wir können nun den umgekehrten Weg der Beweise einschlagen, 3 Punkte herausheben, diese aus den beiden übrigen auf die neue Ebene projiciren. Dieser Weg ist in jenen Beweisen zur Genüge erschöpft.

Wir können auch 4 Punkte hervorheben; diese bestimmen ein Tetraëder. Das Tetraëder mit seinen 4 Ebenen und 6 Kanten schneidet die neue Ebene nach einem vollständigen Vierseit (mit 6 Ecken).

*) Nebenbei ergibt sich: Eine Ebene, die ein Paar Gegenkanten schneidet, teilt das Tetraëder in 2 Körper derselben Art, welche eine Ebene neben einem Tetraëder erzeugt, wenn sie 3 in einem Tetraëdereck zusammenstossende Kanten schneidet.

Projiciren wir nun dieses Tetraëder aus dem noch übrigen Punkt (zum eben vollzogenen Schnitt die reciproke Operation), so geschieht dies durch ein Vierkant (mit 6 Ebenen). Dieses schneidet die neue Ebene nach der zur vorigen reciproken Figur, nach einem vollständigen Viereck (mit 6 Seiten). Die Projectionen der 6 Tetraëderkanten (die 6 Seiten des letztern Vierecks) müssen nun durch die 6 Schnittpunkte dieser mit der neuen Ebene (die 6 Eckpunkte des ersteren Vierseits) gehen. Der Schnitt des allseits verlängerten Tetraëders mit der neuen Ebene ist also ein vollständiges Vierseit, dessen 6 Ecken auf den 6 Seiten des Vierecks liegen, welches die Projection jenes Tetraëders aus einem 5. Punkte auf die neue Ebene darstellt. Da nun durch jeden Eckpunkt des Vierecks 3 seiner Seiten, durch jeden der 6 Eckpunkte des Vierseits 2 Seiten desselben und eine vom Viereck gehen, so gehen durch jeden dieser 10 Eckpunkte 3 der 10 Seiten. Ferner liegen auf jeder der 4 Seiten des Vierecks 2 Eckpunkte desselben und 1 Eckpunkt des Vierseits, auf jeder Seite des Vierseits 3 Eckpunkte desselben, also auf jeder der 10 Seiten 3 der 10 Eckpunkte (diese Entwicklunng zerfällt in Raum wie Ebene sichtlich in 2 Hälften, von welchen jede der andern reciprok ist). Wir haben dann wieder 10 Punkte und 10 Gerade, so dass wieder je 3 der 10 Punkte auf einer der 10 Geraden liegen und je 3 von den 10 Geraden durch einen der 10 Punkte gehen, also wieder unsere 2 perspectivischen Dreiecke.

Wir können von diesem Tetraëder ausgehend auch so schliessen: Das Tetraëder hat 6 Kanten und 4 Ecken; legen wir durch den 5. Punkt und jedes der 4 Ecken des Tetraëders eine neue Gerade, ferner durch den 5. Punkt und jede der 6 Kanten eine neue Ebene, so haben wir alle durch die 5 Punkte bestimmten Geraden (10) und Ebenen (10). Durch jede dieser Geraden gehen dann 3 Ebenen und in jeder dieser Ebenen liegen 3 Gerade. — Dies Resultat ergibt sich auch direct: Durch einen von 5 Punkten sind 4 Verbindungsgerade, durch 5 also 10 solcher Geraden möglich, durch eine dieser Geraden sind 3 Ebenen zu den übrigen 3 Punkten möglich, jede dieser Ebenen enthält dann 3 Gerade, also sind im Ganzen 10 Ebenen möglich und zwar enthält jede der 10 Ebenen 3 der 10 Geraden und durch jede der 10 Geraden gehen 3 der 10 Ebenen. — Schneidet man nun dies Raumgebilde durch eine neue Ebene, die keinen der 5 Punkte enthält, so muss als Schnittfigur ein Gebilde mit 10 Geraden und 10 Punkten entstehen, so dass jede der 10 Geraden 3 der 10 Punkte enthält und durch jeden der 10 Punkte 3 von den 10 Geraden gehen. Versucht man auf diese Bedingung hin die Figur zu zeichnen, so kommt man eben auf unsere 2 perspectivischen Dreiecke mit Centrum und Achse.

Bamberg. K. Rudel.

Lehrsatz.

Unter allen Dreiecken von gleichem Umfang hat das gleichseitige den grössten Flächeninhalt*).

Beweis. Bekanntlich ist der Flächeninhalt des gleichseitigen Dreiecks mit der Seite a,

$$\triangle = \frac{1}{4}\sqrt{3a \cdot a^3}.$$

Verwandelt man dasselbe in ein ungleichseitiges von demselben Umfang, indem man seine Seiten etwa

$$a + m, \quad a + n, \quad a - m - n$$

annimmt, wobei selbstverständlich m sowol als n kleiner als $\frac{a}{2}$ sein müssen, so ergibt sich für den Flächeninhalt dieses Dreieckes

$$\triangle^1 = \frac{1}{4}\sqrt{3a\,(a + 2m + 2n)\,(a - 2m)\,(a - 2n)}$$

Multiplizirt man die letzten 3 Faktoren unter dem Wurzelzeichen aus, so erhält man durch geeignetes Zusammenfassen der Glieder

$$a^3 - [4am^2 + 4n\,(a - 2m)\,(m + n)]$$

Hierin gibt der Ausdruck in der grossen Klammer stets einen positiven Wert, mag man m und n positiv oder negativ nehmen, wenn nur noch $m < n$ vorausgesetzt wird. Für den Fall $m > n$ lässt sich der Ausdruck auch

$$a^3 - [4an^2 + 4m\,(a - 2n)\,(m + n)]$$

schreiben, worin die grosse Klammer wieder ein positives Resultat gibt. Somit wird

$$\triangle^1 = \frac{1}{4}\sqrt{3a \cdot (a^3 - [4am^2 + 4n\,(a - 2m)\,(m + n)])} \text{ für } m < n$$

oder

$$\triangle^1 = \frac{1}{4}\sqrt{3a \cdot (a^3 - [4an^2 + 4m\,(a - 2n)\,(m + n)])} \text{ für } m > n$$

Beide Ausdrücke mit $\triangle$ verglichen, zeigen, dass $\triangle > \triangle^1$ ist, wodurch obige Behauptung erwiesen ist.

Kaiserslautern. Poezl.

---

*) Vergl. Bd. XI S. 459.

Die Realschule und der Zeichnungsunterricht *).

Unsere Zeit ist von einem mächtigen Schaffensdrang ergriffen. Auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens sehen wir sich Neuschöpfungen oder Umgestaltungen vollziehen. Eine neue Zeit mit anderen Bedürfnissen, mit veränderten Lebensanschauungen erfordert neue Einrichtungen, schafft ihrem geistigen Gehalt entsprechende Formen. Bei solchen Umgestaltungen gilt es, vorhandene Uebelstände zu beseitigen, Erprobtes beizubehalten, Unberechtigtes abzuweisen, überhaupt den bestehenden Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Auch wir, hochgeehrte Herren, sind hier versammelt, um über ein Reorganisationswerk zu beraten, um Vorschläge und Wünsche über die zweckmässigste Gestaltung unserer Gewerbschulen hören zu lassen, und so mögen Sie denn auch das Nachfolgende als einen Beitrag zu dieser Reorganisation betrachten.

Ueber die Wichtigkeit des Zeichnens im Allgemeinen mich hier zu verbreiten, ist wol überflüssig und würde auch zu weit führen. Es sei mir daher nur gestattet, über die Bedeutung des Zeichenunterrichts für die Schule überhaupt und über Zwecke und Ziele desselben an der Realschule insbesondere zu sprechen. Das Zeichnen ist ein wesentliches Mittel zur Förderung der Volkswolfahrt, eine unentbehrliche Hilfe zur Pflege einer grossen Anzahl von Wissenschaften, ein Förderungsmittel allgemeiner Bildung. In der That vereinigt kein Zweig des Unterrichts das Nützliche mit dem Idealen in so hohem Grade als der Zeichnungsunterricht, und darum dringt auch in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft die Erkenntniss durch, dass der Zeichenunterricht ausgedehnt und vertieft werden muss. Nicht nur Künstler und Techniker, sondern Handwerker und Fabrikanten, Vertreter der Naturwissenschaften, der Archäologie und Erdkunde, sowie die Mehrzahl der Pädagogen erklären sich für einen umfassenden und methodischen Zeichenunterricht.

Verfolgen wir mit unparteiischem Blick die Entwicklung des modernen Lebens, so kann uns nicht entgehen, wie einseitig heutzutage im Allgemeinen die intellektuelle Bildung betrieben, wie sehr die Erziehung der Jugend nur nach der Verstandesrichtung hin bewirkt, wie sehr das Gedächtniss mit Gegenständen beschwert wird, für welche der Knabe und Jüngling das entsprechende Fassungsvermögen nicht mitbringt; wie wenig dagegen diejenigen Anlagen, welche wir unter dem Namen der Kunstkräfte zusammenfassen können, entwickelt werden.

---

*) Als Vortrag für die II. Generalversammlung der Lehrer an den technischen Unterrichtsanstalten Bayerns bestimmt, wegen zu weit vorgerückter Zeit jedoch nicht mehr zur Abhaltung gekommen.

Dies ist ein schwacher Punkt unseres Schulwesens, welches eine harmonische Entwicklung aller Kräfte des Menschen und deren Bildung zu möglichster Selbständigkeit und Freiheit anzustreben hat. Das wirksamste Mittel zur Bildung dieser Kunstkräfte ist aber ein methodischer Zeichenunterricht. Freilich darf es nicht auf gedankenloses, nur technische Handfertigkeit erzielendes Nachahmen abgesehen sein, sondern dem Schüler muss das Alphabet und die Grammatik der Formensprache gelehrt werden, damit er beim Fortschreiten nicht mechanisch arbeite, sondern in das Wesen der Formen eindringe, dieselben erkennen und verwenden lerne. Diese Formensprache ist eine Weltsprache, eine Ergänzung des Sprechens und Schreibens, bestimmt, die sinnlich wahrnehmbaren Objekte, welche durch die Sprache sich stets nur mehr oder minder genau umgrenzen lassen, in ganz bestimmten Linien bildlich wiederzugeben.

Dem Mangel an Kenntniss und Pflege dieser Formensprache ist es zuzuschreiben, wenn so viele unsrer besten Bestrebungen haltlos in der Luft hängen, ihm ist es zuzuschreiben, dass unsre Kunstindustrie im Gegensatz zu der andrer Länder, hauptsächlich Frankreichs und Oestreichs, darniederliegt. Nach dem letzten Kriege gab man sich in vielen Kreisen der Hoffnung hin, die Priorität Frankreichs auf dem Gebiete des Geschmackes werde mit seiner politischen Niederlage ebenfalls den Gnadenstoss erlitten haben. Nun jetzt weiss man allgemein, dass man sich hierin gründlich getäuscht hat. Nach wie vor dominirt Frankreich, obgleich in Deutschland Manches geschehen ist, der Industrie auf die Beine zu helfen und den Geschmack zu bilden. Man hat Museen gegründet und Fachschulen errichtet, aber das Wirksamste, das was allein das Uebel von der Wurzel aus beseitigen kann, hat man nicht gethan. Die mit vielen Kosten gegründeten Museen, die vielfach entstandenen Fachschulen können nicht zur vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit gelangen, so lange die Kunstbildung nicht einen integrirenden Bestandteil der Volkserziehung ausmacht, so lange nicht dem Zeichenunterricht eine wirksame Pflege in der Schule, von der Volksschule angefangen, durch alle höheren Schulen hindurch zu Teil wird. Diese Erkenntniss ist auch schon teilweise durchgedrungen; so hat man in Preussen (auch in Sachsen so viel mir bekannt), seit 1872 den Zeichenunterricht als obligatorischen Lehrgegenstand in der Volksschule eingeführt. Damit glaubt man aber freilich einstweilen genug gethan zu haben. Anders in Oesterreich. Hier hat man nicht nur den Zeichenunterricht an der Volksschule, nach §. 53 des österreichischen Volksschulgesetzes vom 20. August 1870 und damit im Zusammenhang an den Lehrerbildungsanstalten geregelt, sondern man hat auch die höheren Unterrichtsanstalten reformirt. Die österreichischen Realschulen nehmen in dieser Beziehung eine ganz hervorragende

Stellung ein. Bei den Beratungen über die Reform des Zeichenunterrichts, welche im Winter 1872/73 auf Anordnung des Kultusministeriums in Wien stattfanden, ist auch für die Gymnasien ein obligatorischer Unterricht im Zeichnen als notwendig allgemein anerkannt worden. Es wurde dabei mit Recht hervorgehoben, dass durch die ganz eigenartige Beschäftigung des Zeichnens dem Schüler eine angenehme Abwechslung geboten und eine Art Gleichgewicht hergestellt werde, welches in physischer wie geistiger Beziehung nur von den güngstigsten Folgen sein könne. Ausserdem aber, und das sei nicht zu unterschätzen, werde durch das Zeichnen die Erlernung und das Verständniss andrer schwieriger Disziplinen ganz ausserordentlich erleichtert. Kühnlich könne die Behauptung aufgestellt werden, dass man mit dem Zeichnen eine Sprache erlerne, welche den grossen Vorzug hat, Jedermann verständlich zu sein, eine Sprache, vermittelst deren man auf einem andern Wege die Pforte erreicht, die unmittelbar zur richtigen Erkenntniss der von uns so hoch gepriesenen antiken Welt und ihrer Schätze führt. Gerade desshalb soll dieses Mittel zur Ergänzung der klassischen Studien an den Gymnasien nicht fehlen, und die Pflege des Zeichnens müsse fortan eine Sorge der Humanisten werden.

Also ein systematischer und obligatorischer Unterricht in allen Schulen ist es, was not thut, um die Kunst im Volksbewusstsein fest einzubürgern, den Kunstsinn der Produzenten und Konsumenten gleichzeitig zu entwickeln. Was nützt es, wenn ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung die nötige Geschmacksbildung besitzt, was nützen uns Sammlungen und Museen, wenn die nötige Vorbildung fehlt, um das Dargebotene zu benützen und zu verwerten, was nützen alle schönen Fabrikate, wenn das Publikum keinen Geschmack an ihnen findet.

Der Schul- oder pädagogische Zeichenunterricht hat nicht den Zweck, Künstler oder Techniker zu bilden, sondern an der harmonischen Ausbildung der Jugend mitzuwirken und zugleich eine sichere Grundlage zu schaffen, auf welcher alle, welche später eine fachliche, sei es gewerbliche, künstlerische oder wissenschaftliche Ausbildung verfolgen, weiter bauen können. Der Natur der Sache nach müssen die Anforderungen eines gut gepflegten Schulzeichenunterrichts an den Realschulen am weitesten gehen, weil diese vorzugsweise die Bildungsstätten eines tüchtigen Bürgerstandes, daher von grösstem Einfluss auf die Entwicklung der gewerblichen Verhältnisse sind. Nicht als ob hier ein eigentliches Fachzeichnen gepflegt werden soll, sondern das allgemein bildende im Zeichnungsunterricht soll mit besonderer Berücksichtigung der technischen Künste und Gewerbe vertieft und erweitert werden.

Wenn von Manchen der Schwerpunkt der Realschulbildung in den neusprachlichen Unterricht gelegt werden will, ähnlich wie dies an Gymnasien mit den alten Sprachen der Fall ist, so zeugt dies von

einer Verkennung der Sachlage. Für den Teil unsrer Bevölkerung, welchem unsre Realschulen Rechnung tragen sollen, besteht ein so weit gehendes Bedürfniss sicherlich nicht. Weit eher lässt sich behaupten, dass die künstlerische Ausbildung, welche die Individualität des Arbeiters der Maschine gegenüber wahren kann, am deutlichsten für diejenigen Volksklassen hervortritt, denen die klassisch - philologische Bildung fast unbekannt bleiben muss.

Die Aufgabe des Zeichenunterrichts an der Realschule geht also dahin, neben Förderung der allgemeinen Bildung eine breite Grundlage für die verschiedenen Arten fachlicher Weiterbildung zu schaffen. Hiezu gehören als Bildungsmittel: Formenlehre, ornamentales Zeichnen nach dem Flachen und Runden, allenfalls in Verbindung mit figürlichen Elementen, geometrisches Zeichnen und Projektionslehre, Bekanntschaft wenigstens mit den wichtigsten klassischen Architekturformen, das Wesentlichste aus der Perspektive und Schattenlehre, darstellende Geometrie. Dabei ist es wünschenswert, dass stylistische und kunstgeschichtliche Notizen in den Unterricht eingeflochten werden. Viele Realschulen gehen noch darüber hinaus, indem sie die menschliche Gestalt, ja sogar die Landschaft in den Bereich des Unterrichtes hereinziehen, manche bleiben hinter den obigen Anforderungen zurück.

Sehen wir nun, wie sich die Realschulen in den verschiedenen Ländern deutscher Zunge diesen Anforderungen gegenüber verhalten bezw. welche Zeit sie für diese Zwecke zur Verfügung stellen.

In Preussen bestehen bekanntlich zwei Ordnungen von Realschulen und ausserdem sogenannte Bürgerschulen, die zum grossen Teil den anerkannten Charakter der Realschulen II. O. haben, zum Teil aber denselben nachstehen. Nach dem Lehrplan für Gymnasien und Realschulen vom Jahr 1863 werden dem Zeichenunterricht in jeder Klasse 2 Stunden sage 2 Stunden per Woche zugewiesen. Nur in Prima wurde eine dritte Stunde bewilligt. Nun ist leicht zu erraten, wie viel oder wie wenig Zeichnen man in 2 Wochenstunden erlernen kann. Dabei ist das Pensum so hoch gestellt, dass es eine baare Unmöglichkeit ist, demselben gerecht zu werden. Einzelne Bürgerschulen und Realschulen II. O. leisten im Zeichnen mehr als die Realschulen I. O. der Regel nach leisten, weil ihnen häufig in Folge der Einsicht des Direktors in die Wichtigkeit des Gegenstandes eine grössere Stundenzahl eingeräumt wird, als es bei dem fest bestimmten Lehrplan der Realschulen I. O. möglich ist. Die geringe Pflege, welche dem Zeichnen an den preussischen Realschulen zu Teil wird, ist schon mehrfach Gegenstand der Besprechung von Schulmännern gewesen, und man hat sich immer für eine Vermehrung der Stundenzahl ausgesprochen. In den erläuternden Bemerkungen zu dem obengenannten Lehrplan von 1863 wird zwar eine Vermehrung der als Minimum angesetzten Stunden für das

Zeichnen an Realschulen nicht nur als zulässig erklärt, sondern im § 6 geradezu vorausgesetzt, und man hat auch hie und da eine grössere Stundenzahl bewilligt. Da dies aber dem Belieben der einzelnen Direktoren anheimgestellt ist, so lässt man es eben in der Regel bei dem gesetzlichen Minimum bewenden. Dass unter solchen Umständen die Leistungen der preussischen Realschulen beispielsweise hinter denen unsrer Gewerbschulen und Realgymnasien zurückstehen, ist wol selbstverständlich. Diesen Eindruck haben wol alle jene Herren Collegen gewonnen, welche die Zeichnungsausstellungen des Vereins zur Förderung des Zeichenunterrichts in den Jahren 1870 und 1874 in Berlin besucht haben. Das Erlernen eines jeden Unterrichtsgegenstandes braucht eben Zeit, und diese Zeit muss auch dem Zeichnungsunterricht gegönnt werden, wenn das, was bezweckt werden will, in Fleisch und Blut übergehen soll.

Aehnliche Verhältnisse wie in Preussen finden sich mit geringen Ausnahmen in ganz Norddeutschland und auch in Baden.

Eine bei weitem hervorragendere Stellung auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts nimmt Württemberg ein. Zunächst kämen hier die sogenannten Realanstalten in Frage, deren obere Klassen Oberrealschulen heissen. Die Realanstalten nehmen die Schüler nach vollendetem achten Jahre auf und sind neuerdings auf 10 Klassen erweitert worden. Der Zeichenunterricht beginnt in Klasse IV, also mit dem 11ten Jahre und sind demselben 4 — 7 Wochenstunden per Classe gewidmet. In den Realgymnasien beginnt das Zeichnen ein Jahr später mit einem vierstündigen Unterricht für jede Klasse, also ganz in der Weise, wie es bei unseren gleichnamigen Anstalten der Fall ist. Ausserdem gibt es in Württemberg noch Realschulen mit 2 Klassen zu je 2 Abteilungen, woselbst die Schüler vom 11 — 15. Jahre unterrichtet werden. In jeder Klasse wird ein sechsstündiger Zeichenunterricht erteilt. Im Uebrigen ist, nebenbei bemerkt, die Organisation dieser letztgenannten Realschulen eine sehr unzweckmässige. Sie kranken erstens an dem Fehler, dass ein Klasslehrer häufig 2 Abteilungen zu unterrichten hat, und zweitens, dass sie meistens Annexe von Gymnasien sind.

Auch an den Schweizer Realschulen wird dem Zeichenunterricht eine grössere Pflege zu Teil. In den Realabteilungen der Kantonsschulen werden 3 — 6 Stunden per Woche für jede Klasse verwendet. So beispielsweise in Bern in den 8 Klassen der Realabteilung 34 Stunden, wovon 13 Stunden in den vier unteren Klassen von den Schülern technischer und kaufmännischer Richtung gemeinsam besucht werden. Das Aufnahmsalter ist hier 10 Jahre. In den 4 Klassen der Realabteilung zu Aarau sind 19 Stunden angesetzt, und dieses Verhältniss findet sich fast durchgehends.

Am eingehendsten wird der Zeichenunterricht in Oesterreich gewürdigt. Schon seit den 60ger Jahren hat Oesterreich viel für Hebung

der Industrie, für Veredlung des Geschmackes durch Errichtung von Museen und Schulen gethan und bei der Organisation der Realschulen wurde auf einen umfassenden Zeichenunterricht Bedacht genommen. Dass im Jahr 1870 dieser Unterricht an den Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten geregelt wurde, ist bereits erwähnt worden. Dies war jedoch nur der Anfang des grossen Reformwerkes. In den Wintermonaten 1872/73 trat auf Anordnung des Unterrichtsministeriums eine Commission, bestehend aus den gewiegtesten Fachmännern, zusammen, um die allgemeinen Grundsätze für den Zeichenunterricht festzustellen und Lehrpläne hiefür bezüglich aller Elementar- und Mittelschulen auszuarbeiten. An diese Massnahmen schloss sich die Erteilung umfassender Instruktionen für die Lehrer des Zeichnens in Bezug auf die Methode, sowie die Inangriffnahme gediegener Lehrmittel. Die Namen der Commissionsmitglieder, wie Eitelberger, Grandauer, Walser, Hofbauer und Stork, bürgen dafür, dass die begonnene Reform eine segensreiche Einwirkung auf die Volkserziehung und damit auf die Volkswolfahrt haben wird. Es hat diesen Männern keine geringe Arbeit gekostet, dem Zeichenunterricht in der Schule den Platz zu erkämpfen, der ihm seiner Bedeutung zufolge gebührt. Nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dabei Männern wie Semper, Falke, Fischbach u. A., welche durch Wort und Schrift unermüdlich für Kunstverständniss und Kunstbildung, für die Pflege des Zeichenunterrichts in der Schule, gewirkt und dadurch den heilsamen Reformen die Bahn geebnet haben. Angesichts solcher Bestrebungen kann man wol sagen, dass Oesterreich, welches schon jetzt in Bezug auf Geschmacksbildung und Kunstindustrie dem gesammten deutschen Reich anerkannter Massen überlegen ist, in der nächsten Zukunft eine ganz hervorragende Stellung auf diesem Gebiete einnehmen wird. Für uns aber möge dies eine Mahnung und ein Sporn sein, der Pflege des Zeichenunterrichts eine eingehende Aufmerksamkeit zu schenken. Gerade jetzt ist die Gelegenheit geboten, bei Reorganisation unsrer Gewerbschulen diese Aufmerksamkeit zu bethätigen. Auch Preussen, welches ja bereits mit der Regelung des Zeichenunterrichts an der Volksschule begonnen hat, wird sich der Notwendigkeit einer Reform dieses Unterrichts an seinen höheren Schulen nicht länger entziehen können.

Von den österreichischen Realanstalten wären vorab die Realschulen ins Auge zu fassen, deren Oesterreich bis zum Jahr 1873 78 zählte, worunter 56 vollständige, sogenannte Oberrealschulen, und 22 unvollständige, sogenannte Unterrealschulen. Diese Anstalten haben für den ganzen Umfang der Monarchie eine einheitliche Organisation, sind seit dem Schuljahre 1870/71 von 6 auf 7 Klassen erweitert worden und nehmen die Schüler vom 10ten Jahre an auf. Die Unterrealschulen entsprechen den 4 unteren Klassen der Oberrealschulen. Die siebenklassigen Anstalten verwenden für Freihand- und geometrisches Zeichnen

(einschliesslich der darstellendenden Geometrie) 47 Stunden, die vierklassigen 27 Stunden pro Woche. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass eigentliches Fachzeichnen ausgeschlossen ist.

Ausser den Realschulen gibt es in Oesterreich auch Communalbürgerschulen, jedoch nur noch in den grösseren Städten. Auch diese Bürgerschulen verwenden auf den Zeichenunterricht viel Zeit und Sorgfalt. Als eine sehr gut organisirte Anstalt dieser Art sei hier nur die Bürgerschule des IV. Stadtbezirks in Wien erwähnt. Dieselbe besteht aus 8 Klassen und beginnt mit Schülern im Alter von 6 Jahren. Dem Zeichenunterricht sind in 6 Klassen 24 Stunden und der dem geometrischen Zeichnen vorausgehenden Formenlehre 4 Stunden zugeteilt.

Auch die Realgymnasien, nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen bayrischen Anstalten, besitzen einen gut organisirten Zeichenunterricht. Es sind diese Anstalten eigentliche Gymnasien, deren untere Klassen zugleich für die Oberrealschule vorbereiten und die demzufolge den Zeichenunterricht in derselben Weise und Ausdehnung wie die Realschulen lehren.

Es verdient hier besonders hervorgehoben zu werden, dass an allen österreichischen Realschulen die Kaufleute in Bezug auf den Zeichenunterricht keine Ausnahmestellung einnehmen, ebensowenig als dies in Württemberg der Fall ist.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass der Zeichenunterricht in Württemberg, Bayern, der Schweiz und Oesterreich mehr kultivirt wird als in Norddeutschland, und dass es hauptsächlich Oesterreich ist, welches bahnbrechend auf diesem Gebiete vorging, indem es sein Schulwesen so organisirte, dass eine mehr harmonische Ausbildung der Jugend erzielt werden kann. Der deutsche Süden hat auf dem Gebiete der Kunstthätigkeit dem mehr nüchternen Norden gegenüber von jeher eine bevorzugte Stellung eingenommen, und es mag dieser Sinn für künstlerische Gestaltung, für wärmeres Empfinden zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der süddeutschen Stämme gehören. So viel ist gewiss, dass die unserem Volke innewohnenden Kunstkräfte, in richtiger Weise geweckt und gepflegt (neben Ergänzung der allgemeinen Bildung), eine nicht zu unterschätzende Quelle des Nationalreichtums sind.

Und nun, hochgeehrte Herren, lassen Sie mich schliessen mit den Worten, wie sie, wenigstens dem Sinne nach, vor 2 Jahren in dieser Stadt bei Eröffnung des bayrischen Gewerbemuseums gesprochen worden: Es hat unser Land eine Berechtigung vor Vielen, der kunsttechnischen Bildung Vorschub zu leisten. Vor Jahrhunderten schon wurde Kunst und Wissenschaft von seinen Fürsten gehegt, von seinen Bewohnern gepflegt, und heute noch ist das Land berufen, unter dem Schutze einer weisen Regierung durch Wissenschaft und Kunst, durch eine in grossem Aufschwung begriffene Industrie eine hervorragende Sellung einzunehmen und dadurch seinen Wohlstand zu erhöhen.

Pohlig. Dinkelsbühl.

Die häuslichen Arbeiten der Schüler. Von Prof. Dr. M. Strack, Prorektor der kgl. Realschule in Berlin. Besonderer Abdruck aus dem Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 1876. Leipzig, Gülker & Cie. 75 Pf.

Auf 41 Seiten gr. 8 kommt Verfasser nach einer Kritik der jenem Gebrauche wie allen menschlichen Einrichtungen anhaftenden Mängel zu dem Resultate: „Wir schlagen also vor als Grundsatz zu unbedingter Nachachtung im Wege der Verfügung auszusprechen: Jedwede häusl. Arbeit muss aus dem Unterricht hervorgehen oder doch den Zusammenhang mit der nächsten Stunde vermitteln.“ Referent hat sich hierauf dem Verfasser zu Liebe einige Zeit besonnen, ob er sein Gefühl, vor einem Gemeinplatz zu stehen, zum Ausdrucke darf gelangen lassen.

A. Kurz.

Das Spektrum und die Spektralanalyse von Zech, Prof. am Polyt. in Stuttgart. „Die Naturkräfte.“ XV. Bd. Mit 33 Holzschnitten und einer farbigen Spektraltafel. München, Oldenburg. 1875. 3 M.

Der Autor ist nicht nur in seinem engeren Vaterlande, sondern auch den entfernter wohnenden Physikern durch sein Geschick im Popularisiren bekannt. Auch Band V „Himmel und Erde“ rührt von ihm her. Ist nun auch der Reiz der Erzählung nicht in dem Maasse zu verspüren, welches z. B. die Tyndall'schen Schriften auszeichnet, so fesselt doch die Gediegenheit des Stoffes den Laien, der sich ernstlich unterrichten will, den Physiker, der hiebei bequem Gelegenheit findet, manches seit der Lektüre der neueren Fachzeitschriften schon wieder Halbvergessene aufzufrischen, und den Lehrer, durch Vieles, was sich für den Unterricht verwerten lässt.

Ein ähnliches Urteil bringt die neueste Nummer der „Natur“.

A. Kurz.

Münch, Lehrbuch der Physik. III. Aufl. Freiburg, Herder. 1876.

Als in der Sektionssitzung für Mathematik und Physik der zu Ostern d. J. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins der Lehrer an technischen Unterrichtsanstalten Baierns die Frage nach guten aber nicht zu umfangreichen (und theuren) Lehrbüchern in der Physik zur Besprechung kam, wurde auch das vorliegende Lehrbuch von solchen Collegen, die dasselbe schon eingeführt haben, vorteilhaft erwähnt (dazu noch Recknagel, Jochmann, Trappe, Dorner und vielleicht noch ein oder zwei andere). Dieser Umstand spricht wol noch besser zu Gunsten des Buches, als Referent sich dazu für kompetent halten kann, auch nachdem er dasselbe einer Durchsicht zu diesem Zwecke unterworfen hat. Hiebei trat jenes Urteil überall als ein gegründetes hervor, dass nämlich das Buch für Mittelschulen (für den ersten Unterricht an bairischen Gewerbschulen wurden kleinere Bücher vorgezogen) sehr geeignet sei.

A. Kurz.

---

1) *Chefs-d'oeuvre des classiques français avec un choix des meilleurs commentaires français et des remarques par le Dr. O. Fiebig et St. Leportier revus par le Dr. A. Peschier, professeur. Dresde. Louis. Ehlermann. 1872.*

2) Die Geheimnisse der französischen „Causerie". Deutsch-französisches Nachschlagebuch über 20000 in traulicher wie in witziger Redeweise jeden Augenblick vorkommende Ausdrücke, nach den besten (sowol klassischen als modernen) französischen Schriftstellern. Supplement zu allen deutsch-französischen Wörterbüchern, einschliesslich der grossen Ausgabe von Abbé Mozin. Von J. Grüner, Professor der französischen Sprache am Real- und Obergymnasium des VI. Bezirkes (in Wien). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Verlag von Rudolf Lechner.

In der gegenwärtigen Zeit, wo die europäischen Völker durch die überallhin ausgedehnten Eisenbahn-Netze in einen viel engeren und regeren Verkehr mit einander getreten sind, als früher, hat sich auch für die Deutschen das Bedürfniss nach einer unter den Nationen der verschiedensten Zungen weit verbreiteten Communikationssprache mehr denn je fühlbar gemacht. Trotz des im Vergleich zum Englischen, Deutschen, Italienischen etc., ja selbst zum Spanischen, ungleich kleinern französischen Sprach-Terrain's findet sich noch immer die Kenntniss des Französischen verhältnissmässig zu häufig auch auf den genannten Sprachgebieten vor, als dass sich nicht zur Zeit noch die Sprache der Franzosen als ein unentbehrliches Verkehrsmittel für sehr Viele auswiese. Zur Erlernung nun der Sprache unserer westlichen Nachbarn ist von jeher durch Lehrbücher Vieles geschehen. Allein dem Deutschen, zumal dem wissenschaftlich Gebildeten, dessen durch mannigfache Bedürfnisse bedingter Zweck eine möglichst vollendete Fertigkeit im Französischen ist, dürften die bisherigen Arbeiten auf diesem Specialgebiet doch noch zu wenig bieten. Ausser der Sicherheit in der Grammatik besteht auch die Notwendigkeit, so zu sagen in das Geheimniss des eigentlichen Wortes für jeden Gedanken und für jedes Gefühl einzudringen, soll der mündliche oder schriftliche Verkehr mit Franzosen nicht in einer ganz allgemeinen, vagen, leeren, oft Nichts sagenden Phraseologie aufgehen, d. h. soll ein eigentlicher tieferer Ideen-Austausch in der fremdländischen Zunge ermöglicht werden.

Den lebendigen Conversations-Unterricht durch den des Französischen mächtigen Lehrer abgerechnet, gibt es zwei Wege, das zuletzt erwähnte Ziel zu erreichen, nämlich die eifrige Lektüre französischer Classiker und die nicht minder fleissige Uebung im Uebertragen deutscher Aufsätze in das Französische.

Was nun den ersten Weg betrifft, so ist ganz besonders auf die erst genannte Sammlung französischer Classiker (besonders einzelner Comödien Molière's) empfehlend zu verweisen. Wir finden in den französisch geschriebenen Anmerkungen zu dieser Sammlung mit richtigem Takte die uns Deutschen adäquate, eigentümliche Uebersetzung manches Wortes und mancher Phrase häufig angegeben, ohne welche Beigabe man wol gleichgültig und ohne weiteren Gewinn fortlesen würde. Die aufmerksame Mitbenützung solcher Winke veranlasst höchst interessante Vergleichungen zwischen der Mutter- und der fremden Sprache und läutert ungemein den Geschmack, was die letztere betrifft.

Bezüglich des anderen Weges, nämlich der Uebertragung von Aufgaben, eigenen Aufsätzen, namentlich von solchen, die weniger abstrakte Gegenstände behandeln, sondern vielmehr das frische, rege,

phantasiereiche, concrete Volksleben zum Ausdrucke bringen, in's Französische, so fehlt es allerdings in erster Linie noch an einer der trefflichen Stylistik der lateinischen Sprache von Nägelsbach analogen Arbeit. Allein — diesen fühlbaren Abgang abgerechnet — welche Hilfsbücher stehen uns für diese weitere Aufgabe zur direkten Verfügung? Die eigentlichen Wörterbücher allein reichen nicht immer hin. Denn wenn sie auch noch so eingehend sind, so fehlt doch sehr oft die an einem adäquaten Beispiel veranschaulichte Hinweisung auf die unserer deutschen Ausdrucksweise genau entsprechende französische Sprachwendung. Diesem Bedürfnisse nun wird in dem zweiten der oben angezeigten Werke mit grossem Geschick und Glück entsprochen.

Der unterfertigte Berichterstatter wenigstens fand in diesem *Dictionnaire de la causerie française à l'usage des Allemands*, wofür er nur einen einfacheren, weniger pomphaften Titel wünscht, vollkommen bestätigt, was der Herr Verfasser in seinem Vorbericht ausspricht:

„Tausend und abertausend Gegenüberstellungen nationaler Gefühlsäusserungen, auf französischem und deutschem Boden im Augenblicke, wie sie das Leben bot, fixirt, von in Paris Epoche machenden Theaterstücken oder Romanen und Journalen angeregt, oft grammatikalisch beleuchtet, wird man hier alphabetisch so geordnet finden, dass das den Schwerpunkt des Sinnes bildende Wort, oder höchstens ein zweites, bei gleicher Bedeutsamkeit, die gesuchte Redensart derselben Gefühls-Nüance bringt. Auf Naheliegendes wird durch die häufigen *renvois* (V.) aufmerksam gemacht".

Man kann beiden oben angezeigten Schriften nur die grösste Verbreitung wünschen.

Freising. Nissl.

---

1) Deutsches Lesebuch. Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht im Deutschen mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Uebungen. Erster Teil*) für untere Gymnasialklassen, herausgegeben von Franz Linnig. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh 1876. 383 Seiten.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil für die unteren und mittleren Klassen, von Dr. Bernhard Schulz. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh. 1875. 508 Seiten.

In diesen beiden Büchern sind uns zwei Lehrmittel geboten, deren Brauchbarkeit schon die Namen der Verfasser verbürgen, welche sich längst auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes rühmlich hervorgethan haben.

Linnigs Lesebuch zerfällt in folgende Abschnitte: Märchen, Fabeln, Parabeln und Erzählungen in prosaischer Form; Märchen, Fabeln und Parabeln in Versen unter der Aufschrift „Lehrpoesie";

*) Das Erscheinen des 2. Teiles stellte die Verlagshandlung bis April 1876 in Aussicht.

Sagen des klassischen Altertums; deutsche Heldensage; deutsche Volkssagen; Anekdoten und Schwänke; Lyrische Poesie; Alte Geschichte; Deutsche Geschichte: „Vom deutschen Vaterland“, eine Sammlung patriotischer Gesänge; Epische Poesie; Beschreibungen; Lesefrüchte; Beispielgrammatik; Sprichwörter und Rätsel; Orthographischer Anhang. Die Lesefrüchte wollen „an einigen Beispielen die Verwendung der poetischen Lektüre zu stilistischen Zwecken zeigen“. So schliesst sich Nr. 1 derselben „das Gasthaus zum goldenen Apfel“ an Uhlands „Einkehr“ an, Nr. 3 und 4 behandeln zuerst in knapper, dann in erweiterter Form den Inhalt von dem Uhland'schen Gedicht „Die Rache“. — Dies ist der reiche Inhalt des Lesebuches, das namentlich auch den Zweck im Auge hat, eine „Pflanzschule des Patriotismus“ zu sein. Gleichwol lässt der Verfasser den Zusammenhang mit den übrigen Unterrichtsgegenständen, namentlich mit dem antiken Altertum, keineswegs ausser acht, während es in neuerer Zeit nicht gar selten ist, dass diejenigen, welche das nationale Moment so sehr betonen, in höchst einseitiger Weise die Bedeutung des deutschen Unterrichtes überschätzen. Ein Vorzug, der Linnigs Lesebuch wol vor allen seinesgleichen auszeichnet, ist das entschiedene Ueberwiegen des erzählenden Stoffes; mit Recht sind der für Sextaner ungeeigneten und selbst für Quintaner noch kaum geeigneten Beschreibung nur 16 Seiten eingeräumt. Uebrigens schiene es mir weit besser, wenn in diesem Abschnitt von der Schilderung der Fischerscene (Nr. 9) ausgegangen wäre; Beschreibungen von einem Federmesser, dem Stiefelknecht u. dgl., die ich für weitaus am schwierigsten halte, sollten dem Schüler nicht zuerst vorgelegt werden. Mit Schilderung von Vorgängen zu beginnen, rät schon Hiecke an. Darf ich noch eine Einzelheit anführen, so möchte ich meinen Zweifel darüber aussprechen, ob es geraten ist, die für Schüler unterer Klassen bestimmten Orthographieregeln durch alt- und mittelhochdeutsche Formen zu erläutern Bräunte (S. 123) ist wol ein Druckfehler; andere Kleinigkeiten übergehe ich. Dass sich über die Wal einzelner Lesestücke streiten lässt, versteht sich von selbt. So sei es mir nur mehr erlaubt, auf die wertvollen Vorbemerkungen des Verfassers hinzuweisen, in denen er Winke für die Behandlung des Lesebuches und des deutschen Unterrichtes überhaupt erteilt*). Diese 17 Seiten sind wertvoller als manches nach Bogen zählende Buch.

Vom Schulz'schen Lesebuch lässt sich sagen, dass es seiner Anlage nach grosse Aehnlichkeit mit dem eben besprochenen hat. Ich kann deshalb auf die Angabe der einzelnen Ueberschriften verzichten und brauche nur anzuführen, dass wir bei Schulz auch Chrien, Charakterbildern (z. B. der Mann von Ross, der Arbeitsame), Prosastücken didaktischen Inhalts sowie beschreibenden Gedichten, zwei Satiren und auch Epigrammen begegnen. Ein Anhang enthält einige künstliche Dichtformen. Am Schluss des Buches sind auf 5 Seiten Notizen über die im Lesebuch vertretenen Dichter und Schriftsteller mitgeteilt. Die Auswahl muss, weil ja das Buch auch für mittlere Klassen bestimmt ist, eine reichere als bei L. sein und auch schwierigere Lesestücke berücksichtigen. Von patriotischen Dichtungen findet sich auch bei Schulz mit Recht eine grosse Anzahl. Ich habe allein ca. 20 lyrische

*) Gleichem Zweck dienen die ziemlich häufigen Anmerkungen unter dem Texte.

Gedichte dieser Art gezählt. Für einen grossen (allerdings auch bei Linnig hervortretenden) Vorzug halte ich es, dass das Buch mehrere Gruppen von Gedichten verwandten Inhalts enthält z. B. 288 — 293 über den Frühling, 399 — 403 über den Gesang, 414 -- 417 über Rudolf von Habsburg. Vgl. ausserdem noch 374 und 375, 340 — 342, 391 und 392, 395 — 396 und endlich das Gedicht „der Fischer" S. 322 mit dem prosaischen Lesestück S. 12. Derlei Aehnlichkeiten zu finden und nutzbar zu machen ist freilich, und vielleicht mit Recht, von Schulz den Lehrern und Schülern überlassen worden, während Linnig auf die bei ihm vorkommenden Beziehungen zwischen den Lesestücken stets aufmerksam macht. Wichtiger ist ein anderer Unterschied. Die von Linnig aus der griech. und deutschen Sage mitgeteilten Abschnitte sind absichtlich so gewählt, dass ein Verständniss ihres Zusammenhanges sowie der Einzelheiten erst durch die ergänzende Erklärung des Lehrers erzielt werden kann, während Schulz gerade die Mittelpunkte der Sagenkreise gibt (namentlich durch Vorführung von Scenen aus der Ilias, Odyssee, Gudrun und dem Nibelungenlied). Wie sorgsam der Verf. selbst auf scheinbare Kleinigkeiten achtet, zeigt eine im 195. Stück vorgenommene Aenderung, wo die überlieferte dialektische *Licenz* „u n d fiel i n' Bach" durch die Lesart „fiel in den Bach" beseitigt ist. Schliesslich will ich nur noch anführen, dass mir S. 11 die Pluralform Pflugschar e und S. 24 das altertümliche Arz e nei aufgefallen ist.

Im Anschluss an dieses kurze Referat sei es mir gestattet auf eine Lücke aufmerksam zu machen, die sich beim Unterricht in den oberen Klassen sehr fühlbar macht. Wir haben eine Anzahl recht brauchbarer Lesebücher für die Lateinschule und ihre Zahl nimmt eher zu als ab, aber kaum ein genügendes für die Gymnasialklassen *) und doch ist ein solches dringend notwendig, wenn nicht sehr kostbare Perlen der deutschen Literatur für unsere Jugend verloren gehen sollen. Göthes, Schillers und Lessings Werke sind freilich heutzutage so billig zu bekommen, dass man auch armen Schülern zumuten kann, sich entweder eine billige Gesammtausgabe oder die Separatausgaben der wichtigsten Dichtungen und Schriften anzuschaffen. Auch anderes, z. B. Herders Cid, Wielands Oberon sind durch die „Universalbibliothek" auch dem Armen so zugänglich wie Shakspeare, der ja für uns Deutsche längst eine nationale Bedeutung gewonnen hat. Wie aber sollen sich die Schüler mit einigen Klopstock'schen Oden vertraut machen? wie erst mit den von der bair. Schulordnung zur Lektüre vorgeschriebenen prosaischen Abhandlungen von A. W. Schlegel u. a.? Ich beschränke mich auf diese paar Beispiele, obwol auch noch andere Dichter wie Rückert Berücksichtigung finden müssten und ausserdem die den Schülern schon bekannten, z. B. Uhland, in so weit als ihre bedeutenderen Werke keinen Platz in dem Lesebuch für die Lateinschule angewiesen erhalten konnten. **) Man wende nicht ein, dass die Schülerbibliotheken ja ein solches Lesebuch ersetzen können. Sie können es vor allem schon deshalb nicht, weil gewisse Dinge in der Klasse gelesen werden müssen und zwar so, dass von jedem Schüler

---

*) So urteilt auch Laas in seinem „deutschen Unterricht" Vgl. bes. p. 341 u. ff.

**) Die Frage, in wie weit anderes, für das Verständniss des Entwicklungsganges der deutschen Literatur Wichtige, z. B. Hans Sachs, zu berücksichtigen sei, übergehe ich ganz.

eine entsprechende Vorbereitung gefordert wird und jeder den Text vor sich haben muss. Und wie steht es auch nur mit einem fruchtbaren Durchsprechen gewisser Werke, wenn für 10 oder 15 Schüler (10 besitzen vielleicht die betreffenden Werke) ein Exemplar in der Bibliothek vorhanden ist? Doch ich breche ab und mache zum Schluss nur noch auf einen Punkt aufmerksam. Es ist nicht nur lächerlich, sondern auch eine schwere pädagogische Sünde, beim literaturgeschichtlichen Unterricht z. B. von der Bedeutung Klopstoks einiges zu sagen, wenn die Schüler nicht ein paar Oden desselben gelesen haben.

München. A. Brunner.

Literarische Notizen.

Die Germania des Tacitus. Deutsche Uebersetzung von Dr. A. Baumstark. Freiburg i./Br., Herder'sche Buchhandlung. 1876. Pr. 50 Pf. Der Verfasser veröffentlicht diese Uebersetzung (ohne jeden Kommentar) gleichsam als Ergänzung seiner Schriften über die Germania, und weil ihm von allen vorhandenen keine genügt, am wenigsten die Döderlein'sche. Sie trägt dasselbe eigentümliche Gepräge wie die übrigen Schriften des gelehrten, inzwischen leider verstorbenen Verfassers.

Technologisches Wörterbuch in französischer, deutscher und englischer Sprache. 90000 Ausdrücke und Redensarten in Kunst, Gewerbe, Handel. Bearbeitet von A. Tolhausen, Uebersetzer am kgl. Patentamt in London, durchgesehen von L. Tolhausen, franz. Consul in Leipzig. B. Tauchnitz, 1873, 1874, 1876. Drei Bände in kleinerm Lexikonformat von je 800 — 950 dreispaltigen Seiten, 1. Teil französisch-deutsch-englisch, 2. Teil englisch-deutsch-französisch, 3. Teil (zuletzt erschienen) deutsch-englisch-französisch. In diesem füllt z. B. das Wort „Dampfmaschine“ anderthalb Spalten, die mit „Dampf“ zusammengesetzten Wörter überhaupt fast 9 Spalten, bei kleinem aber deutlichem Drucke. Die mit „Elektr.“ beginnenden Ausdrücke nehmen 3 Spalten ein. Das Vorwort spricht von einer „zwanzigjährigen mühevollen Arbeit“, welche „soweit in der heutigen Sturm- und Drangperiode des gewerblichen Lebens“ möglich als abgeschlossen betrachtet werden kann. Ueber das Bedürfniss nach solchen Büchern wird Niemand streiten, und ist nicht zu zweifeln, dass das vorliegende Werk diesem Bedürfnisse in der angestrebten Weise entspricht.

Scherer, Fr. Jos., Deutschland im Liede, oder Land, Sprache und Volk der Deutschen in Bildern vaterländischer Dichter. Nebst einem Abriss der Geschichte des Vaterlandsgesanges. Mit 3 Holzschnitten, einem Stahlstich und farbigem Titelbild. Verlag von Schöningh in Paderborn. 1876. 416 S. gr 8. 2 fl. 70 kr., sehr elegant gebunden 3 fl. 60 kr. Eine Auswahl der schönsten (300) patriotischen Gedichte, zur Erweckung und Belebung des vaterländischen Sinnes im Herzen der Jugend. Alles, was unser deutsches Vaterland hohes und schönes besitzt, wird in Gedichten unserer berühmtesten Dichter vorgeführt. Das Buch eignet sich deshalb vorzüglich zu Geschenken für die reifere, namentlich die studierende Jugend.

Holzweissig, Fr., Leitfaden zur Geschichte der christlichen Kirche. Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den oberen

Klassen höherer Lehranstalten. 1874. 1 M. 20 Pf. — Leitfaden zur Bibelkunde und Geschichte des Reiches Gottes im alten und neuen Bund. 1875. 1 M. 50 Pf. — Leitfaden zur evangelischen Glaubens- und Sittenlehre. 1875. 1 M. 20 Pf. — Verlag von Reinhold Pabst in Delitzsch.

Dr. C. Bremiker. Logar.-trigon. Tafeln mit 6 Decimalstellen. Mit Rücksicht auf den Schulgebrauch bearbeitet. 4. durchgesehene und verbesserte Stereotypausgabe. Berlin, Nicolai. 1876. 4 M. 20 Pf. „Für den Schulgebrauch" genügen freilich auch kleinere Tafeln, welche mit dem Abgange der älteren Lehrer der Mathematik an Terrain zu gewinnen scheinen. Wer aber das grössere Buch nötig hat oder vorzieht, dem können vorliegende Tafeln empfohlen werden. Bei den kleinen Ziffern wäre wol ein höherer Grad von Weisse des Papiers erwünscht, was aber den Preis des Buches erhöhen könnte. Ein Inhaltsverzeichniss fehlt. Recensent füllt diese Lücke, soviel an ihm liegt, aus, indem er nun in Kürze den reichen Inhalt, soweit er nicht selbstverständlich ist, aufzählt. Nach Tafel I und II folgt auf Seite 458 eine Anzahl „beständiger Logarithmen", darunter die Dimensionen der Erde nach Bessel. Nach Tafel III (Gauss) folgen S. 518—542 14 kleinere Tabellen mit einigem Texte über die Erdgrösse, das metrische System und ältere Maasse und Gewichte, und endlich auch über das jedermann interessierende Geld. In der der Vorrede folgenden Einleitung (zusammen 24 Seiten) hat Recensent die Seitenzahlen der jeweils besprochenen Tafeln sich am Rande notirt und kann diess als ein Mittelding zwischen einem und keinem Register empfehlen.

Lehrbuch der Arithmetik für Lateinschulen von Fr. X. Steck und Dr. J. Bielmayr. 5. Aufl. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1876. Ohne wesentliche Veränderungen, nur im Einzelnen berichtigt und verbessert.

Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Fr. v. Hellwald. Mit 50 grossen Bildern, vielen kleinen Illustrationen und zahlreichen Tabellen. 50 Lieferungen à 50 Pfg. Der Verf. will ein Werk bieten, welches in nicht allzuweit gestecktem Rahmen, in geschmackvoller Darstellung, mit Heranziehung des besten Quellenmaterials und den Berichten der neuesten Reisenden, die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen und zugleich anziehenden Gemälde vereinigen. Ein solches plastisches Bild der einzelnen Länder und Völker lässt sich nur durch Aufopferung aller untergeordneten Einzelnheiten einerseits, andernteils bloss mit Hilfe präzis ausgeführter, getreuer Illustrationen gewinnen, auf welch' letztere daher, sowol hinsichtlich ihrer Auswahl als ihrer künstlerischen Ausführung die grösste Sorgfalt verwendet ward. Der unvermeidliche statistische Ballast wird auf das Notwendigste eingeschränkt und, um den Gang der Schilderungen nicht zu hemmen, in besondere Tabellen verwiesen. Den Anfang des Werkes macht die Neue Welt, ihr reihen sich im ersten Bande die ozeanische Inselwelt mit dem australischen Festlande und der schwarze Erdteil, Afrika, an. Der zweite Band soll Asien und Europa umfassen.

Auszüge.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 5.

I. Die Hellenikafrage und ihre Polemik. Von Dr. R. Grosser. Beleuchtung und Zurückweisung der in seiner Schrift „Zur Charakteristik der Epitome von Xenophons Hellenika, Barmen 1873" von dem Verf. vertretenen Hypothese über den Hellenikaauszug, vorzugsweise gegen Vollbrecht (*De Xenophontis Hellenicis in epitomen non coactis*, *Hannov. 1874*) gerichtet.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 4.

I. Ueber den homerischen *Ποσειδάων γαιήοχος ἐννοσίγαιος* („Der über die Erde hinfahrende, die Erde bewässernde Poseidon"). Von Ant. Göbel. — Krit. Miscellen. Zu Seneca's Dialogen. Von Fr. Pauly. — Fragment einer Juvenalhandschrift. Von W. Förster. — Zu Horat. Ep. I. 20, 24 (*Solibus aptus* heisst „für die Sonnenstralen wie geschaffen, von d. S. leicht afficierbar"). Von Edm. Eichler. — Zu Liv. XXII. Von Fr. Pauly (9. 2. *haut satis prospere*. 12. 4. *quamvis Martios*. 13. 1. *ducem Romanum* oder *Romanorum*.).

Die Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht, 1876, 3 enthält „Aus der Schulmappe. Miscellen von A. Kurz*)". 25. Spez. Gew. mit Reduktion auf den leeren Raum und auf Wasser von 4°. 26. Atmood's Fallmaschine. S. 200 — 202.

Vol. XIV del Giornale di Matematiche (Prof. Battaglini) Napoli enthält: S. Günther, über die Möglichkeit, das Axiom der Parallelen durch stereom. Betrachtungen zu beweisen, ein Beitrag zur Absoluten Geom. von Bolyai.

Statistisches.

Ernannt: zum Lehrer der Mathematik und Physik an der Gewerbschule in Landau der derzeitige Verweser dieser Lehrstelle G. Strauss.

Versetzt: Realienlehrer Goetz von der Kreisgewerbschule in Kaiserslautern an die städtische Handelsschule in München.

Gestorben: qu. Prof. Widmann von Dilingen; qu. Prof. Enderlein von Schweinfurt.

---

*) Fortsetzung der 24 im vor. Jahrgang dieser Bl. erschienenen Miscellen. Dieser Ortswechel wurde durch Mangel an Raum, der andern Mitarbeitern überlassen werden sollte, verursacht.

Gedruckt bei J. Gotteswinter &. Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Zu Cicero's Briefen an Atticus.

II, 7, 1. *Orationes autem a me duas postulas, quarum alteram non libebat mihi scribere, qui absciram.* Die von Ernesti verteidigte Lesart: *quia abscideram* befriedigt keineswegs. Seine Erklärung ist: *Quum scribere orationem coepissem, repente ejus scriptionem praecidi et ipsam abjeci, nolens ad finem perducere.* Der Grund dafür, dass Cicero keine Lust hatte, die Rede schriftlich zu verabfassen, kann doch nicht der sein, dass er die Arbeit unterbrochen und bei Seite gelegt hatte. Wie soll er überhaupt mit der schriftlichen Abfassung begonnen haben, wenn er keine Lust dazu hatte? Durch das *non libebat scribere* erscheint auch der Anfang einer schriftlichen Ausarbeitung ausgeschlossen. Vielmehr dürfte in dem *qui absciram* ein *quia cecideram* stecken: weil ich damit Fiasco gemacht, den Process verloren habe.

III, 15, 4. *Hic mihi ignosces. Me enim ipsum multo magis accuso; deinde te quasi me alterum; et simul meae culpae socium quaero: ac si restituor, etiam minus videbimur deliquisse, abs teque certe, quoniam nullo nostro, tuo ipsius beneficio diligemur.* So die gewöhnliche Interpunction; aber was soll hier *etiam*? Da die Satzverbindung durch *ac si* hergestellt ist, könnte es nur zu einem einzelnen Worte, zu *minus* gehören. Das gestattet der Zusammenhang nicht. Cicero entschuldigt die dem Atticus im Vorangehenden gemachten Vorwürfe damit, dass er erstens sich selbst als den Hauptschuldigen an seiner voreiligen Flucht aus Rom anklage, zweitens suche er eben nach jemand, auf den er einen Teil der Schuld schieben könnte. Wenn nun der gemachte Fehler nach erfolgter Zurückberufung sogar oder noch kleiner erscheinen wird als in gegenwärtigem Augenblicke, — etwas anderes können die Worte *etiam minus videbimur deliquisse* doch wol nicht bedeuten — so müsste dieser Fehler ihm schon jetzt als klein und unbedeutend vorkommen. Dass dem jedoch nicht so ist, dafür ist, wenn es überhaupt noch eines Beweises bedarf, der hinreichend, dass er den nämlichen Fehler im Vorangehenden ein *consilium turpissimum* nennt. Mithin kann *etiam* in keiner Weise mit *minus* verbunden werden. — Wesenberg ändert die Interpunction in folgender Weise: *socium quaero ac, si restituor, etiam minus . . .* So würde *etiam* zu *ac* gehören; die beiden der Satzverbindung dienenden Partikeln würden dann als dritten Entschuldigungsgrund für die gemachten Vorwürfe den anführen, dass der begangene Fehler in Zukunft kleiner erscheinen werde. Wie dies ein Entschuld-

igungsgrund sein könne, ist nicht ersichtlich; im Gegenteil, dann hatte Cicero um so weniger ein Recht, dem Atticus deshalb bittere Vorwürfe zu machen. Mit diesem Verteidigungsgrunde würde Cicero keinen Entlastungs-, sondern einen Belastungszeugen vorgeführt haben. Zudem verbietet auch die Worstellung *ac* mit *etiam* zu verbinden. Denn die beiden Partikeln pflegen, wenn sie einen Satz anreihen, nicht getrennt zu werden. So z. B. de Off. I, §. 39: *Atque etiam, si quid singuli temporibus adducti hosti promiserunt, est in eo ipso fides conservanda.* — So ist also auch diese Interpunction nicht im Stande, den Schaden zu heilen. Vielmehr ist *etiam* in *et jam* zu trennen: *socium quaero. Ac si restituor, et jam minus videbimur deliquisse, abs teque certe . . . diligemur.* Das Ganze erscheint dann nicht als fortgesetzte Aufzählung von Entschuldigungsgründen, sondern mit *ac* geht Cicero zu etwas neuem, nur formal angereihtem über, das, weil es eben etwas neues ist, dem Gedanken nach im Gegensatze zu dem Vorangehenden stehen kann, cf. Seyffert, Schol. Lat. p. 19: „Das *atque* würde nach unserm Gefühl mit einem *sed* zu vertauschen sein". Cicero bricht ab mit seinen Klagen über sein dermaliges Los, mit seinen Vorwürfen, mit seinen Entschuldigungen und kommt zu einem neuen Puncte seines Briefes, zu seiner Zurückberufung, mit der zweierlei erreicht sein wird: 1) wird der gemachte Fehler kleiner erscheinen, da ja dessen Folge, die Verbannung, aufgehoben ist, und 2) wird sich dann zeigen, dass seine Verbannung der Liebe des Atticus zu ihm keinen Abbruch gethan habe, er werde nach wie vor von demselben ohne eignes Verdienst geliebt werden. — Dass auch Cicero *et — que* correspondierend gebraucht, beweist Brut. c. 88: *memor et quae essent dicta contra quaeque ipse dixisset.*

III, 15, 7. *Totam Italiam in me erectam ad me defendendum destitui.* Für *in me* ist *mire* zu schreiben, ein durchs Dictieren entstandener Fehler.

IV, 3, 3. *Ut palam hora quinta cum scutis homines deductis gladiis, alios cum accensis facibus adduxerit.* Cicero hat sicherlich nicht das schwerfällige *cum scutis homines deductis gladiis* geschrieben, sondern *cum scutis homines et eductis gladiis.* Vor *eductis* ist *et* von einem Schreiber übersehen oder überhört worden.

IV, 13, 1. *Ergo et si irata fuisse me in altercationibus, quas in senatu factas audio, fero non moleste.* Dass *ergo* in *ego* zu ändern, dass ferner der Endvocal des *irata* mit dem folgenden *fuisse* in *afuisse* zu verbinden sei, wurde schon längst erkannt; es bleiben noch unverständlich die Worte: *et si irat,* dies änderte man in *ut sit rata*; viel wahrscheinlicher steckt im handschriftlichen *irat* ein *intererat*, und es ist zu schreiben: *Ego, etsi intererat, afuisse me . . . fero non moleste*:

obgleich ich ein Interesse hatte, der Senatssitzung beizuwohnen, bedaure ich es doch nicht, abwesend gewesen zu sein.

IV, 14, 1. *Vestorius noster me per literas fecit certiorem te Roma a. d. VI Idus Maias putare profectum esse, tardius, quam dixeras.* Dass nach *certiorem fecit* nicht von einer blossen Meinung des Vestorius, sondern von einem Factum die Rede sein müsse, kann keinem Zweifel unterliegen. *Putare* ist ein missverstandenes *mature.* Wenn auch Atticus später als er vorher festgesetzt hatte, aufgebrochen ist, kann seine Abreise immerhin eine beschleunigte gewesen sein, wenn man insbesondere bei der eingetretenen Unpässlichkeit desselben auf einen nicht so rachen Aufbruch hatte schliessen können.

VI, 1, 22. *Litterarum datarum prid. Kal. Januar. suavem habuit recordationem clarissimi juris jurandi.* Längst hat man eingesehen, dass *prid. Kal. Januar.* Subject sein müsse; aber wer kann sich diess neben *datarum* als Nominativ denken? Neben *datarum* kann es nur als Casus der Zeitangabe, als Ablativ, gedacht werden. Dieses Bedenken gab Veranlassung, schon in früher Zeit als Subjectsnominativ *dies* einzuschalten: *litterarum datarum dies prid . . .*; hiemit wäre wol dem grammatischen Bedürfniss genügt, aber es findet sich eben im Mediceus keine Spur von *dies*; er gibt *literam daturus.* Und was soll überhaupt das *datarum*? Ich glaube, dass gerade in diesem Worte die Verderbniss stecke; es wird dafür *tuarum* zu lesen sein; niemand wird Anstoss nehmen können, neben *tuarum* das *prid Kal. Januar* als Subjectsnominativ zu fassen; das nur mangelhaft handschriftlich beglaubigte *dies* wird entbehrlich sein.

VII, 3, 12. *Scis enim, quos appetierimus, qui omnes praeter eum, de quo per te egimus, reum me facere rentur.* Statt des handschriftlich überlieferten *facere rentur* hat Hofmann *facerent* in den Text aufgenommen. Aber schwerlich kann aus *facerent* die Verderbniss *facere rentur* entstanden sein. Wahrscheinlicher ist, dass *rentur* der Rest irgend eines ausgefallenen passiven Conj. Imperf. ist; es wird wol zu schreiben sein: *facere cogerentur.* Die Aehnlichkeit des *cere* und *gere* hat wol diesen Ausfall veranlasst. Zudem ist *facere cogerentur* für den Zusammenhang passender als *facerent*: diese alle, die ich zu Schwiegersöhnen haben wollte, würden gezwungen sein, mich in die Notwendigkeit zu versetzen, für sie bezahlen zu müssen, da niemand anders ihnen Credit gibt; sie würden dies nicht bloss thun, sondern sie würden dazu gezwungen sein.

VIII, 16, 2. *Conjungoque me cum homine magis ad vastandam Italiam quam ad vincendum parato; domum quem exspecto. Et quidem . . . Iam exspectabam aliquid a Brundisio.* Es ist zu lesen: *Num quem exspecto?* Denn *do* ist Dittographie der Endsilbe von *parato*; es wurde mit dem folgenden *num* zu *domum* oder *donum* verbunden; denn beides

geben die Handschriften. Im Vorangehenden berichtet Cicero, wie ihn die Furcht übler Nachreden von Seiten der Senatspartei bestimme, nicht länger vom Lager des Pompejus ferne zu bleiben. Dann fährt er fort: Warte ich etwa noch auf jemanden? Warum reise ich nicht sofort ab? Mit Ironie — über diesen Gebrauch des *et quidem* cf. Seyffert, Schol. Lat. p. 154 — fügt er hinzu: Ja wol, ich warte noch auf etwas, nämlich auf die Nachricht von einer schimpflichen Flucht des Pompejus aus Brundisium.

IX, 11, 4. *Tuas literas jam desidero: post fugam nostram nunquam jam nostrum earum intervallum fuit. Jam nostrum* ist durch eine Dittographie von *fugam nostram* in den Text geraten und deshalb zu tilgen.

X, 8, 4. *Anuival dehic in absentis solus tuli scelus, ejusdem cum Pompejo et cum reliquis principibus non feram?* Das *ejusdem* des Hauptsatzes, womit natürlich Caesar gemeint ist, lässt vermuten, dass auch im vorangehenden Relativsatze eine Erwähnung Cäsars gestanden haben müsse. Es konnte dies wol nur in einem von *scelus* abhängigen Genetiv geschehen sein. Dem Sinne nach kann dies nur *ruentis* gewesen sein; denn gerade mit *ruere* bezeichnet Cicero auch an andern Stellen das sich Ueberstürzen, das unvernünftig, ungesetzlich, toll Handeln, cf. X, 12, 6: *Illud recte times, ne ruat. Si desperarit, certe ruet.* Durch die Endung des vorangehenden *ruentis* verführt, schrieb wol der *scriba oscitans* auch *absentis* für *absentibus.* Denn *iis absentibus* müssen wir schon im Gegensatz zu *cum Pompejo et cum reliquis* als richtige Lesart annehmen. Die Stelle wird demnach so zu verbessern sein: *An qui valde hic ruentis iis absentibus solus tuli scelus, ejusdem cum Pompejo . . . non feram?*

XI, 11, 1. *Immutata esse omnia: illa esse firma, quae debeant; nos . . .* Hier muss notwendig geändert werden: *quae non debeant.* Vielleicht war das folgende *nos* für den Schreiber die Veranlassung, das vorangehende *non* zu übersehen oder zu überhören. — Nur dann, wenn das fest ist, was es nicht sein sollte, ist eine unerwartete Aenderung eingetreten, ist ein Grund zu neuer Besorgniss vorhanden. Es ist damit die feste Stellung der pompejanischen Partei in Africa und Spanien gemeint. Diese machte es dem Cicero zum Vorwurfe, dass er nach Pharsalus nicht nach Africa sich gewandt habe, wie andre Parteihäupter, cf. XI, 7, 3: *Sed ex omnibus nihil magis tamen desideratur, quam quod in Africam von ierim.* Wenn nun, wie jetzt Aussicht vorhanden war, — cf. XI, 12, 3: *praesertim cum adjungatur ad Africam etiam Hispania* — die pompejanische Partei die Oberhand behalten würde, so hatte Cicero als Abtrünniger von derselben entschieden schlimmeres zu befürchten, als wenn Cäsar am Ruder blieb; cf. XI, 7, 3: *nam si perseverant et obtinent, quid nobis futurum sit,*

vides. Deshalb kann er die für den Augenblick günstigen Aussichten der pompejanischen Partei keineswegs als von der Partei verdient und als berechtigt hinstellen wollen, sondern sie sind ihm solche, *quae non debeant.*

XI, 23, 3. *Audimus enim de staturi elodi. Generumne nostrum potissimum ut hoc vel tabulas novas.* Diese äusserst fehlerhaft überlieferte Stelle scheint so hergestellt werden zu müssen: *Audimus enim de Acusilo eodem, generum nostrum potissimum in hoc velle tabulas novas.* Des Gronovius Conjectur: *de statu urbis, o dii!* passt nicht in den Zusammenhang. Cicero bedauert, nicht schon längst eine Ehescheidung zwischen Tullia und Dolabella herbeigeführt zu haben. Tullia hätte Grund genug dazu gehabt bei den zerrütteten Vermögensverhältnissen des Dolabella, bei dessen Scandalscenen und Liebeshändeln mit andern Frauen. Aus Furcht, dadurch einen einflussreichen Fürsprecher bei Cäsar zu verlieren, hatte es Cicero unterlassen, die Ehescheidung bis jetzt selbst herbeizuführen. Jetzt scheint es keiner Erwägung mehr zu bedürfen, ob man es dazu kommen lassen solle oder nicht: *nunc quidem ipse videtur denuntiare. Audimus enim . . .*; denn der nämliche Acusilus, der die vorher erwähnten Nachrichten gebracht hatte, hatte auch dies erzählt, dass Dolabella vor allem in diesem Puncte, in seiner Ehe, *tabulas novas*, eine Aenderung haben wollte. Dass mit dem letzten Ausdrucke zugleich auf die revolutionären, socialistischen Tendenzen des Schwiegersohnes angespielt ist, ist kaum zweifelhaft. Auch der folgende Satz: *Placet mihi igitur et idem tibi nuntium remitti*, hat die Ehescheidung zum Gegenstande. Deshalb ist es kaum denkbar, dass, da sowol im Vorangehenden als auch im Folgenden nur von der Ehescheidung die Rede ist, im fehlerhaft überlieferten Mittelsatze von etwas anderem, vom *status reipublicae*, gehandelt sein konnte. Wenn auch die vorgeschlagene Lesart etwas gewaltthätig erscheinen mag, ist sie doch die durch den Zusammenhang unbedingt verlangte.

XI, 25, 3. *Ego hujus miserrimae facultate confectus conflictor.* Orelli schlägt für das unmögliche *facultate* vor: *infelicitate.* Ich glaube, es genügt die leichtere Aenderung *difficultate.* Denn Tullia ist vor allem in Geldverlegenheit, cf. XI, 23, 3: *Te oro, ut . . . aliquid conficiatur ad inopiam propulsandam*; ebendaselbst *nec res perisset*; sie war in der Ehe mit Dolabella um ihr Vermögen gekommen, soweit dasselbe von Cicero bereits ausgehändigt war, nämlich um zwei Dritteile desselben.

XII, 31, 1. *Equidem magis miror, quod . . . ais te putare, si addiderimus aliud, a quo refugiat, quum ab ipso id fuerit destinatum, venditurum.* Boot erklärt: *Miror, quod scribis te putare illum tamen eos venditurum, si simul emero aliud praedium, a quo refugiat, quod alienare cupiat.* So müsste Atticus die Meinung gehabt haben, Silius

würde in den Verkauf des zur Errichtung eines Denkmals für Tullia geeigneten Grundstücks willigen, wenn Cicero noch ein anderes, das Silius gerne los haben wollte, dazu nähme. Aber in vielen Briefen aus dieser Zeit spricht Cicero die Befürchtung aus, dass seine verfügbaren Mittel kaum hinreichen, um ein zu diesem Zwecke passendes Grundstück anzukaufen. Wie konnte er unter solchen Verhältnissen, die doch vor allem dem Atticus, seinem Bankier, bekannt sein mussten, an den Kauf zweier Grundstücke denken, von denen das eine ihm noch dazu gar nicht nötig war? Zudem gab es in damaliger Zeit, wenn irgend ein Grundstück feil geboten wurde, so viele Liebhaber dafür, — wir erfahren dies wieder aus Cicero's eignen Briefen, der immer und immer wieder den Atticus auffordert, doch ja alle Mühe aufzuwenden, um ein geeignetes Grundstück zu erwerben — dass Silius keinen Grund haben konnte, zwei Grundstücke auf einmal und an einen Käufer, aber nicht getrennt, verkaufen zu wollen. Bei der grossen Anzahl von Kauflustigen brauchte er ja nicht zu befürchten, für das zweite, wenn auch vielleicht minder begehrte, keinen Käufer zu finden. Was sollen ferner neben *aliud a quo refugiat*, die Worte *cum ab ipso id fuerit destinatum?* Kann das, was er gerne los haben wollte, ein anderes Grundstück gewesen sein als das, was er selbst zum Verkauf bestimmt hatte? Ich denke, jeder bietet doch zunächst das zum Verkaufe aus, was er am ersten und am liebsten verkaufen will. — Wesenberg, *Emendationes alterae*, denkt an den Kaufpreis und liest oder ergänzt zu *addiderimus: aliquid*. Aber auch dadurch ist die in *quum ab ipso* liegende Schwierigkeit nicht gehoben. Vielmehr ist für *aliud* zu lesen *illud* Die häufige Verwechslung von *aliud* und *illud* bezeugt Wesenberg a. a. O.: *Confundi persaepe aliquid*, *aliud*, *illud constat*. So dürfen wir also unbedenklich lesen: *si addiderimus illud, a quo refugiat, quum ab ipso id fuerit destinatum*, *vendilurum*. Dann ist aber vor allem das *a quo refugiat* nicht zu beziehen auf ein Grundstück, das ihm verleidet gewesen sei und das er gerne los haben wollte, sondern es bedeutet im Gegenteil *a quo vendendo refugiat*, was er nicht verkaufen, um keinen Preis hergeben wollte. Atticus, der routinierte Geschäftsmann, will einen Kniff beim Kaufe anwenden, den freilich Cicero nicht sofort versteht, daher sein *miror.* Silius zeigt keine grosse Lust zum Verkaufen und will unter jeder Bedingung einen Teil des Grundstückes zurückbehalten: *a quo refugiat*, cf. XII, 35, 1, wo Cicero wissen will, *cujus loci detractionem fieri velit* Da meint nun Atticus, wenn man beim zu stellenden Angebote das dazu nehmen wolle, was Silius nicht zu verkaufen gesonnen sei, wenn man ein Angebot aufs ganze mache, so werde er bereitwilliger den andern Teil, den er ja selbst zum Verkaufe bestimmt habe, hergeben.

XII, 44, 3. *Solet omnino esse Fulviniaster.* Das von Schütz und Orelli in den Text aufgenommene *Fulviaster* wird mit Recht von den neueren Herausgebern beanstandet. Es müsste dem Sinne nach heissen: ein Lügner wie Fulvius. Dies müsste also ein ganz notorischer Lügner gewesen sein. Aber von einem in dieser Beziehung anrüchigen Fulvius ist uns nichts bekannt. — Die Endung *-aster* lässt auf ein griechisches Wort schliessen. Tunstall vermutet: *οὐλῶν ἰατήρ*. Vielleicht ist *πολυρ-ραχιστήρ* zu lesen: Erzaufschneider.

XV, 12, 2. *Marcellus praeclare, si praecipit nostro nostri*, ist zu ändern *si praecipit nostros sequi.* Der gedankenlose Schreiber wiederholte den Anfang des vorangehenden Wortes, dem er nur die Endung des dictierten anfügte. Der Sinn: M. handelt vortrefflich, wenn er dem Octavian die Weisung gibt, unsrer Partei zu folgen.

XV, 14, 2. *Hoc scito mihi . . . gratissimum esse, quod perfeceris, ut Atticus intelligeret, quantum ego te, quantum tu me amares.* Dolabella hatte sich auf Verwenden des Cicero dem Atticus gefällig gezeigt. Cicero bedankt sich dafür bei Dolabella und sagt: „Das liebste ist mir das, dass Atticus daraus ersieht, wie gross meine Liebe zu dir, wie gross deine zu mir sei.“ Aber wie kann Atticus daraus, dass Dolabella auf Betreiben des Cicero ihm einen Gefallen erzeigt hatte, auf eine besondere Liebe des Cicero zu Dolabella schliessen? Cicero hatte bei der ganzen Sache nichts weiter gethan, als sich mit einer Bitte an Dolabella gewandt. Kann der, dem wir eine Bitte gewähren, hinterher sagen: Nun sieht man, wie lieb ich euch habe? Statt *quantum ego te* ist zu schreiben *quantum ego se.* Denn daraus, dass Cicero's Fürbitte sich wirksam erwies, konnte Atticus allerdings entnehmen, dass Cicero sich ernstlich und angelegentlich für ihn verwendet habe, wie man es eben nur für jemand thut, an dem man innigen Anteil nimmt. Bedenken wir ferner, dass Cicero in den meisten Empfehlungsbriefen — ich führe nur *ad Fam.* I, 3; VI, 9; XI, 17; 22; XII, 21; 28; XIII, 34; 43; 44 an — immer zwei Dinge hervorhebt, zuerst sein intimes Verhältniss zu dem Empfohlenen, dann seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem, an den der Empfehlungsbrief gerichtet ist; vergleichen wir insbesondere *ad Fam.* XIII, 47: *Omnium tuorum officiorum mihi gratissimum fuerit, si ita tractaveris Egnatium, ut sentiat et se a me, et me a te amari*, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir auch an unserer Stelle zu lesen haben: *quantum ego se, quantum tu me amares.*

Nürnberg. Friedrich Schmidt.

Kritische Versuche über Martial.

Ist es das *„lasciva est nobis pagina“* oder die vorherrschende Abneigung gegen die Dichtungsart des Epigrammes, was verschuldet, dass ein Dichter von so weittragender Bedeutung wie M. Val. Martialis, der anerkannt grösste, ja eigentliche Epigrammatiker Roms und Vorbild für alle Zeiten, fast vergessen und unbeachtet liegen muss im Staube der Bibliotheken, während Autoren entschieden untergeordneteren Ranges Hunderten von Geistern Beschäftigung bieten? Und das trotz jener zündenden Verteidigung, ja Glorificierung seines ganz ihm geistesverwandten, grossen Nachahmers Lessing, trotz der Tausendfältigkeit von wahrhaft glänzenden, Witz und Geist ausströmenden Gedanken, die wie ein buntprangender Fittig die leider von Zeit zu Zeit auftauchenden Obscönitäten und Geschmackwidrigkeiten Martials, darunter in erster Linie seine masslosen Schmeicheleien gegen Domitian, mit breitem Schatten bedecken?

Nur ganz wenige haben diesen Dichter bisher der verdienten Aufmerksamkeit gewürdigt, in neuerer Zeit vorzüglich Schneidewin; allein sie haben den Quell nicht ausgeschöpft, und mancherlei offenliegende Unrichtigkeiten und Missverständnisse, manches Uebergehen und Uebersehen von notwendig zu Erörterndem sichert der Kritik einen Boden lohnendster und ergiebigster Ausbeute.

Nachsichtige Beurteiler mögen mir gestatten, nur ein paar Proben aus dem VII. Buche hier anzuführen:

Das 45. Epigr. in demselben beginnt:

Facundi Senecae potens amicus.
Caro proximus aut prior Sereno,
Hic est Maximus ille —

von Berg also übersetzt:

Dies ist Seneca's grosser Freund, des weisen,
Der wie Carus ihn und Serenus wert hielt,
Dies ist Maximus —

und von Colesso und Farnabius so interpretiert, als ob Carus, zugleich mit Serenus und Caeson. Maximus *„Senecae amicissimus“* gewesen wäre. Woher, muss ich da fragen, wissen denn aber jene so bestimmt, dass ein gewisser Carus auch Freund Seneca's gewesen? Aus Seneca etwa selbst? Wenigstens scheuen sie sich nicht, auf die 87te seiner Episteln zu verweisen, in der nun allerdings des Caeson. Maximus, eines Carus dagegen auch nicht die geringste Erwähnung geschieht. *„Ego et Maximus meus biduum jam beatissimum agimus“* sagt Seneca. Auch Tacitus gedenkt seiner im 15. Buch der Annalen cap. 71 unter den Verbannten Nero's. Ebenso erwähnt Seneca an 6 verschiedenen Orten seiner Werke des nämlichen Serenus wie Martial, und ihm ist sowol

sein Buch *de tranquillitate animi* als das *de constantia sapientis* gewidmet. Meist nennt er ihn mit dem schlichten Vocativ „Serene", am Schlusse des erstgenannten Buches mit „*Serene carissime*", in ganz ausserordentlich zärtlicher Weise, endlich in der schönen 63. epist. „*de morte amici*", wo er in der Erinnerung an den mittlerweile verstorbenen Freund in die ungeheuchelten Worte ausbricht: „*Haec tibi scribo, is qui Annaeum Serenum, carissimum mihi, tam immodice flevi, ut (quod minime velim) inter exempla sim eorum, quos dolor vicit.*"

Gewiss können wir hieraus den sichersten Schluss auf die Intimität dieses Freundschaftsverhältnisses ziehen und jenem attributiven „*carissimus*" einen um so tieferen Wert beilegen, je seltener Seneca seiner sich zu bedienen scheint. Des weiteren aber erfahren wir aus den eben angeführten Zeilen, dass „Annaeus" der Geschlechtsname des Serenus gewesen, und wir dürfen wol annehmen, dass er von jenem gleichnamigen *praefectus vigilum* Nero's nicht verschieden sei, der nach Plinius (l. 22) „*cum toto convivio esu fungi interemptus est.*"

Soviel aus Seneca über Caeson, Maximus und Serenus. Von einem Carus ist in seinen gesammten Werken keine Spur zu entdecken, ja man kennt überhaupt keinen bedeutenderen Mann dieses Namens, den römischen Kaiser ausgenommen.

Woher also, frage ich wieder, die ganz grundlose Behauptung, dass ein Carus Freund des Dichters Seneca gewesen?

Fassen wir die Resultate unsrer Untersuchung kurz zusammen, so lautet das Ergebniss:

Wenn also von einem Carus als Freunde Seneca's abgesehen werden muss, wenn nur Caes. Maximus und Serenus als solche zu betrachten sind, beide bei Seneca ausdrücklich genannt und namentlich Serenus zweimal mit dem ehrenden Attribut „*carissimus*" ausgezeichnet, was liegt da näher, als an unserer Stelle *carus* als attribut. Adject. zu Serenus zu ziehen und wörtlich zu übersetzen:

„Dies ist Maximus, des beredten Seneca mächtiger Freund, zunächst nach oder noch vor seinem teuren Serenus."

Angenommen selbst, Carus wäre ein Eigenname, so wäre ja zur Erreichung nur irgend eines befriedigenden Sinnes eine Aenderung von *aut* in *et* dringend geboten, die auch Berg seiner Uebersetzung zu Grunde gelegt zu haben scheint, der aber alle Anhaltspunkte gänzlich fehlen. —

Schon das nächste, nur sechszeilige Epigramm gibt zu neuen Erörterungen Anlass. Es lautet:

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus
Maeonioque cupis doctius ore loqui,
Excrucias multis pariter me teque diebus,
Et tua de nostro, Prisce, Thalia tacet.

Divitibus poteris Musas elegosque sonantes
Mittere: pauperibus munera plena dato.

So der Text nach Schneidewin in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Codices. Ohne Frage ist die vierte Verszeile die schwierigste, wo die Varianten *tacet* und *placet* (so Scriverius) einander gegenüberstehen. An letzterem nehme ich deshalb Anstoss, weil das zu *placet* zu ergänzende *tibi* doch gar zu hart vermisst würde, und ich mit Zuversicht annehme, Martial würde eher das Possessivum *tua* als *tibi*, das Personale, ausgelassen haben. Damit aber hängen meine Zweifel zusammen gegen die von Colesso, Farnabius, Berg beliebte Auslegung von „*de nostro*" als „zu unserem Nachteile". Bei *placet* allerdings hätte sich das noch rechtfertigen lassen, bei *tacet* widerstrebt es einer vernünftigen Anschauung. Martial, der soeben gesagt: „*ex crucias multis pariter me teque diebus*" ist der Thor nicht, unmittelbar darauf sich also zu widersprechen: „Zu meinem Nachteil bleibt stumm Deine Thalia." Stumm? Nein, im Gegenteil! nur zu wenig, viel zu wenig stumm ist dem Martial diese Thalia, und weit lieber würde er „Zu meinem Nachteil schwätzt Deine Thalia" ausrufen. Lassen wir *tacet* darum in unangetasteter Ruhe, erklären aber dann „*de nostro*" wie wir einfacher es nimmer erklären könnten, mit „über mich", etwas gar nicht Ungewöhnliches bei Martial und auch bei Horatius II. Buch sat. 6 zu finden in dem Vers:

Per totum hoc tempus subjectior in diem et horam
Invidiae noster.

So gestaltet sich dann der Gedanke:

„Viele Tage quälst Du mich und Dich (mit Deiner Dichterei)
Und von mir da schweigt Deine Thalia"

d. h. davon aber schweigt Deine Muse, was ich mir davon denke und wie begierig ich nach Deinem vielbesungenen *munus* schmachte. —

Endlich habe ich zum 34ten Epigramm dieses VII. Buches eine Vermutung, die ich gerne mitteilen möchte, in Betreff der Verse:

Ut quid tu domini deique nostri
Praefers muneribus Neronianas?

worauf Martial die schlagfertige Antwort gibt:

Thermas praefero balneis cinaedi.

Zum Beweise nämlich, dass auch ein so schlechter Mensch wie der Cinäde Charinus einmal etwas Gutes und Nützliches (nämlich seine *balneae*) zu Stande bringen konnte, hatte Martial den Nero genannt und zu der vermessenen Frage sich verstiegen:

Quid Nerone pejus?
Quid thermis melius Neronianis?

Aber dieser Worte Gefährlichkeit wol erkennend, lässt er sofort selbst einen „*homo malignus rancidulo ore*" den Vorwurf: „Was,

unseres Herrn und Gottes Schenkungen ziehst Du neronische Bäder vor?“ gegen ihn schleudern, um ihn mit der kaltblütigen Erwiderung: „Des Cinäden Bädern zieh' ich die Thermen vor“ zurückzuschlagen; denn, ist zu ergänzen, Nero hat, trotz seiner Verworfenheit, Schöneres noch zu Stande gebracht als der schlechte Charinus, und so ist es nicht zu verwundern, wenn auch dieser „*unam rem bene fecerit*“.

Um auf den Vers *Ut quid tu domini deique nostri* zurückzukommen, so ist das die Lesart der cc. X. O. und vieler geringerer, ausserdem Schneidewins und des Scriverius (ed. II). Wie aber wäre an dieser Stelle *ut* zu erklären und zu verteidigen? Ein *ut quid* = *numquid* oder *ecquid* gibt es meines Wissens nicht im Lateinischen, *ut* = *veluti*, wie zum Beispiel, bedingte eine beispielsweise, aber nicht so entschiedene und bestimmte Frage, wie wir hier sie haben. Ein nicht geringeres Bedenken endlich hege ich, dieses *ut*, das selten genug alleinstehend in direkten Fragen, = *quomodo*, vorkömmt, wie z. B. bei Horatius, lib. II sat. 8 v. 1: *Ut Nasidieni juvit te cena beati?* und lib. I, ep. 3, v. 12: *Ut valet? ut meminit nostri?* dieses *ut*, sage ich, auch vor einem zweiten Interrogativum als Fragepartikel gelten zu lassen, und demnach *ut? quid?* mit unserem deutschen „Wie? was?“ wiederzugeben.

Es ist daher meine Ueberzeugung, dass *ut* unrichtig sein und geändert werden müsse, jedoch nicht in das unwahrscheinliche *ecquid* des Scriverius (ed. I), noch auch durch Auswerfung von *ut* und Verlängerung des *tu* in *tumet* (so Gruter. Viennens.), sondern viel wahrscheinlicher, meines Bedünkens, und einfacher durch blosse Umsetzung von *ut* in *tu*, wodurch der zu Grunde liegende Text am meisten geschont wäre; so dass der Vers also lautete: *Tu, quid tu domini dei que nostri* — und die Uebersetzung: Du? was Du ziehst unseres Herrn und Gottes Schenkungen neronische Bäder vor?

Und fürwahr, ich wenigstens kann es gar nicht befremdlich finden, wenn Martial, der Domitians grösster Schmeichler nicht nur war, sondern sich allem Ansehen nach auch dafür gehalten wusste, mit solchem, durch die nächstfolgenden anzüglichen Worte: „*domini dei que nostri*“ noch erhöhtem Nachdrucke, die Frage an sich ergehen lässt, warum er, er gerade, von dem dergleichen sich doch am allerwenigsten erwarten liess, neronische *munera* jenen des Domitian vorziehe.

Lindau. E. Renn.

Horazens sechste Epistel.

Nie ausser Fassung geraten ist wol das einz'ge und beste
Mittel, Numicius, das auf immer uns seliges Glück schafft.
Ohne Erregung beschaut so mancher Sonne und Sterne
Und in geregeltem Mass der Horen flüchtigen Reigen:
Aber die Gaben der Erde, des Meeres, das ferne die Inder
Und die Araber bereichert, die Kindereien des Beifalls
Oder gewogner Quiriten Geschenk — wie soll man sie anseh'n,
Welches Sinnes und Aug's? — denn wen das Gegenteil abschreckt,
Dem pocht wie von Begierde das Herz und quälende Unruh
Herrscht dort eben wie hier; das Unerwartete schreckt sie.
Ob nun Freude, ob Schmerz, ob Abscheu oder Begehren —
Einerlei, wenn man die Fassung verliert in dumpfer Betäubung,
Mag nun ein Unglücksfall oder Glück überraschend erscheinen.
„Narren hiessen die Weisen, Verdreher des Rechts die Gerechten,
„Wollten sie über das Mass der Tugend Urbild erjagen!"
Gehe denn hin und bewundre des Altertums Silber und Marmor,
Erzgeräte der Kunst, Diamanten und Purpurgewänder;
Freu' dich, wenn atemlos deiner Rede staunend das Volk lauscht;
Morgens eile zum Markt und Nachts erst kehre nach Hause!
Mutus möchte dir sonst zur Schmach (da er niederen Rangs ist)
Reichere Ernten erzielen von Feldern, die er der Heirat
Dankt und so, statt dich zu bewundern, dein Staunen erregen. —
Was nur im Schosse der Erde sich birgt, die Zeit wird es fördern
An die Helle des Tags, das Glänzende wird sie vergraben:
Bist du als Mann des Volks in Agrippa's Halle gewandelt
Oder auf Appischer Strasse: du musst doch dahin, wo Numa
Einst und Ancus gekommen. — Wenn nun ein hitziges Fieber
Brust oder Milz dir befällt, dann suche Heilung des Uebels,
Strebst du glücklich zu leben (und wer nicht?), gut: ist die Tugend
Einzige Quelle davon, so verzichte getrost auf die Lüste,
Ihr dich zu weih'n. Doch hältst du für leeren Schall nur die Tugend,
Wie für Hölzer den Hain — so spute dich, dass nicht ein andrer,
Eher im Hafen, verderbe den Handel nach Cibyra oder
Deine Bithyn'schen Geschäfte: ein Tausend Talente, ein zweites,
Ja ein drittes rolle dir zu und ein viertes zum Abschluss!
Königin Börse verleihet ja reiche Partien und Freunde,
Adel, Schönheit, Credit; dem Geldmann huldiget Venus
Und Suadela. — Gebieter des Sklavenvolks, aber an Geld arm
Ist Kappadociens König; so hüte dich dieser zu werden!
Einstens bat man Lucull um hundert Mäntel zum Schauspiel,

„Ei, wie hätt' ich soviel?“ entgegnet er „doch ich will nachseh'n“ —
Thats und schrieb dann sofort: fünf Tausend hab' er im Hause;
Alle stünden zu Dienst, wie ein Teil auch. — Aermlicher Haushalt,
Wo nicht entbehrlich sich findet manch Stück ohne Wissen des Herren
Diebischen Händen zur Beute! Darum wenn Reichtum allein mag
Glück und bleibenden Segen verleih'n, so sei er dein erstes,
Sei dein letztes Geschäft. Doch wenn zum Glücke den Weg bahnt
Rang und Einfluss allein, so kaufe dir rasch einen Sklaven,
Der die Begegnenden nenn', indem er leise dich anstösst,
Der dich nöt'ge, die Hand über Strassenbreite zu bieten:
„Der ist von Einfluss im Fab'schen Bezirk und der im Velin'schen;
„Consul wird man durch ihn; doch, ist er nicht gnädig, entreisst er
„Auch den curulischen Sitz.“ Drum nenn' ihn Bruder und Vater,
Fein sprich nach dem Alter ihn an als Glied der Verwandtschaft.
Schafft gute Tafel das Glück: ei, siehst du, es tagt: nun so eile
Hin, wo der Gaumen dich ruft, zum Fischfang oder zur Jagd, wie
Einst Gargilius that. Denn morgens liess er die Sklaven
Jagdzeug über dem Arm des Markts Gedränge passieren,
Dass vor den Augen des Volks von den vielen — ein einziges Maultier
Heimwärts brachte den Keuler, — den er gekauft. Noch vor der Verdauung,
Voll lass baden uns gehn, vergessen jeglichen Anstands,
Wert Cäritischen Rangs und schändlich wie des Ulysses
Schiffsvolk, das die verbotene Lust dem Vaterland vorzog.

Ist Mimnermus im Recht, dass ohne Liebesgetändel
Nie ein Segen erblüh', so leb' in Liebesgetändel! —

Lebe denn wol und gesund! und kennst du bessere Regeln,
Teil' sie mir brüderlich mit; wo nicht, so folge den meinen.

Z. A.

Religio.

Das Erste in diesem Worte ist *re-* d. h. *red-*, daher *rēligio* oder *rēlligio*, wie *rettudi* aus *red-tudi*, *reppuli* aus *red-puli*, *reccido* aus *red-cido*. Augenfällig tritt dieses *red-* heran in *red-eo, red-do, red-uvia.*

„*Red*“ für sich ist eine Ablativform, aus *rēd*, wie *sēd* aus *sēd* (Abl. = sondern, von *sĕ*- sondernd, z. B. *se-cerno*, sondernd sichten)[1]). „*Re*“ ist vergleichlich mit *prō*, auch aus *prōd* (Ablat. nach dem Muster von *agrō* aus altem *agrōd*) entstanden. Daher ist in *prōd-esse* zu teilen, nicht aber *pro-d-esse* anzusetzen.

Die Stammsilbe „*lig*“ nun kann eine doppelte Beziehung haben. Gewöhnlich wird es zu *lig-ĕre*, *lig-are* gehalten, durch welche Deutung *religio* mit dem Sinn von *fides* zusammenfällt; denn *fides* heisst auch der „bindende“ Glaube, *ligans*, *obligans*. Mit der *o*-Steigerung (s. Art. *liber*) bildet *fid-* dann *foedus* = der Bund, *ob*-„*lig*“-*atio*. Der Begriff von Bund, Bündniss lag unsern Deutschen auch in *religio*, weil sie die Ehe, den Ehebund dem Sinne nach *religio* nannten. Daher hiess ihnen vom Worte „*ê*“ die Religion, *religio*; *êhaltigi* und *êhaltiger religiosus*.

Die Lateiner stehen also nicht allein da mit dieser Anschauung. Dieses Abhängigkeitsverhältniss stellt sich bei allen Völkern heraus. So gleich noch bei den *Germanen*, wie wir andeuteten.

So viel über *religio* im Allgemeinen. Das Wort aber wurde auch zur Bezeichnung einzelner Hauptwerke der Religion gebraucht Es kann z. B. mit *fides* verbunden auch auf das heilige Versprechen beim Schwur in Beziehung stehen, was das Etymon in *religio* an sich schon gestattet. In dem Worte „*lig*“ verbinden kann nämlich zugleich der Begriff „sich verbinden“, „nahe berühren“ liegen, wofür wir ein sprechendes Analogon haben in *ἄπ-τω* ich binde, *ἅπτομαι* ich berühre. Das Schwören fand statt unter der Formalität des *λαβέσθαι τῶν ἱερῶν*, (also *λαβέσθαι* sowol fassen als berühren). Und diese Erwägung gewinnt an Anziehung, wenn wir namentlich *ὄμνυμι*, ich schwöre zusammenhalten mit dem verwandten skr. *am-ati* = *λαβέσθαι*, fassen, woher *ὄμ-νυ-μι* (der Form nach zu vergleichen mit *ὄλλυμι* aus *ὄλ-νυ-μι* = *ὀλ-έχω*) Also *ὄμνυμι* = *λαμβάνομαι τῶν ἱερῶν*

Die Form und der Inhalt des Wortes *ὄμνυμι* führt uns nun aber auf *αἴ-νυ-μαι* = ich fasse, *λαμβάνομαι*. Die Bedeutung „fassen“, „nehmen“ in *αι-* tritt besonders heraus in *ἔξ*-„*αι*“-*τος* = *eximius*. Es ist *αἴνυμαι* zurückzuführen auf skr. *i-nô-ti* (= mit Gewalt fassen) Daher stammt skr. *ê-nas n.* (*ai-nas*), 1tens die Sündenschuld, was auch *religio* bedeuten kann, oder 2tens der Tadel (= *reprehensio*, auch von *prehendo* = *αἴνυμαι*). Dieses *ai-* in *αἴ-νυ-μαι* und *ai-nas* ist hier wichtig; es begegnet im Germanischen auch und zwar im Gothischen. Da heisst „*ai*“-*tha m.* der Ei-d, der Schwur, eig. das Nehmen (beim Wort).

Wie *ἅπτομαι* fassen, so bedeutet es auch sich anhängen. Diese doppelte Bezeichnung liegt auch in dem Sanskritwort, welches *ai-tha* der Schwur bedeutet. Der Eid heisst dort *abhi-shañga m.*, von *sañǵ-*, oder *saǵ-*, welches sich anhängen, *ἅπτεσθαι* bedeutet (woher *seg-nis*, zaudernd, eigentlich hängen bleibend). Zu *sañǵ-* gehört noch altbulg. *pri-seng-a* der Eid (zu lit. *pri-sëk-ti* schwören). Und Joh. Schmidt („zur Gesch. des indogerm. Vocalismus, 2te Abteil. S. 499“), fügt bei: Die Grundbedeutung dieser Worte ist die des feierlichen Berührens; der

Eid wurde auf etwas geleistet, welches der Schwörende berührte". Vergl. Grimm Rechtsaltert. 895.

Der zweite, wenn nicht gar erste Hauptteil der Religion, des Glaubens (= *religiones*) ist der Gottesdienst, der im Opfern besteht.

So mussten auch die alten Deutschen an „binden", „*ligare*" gedacht haben, wenn sie Gottesdienst begingen; denn sie hatten das bekannte *ëmazîc pluostar*[2]), d. h. „emsiges Opfer". Das W. *ëmazîc*, woher „emsig", gehört zu „der Emess" = *lorum, vinculum,* also Band, daher z. B. *jochemesz*[3]) der Jochriemen. Wer denkt also bei *ëmezîc pluostar* nicht an das *juge sacrificium, juge auspicium,* und dass *jugis* zu *jungo* = *ligare* gehört? Ja, das Bewusstsein, dass die Opferhandlung ein Act der Wiederverbindung mit Gott oder der Verpflichtung an Gott sei, mag sogar den Semnonen den rituellen Gebrauch geschaffen haben, sich feierlich zu binden, wenn sie opferten. Von diesen ältesten und edelsten Sueven erzählt Tacitus (German. cp. 39), wie sie ihre *religio* geübt haben. Er sagt:

„*nemo nisi vinculo „lig"atus ingreditur in lucum.*

Semnones kann, wenn nicht unrecht verstanden, sogar mit *êhaltige, religiosi* gegeben werden; denn der Name dieses Stammes hängt mit altsächs. *simon* (= *vinculum*) zusammen. Der Stamm von *si-mon*[4]) ist skr. *si-n-ôti* binden, woher slav. *si-lo laqueus.* Mit dem Suffix *-d* dann althd. *saî-d* oder *sei-d laqueus,* das Sei-l; lett. *ſsai-te vinculum.* Alles vom Stamme „*si*-". Und halten wir das *si-* zu griech. *ἱ-* in *ἱμάς*, so werden wir auch hier die Verwandtschaft nicht verkennen können. So weit verzweigt ist diese Wurzel *si*-, die denn auch in „*Se*"*m-nones* liegt.

Das edelste Suebenvolk hiess sich also nach den heiligen, durch die *superstitio* (wie Tacitus sich ausdrückt), d. h durch die *religio* geweihten Sei-len, jenen Bändern, wodurch sie sich an Gott schnüren und binden. Die Gebundenen, *Semnones* im Besonderen geheissen, werden sie aber im Allgemeinen *Suebi* und zwar *nobilissimi Sueborum* genannt. *Tac. Germ.* cp. 39. Also gebunden und frei zugleich. Letzterer Begriff liegt im Worte *Sue-*, woher *Sue-bi, Sue-ci*, Schwe-den, Schwa-ben; denn „*sue*" leitet sich zurück auf skr. *sva-* (= *sui*, *sibi*, *se*, dann *svos* d. h. *suus*), in *sva-tantra n.*, die Freiheit, verw. zu slav. *svo-* im russ. *svo-bodi* die Freiheit, eig. das *su-i juris-* Sein, *the self-governement*[5]).

Der Welt gegenüber frei betrachteten sich die *Suebi* doch Gott gegenüber wieder für *Semnones*, für Gebundene.

Nicht viel anders bei den alten Indern. Eine religiöse Uebung, *religio*, ein andächtiges Suchen nach Göttlichem hiess ihnen *jôga m.*

(auch von *jug-* = *jungere*, verw. zu goth *juka n.* das Joch, was gar an biblische Sprache erinnert). — Doch noch etwas von den *Semnones*!

Tacitus gibt auch den Grund dieses Bindens an und fügt bei: *ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens*, also „im Bewusstsein seiner Niedrigkeit und offen den Glauben an die höhere Macht bekennend".

In den Stricken seiner Gottheit fühlt der *Semnone* erst eigentlich, dass er ein *Sue-be* ist. Erst in der Niedrigkeit vor Gott erkannte er seine hohe Würde, die Freiheit.

Aehnliches mochte auch der Grieche gedacht haben, wenn er seinen *jôgas*, seine religiöse Andacht *δέησις* nannte. *Δέομαι* hat nämlich das *Digamma* und steht für *δέϝομαι*, und *δέϝομαι* = *δϝ-ομαι* ich ducke, demütige mich. Ueber *δέϝομαι f δύομαι* vergleiche *τεϝος τέ-ος* = *tu-us*; *δέϝτερον* d. h. *δεύτερον*, verw. zu *δύω* = skr. *δϝι*; oder *χυ-ῆναι* von *χεϝω*, *fut. χεϝσομαι* d. h. *χεύσομαι*); *platĕa* aus *πλατεϝα*, *masc.* aber *πλατύ-ς*.

Der Sinn des ind. *Jôgas* liegt im Worte *religio* besonders bezeichnend, wenn wir die zweite Möglichkeit ins Auge fassen.

Das „*lig*" in *re-lig-io* kann nämlich ganz füglich mit dem in *di-lig-o, nec-lig-o* (*ἀ-λέγ-ω*) verbunden werden und also das Besorgen, den Kummer, das sorgsame Denken, und daher das treue Anschliessen bezeichnen. Daher heisst *religio* auch das (*religiöse*) Bedenken.

Das Sanskritwort für dieses „*lig*" ist „*lag*", woher das *Partic. pf. pass. lag-na*[6]) = angehängt, sich anhängend, sich fügend; und da nach dem Lautgesetze dem skr. *g* das goth. *k* entspricht, so stellt sich zu „*lig*" das goth. *leik-an* sich fügen, anschliessen = *to like* lieben[7]).

Die griech. Sprache hat das Adj. *ὅσιος*, dem der nämliche Begriff zu Grunde liegt. Es heisst dieses *ὅσιος* göttlich, heilig, kurz! religiös. Erstens „göttlich"; denn mit dem Inhalte dieses Wortes fällt *ὅσιος* zuerst zusammen; *ὅσιος* wurde aus *ὀτjος* = skr. *jatjas*; dieses ist ein *Part. fut. pass.* von *jat-ati, jat-ati* aber kömmt der Bedeutung von *lag-ati* gleich, daher *jat-jas* heisst: *deligendus, requirendus*, an den man sich anhänglich zeigen, anschliessen soll.

Es entsteht die Frage, wie denn *ὅσιος* aus *jat-jas* werden konnte?

1. Das *ὁ-* in *ὅ-σιος* entstand aus skr. *ja-* wie z. B. *ὅ-ς* das skr. *ja-s* (= welcher) ist. Bei dem gleichbedeutenden *ἅγιος* reflectirt das skr. *j* ebenfalls im *spiritus asper*, denn *ἅγιος* ist skr. *jagjas* (= zu opfern, opferfähig und sohin heilig)[8]). So also *ὁ-* = *ja-*.

2. Der zweite Teil in *ὅσιος*, nämlich *-σιος* entwickelte sich aus *-jos* ganz wie *ἀμβρόσιος* (zu *ἄμβροτος* gehörig) für *ἀμβροτjος* steht; wie *δημόσιος* von *δημότης*, *ἱκέσιος* von *ἱκέτης*, wie *ἄξιος* (= achtbar aus *aṅktjos, ἀκτjος*) wurde. *Πλησίος* gehört zu *πλήτης* in *τειχεσιπλήτης*.

Im Medium bedeutet nun *jat-atê* auf etwas bedacht sein, οὐκ ἀλέγειν, λόγον ἔχειν, λογίζεσθαι. Daher bietet das Part. *jatjas* (= ὅσιος) die Bedeutung „andächtig"[9]), „bedächtig" . . .

Das Causativum lautet *jât-ajati* und heisst anfügen, sich anschliessen, also ὅσιος = *liking*. Ebenso deckt unser Wort „göttlich" den Begriff von ὅσιος; denn „göttlich" gehört zu „gatten" = füglich, passend sein (also = goth *leikan*). S. Grimm's Wört.-B. IV II 1499, 3. „Gatten" aber, „göttlich" leitet sich zurück auf skr. *â-gadh-ita* = *lag-na* (woher ἀ-γαθ-ός = ὅσιος, *religiosus*). S. Zt.-Schr. 12, 129.

Noch ist etwas von *jat-jas* (ὅσιος) zu sagen, wodurch sich eine andere Seite der Bedeutung des Wortes aufdeckt. *Jat-ati* bedeutet nämlich auch *contendere*, *studere*, fleissig sein. Besonders das Wort „fleissig" findet hier seine geeignete Stelle; denn „fleissig" gehört zu althd. *flizan* = *contendere*, also gleichbedeutend mit *â-jat-atê*. Andächtig und fromm heisst namentlich dem Baier „fleissig". „Bist fleissig gewesen?" so grüsst er seinen von der Kirche kommenden Nachbarn.

„Fleissig", d. h. fromm, religiös, lenkt die Aufmerksamkeit auf ein schönes Analogon, nämlich auf εὐσέβεια = *religio*. Es gehört zu skr. *sap-ati* = *ligare*. S. Fick erster B. 3te Aufl. S. 445. Das $p = \beta$ wie z. B. Σαβῖνοι, verwandt *sapinus*, *le sapin*.

Nun übrigt drittens nur noch, einen kurzen Blick auf die Bedeutung des Präfixes *re-* in *re-ligio* zu werfen. Zunächst ist das *re-* in *religio* wohl zusammenzustellen mit dem *re-* in *re-farcio* = fest, voll stopfen, so dass *religio* das feste, vollends, ganz und gar bindende an Gott bedeutet. Vergleichlich mit dem span. Präfix *re-* in *re-buono* vollends gut, gar gut; *refino* gar, vollends fein. S. Diez Gramm. 430.

Dem *re-* entspricht das germ. Präfix *it-*, das auch, wie *re-* die Wiederholung anzeigt, ja sogar mit *it-erum* verwandt ist, dann aber dazu dient, das feste, bestimmte seines Wortes anzudeuten; z. B. *it-mâli solemnis*, eig. zu festem, bestimmtem Mal. Besonders ausgedrückt erscheint die intensive Kraft des Präf. *it-* in dem W. Et-kum, die Eifersucht, eig. der feste, immer wiederkehrende Gram. *Et-* in *et-kum* steht zum goth. *it-* z. B. *it-veit* = *reprobrium*; das *-kum* ist althd. *chûm aegritudo* (verw. kaum = *aegre*).

Dieses *it-*, *et-* . . . = *re-* wird gerne mit dem Präf. „ver-" wiedergegeben, gleichfalls die intensive Kraft bezeichnend. Beispiele: ags. *id-ug-lônon* „ver"gelten, d. h. sicher, fest, ganz lohnen, *retribuere*; ags. *ed-geong* sich „ver"jüngend, *repuerascens*, gar jung werdend; goth. *id-reiga* die Reue, eig. das „Ver"schämtsein (*reig-* zu skr. *hrîc* sich schämen).

Und hier ist es nun wichtig, das „ver" auch etymologisch zu entwickeln, weil es eben genau „ganz", „gar", „vollends" bedeutet. Es

ist das goth. *fair-* z. B. *fair-greipan* fest nehmen, ergreifen; *fair-vaurkan,* zur Vollendung, fest, gar machen. „Zur Vollendung“, denn *fair-* ist ein Locat., = skr. *pari*, gr. *περ-ι* = lat *per*. Es ist *par-i* der Loc. von „*par*“ = *πέρ-ας*, th. *pi-par-mi* = *περ-αίνω*. S. Joh. Schmidt „Zur Gesch. des indogerm. Vocalismus“, S. 75. 99).

Also ganz adäquat unserm „gar“, denn „gar“ = *re-* . . . ist verw. zu dän. *göra* = *περαίνειν*, machen. Und weil wir auf dieses W. „gar“ gerade bei Besprechung des W. *religio* geraten sind, so sei noch bemerkt, dass „gar“ Verwandtschaft hat mit althd. *karo* = *religio* in der Bedeutung Opfer, *sacrificium*, Gott Geweihtes. S. Grimm's W.-B. IV. Seite 1315.

Bemerkungen.

[1]) S. Artikel „*sepulcrum*“. — [2]) *pluostar f.*, von goth. *blôtan* opfern. — [3]) Daher erhielt sich das W. Emet, die Riemensteuer. — [4]) Die althd. Endung *-mon* wie z. B. *gliz-e-mon* der Glanz, *sâ-mon* = lat. *sê-men*, der Saamen; goth. *-man* z. B. *blô-man* die Blume. — [5]) Vergl. Grimm W.-B. IV. 94. — [6]) Wie *σεμ-νός* ein solches Partic. ist, *tignum*; s. mein Lex etym S. 263. — [7]) So skr. *guṇa* das Band, dann die Kraft, goth. *kûna-*, woher *kûnavidâ* die Kraftweide. Eine solche *kûnavida* mag das *vinculum* gewesen sein. Das skr. *ǵa-* in *γε-γα-α* heisst goth. (mit *k*) *ki-nan* = kei-men. — [8]) Analog zu althd. *zêpar* das Opfer, verw. zu Unge-zief-er = *οὐχ ὅσιον* . ., s. mein Lex. S. 72. — [9]) *Iterum* ist ein Acc. neutr. = ein ander Mal (zu skr. *i-tara*, ein anderer, dessen *-tara* in *ἕ-τερος*, *al-ter* liegt). —

Freising Zehetmayr.

Zu den Verhandlungen der behufs Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz *).

Dass die Schule, von der Universität herab bis zur Dorfschule, die Verhandlungen der deutschen orthogr. Konferenz mit lebendigem Interesse verfolgen muss, braucht kaum gesagt zu werden. Handelt es sich doch nicht allein um eine Schulfrage, sondern auch um eine vaterländische Sache, deren Pflege der Schule vorzugsweise obliegt. Und wer weiss, dass seit Luthers Zeiten die deutschen Grammatiker bemüht waren, die deutsche Schreibweise und Sprechweise in Einklang zu bringen, muss den Tag für einen epochemachenden halten, an dem Deutschland tagt, um zum Besten der Rechtschreibung zu beraten. Nur

*) Ich bezeichne jene (Halle 1876) mit „Verhdl.“ und die „Erläuterungen zu den Ergebnissen“ mit „Erl.“.

Unverstand oder Mangel an Vaterlandsliebe kann die Frage der deutschen Rechtschreibung für etwas irrelevantes halten. Nein! die Form ist der Geist. Wollte ich deshalb in diesen Blättern von der Notwendigkeit einer Reform der deutschen Rechtschreibung ein Wort sagen, so wäre schon dies eine Wort zu viel. Darum zur Sache!

Zwei Principien streiten sich in unserer Rechtschreibung um die Siegespalme, das historische und das phonetische. Das erstere ist im Unterliegen, denn nach ihm müsste man statt „ohne Argwohn" schreiben „ahne Argwahn", was im Ernst niemand wollen wird (Erl. S. 7); das zweite ist im Wesentlichen von der Konferenz angenommen worden, jedoch mit der Einschränkung, dass die überlieferte Schreibung das Recht hat, „ein Massstab für die zu recht bestehende Aussprache zu sein" (Erl. S. 7). Nachdem dies geschehen war, bestand die Aufgabe der Konferenz darin, diesen Grundsatz mit tunlichster Konsequenz zur Durchführung zu bringen, nicht von Fall zu Fall mit einer Stimme Majorität die Schreibung eines Wortes durchzudrücken, und andererseits sich frei zu erhalten von Halbheiten. Das Wort eines Claudius galt *mut. mut.* der Konferenz:

„Greif nicht leicht in ein Wespennest;
Doch, wenn du greifst, so stehe fest!"

Leider ist von einem Grundsatz nicht immer etwas ersichtlich und oft hat man vergessen, dass es sich ausgesprochener Massen nur um die einheitliche Rechtschreibung in der Schule handelt. „Ob und wieweit die Erwachsenen von unseren Aufstellungen Gebrauch machen wollen, das wird natürlich, wie wir nicht erst auseinanderzusetzen nötig haben, lediglich ihre eigene Sache sein" (Erl. S. 9). Für die Schule aber müssen, soweit als möglich, klare, bestimmte, ausnahmslose Regeln aufgestellt werden. Mit Aussprüchen, wie „i und ü schwanken in Hilfe und Hülfe", ist in der Schule nichts gethan. Eben das Schwankende zu fixieren, musste doch wol Aufgabe der Konferenz sein.

Wenn in einer nochmaligen Beratung der Ergebnisse der Konferenz die Schule unverwandten Auges festgehalten wird, so ist keineswegs zu befürchten, dass die neue Rechtschreibung in den Schulwänden eingeschlossen bleibe. Dass dies nicht geschehen wird, hat überzeugend H. O. Bertram, Delegierter des deutschen Buchdruckervereins, in der Konferenz ausgesprochen (Verh. S. 120 21.).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen beschränke ich mich auf die kurze Besprechung derjenigen §§., deren Inhalt einer erneuten Durchsicht wol bedarf.

„B. Von der Bezeichnung der Länge der Vokale.

§. 7. Die Länge wird nur bei den Vokalen i und e bezeichnet, welche sowol in betonten, als auch in unbetonten Silben vorkommen (Vorbemerkung 3), und zwar fast regelmässig bei i, oft auch bei e.

§. 8. Langes i wird in den meisten ursprünglich deutschen Wörtern durch ie bezeichnet, z. B. Liebe, blieben, viel, Sieg, Lied.

§ 9. a) Die Bezeichnung der Länge unterbleibt in mir, dir, wir, Biber, Isegrim, Igel, Lid (Augenlid), wider (in beiden Bedeutungen) nebst allen seinen Ableitungen und Zusammensetzungen wie erwidern, widersprechen, widerspenstig, widerholen, widerkommen u. s. w.

Anmerk. Auch ist zu schreiben fing, ging, hing und gib, gibst, gibt; die Aussprache schwankt zwischen kurzem und langem Vokal.

b) Die Länge wird durch h bezeichnet in ihr, ihm, ihn, ihrer, ihnen, ihrige".

Man spreche nun diese Regeln nach einander aus, ohne sie in §§. zu pressen, dann hat man die Probe einer bestimmten, ausnahmslosen Regel. Sie lauten nun: „Die Länge bleibt bei allen Vokalen unberücksichtigt, ausgenommen sind i und e. Doch sind i und e keine vollen Ausnahmen, sondern i ist fast eine volle Ausnahme, e aber oft. Die Länge des i wird bezeichnet durch e, doch unterbleibt dieses e in so und so viel Wörtern, die durch Majoritätsbeschluss fesgestellt sind; ausserdem wird die Länge auch bezeichnet durch h in einer kleinen Zahl von Wörtern, die von seltenem Glück begünstigt sind. Diese Wörter sind: ihr, ihm, ihn, ihrer, ihnen, ihrige".

Was vollends in §. 11 (Verh. S. 138) eine Anzahl von Wörtern verschuldet hat, um mit doppeltem ee und eh fortleben zu müssen, während ihre Brüder und Schwestern so glücklich sind, vereinfacht ihr Dasein hinbringen zu dürfen, ist mir nicht klar. Doch man verzeihe mir diese Anwandlung von Humor. Mit Hinzunahme des §. 15, in dem das Dehnungszeichen h angeordnet wird, „um gleichlautende oder nur durch die Quantität unterschiedene Wörter von einander zu sondern", will ich die Gründe angeben, warum ich gegen die Ausnahmen von der Regel spreche, dass die Länge eines Vokales unbezeichnet bleibt.

Wenn ich sage: „meine Ur ist abgelaufen", so wird es kaum einem denkenden Menschen einfallen, an den Ur zu denken, da die beiden Wörter auch schon durch das Geschlecht merklich unterschieden sind. Oder wenn man schreibt: „Euer Rum ist nicht fein", so wird der Zusammenhang, in dem dieser Satz vorkommt, ganz bestimmt sagen, ob man bei diesem Wort an Ruhm *gloria* oder an den englischen Rum zu denken hat. Ein h ist nicht notwendig, um die im §. 15 bezeichnete Kategorie von Wörtern zu unterscheiden; denn der Zusammenhang, in dem ein Wort vorkommt, bestimmt auch seine Bedeutung, und dem Hörenden tönt Ruhm wie Rum, Ur wie Uhr, Ton wie Thon.

Weiter steht in den Verh. S. 57 zu lesen, dass wir inmitten der Bewegung stehen, die Anwendung der Dehnungsbuchstaben immer mehr zu beschränken. Und a. a. O. S. 58 heisst es: „vieles davon (die mit h geschriebenen Wörter) wird sich wahrscheinlich nicht mehr lange

behaupten". Wen nicht seine eigene Beobachtung zu diesem Anspruch berechtigt, der mag es einem Gelehrten wie H. v. Raumer auf's Wort glauben, dass dem so ist Aber warum hinsterbende Buchstaben künstlich fortfristen wollen? Warum das Gesetz der Vereinfachung für die deutsche Rechtschreibung aufstellen und doch nicht vereinfachen? Weil die Wortbilder dem Auge zu fremdartig erscheinen möchten? Welches Wortbild erscheint uns fremdartiger, ir oder one?

Man beruft sich aber auch auf die Betonung und behauptet, schon um mögliche Zweideutigkeiten zu vermeiden, müsse man betontes e mit ee oder eh bezeichnen. Um dies anschaulich zu machen, wird die bekannte Anekdote von dem Menschen citiert, der das Inhaltsverzeichniss eines Gebetbuches liest: Gébet am Morgen. Gébet am Abend. Gébet am Sonntag u. s. w. Dieses Beispiel trifft nun freilich den Nagel nicht auf den Kopf, denn solche Menschen wie jener Gebetbuchleser können nicht der Typus einer ganzen Klasse von Menschen sein, sondern sind schätzbares Material für die Psychiatrie.

Ferner wird sich kaum etwas gegründetes gegen die Behauptung einwenden lassen, dass jeder Deutsche von Kindsbeinen an lernt, wie man betont, so gut wie der Franzose. Eine besondere Bezeichnung des Tones ist überflüssig.

Für einen Fremden allerdings, der unsere Sprache erlernen will, ist es bei unserer Vereinfachung schwerer, als bisher, überall den richtigen Ton zu treffen. Ihm kann es begegnen, dass er liest „énterbéter Stíefenkél". Das mag sein; aber ist das für die Deutschen ein zwingender Grund, in der beabsichtigten Durchführung einer Vereinfachung ihrer Schreibweise einen Stillstand eintreten zu lassen? Welcher Fremde in Zukunft deutsch lernen will, der mühe sich eben so redlich ab, den richtigen deutschen Accent zu lernen, wie der Deutsche, wenn er englisch oder französisch lernt.

Hier darf ich auch eine Bemerkung zu der Anmerk. in §. 12 nicht unterlassen. Diese Anm. lautet (Verh. S. 139): „Zur Bezeichnung der Vokallänge kann man auch den Circumflex anwenden".

Mir ist diese Anm. bis jetzt unverständlich geblieben, sie lebt und weiss nicht warum? Eine Bedeutung würde sie nur dann haben, wenn man das Eine oder das Andere thun könnte, entweder ein Dehnungs-h oder den Circumflex anwenden. Dem ist aber nicht so, denn niemand denkt daran, den Circumflex für die Bezeichnung der Vokallänge einführen zu wollen.

Also lautet die Regel über die Bezeichnung der langen Vokale? wird jemand fragen. In betonten Silben wird langer Vokal (a, o, u, ä, ö, ü, e, i) dadurch bezeichnet, dass ihm einfacher Konsonant folgt. In den meisten Fällen sind die betonten Silben kenntlich; wo dies nicht der Fall ist, lehrt es der Sprachgebrauch.

Am Ende eines Wortes empfiehlt es sich, i und e mit der üblichen Länge zu bezeichnen, weil Wortbilder wie si = sie, Re = Reh, Vi = Vieh für unser Auge noch zu grell wären.

„§. 10. Bei den Fremdwörtern bleibt

a) die Länge des i (in Uebereinstimmung mit §. 35) in der Regel unbezeichnet. So . . . . . ferner in den Wörtern auf — iren nebst deren Ableitungen und Zusammensetzungen, wie probiren, hantiren, negiren, studiren. In regieren, Regierung, spazieren ist die Schreibung mit ie noch die übliche".

Ueber die Schreibung der Endung „ieren" machten sich in der Konferenz selbst (Verh. S. 94) 3 Ansichten geltend. „Einerseits wurde durchgängige Schreibung mit ie als eine grosse Erleichterung bezeichnet, weil in einigen Substantiven und den davon abgeleiteten Verben das ie sich schwerlich würde abschaffen lassen, auch der Betonung der Endsilbe das Längezeichen für wohlbegründet gelten könne". Dagegen trat für iren besonders H. Scherer ein, welcher ie als Schreibung der histor. Schule bezeichnet". Und deswegen darf man es nicht recipieren? Was für ein Grund! „Die Hrn. Duden und Hopfner endlich wünschten in den als Fremdwörter gefühlten Verben die überall verbreitete Schreibung -iren bewahrt zu sehen". Dagegen ist eben mit Hrn. Fromman zu sagen, dass -iren nicht überall verbreitet ist, dass namentlich in Bayern sehr oft -ieren geschrieben wird. Erst wenn gegen die Begründung der Schreibweise -ieren von Seite des Hrn. v. Raumer etwas Durchschlagendes wird vorgebracht sein (Verh. S. 58), dürfte sich die Schreibung von -iren empfehlen.

„III. Regeln über die Wahl unter verschiedenen Buchstaben, welche denselben oder einen ähnlichen Laut bezeichnen".

In diesem Abschnitt ist eine Hauptaufgabe der Konferenz, Schwankendes für die Schule zu fixieren, nicht genügend gelöst. So lesen wir:

„Anm. 1. ei und eu schwanken in keuchen und keichen (Keuch- und Keichhusten).

Anm. 2. i und ü schwanken in Hülfe und Hilfe, Gehülfe und Gehilfe, behülflich und behilflich, Kissen und Küssen.

Anm. 3. e und ö schwanken in ergötzen und ergetzen".

Hiemit hätte ich Hauptpunkte berührt, freilich nur Hauptpunkte und sie nur berührt. Anderes, wie die komplicierte Regel über ß, ſs, ſſ, die Schreibung der Fremdwörter und Silbentrennung kann ich aus Mangel an Raum hier nicht weiter besprechen.

Indes kommt es mir nur darauf an, nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass es sich in erster Linie um eine Einigung der deutschen Rechtschreibung in der Schule handelt, dass man nicht ungestraft einen einmal angenommenen Grundsatz verlässt und nicht aus allzugrosser Aengstlichkeit einen Schritt vorwärts und einen rückwärts macht

Aus der Schule drängt und dringt die vereinfachte Rechtschreibung auch in das Volk hinein. Nur muss man Geduld haben.

Der Ueberzeugung aber bin ich, dass sich immer wieder von neuem das Bedürfnis geltend machen wird, Umschau zu halten, was nunmehr gang und gäbe ist in der deutschen Sprach- und Schreibweise. Dieses Bedürfnis ist eine notwendige Folge unserer phonetischen Schreibweise. „Was abgestorben und veraltet ist, bringt kein Sprachgelehrter zu Leben, und was sich umbilden und umgestalten will, richtet sich nicht nach dem Gebot eines Sprachmeisters" (Streiflichter auf die Wandlungen und Schwankungen im nhd. Sprachgebrauch v. A. W. Grube, Leipzig 1876). Und um eben deswillen ist uns Deutschen eine Akademie notwendig, mehr als den Franzosen, nicht eine solche, die Sprache machen will (das wäre ein Unding), sondern eine solche, welche die Ergebnisse der jeweiligen Sprachentwicklung einfach konstatiert. Eine deutsche Akademie, wissenschaftlich bedeutende und mit dem Leben des Volkes vertraute Männer aus allen Gauen des deutschen Reiches in sich vereinigend, würde allmälich ein Ansehen gewinnen, kraft dessen sie regulierend der Sprachentwicklung zur Seite stehen könnte. Es ist dies kein utopischer Gedanke, sondern ein ebenso praktischer als der einer Uferregulierung bei einem ungestüm daher brausenden Strom.

Landau. **Falch.**

Auch eine Bemerkung zur Theorie des Keiles.

Von den verschiedenen Büchern, welche ich bisher dem Unterrichte in der Physik und früher auch jenem in der Mechanik zu Grunde zu legen hatte, behandelt keines die Lehre vom Keile in einer Weise, welche mich vollständig befriediget hätte. Ich sah mich daher veranlasst, dieselbe, soweit es die Bildungsstufe der Schüler und die gegebene Zeit rätlich erscheinen liess, nach eigenem Ermessen zu ergänzen und zu erweitern. Nachdem einmal die Theorie des Keiles in diesen Blättern zum Gegenstand einer Kontroverse geworden ist, so erlaube ich mir, auch meine Zurechtlegung dem Urteile der Kollegen zu unterbreiten *).

Es sei CDE der Durchschnitt eines Keiles, so dass CD und CE die Seiten, DE den Rücken desselben darstellt. Die Punkte A und B auf CD und CE, welche gleichweit von C abstehen, seien die Angriffspunkte zweier gleichen von der Oberfläche nach dem Innern des Keiles wirkenden Kräfte P. Ist jede derselben senkrecht zu der Keilfläche, auf welcher ihr Angriffspunkt liegt, und soll durch eine senkrecht zu

*) Die Redaktion betrachtet hiemit diesen Gegenstand als erledigt.

DE wirkende und in der Mitte F von DE angreifende Kraft R Gleichgewicht hergestellt werden, so kommt die Frage, ob die Angriffspunkte der Kräfte P fest mit den Keilflächen verbunden oder auf denselben verschiebbar sind, nicht in Betracht; man erhält einfach $R = 2P \sin\alpha$ als Bedingung des Gleichgewichtes, unter α die Hälfte des Winkels DCE verstanden. Wirken jedoch die Kräfte P parallel dem Rücken des Keiles, so werden sie sich gegenseitig aufheben, wenn ihre Angriffspunkte fest mit den Keilflächen verbunden sind, und es wird ein Abgleiten stattfinden, wenn die Angriffspunkte beweglich gedacht werden müssen. Unter dieser Voraussetzung kann durch eine in der Mitte F des Keilrückens DE angreifende Kraft R allein kein Gleichgewicht hergestellt werden und müssen wir, wenn wir auf die Reibung keine Rücksicht nehmen, noch zwei weitere Kräfte Q in der Weise wirken lassen, dass die Richtung der einen den Punkt A und die der andern den Punkt B enthält und ihre Projectionen auf die entsprechenden Keilflächen gleich und entgegengesetzt den dazugehörigen Projectionen der Kräfte P werden.

Um diesen Fall etwas zu verallgemeinern, wollen wir vorläufig bezüglich der Richtungen der Kräfte P nur so viel voraussetzen, dass die eine den Punkt A, die andere den Punkt B, dass erstere mit AC und letztere mit BC den Winkel β einschliesse und dass endlich die Richtung der einen Kraft Q mit AD, sowie die der andern mit BE den Winkel γ bilde. Ist ausserdem noch die Bedingung

$$P \cos\beta = Q \cos\gamma \tag{1}$$

erfüllt, so können die Körper an den Keilflächen nicht abgleiten und dürfen daher mit dem Keile selbst als fest verbunden gedacht werden. Zur Bedingung des Gleichgewichtes ist daher nur erforderlich, dass die Mittelkraft aus R und den Projektionen der Kräfte P und Q auf CF gleich Null werde. In Form einer Gleichung wird diese Bedingung ausgedrückt durch

$$R + 2P \cos(\beta + \alpha) - 2Q \operatorname{coc}(\gamma - \alpha) = o \tag{2}$$

oder in Folge 1)

$$R = 2P \left[\frac{\cos\beta \cdot \cos(\gamma - \alpha)}{\cos\gamma} - \cos(\alpha + \beta)\right] {}^{*}). \tag{3}$$

Wirken nun die Kräfte P parallel und die Kräfte Q senkrecht zu dem Rücken des Keiles, so haben wir $\beta = 90^0 - \alpha$ und $\gamma = \alpha$ zu setzen, wodurch wir erhalten $R = 2P\, tg\, \alpha$ und $Q = P\, tg\, \alpha$.

Sind die Kräfte P senkrecht zu den entsprechenden Keilflächen, so veranlassen dieselben auch bei beweglichen Angriffspunkten kein Abgleiten und wir haben, unserer Darlegung zufolge, Q einfach gleich

---

*) oder $R = 2P \frac{\sin\alpha}{\cos\gamma} \cdot \sin(\beta + \gamma)$ A. K.

Null und im Uebrigen $\beta = 90^0$ zu setzen. Aus Gleichung 2) erhalten wir dann die schon oben erwähnte Formel

$$R = 2\ P\ sin\ \alpha.$$

Schliesslich sei noch bemerkt, dass, wie man schon *a priori* einsehen kann, auch die allgemeine Gleichung 3) diese Form annimmt, wenn wir Q und P paarweise durch ihre Mittelkraft P_0 ersetzen.

Wegen 1) erhalten wir zunächst

$$P_0 = P\ sin\ \beta + Q\ sin\ \gamma = P\ (sin\ \beta + cos\ \beta\ tg\ \gamma)$$

und da gemäss 3)

$$R = 2\ P\ (sin\ \beta + cos\ \beta\ tan\ \gamma)\ sin\ \alpha,$$

so ist auch $R = 2\ P_0\ sin\ \alpha$.

Freising. Dötsch.

Zum Studium an humanistischen und technischen Schulen in Bayern.

Im I. Teile der „Statistik des Unterrichtes für die Jahre 1869/70, 70/71, 71/72, bearbeitet von Dr. G. Mayr“ heisst es unter „Beteiligung der verschiedenen Altersklassen am technischen Studium“ nach Angabe der Schwierigkeiten, welche der Charakter der Entfaltungsperiode den Schlussfolgerungen aus statistischem Materiale entgegenstellt, S. LXXXIII: „Wir dürfen nur soviel sagen, dass die dermalige Beteiligung am technischen Unterricht, falls sie konstant bliebe, dazu führen würde, dass in Zukunft etwas mehr als 3 Proz. der männlichen Bevölkerung mit mehr oder minder vollständiger technischer Bildung im weitesten Sinne des Wortes durchdrungen wären. Dauert jedoch die Mehrung der Teilnahme am technischen Unterricht in den nächsten Jahrzehnten noch fort, dann mehrt sich auch die Aussicht, dass der Bruchteil der technisch gebildeten Bevölkerung in späterer Zeit sich noch höher heben und namentlich auch die humanistisch gebildete Quote überflügeln wird. Der letzteren bleibt freilich auch dann noch, solange die dermalige Einrichtung des technischen Studiums beibehalten wird und solange insbesondere die Masse der technischen Schulen nur ein oder das andere Jahr an einer mit weniger Klassen ausgestatteten Gewerbschule bleibt, das unbestreitbare Vorrecht gründlicherer Durchbildung der Lernmasse“. Die hierin liegende Mahnung ist, was die drei letzten Lehrerversammlungen und was Broschüren, Zeitungs- und Fachpresse anbetrifft, nicht ohne Früchte geblieben.

A. K.

Die höhere Bürgerschule ohne Latein zu Hannover und die bairischen Gewerbschulen.

Erstere wurde in der Broschüre „Der Realunterr. in Pr. u. B." S. 38 u. f. als den bair. Gewerbschulen näher verwandt beschrieben. Nachstehendes ist einem Artikel*) der A. Abendzeitung entnommen, beziehungsweise von dieser Redaktion unseren Blättern vorher übergeben worden, weil solches Detail die Leser der Fachzeitschrift mehr als das Zeitungspublikum interessiren wird:

Den überwiegenden Gegenstand des Unterrichtes sollten auf der hannover'schen Mittelschule die französische und englische Sprache bilden, „dem die übrigen Fächer nach Verhältniss ihres Wertes für den Stand, für welchen die Mittelschule vorbereitet, sich anzuschliessen hätten". Wie man dieses Ziel ehemals zu erreichen suchte, zeigt folgender Stundenplan der fünf oberen Klassen, 1858—59:

	I	II	III	IV	V	Summe
1. Religion	2	2	3	4	4	15
2. Deutsch	3	3	4	4	5	19
3. Französisch . . .	4	4	4	4	5	21
4. Englisch	4	4	4	4	—	16
5. Geographie . . .	2	2	2	3	2	11
6. Geschichte	2	2	2	2	1	9
7. Rechnen	2	3	4	4	5	18
8. Geom. und Arithm.	3	2	—	—	—	5
9. Naturlehre	2	2	—	—	—	4
10. Naturgeschichte . .	2	2	2	—	—	6
11. Schreiben	2	2	3	3	4	14
12. Zeichnen	2	2	2	2	—	18
Summe	30	30	30	30	26	146

Und die bescheidenen Ansprüche damaliger Zeit bezüglich der Math. u. Phys. mögen aus nachstehender Uebersicht erhellen (Bericht 5, 1863):

I. Geometrie und Arithmetik.

Klasse II. a. Arithmetik. Die Zahlengesetze der ersten vier Grundrechnungen; Gleichungen vom ersten Grade mit einer Unbekannten; Ausziehen der Quadratwurzel und Kubikwurzel aus numerischen Zahlen. b. Geometrie. Ausführung einfacher geometrischer Constructionen, um ein Bekanntwerden mit den geometrischen Gebilden zu veranlassen;

*) Harmlose Plaudereien über die bair. Realschulfrage. Augsb. Ab.-Z. 26. Mai.

Grundbegriffe von Linien, Winkeln und Figuren. Klasse I. a. Arithmetik. Die Gesetze der Potenz- und Wurzelrechnungen Gleichungen vom ersten Grade mit mehreren Unbekannten und quadratische Gleichungen mit einer Unbekannten. b. Geometrie. Die Congruenz geradliniger Figuren; die Proportionalität begrenzter Linien; die Aehnlichkeit und der Flächeninhalt geradliniger Figuren und vom Kreise.

II. Naturlehre.

Klasse II. Die Lehre von den einfachen Stoffen nebst Zusammensetzung einiger wichtigen Säuren und Basen aus der Chemie und die Lehre vom Magnetismus, der Electricität und dem Gleichgewichte der Luft aus der Physik. Lehrmittel: Crüger's Physik. Klasse I. Die Grundlehren der Statik und Mechanik fester und tropfbarer Körper; die Lehre von der Wärme und dem Lichte. Lehrmittel wie in Klasse II.

Als das in den neueren Sprachen zu erstrebende Ziel wurde hingestellt: „1. dass die Zöglinge beim Abgange aus der ersten Klasse ein leichtes Buch in englischer oder französischer Sprache ohne lexikalische Hülfe lesen und verstehen; 2. dass sie ziemlich orthographisch und grammatisch richtig schreiben; 3. dass sie in jenen Sprachen Gesprochenes einigermassen verstehen und selber im Stande sind, über solche Dinge, welche im Unterrichte vorgekommen sind, auch französisch oder englisch Rede zu stehen; 4. dass sie durch ihre Schullection mit einer mässigen Anzahl guter Schriftsteller Englands und Frankreichs mehr oder weniger bekannt werden, um bei einer künftigen günstigeren Lebensstellung zu wissen, zu welchen Büchern sie vorzugsweise zu greifen haben; 5) dass sie durch ihre Schullectüre in die Sprache, die Sitten, die Geschichte, die Verfassung, die commerziellen, industriellen Verhältnisse jener beiden Cultur-Völker eingeführt werden, um sich der allzu günstigen oder allzu schlimmen Vorurteile zu entledigen, welche bei vielen sonst gebildeten Deutschen in jenen Beziehungen herrschen".

Nun hatte sich aber gezeigt, dass man dieses wünschenswerte Ziel mit der den modernen Sprachen eingeräumten Stundenzahl nicht erreichen konnte. Man entschloss sich daher 1863 zu einer veränderten Verteilung des Lehrstoffes und zwar fand man, dass 7 Wochenstunden dem Unterrichte in den fremden Sprachen zugewandt werden dürften, ndem man in Klasse V 1 St. der Geographie, in IV 2 dem Zeichnen, in III 2 der Naturgeschichte, in I 2 dem Schönschreiben entziehen könnte. Allein diese Aenderung entsprach nicht ganz dem Bedürfnisse der Schule. Man musste sich nochmals zu einer Aenderung des Stundenplans entschliessen und sie wurde dahin getroffen, dass von Ostern 1865 an auf Mathematik in Klasse I 4 St., auf Französisch in den Klassen

III und IV je 5, in Klasse V 6, im Ganzen 24 St., dagegen auf die englische Sprache, die nunmehr in Klasse III mit 6 St. begonnen wurde, wieder 16 St. verwandt wurden und der Unterricht im Zeichnen in Klasse IV mit 2 St. wieder zu beginnen hatte. Doch auch hiermit war noch nicht das letzte Wort gesprochen. Infolge der Einverleibung Hannovers in Preussen musste die Mittelschule, sollte sie den in Preussen gestellten Anforderungen genügen und namentlich ihren Absolventen die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erteilt werden, eine Erweiterung erfahren. Diese wurde in der Weise vollzogen, dass man der Mittelschule, die nun den Namen einer höheren Bürgerschule annahm, eine neue Klasse hinzufügte, der französischen Sprache 27, der englischen 19, der Mathematik 12 und der Physik und Chemie 5 St. einräumte; überdies wurde der Rechenunterricht mit 2 auch für die Prima vorgeschrieben. Die Mathematik erfuhr eine beträchtliche Vermehrung, indem jetzt in der Arithmetik und Algebra alle 7 Zahlenoperationen, die Gleichungen ersten und zweiten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, Progressionen, Zinses-Zins- und Rentenrechnung; in der Geometrie ausser Planimetrie auch Stereometrie und ebene Trigonometrie vollständig behandelt werden müssen. Chemie wird in Verbindung mit Physik von Tertia an gelehrt; als Lehrmittel dienen Kambly's bekanntes Lehrbuch der Physik und der von dem derzeitigen Lehrer der Anstalt und Mitredacteur des Dingler'schen polytech. Journals Dr. Fischer verfasste „Leitfaden der Chemie und Mineralogie.“ Dem mineralogischen Unterrichte (Krystallographie, Mineralogie mit Rücksicht auf Chemie, Geographie und Geologie) sind in der Prima 2 Stunden eingeräumt. Den ganzen nunmehrigen Stundenplan kann man in der genannten Broschüre einsehen.

Ich habe diese ausführlichen Notizen hauptsächlich desswegen mitzuteilen mir erlaubt, weil aus ihnen hervorgeht, dass die von einer Seite vorgeschlagene Umwandlung unserer Gewerbschulen in 5 cursige Realschulen nicht zu empfehlen ist. Sollen nämlich die Schüler in den modernen Sprachen wirklich befriedigende Fortschritte machen, so ist eine grosze Anzahl von Lehrstunden unbedingt erforderlich; der mathematisch-physikalische Unterricht müsste also zurücktreten, und auch auf Zeichnen könnte nicht so viel Zeit verwendet werden, wie es doch für diejenigen Schüler verlangt werden muss, welche sich dem Gewerbe zuwenden.

Ad vocem „Teetotal & Teetotaler“ (S. 124).

Das abgekürzte Wort „*T. total*“ (*Teetotal*), welches vollständig „*Temperance total*“ heisst, wie sich der Mathew'sche Verein für „vollständige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken“ nannte im Gegensatz

zu „*simple Temperance*", einem Verein, welcher seinen Mitgliedern den „mässigen Genuss von geistigen Getränken" gestattete, entsprach dem Engländer, der jedes unnütze Wort zu vermeiden sucht und schon in der Abkürzung eines Wortes einen Zeitgewinn sieht. Man vergleiche: *B. C.* in Schulen *bee see* anst. vollständig *before Christ, M. A.* unter Gebildeten *em I/a.* anstatt *Magister artium*). Da sich nun mancher den alphabetischen Laut des *T* (*tee*) nicht anders als *tea*, Thee, das Hauptgetränke der Mitglieder, zu deuten wusste, so schlich sich auch die falsche Schreibweise „*Teatotal*" = ganz und gar Thee ein, und die Mitglieder dieses Vereins nannte man eben so unrichtig „*Teatotaler*", Leute, die nur Thee trinken, anstatt „*Teetotaler*". — Nicht unmöglich ist es, dass ein Spassvogel absichtlich das Wort so verdreht hat, um den Mitgliedern einen Spitznamen anzuhängen.

Die Verdoppelung des *l* ist in keiner Weise begründet und beruht nur auf Willkür. In Johnson's *Dictionary new edit. by Nuttal, London 1859*, findet sich schon „*Teetotaler*".

Speyer. Dr. Dreser.

Aus einem später eingetroffenen Artikel über dasselbe Wort von Seite des H. Collegen A. Schultheiss (Rothenburg) entnehmen wir noch:

Mässigkeitsapostel P. Theobald Mathew 1790—1856. „Es mag nun noch zu entscheiden sein, ob das Präfixum *tee* wirklich altirischen Ursprungs ist und „ganz und gar" bedeutet, neben Mr. Webb's Erklärung, „dass das Wort von dem ersten stotternden Mitgliede des Mässigkeitsbundes geschaffen worden sei" (*t-t-total abstinence*). In 3 versch. Jahrgängen von Herrig's Archiv findet man: Band VI S. 465 J. G. Flügel. *Teetótal adj Teetotal adv.* (durch Reduplication des *t* gebildetes, übrigens lange vor dem Entstehen der Mässigkeitsvereine bekanntes, keineswegs aus *tea-total* verdorbenes Wort) *cant a. provincial term* (*irl.*) a) ganz, vollständig, gänzlich, *adv* durchaus, ganz und gar, *he got a teetotal-milling*, *cant.* er wurde tüchtig durchgeprügelt; *teetotally worn out*, *cant.* ganz und gar abgetragen, abgenutzt, b) *modern cant.* (nach ziemlich verbreiteter, auch von Smart angenommener Meinung aus der Abkürzung *t. total* = *temperance total* hervorgegangen) dem strengen Mässigkeits-Principe huldigend.

Folgen die Ableitungen: *Teetótaler*, *Teetótalist*, *Teetólalism*, *Teetotal'ity*.

Im Bande IX schreibt Franz H. Strathmann gegen Flügel: „Da mir seine Ableitung nicht richtig und die Bedeutung nicht ganz vollständig zu sein scheint, so erlaube ich mir, auf diesen Gegenstand zurück zu kommen. — Es gibt in England ein Kinderspiel mit einer Art Würfel, dessen vier (?) Seiten mit den Buchstaben *T*, *H*, *N*, *P* bezeichnet sind, kommt die Seite *T* (*tee*) nach oben zu liegen, so erhält der Spieler den

ganzen Aussatz (*totum*), *H* die Hälfte, *N* nichts, bei *P* muss er seinen Einsatz erneuern. Von diesem Spiele *tee-totum* genannt, scheint der Ausdruck *tee-total* herzurühren". Diese Erklärung scheint wol die allerunglücklichste.

Die wichtigste Ableitung scheint mir diejenige in Band XLI, von D. Sanders zu sein; der Mathew'sche Verein für vollständige Enthaltsamkeit (von geistigen Getränken) nannte sich *Temperance total*, in abgekürzter Schreibweise *T. total* ausgesprochen *ti totâl* oder nach englischer Bezeichnung *Tee total*.

Beilback, Handbuch der Geschichte. Würzburg, Staudinger 1876.

Gute Geschichtsbücher für die Schule sind noch immer seltene Artikel. Ich freue mich, heute von einem solchen reden zu können, welches aus der Feder eines auch auf dem Gebiete der Dichtkunst rühmlich bekannten Verfassers und Amtsgenossen stammt.

Gut, könnte man sagen. Es fehlt ja dem Beilbackschen Geschichtsbuche vor allem etwas, was man nicht für ein par Pfennige haben kann, wie die guten Geschichtskärtchen von Kiepert, es fehlen nämlich ausser den Kärtchen anch die Stammtafeln. Mein lieber Herr Amtsgenosse! Verschonen Sie doch damit unsere Schüler in den Geschichtsbüchern. Stammtafeln entwerfe der Lehrer an der Schultafel. Der eifrige Schüler wird nicht ermangeln, die Uebung mit- und nachzumachen; nur darf freilich der Lehrer nicht etwa in der Linken ein Buch zur höchsteigenen Benützung haben wollen, während er mit der Rechten schreibt. Diese beiden scheinbaren Mängel werden im „Beilhack" ersetzt durch ein mit grossem Fleisse gearbeitetes alphabetisches Register. Ferner ist bei ihm das geographische Element mehr gewürdigt als in den guten Geschichtsbüchern von David Müller, Andrä, Pütz, Assmann etc. Noch andere Vorzüge: Beilhack ordnet den Stoff in mehr pragmatischer Weise. Das chronologische Element tritt in den Hintergrund vor der beherrschenden Idee, und wir wissen es dem Verfasser Dank, dass er das jugendliche Gedächtniss nicht mit einem Ballast von Zahlen erdrücken will. Von den 547 Seiten des Werkes nimmt die deutsche Geschichte allein 360 Seiten ein; unter den Kulturvölkern des Altertums widmet der Verfasser mit Recht den Griechen und mehr noch den Römern sein Augenmerk, während die anderen Völker nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet, China und Indien kaum erwähnt sind. Besonders anerkennenswert scheint mir auch, dass der Verfasser den Haupttatsachen der engeren vaterländischen oder bairischen Geschichte die gebürende Berücksichtigung zuwendet. Mit dieser Sorgfalt des Autors vereint sich recht wol dessen Liebe zum grossen deutschen Vaterlande, die uns namentlich aus der Schilderung des jüngsten französisch-deutschen Krieges entgegentritt. Den fremden Völkern wird Beilhack gerecht durch eine jedem Abschnitt beigegebene „Zeittafel der wichtigsten Begebenheiten ausserhalb des Rahmens der deutschen Geschichte". Vergebens sucht man dann auch nach des Verfassers Religionsbekenntnisse; hören wir den Freund der Kunst und der Wissenschaft begeisternd dafür reden, zumal wenn er uns die kulturhistorischen

Hauptmomente des Weltenganges vorführt. Die sprachliche Darstellung ist als eine gelungene zu bezeichnen; part sie doch mit der gediegensten Gedrungenheit die woltuendste Klarheit und Bestimmtheit, so dass manche Abschnitte recht wol als stilistische Muster zur Ausarbeitung gegeben werden können. Nur einen Punkt wünschten wir in Zukunft besser berücksichtigt: die Charakterisirung einzelner Hauptpersönlichkeiten Diese Aufgabe wird dem Verfasser um so leichter werden, als er uns in seinem Werke ja deutlich genug gezeigt hat, dass ihm die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Giesebrecht recht wol bekannt ist. Gerade deshalb glaube ich aber auch auf der richtigen Fährte zu sein, wenn ich vermute, der Herr Verfasser habe in dieser Beziehung dem Lehrer völlig freie Hand lassen wollen. Charakteristiken prägen sich allerdings erst durch das lebendige Wort des Lehrers so recht in das jugendliche Herz ein!

Und so sei denn Beilhacks Handbuch der Geschichte allen Amtsgenossen aufs wärmste empfolen! Wir sind überzeugt, dass sie unserem Urteile bald beipflichten.

Würzburg. Haselmayer.

Stegmann, A., die Grundlehren der Stereometrie. Mit 265 Lehrsätzen und Aufgaben zur Uebung und 7 Figurentafeln. Kempten, Kösel. (88 S.) Preis 1,20 M.

Auch da gilt, was Dr. Friedlein in seiner Recension von Stegmann's „Grundlehren der ebenen Geometrie“ sagt: „Diese Arbeit trägt das Gepräge eigener Bemühung und Leistung an sich“. Von den 7 Abschnitten handelt der 1. von der Geraden und Ebene, der 2. vom Flächen- und Neigungswinkel, der 3. vom Körpereck, der 4. von den Körpern, der 5. von der Gleichheit und dem Verhältniss von Prisma, Cylinder, Pyramide und Kegel, der 6 von der Messung, während im 7. 265 in systematischer Ordnung folgende Lehrsätze und Uebungsaufgaben zusammengestellt sind. (In einem Anhange zum 2. Abschnitte finden sich 3 Lehrsätze über den geometrischen Ort.) Die schwierigeren Beweise der Lehrsätze (7. Abschnitt ausgenommen) sind vollständig durchgeführt, die leichteren entweder angedeutet oder ganz übergangen. In Rücksicht auf die Klarheit und Sorgfalt, ferner in Rücksicht darauf, dass unter den zum Gebrauch an Studienanstalten genehmigten Lehrbüchern sich blos zwei für Stereometrie befinden, nämlich: Heis und Eschweiler, und Mayers Elementarmathematik, ist obiges Buch doppelt willkommen und lässt wünschen, dass es auch zur Benützung beim Unterricht von höchster Stelle genehmigt werde *).

Da ein Verzeichniss der Errata mangelt, so führen wie hier an:

S. 5 Satz 15 Z. 9 „C“ statt „c“, S. 12 Z. 23 „sie“ statt „es“, S. 14 Satz 43 Z. 9 „die“ statt „eine“, S 15 Satz 46. Im Beweis sind die Worte „sich schneidende“ zu streichen, S. 16 Satz 49 Z. 6 „ersten“

---

*) Ist am 15. April d. J. geschehen, s. Min.-Bl. S. 116. D. Red.

statt „zweiten“, S. 20 Satz 78 Z. 3 „seinem“ statt „seinen“, S. 28 Satz 104 „vom einen“ statt „von einer“, S. 36 Satz 138 4) „von 6 reg.“ statt „von 4 reg.“, S. 37 Satz 140 ist „Eb. G.“ zu streichen, S. 43 Z. 3 v. u. „d“ statt „b“, S. 44 Z. 1 „D“ statt „B“, S. 45 Z. 1 fehlt nach z. B. der Buchstabe B, S 51 Z. 1 „AE“ statt „Ae“, S. 54 Satz 188 jedesmal „g_n“ statt „gn“, S. 56 Z. 3 v. u. „dreiseitigen“ statt „dreiseitige“, S. 58 Z. 1 „[191]“ statt „[184]“, S. 59 Z. 19 „Aa ⊥ ab, ab = $2r\pi$“ statt „Aa ⊥ Bb, Ab = $2r\pi$“, S. 63 Z. 3 „$2r^2\pi$“ statt „$r^2\pi$“, S. 64 Z. 16 „A'B'C'“ statt „A'B'C“, S. 65 Z. 1 „ABC“ statt „A,B,C“, S. 68 Z 12 „dem“ statt „den“.

Erwähnt sei noch, dass der Beweis des Lehrsatzes 40 sich kürzer gestaltet mit Anwendung des Satzes: „Verbindet man einen beliebigen P. der Grundlinie (oder deren Verlängerung) eines gleichschenkligen Dreiecks mit der Spitze, so ist das Quadrat der Verbindungslinie gleich der Differenz (Summe) zwischen dem Quadrate des Schenkels und dem Rechtecke aus den Abständen jenes P. von den Eckpunkten der Grundlinie“. Dass dieser kurze Beweis nicht gewählt ist, hat wol seinen Grund darin, dass der angeführte Hilfssatz in Stegmann's Grundlehre der ebenen Geometrie keine Aufnahme gefunden hat.

Anleitung zur Bearbeitung des Inhaltes deutscher Abhandlungen für höhere Lehranstalten und zur Vorbereitung für das Einjährig-Freiwilligen-Examen von G. Friedrich. Aschersleben. Ernst Schlegel 1875.

Ob die auf 52 Oktavseiten gegebenen Regeln und Gesetze den Schülern höherer Lehranstalten jeder Art einen angemessenen Weg zur Definition des Themas, zur Auffindung und Ordnung der Gedanken anbahnen, möchten ich meiner Erfahrung nach bezweifeln. Ich vermisse in diesem Schriftchen die besonders dem Anfänger so notwendige Klarheit der Darstellung. Auch die Beispiele scheinen mir nicht gut gewählt zu sein. Ausserdem fehlt in dieser Anleitung die Lehre vom Gedankenausdruck, die den Schüler mit den Eigenschaften eines guten Stiles bekannt zu machen hat.

Welchen Nutzen Kandidaten für das Einjährig-Freiwilligen-Examen aus diesem Büchlein ziehen sollen, bleibt mir trotz der sorgfältigen Durchsicht vollends ein Rätsel.

„Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache“ und „Grundriss der deutschen Grammatik“ von Ed. und Fr. Wetzel. Berlin, Stubenrauch. 1875.

Beide Bücher sind Auszüge aus der Verfasser grösserem Werke, und es dürfte der Leitfaden für Mittelschulen, der Grundriss für die Volksschule, wo man häufig viel zu wenig Gewicht auf eine systematische Grammatik legt, ein den deutschen Sprachunterricht sehr förderndes Lehrmittel sein.

Deutsche Grammatik von G. F. Koch. Sechste verbesserte Aufl. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von Dr. E. Wilhelm. Jena, Hermann Dufft. 1875.

Die Resultate der historischen Forschungen, wie wir dieselben dem Gründer der historischen Grammatik, Jakob Grimm, zu verdanken haben, kurz, übersichtlich und in einer für den Schulgebrauch geeigneten Form darzulegen, ist der Zweck dieses Lehrbuches. Durch sorgfältige Ordnung des Stoffes, durch passende Nebeneinanderstellung der Regeln und Beispiele aus dem Got., Ahd. und Mhd. hat der Verfasser ein für das vergleichende Sprachstudium sehr brauchbares Buch geschaffen und dadurch seinen Zweck vollständig erreicht.

München. Wollinger.

Grundriss der Physik und Mechanik für gewerbl. Fortbildungsschulen. Im Auftrage der k. Commission für gewerbliche Fortbildungsschulen in Württemberg ausgearbeitet von Dr. L. Blum, Prof. a. d. k. Realanstalt in Stuttgart. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. 99 Abbild. in Holzschnitt. Leipzig nnd Heidelberg, C. F. Winter 1876. 1 M. 80 Pf.

Das billige und sauber ausgestattete Büchlein erfüllt gewiss seinen Zweck. Beim Titel muss man an Maschinenmechanik denken; denn die Elemente der theor. Mechanik sind auch schon im Namen Physik enthalten. Es sagt auch die kurze Verlagsanzeige über das Buch: „Man findet Belehrung über Hebel, Flaschenzug, Uhren, Lampen, Spritzen, Mühlwerke, Dampfmaschinen, Telegraphen und die optischen Instrumente.“ Referent hat das Büchlein in früheren Jahren (da es noch an Büchern von den oben genannten Eigenschaften mehr fehlte wie jetzt) auch für Einführung an bairischen Gewerbschulen empfohlen, obwol manche Kapitel von angedeutet technischem Inhalte zu überschlageu und andere, wie die Optik z. B., vom Lehrer weiter auszuführen sind. Hieher gehört der Schlusssatz der Vorrede: „Auch sind in diesen neuen Ausgaben auf mehrseitig ausgesprochenen Wunsch die methodischen Beigaben vermehrt worden, da das Büchlein auch in vielen Bealanstalten, landwirtsch. Instituten u. s. w. eingeführt ist.“ Noch ist zu bemerken, dass obiger Grundriss ein Auszug aus dem ausführlicheren Lehrbuche des Verf. (4 M. 80 Pf.) ist, für welches aber im Vergleiche zu anderen Büchern desselben Inhaltes und Umfanges die Recension weniger günstig ausfallen würde als die obige. Daran ist indes vielleicht am meisten der ausgesprochene Zweck dieses grösseren Buches schuld „für Lehrer und Schüler“ der gew. Fortbildungsschulen „und dann noch für alle Gewerbtreibende, welche durch Selbststudium sich die nötigen Kenntnisse erwerben müssen.“

A. Kurz.

Erster Unterricht in der Mineralogie. Kenngott, Prof. d. Min. an Polyt. und Univ. Zürich. Darmstadt Diehl 1876. 32 S.

Es ist immer sehr verdankenswert, wenn Männer des Hochschulunterrichtes sich um den Unterricht in mittleren und unteren Schulen

bekümmern, statt, wie es leider auch und zwar nicht so vereinzelt, als man glauben möchte, vorkommt, hochmütig darüber die Nase zu rümpfen. So kann denn auch das Schriftchen allen Lehrern der Naturgeschichte sehr empfohlen werden. Es enthält keine Figur; dagegen ist, wie das kurze Vorwort besagt, die Verlagshandlung darauf bedacht, angepasste kleine Sammlungen von Mineralien zweierlei Art zum Ankaufe empfehlen zu können, nämlich für die Schule und in kleinerem Formate für die Schüler, welche solche besitzen wollen. S. 5 wird mit Bergkrystall *medias in res* gegangen, S. 6 Steinsalz, 7 Marmor, 9 Gyps, 11 Bleiglanz, dieser hauptsächlich zur Exposition physikalischer und chemischer Eigenschaften benutzt; 15 kommen die Eisenerze, 17 die Kupfererze, 18 das Blei, 19 Gold und Silber, 20 Zinn und Zink, 22 Schwefel, sowie Glimmer und Feldspat, 24 Granat (Edelsteine) und Graphit, 26 die Kohlen an die Reihe. Ein Anhang S. 27 über die Gebirgsarten macht den Schluss. S. 32 Register.

A. Kurz.

Geographische Faustzeichnungen als Grundlage für einen methodischen Unterricht in der Geographie von Dr. G. Kaufmann und Dr. G. Maser. Strassburg 1875.

Die vorliegenden zwei Hefte haben den Zweck, die mit verdientem Beifall aufgenommenen Faustzeichnungen der Schul-Geographie von Seydlitz zu vereinfachen und von dem Lehrbuch selbst unabhängig zu machen. Dieses Unternehmen scheint uns kein unnötiges zu sein, da jene an sich vortrefflichen Kärtchen doch zum Teil über die Grenzen blosser Faustzeichnungen hinausgehen. Es ist daher von den Verfassern mit richtigem Tact nur das ausgewählt worden, was vom Lehrer während des Unterrichts vorgezeichnet und vom Schüler auch ohne zeichnerische Befähigung nachgebildet werden kann. Wir wünschen den beiden anspruchslosen Heften, die sich neben jedem Lehrbuch mit gleichem Nutzen verwenden lassen, die weiteste Verbreitung.

— r.

M. Tullii Ciceronis de oratore libri tres. Erklärt von Dr. Gustav Sorof, Director des Königl. Pädagogiums zu Putbus. Dritter Band: Buch III. Berlin, Weidmann. 1875.

Das dritte Bändchen, mit dem Sorofs Bearbeitung der Schrift Cicero's vom Redner abschliesst, ist gemäss dem am Schlusse der Vorrede zum 1. Bändchen gegebenen Versprechen rasch auf das zweite gefolgt. Auch diese Arbeit ist geeignet, das im Referat über das erste Bändchen (im XI. B. S. 465 f.) abgegebene Urteil zu bestätigen. Dem grössten Teile der Ansichten des Verfassers sowol nach der exegetischen als auch nach der kritischen Seite wird eine vorurteilslose Kritik nur beistimmen können. Beachtenswert für die Stellung des Verfassers

zur Ueberlieferung ist der Umstand, dass er in dieser Ausgabe an nicht wenigen Stellen den durch die Hdschr. bezeugten Text aufgenommen hat, wo er früher in dem Philol. Bd. XXI S. 654 ff. gegebenen Jahresbericht die Richtigkeit desselben bestritt. So finden sich, wenn ich recht gezählt habe, in den ersten 50 §§. unsres Buches nicht weniger als 20 solcher gegen die frühere Ansicht für gesund erklärter Stellen. Dieses Zurückgehen auf den conservativeren Standpunkt, über das Sorof selbst in der genannten Vorrede sich ausspricht, hat dem Buche wesentlich zum Vorteil gereicht: man erkennt deutlich, wie wiederholte gewissenhafte Lectüre auch da nicht selten eine genügende Erklärung finden half, wo es früher nicht gelungen war. Doch auch da, wo der Verfasser ohne Aenderung der hdschr. Ueberlieferung nicht auszukommen glaubt, befinde ich mich meist in der angenehmen Lage, den Ansichten desselben beistimmen zu können. So hält er gewiss mit Recht fest an der Entfernung des *una* zwischen *atque* und *consensione* § 20 und erklärt vielleicht ansprechender als früher die betreffende Redewendung als *ἓν διὰ δυοῖν*. §. 76 ist mit Recht Gruters Aenderung *omniaque, ad quamcumque rem* statt des hdschr. *omnia, quae ad quamcumque rem* gegen Kayser und Piderit aufgenommen und §. 103 wol mit *quivis vel vitiosissimus*, das in den Hdschr. fehlende Wort zwischen *qu.* und *vit.* richtig gefunden; auch hier zeigt sich wieder der Nutzen, den eine gründliche Beobachtung des Sprachgebrauchs für die Kritik eines Schriftstellers gewährt. Sehr ansprechend ist ferner §. 107 die Aenderung *dicendi etiam nos* statt des hdschr. *dicendi animos*, viel geschickter als die beiden andern Vorschläge: *animose* (von Rüdiger) und *copiose* (von Koch); denn *animose* ist, wie Pid. gezeigt hat, unhaltbar, in *copiose* aber die Verschreibung weniger leicht erklärlich, während das *etiam nos* andrerseits sowol zum Vorhergehenden stimmt, als auch in dem folgenden *de nostra possessione* sein Correlat findet. Eine entschiedene Besserung ist ferner §. 150 das *scilicet* statt *sed*, und §. 157 ist dem ersten Satz durch die Klammern gewiss sein Recht widerfahren, was übrigens schon Bake erkannt hat. Auch § 186 scheint mir das *aut* statt *et* nebst der dazu gegebenen Erklärung entschieden richtig zu sein.

Zur Fassung und Wahl der Anmerkungen unter dem Text ist wenig zu erinnern: sie sind durchwegs klar gehalten und dem Bedürfniss des Primaners angemessen; dankenswert sind wieder die zahlreichen stilistischen Bemerkungen, mehr freilich für den Lehrer, und besonders den Ciceronianer unter ihnen, als für den Schüler. Unnötiges ist geschehen in den Anmerkungen zu § 139, soweit sie die wörtlich citirten Stellen aus Nepos enthalten, da der Schüler diesen Schriftsteller genügend kennen muss, um auch ohne Andeutung dieselben zu finden. Trivial ist ferner die Bemerkung zu *aliis* §. 17. Versehen finden sich leider in dem Buche nicht gar wenige; ein Teil ist bereits im kritischen Anhang und im beigedruckten Druckfehlerverzeichniss verbessert, andere sind unbemerkt geblieben, wie *effari* §. 153 statt *fari*; *ponunt paene K.* im kr. Anh. zu §. 161 statt *paene ponunt K.*; §. 221 fehlt *omnis* hinter *dominatus est*; zu §. 98 ist im kr. Anh. nicht angegeben, dass Pid. *ea* vor *quae maxime* gestrichen hat u. a. m. Als Druckfehler ist vielleicht auch das Fehlen des Komma hinter *ad agendum* §. 118 anzusehen.

So anerkennenswert nun die Leistung des Verf. auch in diesem letzten Band ist, so fehlt es selbstverständlich doch nicht an Stellen, an denen des Ref. Meinung von der seinigen abweicht. So ist z. B. §. 26

die Stelle *non sic, ut alii vit. sint* zwar sinngemäss erklärt, aber es bleibt doch sehr fraglich, ob C. sich diese gedrängte Kürze erlaubt hat; jedenfalls ist Lambins Vorschlag (*ut alii laudandi, alii vituperandi sint*) sehr beachtenswert. §. 42 gebe ich dem *suavitas* der *editio Rom.* (und *Bakes*) wegen des darauffolgenden *sed hanc dico suavitatem* den Vorzug vor dem hdschr. *subtilitas*. Ferner ist §. 102 zwar richtig mit *Gruter in proximo* und dann nach Ribbeck *Sed quid video?* geschrieben; aber *incidat* ist, auch wenn es die von S. angenommene Bedeutung haben kann, doch unbrauchbar und bedarf, wie ich anderwärts vielleicht zeigen werde, der Emendation. §. 111 sind denn doch wohl Ellendt und Kayser im Recht, wenn sie die Worte *de qua — potest* entfernt wissen wollen; denn durch die Stellung sowol hinter *naturam ambigendi* als durch die darauf folgende Zerlegung des allgemeinen *omnis res* in seine Teile gibt sich dieser Zusatz als ein ganz müssiger und ungeschickter zu erkennen. Das handschriftliche *tantum munus insistemus* §. 176, das Pid. mit der Züricher Ausgabe aufnimmt und mit *Plautus* belegt, ändert Sorof mit Recht, allein das *t. m. instruemus* genügend zu stützen ist ihm nicht gelungen; vielleicht hat C. geschrieben *ad tantum munus instituemur*. Zu den Worten im folgenden §. *jacentia sustulimus e medio* wäre wol eine erklärende Bemerkung am Platze gewesen; denn mit der gewöhnlichen Uebersetzung, wie sie auch Kühner gibt: „wie ein Gemeingut liegen sie vor uns ausgebreitet und hieraus nehmen wir sie", wird wol, da der Gegensatz zwischen *jacere* und *tollere* nicht berücksichtigt ist, der Verfasser nicht einverstanden sein. In dem Satze §. 191 *ut sententiae verbis finiantur eorumque verborum junctio nascatur* etc. ist wol die erste Hälfte richtig gefasst, aber mit dem *eorum* weiss ich ebenso wenig etwas anzufangen, wie Lambin, der nach *finiantur* richtiger mit *verborumque* weiter fortfährt. Für den Ausdruck in *ore sunt omnia* §. 221 ist wol die beste Uebersetzung (cf. Z. f. G.-W. XXVII, S. 187): „alle Wirkung beruht auf dem Ausdruck des Gesichts". Die Ueberlieferung der besten Lagm. §. 226 *posteritatis*, wenn Ellendt recht berichtet, führt doch wol auf *posteris*, während der Verfasser angibt, „*posteritati* nach den Hdschr.".

Das beigegebene Wort- und Sachregister, das gegen 40 Seiten umfasst, erleichtert den Gebrauch des Werkes wesentlich; an Versehen, Auslassungen, Druckfehlern ist mir einiges wenige aufgefallen, so z. B. fehlt *παρῃγμένον* zu III, 207; *potestne* in der Bedeutung von *num potest* zu I, 226 und zu *memor* die Stelle III, 194 u. a.

So möge denn dieses Werk, das sich den besten Schulausgaben der alten Schriftsteller würdig anschliesst, Schülern und Studierenden vielen Nutzen schaffen und unter den Lehrern sich Freunde gewinnen! —

Hof. Rubner.

Die französische Conversationsgrammatik zum Schul- und Privatgebrauche von Dr. Emil Otto. Heidelberg, Julius Groos

hat laut Vorwort zur sechzehnten Doppelauflage in vielen Hunderten von Schulen Deutschlands freundliche Aufnahme gefunden und findet täglich weitere Verbreitung. Liegt sie doch bereits seit 1874 in der achtzehnten Doppelauflage vor und lautet dazu das Vorwort des Verfassers also:

„Die stets steigende Verbreitung dieses Buches machte es schliesslich nötig, dasselbe stereotypiren zu lassen, nachdem es noch einmal einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden war. Es werden somit gar keine Aenderungen mehr vorgenommen werden. Hiemit empfehle ich das Buch dem fernern Wolwollen der Herrn Lehrer".

Diess wäre Alles sehr schön und ist auch die Anlage des Buches gut. Gleichwol hätte ich gestützt auf eine eilfjährige Praxis manchen Wunsch. So sähe ich bei den Leseregeln schon durchgehends gern mehr Beispiele, weil der Schüler nur an einer gehörigen Anzahl von Wörtern lesen lernt. Dasselbe ist der Fall bei der Regel von „ihr" (Lection 12. 2 und 3 und Aufgabe 20), da dieselbe dem Schüler ferne liegt u. s. f. *Hic valeat illud Senecae*: *„Longum iter est per praecepta, breve per exempla."* Doch kann ja der Lehrer Beispiele selbst geben, mag Jemand einwenden. Wenn aber einem Buche, das nicht nur für den Schulgebrauch, sondern auch den Privatunterricht bestimmt ist, eine ziemlich grosse Zahl von Fehlern — mögen sie auch vielfach Druckfehler heissen — anhaftet, so dürfte die Durchsicht als eine „sorgfältige" kaum bezeichnet werden.

Wir führen hier eine Reihe solcher Fehler an:

Pag. 7 heisst es: *F, f* wie im Deutschen: *faire, fort, frapper, flûte, nerf.* Stumm ist es in *la clef* (= klee) der Schlüssel; ferner in *chef — d'oeuvre*, sowie in dem Plural die Wörter: *le cerf*, (der Hirsch), *le nerf*, *le boeuf* (der Ochse), *l'oeuf*; *plur. le cerfs* (spr. läh sähr), *les oeufs* (= lähs öh) die Eier etc.

Hienach wäre bei *le cerf* (der Hirsch) das *f* nur in der Mehrheit stumm, was falsch ist. Die Aussprache lautet schon in der Einheit *le cer* im Gegensatze zu *le serf*, in welchem *f* lautet. Borel, *Grammaire française*, Stuttgart 1871 sagt pag. 9: *F est nul dans clef, chef-d'oeuvre, cerf* etc.; *mais on l'entend dans un chef, un oeuf, un boeuf, un nerf, un serf.*

Pag. 12. 2 Zeile 3 steht *mahlheureux* statt *malheureux*; pag. 17 Aufg. 4. 2: „Haben Sie gesehen die Spiele der Kinder." fehlt das Fragezeichen. pag. 22 *Convers.* Zeile 8 soll *Qui* statt *Oui* stehen, was auch umgekehrt vorkommt. pag. 27 Ueb. 11 finden sich ein Paar voraus nicht angegebene Ausdrücke, die man von Anfängern nicht verlangen kann: *Combien de personnes étaient-elles*, waren sie, *elles étaient*, sie waren. Ebenso pag. 30 Ueb. 13. *Avez-vous été*, seid ihr gewesen? Aufg. 14. Frankreich war immer, *toujours*, welches erst pag. 56 unter den Wörtern folgt und pag. 66 wiederholt wird. pag. 39 steht *passé défini* statt *passé indefini.* pag. 44 Aufg. 18. 1 Zeile 4 lies Bäume statt Bärme. pag. 54 *Convers.* ist von *hier soir*, pag. 64 Aufg. 30 vom Worte Geschichte (s. pag 94), pag. 68 vom Worte *Madeleine*, pag. 73 Ueb. 2 von *souvent* die Bedeutung nicht gegeben. pag. 74 steht im Lesestück bei den Angaben *la charge* die Lust statt die Last. pag. 76 bei den Wörtern lies *sécher* trocknen statt trocken. pag. 86. Haben Sie donnern gehört. fehlt das Fragezeichen. pag 89. Ueb. 41. 2 steht *Nous parlons souvent le vous* statt *de vous.* pag. 90 wäre die Bedeutung von *heureusement* am Platze. pag. 97 Zeile 1 steht *J' ne prendrai* statt *J' en prendrai.* pag. 98 Aufg. 46. Sind das Ihre Stiefel steht ! statt ? pag. 103 Ueb. 47. 2 mangelt die Bedeutung von *campagne*, pag. 107 die von *fortune.* pag. 117 steht *pendre la liberté* statt *prendre.* pag. 118 Ueb. 53 Zeile3 vermisst man die Bedeutung von *se séparer.* pag. 123 2 soll es heissen: *Il fallut que les* statt *le soldats combattissent.* pag. 125: *la nature a*

supplée muss offenbar heissen *suppléé*, die Bedeutung von *convenable* mangelt, bei den Angaben unter dem Lesestück ist zu lesen *la chair*, das Fleisch, wie im Text, nicht *la chaire*, die Kanzel. pag 127 ist *distribuer* mit verurteilen statt mit verteilen übersetzt. pag. 129 soll die Bedeutung von patrie, pag. 137. Aufg. 61. die von Frühling, pag. 140. Aufg. 62. die vom Worte die Maas nicht fehlen. Sowohl auf pag. 139 als auf 140 ist das Wort *cacher*, verbergen, also zweimal nach einander zu finden, nachdem es pag. 120 unter dem Lesestück schon vorgekommen war. Dagegen fehlt pag. 141 die Bedeutung der Wörter *possible* und *fait cacher*, verbergen lassen, pag. 147 von *éloigner*, pag. 149 von *pure* und *charmant* pag. 164 *Convers* steht *il m'attends* statt *attend*. pag. 165 Lesestück, letzte Zeile steht *qu' on ne l'y prendait plus* statt *prendrait*. pag. 179. 3: Haben sie Lust, soll es heissen: Haben Sie Lust und 5. Zeile 2 Gestern ist er soll heissen Er ist Dagegen soll pag. 181. 9 Hat Sie meinen Regenschirm und pag. 183. 13 Zeile 2: Sind Sie gross — jedesmal sie statt Sie stehen — pag. 225 Lesestück steht *ne te perments jamais* statt *permets*, pag. 234 Aufg. 92. 2 Zeile 1 was hältst du (*dis-du*) statt (*dis-tu*), pag. 241. c: *le fer*, *la flamme était toute prête*, ist übersetzt: war ganz breit, statt bereit, pag. 255 §. 2 b *Qu' est-ce que voulez* ist falsch, muss heissen: *Qu' est-ce que vous voulez?* pag. 282 Lesestück, viertletzte Zeile soll *de les suivre* statt *de le suivre* stehen pag 290 heisst es: *Qù prit* statt *Où prit*, *Qù est* statt *Où est*, pag. 296 Lesestück 129, Absatz 2, Zeile 6, letztes Wort ist *celle* statt *celles* zu schreiben etc.

Ingolstadt. Boehm.

Harfenklänge. Eine Auswahl evangelischer Kirchenlieder in lateinischen Reimversen von Heinrich Stadelmann. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. (Zweiter Titel: *Lyra Sacra. Poetarum evangelicorum cantica aliquot latina veste induta. Offert H. S.*)

Wir bringen hier ein *opus postumum* zur Anzeige: der Verfasser ist am 1. Oct. v. J., bevor er den angefangenen Druck zu Ende führen konnte (*Dabam Spirae ad Rhenum mense Julio 1875*, schliesst die Vorrede), durch eine Lungenkrankheit im schönsten Mannesalter weggerafft worden. Geboren war er 1830 am 22. März, nicht am 30., wie in dem Nekrolog angegeben war, welcher, ein Zeugniss liebevoller Anerkennung, in Nr. 30 und 31 d. J. im „Sammler," der Beilage zur Augsburger Abendzeitung, erschien. Die Leser dieser Blätter kennen das seltene Talent, das ihn auszeichnete: seitdem er seine Meisterschaft in der Handhabung der römischen Dichtersprache in der umfassenden Sammlung *Varia variorum carmina latinis modis aptata* (610 Seiten) 1854 kundgegeben hatte, welcher bereits 1856 eine zweite folgte, *Selecta germanorum graecorumque poetarum carmina latinitate vestita*, hat er, *doctus sermones utriusque linguae*, eine Reihe poetischer Schöpfungen, Uebertragungen in's Lateinische und in's Deutsche ebenso wie originale gemütreiche deutsche Dichtungen in Zeitschriften und in eigenen Büchern veröffentlicht. Die letzteren sind: Weisse Rosen auf das Grab eines Kindes 1857. *Goethii elegiae romanae* 1862. Leierklänge aus Albion 1863. Byrons Hebräische Gesänge 1866. Aus Tibur und

Teos 1868 (2. Aufl. 1871). Das Hohelied, ein dramatisches Gedicht 1870. Gedichte 1874.

Eine ganz eigentümliche Sparte wählte er sich ferner in der Nachbildung der Sprache der mittelalterlichen lateinischen Hymnen. Von diesen selbst hat er zwei Bändchen deutscher Uebersetzungen herausgegeben, 1855 Altchristliche Hymnen und Lieder und 1864 Sionsgrüsse. Umgekehrt deutsche geistliche Lieder in gereimten lateinischen Versen wieder zu geben, versuchte er, durch Hebel's Vorgang angeregt, zuerst in einem Anhang zu den oben genannten *Varia variorum carmina: Paucula versibus homoeoteleutis composita*. Eine grössere Zahl ist nun in der vorliegenden *Lyra sacra* vereinigt. Man wird zwar sagen müssen, dass die charakteristische Einfachheit des Ausdrucks der alten Hymnen nicht überall von dem Uebersetzer erreicht worden ist, und dass die Wiedergabe des deutschen Originals im Lateinischen zwar in der Regel leicht und natürlich, doch auch manchmal etwas künstlicher vermittelt ist. Aber des Gelungenen ist so viel, dass wir dem abgeschiedenen Verfasser mit herzlichem Nachruf den Gruss erwidern, mit dem er das Buch in die Welt zu schicken gedachte: *Vade jam, libelle mi, eosque, qui amico te excipere hospitio non dedignantur, saluta mihi quam plurimum!*

Ansbach. Dr. Schiller.

Corn. Taciti de vita et morib. I. Agricolae liber. Ad codd. Vatican. in usum praelectionum ed. et recens. C. L. Urlichs. Wirceburg. 1875. (Stuber.)

Eine neue Separatausgabe des *Agricola* mit vollständigem kritischen Apparat ist eine willkommene Gabe für jeden Freund Taciteischer Studien, insbesondere aber für die studierende Jugend. Denn der *Agricola* eignet sich in kritischer und exegetischer Hinsicht nicht minder als der *Dialogus* vortrefflich zur Interpretation in philologischen Seminarien. Zum Gebrauche bei Vorlesungen ist denn auch diese neue Ausgabe veranstaltet und dabei auf die Bedürfnisse der Philologiestudierenden besondere Rücksicht genommen. Dieselbe enthält auf der einen Seite den fortlaufenden Text der Haupthandschrift, des *cod. Vatic.* 3429 (*Γ* bei *Wex*) mit Beibehaltung aller Compendien, der eigentümlichen Interpunktion und Orthographie und mit genauer Angabe aller Marginal- und Interlinear-Noten, so dass man sich ein ziemlich deutliches Bild dieser Handschrift machen kann. Unter diesem Texte ist die *varietas* des andern *cod. Vatic.* 4498 (*Δ* bei *Wex*) angegeben. Beide Handschriften wurden von dem Herausgeber persönlich zu diesem Behufe sorgfältig verglichen und damit eine sichere Grundlage für die Kritik gewonnen. Auf der andern Seite gegenüber steht die Urlichs'sche *recensio*, die ungefähr an 56 Stellen von der Halm'schen abweicht. Die Hälfte dieser Abweichungen sind eigene Conjecturen des Herausgebers, von denen freilich nur einige wenige allgemeine Zustimmung finden werden. Gelungen scheint die Emendation einer viel behandelten Stelle in c. 7, wo U. *quae* statt *ubi* schreibt und mit Beseitigung des Glossems *legatus praetorius* an dessen Stelle *decessor* setzt. Ebenso hat er wohl das Richtige getroffen, wenn er c. 5. *manum* durch Transposition zu *vim et contumel. miscere*

bezieht, und c. 25 *infesta exercitus itinera* und c. 33 *virtute et fide vestra* emendirt. Die übrigen Conjecturen weichen entweder zu sehr von dem überlieferten Texte ab, als dass sie grosse Wahrscheinlichkeit beanspruchen könnten, oder sind hie und da etwas willkürliche Heilungsversuche gewisser *loci desperati*, an denen es bisher noch niemand geglückt ist und auch in Zukunft schwerlich jemandem gelingen wird, eine über allen Zweifel erhabene Conjectur zu proponiren, weil der Fehler zu tief sitzt und uns die nötigen historischen oder geographischen Kenntnisse fehlen. (cf. 9, 10 10, 8. 19, 17. 24, 4. 28, 31. ib. Z. 1. 29, 19. 34, 26. 36, 27. 34, 36. 38, 15. 41, 33. 45, 6 U.)

Der Herausgeber war also nicht allzu ängstlich bei der Aufnahme eigner Emendationsvorschläge in den Text; dagegen vermisst man in den Noten gar häufig beachtenswerte Conjecturen anderer Gelehrten. Da die Ausgabe für Studierende bestimmt ist, hätte es sich in deren Interesse empfohlen, hierin etwas freigebiger zu sein. Es lässt sich ja aus einer guten Conjectur, selbst wenn man sich sagen muss, dass sie nicht eine wirkliche *emendatio* ist, in methodischer Hinsicht gar vieles lernen. Abgesehen von den aufgenommenen Conjecturen weicht der Text der neuen Ausgabe von der Halm'schen noch ungefähr an 28 Stellen ab; an 8—10 Stellen bietet U. das Richtigere, (cf. c. 3, 1. 5, 12. 8, 23. 21, 1. 24, 12. 36, 19. 42, 4. 44, 23.), an einigen ist es zweifelhaft, für welchen der beiden Herausgeber man sich entscheiden soll, an andern dagegen wird man unstreitig Halm beipflichten. So hat U. nach unserer Meinung mit Unrecht c. 13, 35 die Lesart der Handschrift *B* (*Δ*) *velox ingenii, mobilis paenitentiae* gegenüber der Lesart des *cod. A.* (*Γ*) *velox ingenii mobili paenitentiae* bevorzugt, desgleichen c. 37, 20, den Spuren des cod. *B* folgend, *perlustrare* statt des angemesseneren *persultare* (*persultari A* (*Γ*) in den Text gesetzt, und c. 33, 3 die Worte *inventa Britannia et subacta* ohne hinreichenden Grund als ein Glossem getilgt. (Der Ausdruck ist übertrieben, passt aber zu dem rhetorischen Charakter des Ganzen.)

Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass an zwei Stellen, wie es scheint nur durch ein Versehen, Worte im Texte ausgefallen sind: c. 6, 23 *per mutuam coritatem* und c. 35, 12 *pedes*; ebenso ist es wol nur ein Versehen, wenn c. 11, 19 *constat* statt *compertum* im Texte steht.

Indem wir mit diesen Bemerkungen die Anzeige schliessen, sprechen wir unsere Freude darüber aus, dass ein um Tacitus' Agricola durch seine früheren Arbeiten so wolverdienter Gelehrter es unternommen hat, denselben auf's Neue mit kritischem Apparat herauszugeben. Eine solche Ausgabe war ein Bedürfniss, da die letzte von Wex (Braunschweig 1852) an mehreren Mängeln litt und in den letzten 20 Jahren viel für die Kritik des Agricola geschehen war, was in einer neuen Ausgabe Verwendung finden musste.

Mit Erwartung sehen wir dem von Urlichs angekündigten ausführlichen Commentar zu seiner Ausgabe entgegen.

A. H.

Dr. G. Recknagel, Compendium der Experimentalphysik nach Jamin's *petit traité de physique*, 2. bis 6. Abteilung, Stuttgart 1876. Meyer und Zeller's Verlag.

Die 1. Lieferung wurde bereits früher in diesen Blättern besprochen. Die correcte Darstellung der Gesetze, die strenge Ableitung der dieselben

ausdrückenden Gleichungen, die Schärfe in der Zeichnung der Methoden treten auch an den vorliegenden 5 übrigen Lieferungen als charakteristisches Merkmal hervor; damit vereinigt sich eine wolthuende Gewandtheit in der Diction, wodurch dem Werke eine besondere Beachtung von Seite der Fachgenossen gesichert erscheint.

Nach den grossen Errungenschaften der neueren Wissenschaft ist es wol ein Criterium für die Güte eines für höhere Schulen bestimmten physikalischen Compendiums, dass es die Naturerscheinungen durch beständige Beachtung der wirkenden Kräfte unter jedem Wechsel ihrer Form in Zusammenhang und unter einen Gesichtspunkt bringe, dass es also namentlich das Princip von der Erhaltung der Kraft durch das ganze Gebiet der Physik durchführe und nach den Arbeiten von Joule, Thomson und anderen für den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Arten der Energie eine wissenschaftliche Grundlage gebe. Nachdem Grove und Mayer die Wahrscheinlichkeit dieses Zusammenhanges nachgewiesen, hat bekanntlich Joule durch eine Reihe von Versuchen die numerische Beziehung bestimmt, welche zwischen der Energie sichtbarer Bewegung und der als Wärme sich äussernden Energie stattfindet. Dies ist denn auch hier geschehen in den §. §. 112—115; weiter geschieht es im IV. Capitel des IV. Abschnittes, welches das Gesetz von Joule zum Gegenstande hat. — Zum Schlusse noch eine Bemerkung! Die Partie über Polarisationserscheinungen gehört zu den schwierigeren Teilen der Lehre vom Lichte. Durch die originelle Darstellungsweise des Apparates von Mach werden jene Erscheinungen, die mit den gewöhnlichen Apparaten nach einander gesehen werden, neben einander während einer ganzen Umdrehung zu einem objectiven Bilde vereinigt. Das Bild des polar. Lichtes erscheint objectiv, geht im Kreise herum, ohne das vorhergehende Bild zu bedecken. Vielleicht könnte der Verf. bei einer nächsten Auflage hievon Notiz nehmen.

München im Mai 1876. σr.

Literarische Notizen.

Dickmann, Einleitung in die Lehre von den Determinanten etc. zum Gebrauche an Gymnasien, Realschulen etc. Essen, Bädeker. 1876. 1 M. 88 Seiten. Das Büchlein ist klein, billig und von gutem Inhalte, also ganz empfehlenswert. Laut Vorwort ist es ganz auf dem Boden der Schule gewachsen. Die daselbst ausgesprochene pessimistische Ansicht über den Unterricht in der Algebra kann Referent aber nicht teilen. Sie findet auch auf derselben Seite IV ihre *contradictio* in den Worten: „Mit geringer Abwechslung findet man in allen Programmen denselben bunten (?) Lehrgang etc."

Schulgeographie von E. v. Seydlitz. Grössere Ausgabe. 16. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt. 1876. Pr. 3 M. 75 Pf. Die neue Auflage des bekannten und geschätzten Buches enthält nicht mehr die bisher vorangestellte „kurze Uebersicht der Erdkunde", die fortan als „Grundzüge der Geographie" selbständig erscheinen. Dafür ist das Buch anderweitig erweitert und vervollkommnet worden. Die Lehre von den Meeresströmungen und der Meteorologie ist nach dem gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaften, dann die der mathematischen Geo-

graphie, des geologischen Teils, der Pflanzengeographie, des Tierreichs und der Völkerkunde neu bearbeitet. Die Geschichte der Geographie hat die durch die Entdeckungen und Forschungen der jüngsten Zeit unerlässlich gewordene Erweiterung erhalten. An Kartenskizzen und erläuternden Illustrationen hat die vorliegende Arbeit eine wesentliche Bereicherung erfahren. Das Bestreben der Redaktion war darauf gerichtet, die Zeichnung der Skizzen mit Gebirgsstrichen, als einer Vorschule zur Benützung des Atlas, überall durchzuführen. Der richtigen Schreibweise und namentlich der Aussprache fremder geographischer Namen ist erneute Aufmerksamkeit zugewendet worden. Der statistische Teil des Buches beruht durchweg auf verlässigen Quellen, bei dem deutschen Reiche, der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und dem Russischen Reiche auf authentischen Mitteilungen und statistischen Berechnungen. Der Berichtigung und Ausdehnung des geographich-geschichtlichen Namen- und Sachregisters ist strenge Sorgfalt gewidmet.

Des Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger 8. Aufl. Besorgt von Dr Gustav Krüger. Leipzig, Teubner. 1876. Pr. 2 M. 70 Pf. Ohne die Rücksichten der Pietät gegen seinen verstorbenen Vater zu verletzen, hat der neue Herausgeber das Buch doch wesentlich verbessert, indem er die in den letzten Jahren erschienenen Horatiana sorgfältig benützte und so manche Unrichtigkeit, Unebenheit oder Unklarheit beseitigte. Hiedurch, wie durch Ausscheidung von Unwürdigem konnte der Kommentar einige Kürzung erfahren. Ueber die vorgenommenen Aenderungen gibt ein „Anhang" Rechenschaft.

Des Q. Horatius Flaccus Sermonen. Herausgegeben und erklärt von Ad. Th. Hermann Fritzsche. Zweiter Band: Der Sermonen Buch II. Leipzig, Teubner. Pr. 2 M. Vgl. Bd. XI. S. 237 In zwei interessanten Excursen ist behandelt 1) Die Accusativendungen *-is* und *-es*; 2) Der *Versus paroemiacus* bei Horatius.

Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung von Wilh. Brambach 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1876. Pr. 75 Pf. In der neuen Aufl. ist die Literatur seit 1872 benützt worden, die nur in wenigen Fällen Anlass zu Aenderungen bot.

Grundriss zur römischen Literaturgeschichte für Gymnasien von Herm. Bender, Prof. am Gymnasium zu Tübingen. Leipzig, Teubner. 1876. 84 S. in 8 nebst einer Uebersichtstabelle. Dem Buche ist nicht abzusprechen, dass es das für Gymnasialschulen notwendige Material in ausreichendem Masse, in gedrängter, doch fasslicher Darstellung und übersichtlicher Ordnung gibt.

Demosthenis de corona oratio. In usum scholarum edidit Justus Herm. Lipsius. Lips. in aed. Teubner 1876. 121 S. in 8. Die Ausgabe enthält 1) *Ex M. T. Cic. de optimo genere oratorum libello excerpta* als Einleitung, 2) ein kurzes Verzeichniss der *codices* und *editiones*, endlich 3) den Text der Rede mit kritischem Apparat und den einschlägigen Stellen aus Aeschines unter dem Text.

Griechische Schulgrammatik auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung bearbeitet von Dr. Ernst Koch. 4. Aufl. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. ist in wissenschaftl. und methodischer Hinsicht vielfach berichtigt und verbessert.

Material für den mittelhochdeutschen Unterricht auf höheren Lehranstalten. Enthaltend: Geschichtlich-geographische Einleitung, Formenlehre, Wörterbuch (zu Nibelungen, Walther und Freidank); Anhang über neuhochdeutsche Orthographie. Zusammengestellt von G. Stier. 4. teils verkürzte teils erweiterte Auflage. Leipzig, Teubner 1876.

Schulreden, gehalten in der Klosterschule Ilfeld vom Direktor Dr. G. Schimmelpfeng. Leipzig, Teubner 1876. Sechzehn bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltene, von idealem Hauche durchwehte und der jeweiligen Gelegenheit ganz entsprechende Reden.

Sprachwissenschaft und neuere Sprachen. Vortrag im neu-philolog. Vereine zu München gehalten am 2. März 1876 von Dr. Herm. Breymann, Prof. an der Universität in München. München, Theod. Ackermann 1876 48 S. in 8. 80 Pf. Das Schriftchen bespricht die Mängel, welche dermalen noch dem Unterricht in den neueren Sprachen anhängen, und gibt beachtenswerte Winke zur Hebung derselben, namentlich unter Hinweis auf die Resultate der historisch-vergleichenden Sprachforschung.

Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich. Rede, gehalten mit Beginn des Sommersemesters 1876 bei seinem Amtsantritte von Heinr. Breitinger, o. Prof. der neueren Sprachen an der Universität Zürich. Zürich, Schulthess 1876. 37 S. in 8. Pr. 1 M. Der Verf. unternimmt es, die Geschichte der Einwirkungen des deutschen Geistes auf den franz. Genius von ihren schwachen Anfängen in der zweiten Hälfte des 18. Jhrdts. bis zu ihren tiefergehenden Entwicklungsphasen in neuerer Zeit in möglichst richtigen Umrissen zu zeichnen.

The Merchant of Venice by William Shakespeare. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. L. Riechelmann. Leipzig, Teubner. 1876. 118 S in 8. Unter dem der Ausgabe von *Clark* und *Wright* (Oxford, 1869) nachgedruckten Texte stehen deutsche Noten, wie sie der Schüler bei seiner Vorbereitung braucht, im ganzen sparsam und vorzugsweise die sprachliche Seite berücksichtigend. Weggelassen sind aus pädagogischen Gründen nur ein paar ganz kurze Stellen. Die Ausstattung ist gut.

Carmina clericorum. Studenten-Lieder des Mittelalters. *Edidit domus quaedam vetus.* Supplement zu jedem Commersbuch. Heilbronn Gebr. Henninger. 1876. 95 S. in 16 Pr. 1 M. 20 Pf. Eine hübsche Auswahl aus der reichhaltigen weltlichen Poesie des Mittelalters, aus zerstreuten Mitteilungen deutscher, englischer und französischer Gelehrter und Manuskripten zusammengetragen, die nicht bloss in Studentenkreisen, sondern auch bei „alten Häusern“ Eingang finden will. Die schwerer verständlichen Wörter sind in einem angehängten kurzen Glossar erklärt.

Gesundheitslehre des menschlichen Körpers von Dr. P. Niemayer zu Leipzig. Mit 31 Holzschnitten. München, R. Oldenbourg. 1876. Preis 3 M. Das Werk bildet den 18. Bd. der in diesen Blättern schon öfter erwähnten naturwissenschaftlichen Volksbibliothek „Die Naturkräfte“ und gehört unstreitig zu den interessantesten dieser Sammlung. Wie der Inhalt, der alle hygienischen Fragen umfasst, so rechtfertigt auch die Art und Weise der Behandlung den Wunsch, dass das Buch eine möglichst weite Verbreitung finde; Gemeinverständlichkeit und

Reichhaltigkeit machen es recht eigentlich zu einem Buche für jedermann. Auch der Jugend kann es unbedenklich in die Hände gegeben werden.

Aeschyli Persae. Recensuit Dr. Johannes Oberdick. Berol. 1876. F. Vahlen. 62 S in 8. Enthält eine einleitende Praefatio, unter dem Text den kritischen Apparat, am Schluss ein metrisches Schema der lyrischen Partien.

Ausgewählte Komödien des Aristophanes. Erklärt von Theodor Kock. 4. Bdchen. Die Vögel. Zweite Aufl. Berlin, Weidmann. 1876.

Titi Livi ab urbe condita libri. Erklärt von Weissenborn. 9 Bd. 2. Heft. Buch XXXI. XXXII. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann. 1876.

Ausgewählte Reden des Lysias. Erklärt von Dr. R. Rauchenstein. Siebente verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann. 1876.

Xenophontis libri Socratici (de Socrate commentarii, oeconomicus, convivium; anonymi apologia ad judices). Edidit Carolus Schenkl. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXXVI. Textausgabe mit Varianten, mit Zuhilfenahme neuer Kollationen.

Xenophontis de reditibus libellus. Recensuit Arminius Zurborg. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXXVI. Text (nach den von Wilamowitz-Möllendorf gemachten Kollationen von *cod. Vatic.* 1950, *Vatic.* 1335, *Mutinensis* 145, *Marcianus* 511) mit Varianten und angehängtem (kritischem) Kommentar.

C. Sallustii Crispi Catilina, Jugurtha, reliquiae potiores, incerti rhetoris suasoriae ad Caesarem senem de republica. Henricus Jordan iterum recognovit. Accedunt incerti rhetoris invectivae Tullii et Sallustii personis tributae. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXXVI.

Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische für Ober-Tertia und Unter-Secunda mit Verweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert von Dr. Aug. Haacke. 5. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. Die Veränderungen in der neuen Auflage beschränken sich auf einzelne Nachbesserungen in den Noten.

Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig. Erstes Bändchen: *Bucolica* und *Georgica*. Sechste Auflage von Carl Schäfer. Berlin, Weidmann. 1876. Die sachlichen und sprachlichen Bemerkungen sind soviel als möglich unverkürzt geblieben, dagegen weicht der Verfasser in seiner Ansicht über die Entstehungszeit der ländl. Gedichte von Ladewig ab, indem er annimmt, dass wir in dem überlieferten Texte der *Bucolica* den Text einer zweiten, von Vergil selbst veranstalteten Ausgabe besitzen, und dass auch die (31 — 27 v. Chr. verfassten) *Georgica* überarbeitet sind. Vgl. N. Jhrbb f. Phil. 1864 p. 633 — 657 und 769 — 794 und des Verfassers Programm *de Georgicis a Vergilio emendatis* (Berlin, 1873).

K. Keller, Prof. am Gymnasium in Zürich. Systematische französische Sprechübungen etc. Orell Füssli & Cie. Referent bestätigt die Worte des Verfassers „Es ist dieses Lehrmittel ein eigenartiger Versuch auf einer neuen Bahn“. Es schliessen sich die Sprechübungen

dem „Elementarbuch“ desselben Verf. unmittelbar an. „Sie geben aus von den dem Schüler im Schulzimmer vor Auge tretenden Gegenständen (I) und breiten sich in immer weiteren Kreisen aus:“ II *Meubles*, III *Parties d'une maison*, IV *Bâtiments et édifices*, V *La ville et la campagne*, VI Verkehrsmittel. Der Verfasser bezeichnet die Sprechübungen selbst bloss als Ergänzung des üblichen Schulstoffes; sie können darum neben dem Gebrauche anderer Schulbücher Dienste leisten.

Victor Hugo. Auswahl seiner Gedichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten Herausgegeben von Dr A. Kühne. Berlin, Weidmann. 1876. 79 S. in 8. Vertreten sind alle poetischen Gattungen, in denen sich der Dichter versucht hat, zumeist die Dichtungen aus dem Kreise der Familie und die Kindeslieder. Die Anmerkungen sollen den Schüler bei seiner Vorbereitung unterstützen, ohne dem Lehrer die Interpretation vorwegzunehmen.

Louis Lohse. Anthologie aus Shakespeare für meine Schüler von sonst und jetzt. Plauen i./V. Neupert. 1876. 164 S. in 8. Das Buch enthält im ersten Teile Charakteristiken einzelner Personen und Stände, im zweiten unter alphabetisch geordneten Ueberschriften kürzere aus den verschiedensten Dramen gesammelte Stellen, welche Shakespeare's Bedeutung für den Pädagogen nachweisen sollen. Der Text ist nach den bedeutendsten Uebersetzungen.

Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Herm. Dunger. Plauen. Neupert. 1876. LXVI und 304 in 8. Das reiche Material ist unter folgenden Titeln gruppiert: Liebe; Lebensalter; Familie; Arbeit und Besitz; Vergnügungen; aus dem Leben; verschiedene Stände; Spottverse; Vermischtes; Reimsprüche (am Schluss Bauernregeln). Die Einleitung behandelt Wesen und Name dieser für Sprachkunde wie Kulturgeschichte gleich interessanten Art von Volkspoesie. Wer mit der bair. Schnaderhüpfelpoesie vertraut ist, wird hier viel bekanntes finden.

Deutsche Lieder. Festgruss an Ludw. Erk zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum, Berlin, 10. Juni 1876. Dargebracht von Anton Birlinger und Wilh. Crecelius. Heilbronn, Henninger. 1876. 55 S. in 8. Volkslieder aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, teils mit Melodien. „Der bayr. Hiesel“ (aus der Landshuter Gegend) zeigt manche Verstösse gegen den Dialekt.

Themata zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. Für höhere Unterrichtsanstalten. Von Prof. Dr. Hermann Kluge. Altenburg, Bonde. 1876. 225 S. in 8. Die Themata sind unter 3 Titeln gruppiert: 1) aus dem Gebiete der deutschen Nationalliteratur (98); 2) aus dem Gebiete der Geschichte (30); 3) vermischten Inhalts (32). Erstere schliessen sich der Schullektüre an, nur 89 — 98 möchten weniger allgemein verwendbar sein. Auch die historischen Themen, sowie die gemischten Inhalts (unter denen vielleicht 139 minder gut gewählt ist), muten dem Schüler nicht zu viel zu. Das beigebrachte Material ist nicht bloss ausreichend, sondern dürfte hie und da selbst etwas knapper gehalten sein. Im Uebrigen ist die Sammlung als eine recht brauchbare zu bezeichnen; sie zeugt von schulmännischem Takt und wirkt namentlich auch dadurch wolthuend, dass sie viel neues bringt.

Kleine Erzählungen für die Jugend von Dr. G. H. Schubert. 2 Bde. Neue Ausgabe der zweiten Aufl. Erlangen, 1876. Verlag von

Palm und Enke. Schubert ist einer der harmlosesten, gemütlichsten und geistvollsten Erzähler. Die „kleinen Erzählungen" eignen sich vortrefflich zur Lektüre für Kinder von 9—12 Jahren, also auch zur Anschaffung für einschlägige Schülerbibliotheken.

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. Wilh. Schrader, geh. Reggs.- und Provinzialschulrat. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, 1876. Verlag von Gustav Hempel. 560 S. in 8. Pr. 10 M 50 Pf. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass dieses Werk so raschen Absatz findet; denn man muss lebhaft wünschen, dass dasselbe in Lehrerkreisen möglichst verbreitet sei. Kann dasselbe doch, was so oft namentlich bei angehenden Lehrern vermisst wird, die pädagogische Ausbildung in einem Seminar oder dgl., wenigstens bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Es zeugt von der Sicherheit der pädagogischen und methodischen Anschauungen des Verfassers, dass er auch in dieser Auflage sich auf eine Durchsicht beschränken konnte, nichts zurückzunehmen oder sachlich zu modificieren hatte. Die seit der Veröffentlichung der 2. Aufl. (s. Bd. IX S. 226 d. Bl) erschienene pädagogische Literatur veranlasste hie und da Zusätze, zu andern gab die Zeit Anlass. So handelt der neu eingeschaltete § 55b von der Pflege der Vaterlandsliebe, S. 325 ist auf die in der Prima notwendige Abwehr solcher Angriffe hingewiesen, „welche heute eine vorgebliche Wissenschaft in so leichtfertiger Weise gegen Religion und Offenbarung zu richten liebt".

Der naturgesch. Unterricht auf Gymnasien, Realschulen und Polytechniken von Dr. W. Hess. Hannover, Brandes 1876. 39 S. Hervorhebung des Pro gegen das Contra der Broschüre E. v. Hartmann's, Berlin 1875.

Anleitung zu Darstellungen mittelst Lat. magica etc. Mit Illustrationen von Glasmaler H R. Böhm. Hamburg, Richter 1876. 16 Seiten.

Vega's logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. 60. Auflage. Neue vollständig durchgesehene und erweiterte Stereotyp-Ausgabe. Bearbeitet von Dr. C. Bremiker. Berlin, Weidmann. 1876. Das Buch ist zu bekannt und anerkannt, als dass es noch einer weiteren Empfehlung bedürfte.

Schürmann, Unterricht in der Projektionslehre, mit 94 in den Text gedruckten Abbildungen (Iserlohn, Bädeker). Das Buch ist im Geiste der neueren Methoden geschrieben und zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit aus. Die ausführlichen Erläuterungen der Konstruktionen machen es insbesondere empfehlenswert für Autodidakten.

Müller. Linearzeichnen („Eine umfassende Sammlung geometrischer Konstruktionen, systematisch geordnet für technische Schulen, Techniker und Bauhandwerker") mit 347 Figuren in 16 Tafeln. Zweite Ausgabe 1876. Iserlohn, Bädeker. Der Verfasser hat die sich gestellte Aufgabe „eine möglichst vollständige Sammlung eleganter Konstruktionen lediglich zu technischen Zwecken mit Hintansetzung math. Begründung" in einer Weise gelöst, dass dieses Buch besonders wegen der grossen Reichhaltigkeit der verschiedenen Methoden bestens empfohlen werden kann. Erwünscht wäre bei dieser neuen Ausgabe gewesen, besonders für den Gebrauch in Schulen, dass den neueren Einführungen etwas mehr Rechnung getragen worden wäre. Ein Inhaltsverzeichniss wäre besonders für den konstruierenden Techniker erwünscht, dem dieses Werk als *Vademecum* empfohlen werden kann.

Abriss der allgem. Weltgeschichte für die obere Stufe des Geschichtsunterrichtes von Dr. David Müller. Teil I. Das Altertum. Zweite Auflage. Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. 307 S. in 8. Pr. 3 M. Die neue Auflage des schon Bd. VII S. 138 f. dieser Bl. charakterisierten und empfohlenen Werkes enthält wesentliche Umänderungen nur in der ältesten, orientalischen Geschichte, wofür die inzwischen erschienenen eingehenderen Arbeiten namentlich von Jules Oppert, Max Müller, Eberhard Schrader, benützt werden konnten. Ausserdem sind einzelne Versehen, Unklarheiten und Fehler berichtigt worden

Leitfaden beim Unterrichte in der Geographie. Von Gust. Ad. v. Klöden. 6. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. 236 S. Preis 1 M. 60 Die neue Auflage ist zeitgemäss verbessert, sonst aber, abgesehen von unbedeutenden Zusätzen unverändert. Vgl. Bd. VII. S. 34 f. und Bd. X S. 89 f. dieser Blätter.

Dr. W. L. Mönnich's Auswahl deutscher Aufsätze und Reden. Ein ergänzendes Hilfsmittel für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Gymnasialklassen. Zweite Auflage. Mit einem Anhang, enthaltend Erläuterungen und Ergänzungen zu den Musterstücken. Bearbeitet von Adolf Planck. Heilbronn 1876. Verlag von Alb. Scheurlen. Das Buch bietet aus anerkannt guten Schriftstellern eine reiche Sammlung von Aufsätzen und Reden, die nach Inhalt und Form als Muster dienen, und will durch deren Lesung (an der Hand des Lehrers) zu eigener zweckmässiger Bearbeitung ähnlicher Aufgaben anleiten. In der 2ten Aufl. sind im ganzen 16 Abhandlungen durch neue (von Jak. Grimm, Uhland, Gervinus, Mommsen, Giesebrecht, Curtius) ersetzt worden.

Illustrationen zur Topographie des alten Rom. Mit erläuterndem Texte für Schulen. Herausgegeben von Christoph Ziegler. Stuttgart, Paul Neff. Von dem in diesen Bl. schon wiederholt erwähnten Werke liegt nunmehr des III. Hefts 3. und 4. Abteilung vor, Tafel XIII — XVI enthaltend. Gleichzeitig wurde ein Textheft (zu Tafel 9 — 14) ausgegeben. Das Unternehmen sei neuerdings empfohlen.

Erklärung.

Auf den Artikel des H. Dr. Walberer S. 112 hatte ich eine Entgegnung eingesendet, in welcher ich nebst einer nicht mühsamen Widerlegung des wenigen dort von H. Dr. W. zur Sache gehörig Vorgebrachten mich gegen die inurbane Form wendete, welche, wie mir scheint, die Schwäche der Gründe verdecken sollte. Da mir nun die geehrte Redaktion mitteilt, dass ein Artikel, welcher die Sache vollständig erledigt, vorliegt, und jeder Fachmann über H. Dr. W.'s Arbeit sich leicht dasselbe sagen kann, was ich in meiner Entgegnung gesagt habe, so fand ich keinen Grund, dem auf Zurücknahme meines Artikels gerichteten Wunsche der Redaktion entgegen zu treten *).

Aschaffenburg. Dr. Bielmayr.

---

*) Wir danken dem H. Einsender für das Opfer, das er uns gebracht hat und das wir ihm nur mit Rücksicht auf den beschränkten Raum der Blätter zuzumuten uns erlaubt haben. D. R.

Auszüge.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 5.

I. Die Anfänge der Romänen. Kritisch-ethnographische Studie. Von Jul. Jung. III. — Zur walachischen Frage. Von Wilh. Tomaschek. — Zu Aischylos Sept. v. 720 — 791 (Ueber die Komposition des Chorikons). — Zu Tacitus Ann. XVI. 63. Von Schenkl. Zu schreiben sei *adversus praesentem* (*uxorem*) *fortitudine mollitus*. — Zu *Cic. de or.* I. 8. 32. Von Dr. Pauly. Zu lesen sei *provocare iniquos*.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 6.

I. Homerische Etymologien. Von Göbel. ἠλίβατος *vepribus obsitus*, gestrüppumzogen. ἄωροι (*Hom.* μ 89) unsichtbar. παναώριος (*Hom.* Ω 540) dessen man gar nicht gewahr wird. εἶσος *spectabilis, conspicuus*. — Ueber die Stellung der Geographie in unsern höheren Schulen. Von Kirchhoff. Der Unterricht in der Geographie, der die übrigen Studien verbinden und in ihrer Verbindung festhalten solle, müsse sorgfältiger und unabhängiger von der Geschichte betrieben und einem Lehrer übertragen werden, der auch naturwissenschaftlich gebildet sei. — Entwurf eines Lektionsplanes für die Gymnasien. Von Rühle. Die Unterrichtsstunden für Latein könnten von Quarta aufwärts (auf 8) reduziert, dafür Geschichte und Geographie, sowie Deutsch besser bedacht werden.

Jahresberichte: Tacitus. Plato.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Miller in Straubing zum Direktor des dortigen Lehrerinnenseminars.

Versetzt: Zeichnungslehrer Pohlig von Dinkelsbühl an die Kreisgewerbschule in Augsburg.

Gestorben: Sattelberger, Lehrer der Mathematik und Physik an der Gewerbschule in Erlangen; Weichmann, Lehrer an der Ackerbauschule in Triesdorf; Prof. P. Bruno Husel am k. Ludwigs-Gymnasium in München.



Gedruckt bei J. Gotteswinter &. Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Sueben an der Scheldemündung und ihre Göttin Nehalennia.

Von J. Gantrelle[1]).

Tacitus erzählt *Agr.* 28: (*Usipi*) *primum a Suebis, mox a Frisiis intercepti sunt*; *Germ.* 9: *pars Sueborum et Isidi sacrificat.* Die in diesen beiden Stellen erwähnten Sueben bildeten eine und dieselbe Völkerschaft, welche an der Scheldemündung ihren Wohnsitz hatte, und ihre Göttin, welche bei Tacitus Isis heisst, trug den germanischen Namen Nehalennia. Diese beiden Sätze sollen im Folgenden bewiesen werden.

I. Tacitus berichtet *Agr.* 28[2]), dass eine Cohorte Usipier in Britannien (im Jahre 83 unserer Zeitrechnung) ihren Centurio und die in ihre Abteilungen eingereihten fremden Soldaten tödtete, sich in drei Galeeren einschiffte und das Weite suchte. Indem die Flüchtigen häufig an der Küste ausstiegen, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen, hatten sie mit den Britanniern zahlreiche Gefechte zu bestehen. Oft waren sie siegreich, bisweilen wurden sie geschlagen, zuletzt aber geriethen sie in solche Noth, dass sie zuerst die Schwächsten, dann diejenigen, welche das Loos traf, verzehrten. Nachdem sie so Britannien umschifft hatten, verloren sie ihre Fahrzeuge aus Unkunde in deren Führung und wurden, da man sie für Seeräuber hielt, zuerst von Sueben, dann von Friesen festgenommen.

Die hier in Rede stehenden Sueben sucht man meistens zwischen der Elbe und der Ostsee. Was den von den Usipiern zurückgelegten Weg betrifft, so glauben die einen, dass dieselben durch den Pas de Calais hindurch und dann an der Nordseeküste bis zur Elbemündung hinfuhren, die anderen, dass sie anfangs eine Richtung einschlugen, welche sie von ihrer Heimat entfernte, indem sie von der Frith of Clyde

---

[1]) [Der Verfasser, Professor an der Universität Gent, hat im Hinblick auf das wissenschaftliche und nationale Interesse seiner in den *Contributions à la critique et l'explication de Tacite* I 52 — 65 erschienenen Abhandlung die deutsche Bearbeitung derselben freundlichst gestattet.] — [2]) [Vgl. Dio Cass. LXVI 20 *στρατιῶται γάρ τινες στασιάσαντες, καὶ ἑκατοντάρχους χιλίαρχόν τε φονεύσαντες, ἐς πλοῖα κατέφυγον καὶ ἐξαναχθέντες περιέπλευσαν τὰ πρὸς ἑσπέραν αὐτῆς, ὥς που τό τε κῦμα καὶ ὁ ἄνεμος αὐτοὺς ἔφερε, καὶ ἔλαθον ἐκ τοῦ ἐπὶ θάτερα πρὸς τὰ στρατόπεδα τὰ ταύτῃ ὄντα προσσχόντες*]

nach den unbekannten Strichen des nördlichen Schottlands hinaufsegelten, und dass sie von da in gerader Richtung an die Elbemündung[1]) oder an die südliche Ostseeküste[2]) gelangten. Diejenigen, welche von den Sueben nicht gefangen genommen wurden, sollen dann, indem sie am Gebiete der Chauken hinfuhren, die das ganze Küstenland zwischen der Elbe und der Ems inne hatten, bei den Friesen, welche in der Nähe der Zuidersee wohnten, gestrandet sein. Die Unwahrscheinlichkeit des zweiten Weges und eines guten Teiles des ersten springt in die Augen. Tacitus sagt einfach, dass die Usipier nach der unter den ungünstigsten Verhältnissen ausgeführten Fahrt um Britannien ihre Schiffe verloren und als Seeräuber von Sueben angehalten wurden. Wenn zwischen der Umschiffung Britanniens und dem Verlust der Schiffe eine lange und gefahrvolle Fahrt bis an die Ostseeküste stattgefunden hätte, so würde Tacitus auf diese für seine Zeit ungewöhnliche Tatsache aufmerksam gemacht, jedenfalls aber sich in anderer Weise ausgedrückt haben. Die drei von Tacitus zusammengestellten Tatsachen müssen auch fast unmittelbar auf einander gefolgt sein.

Die Usipier durften bei ihrer beabsichtigten Heimkehr sich nur von ihrer natürlichen Einsicht und von der Sorge für ihre Rettung leiten lassen, um gleich anfangs die Richtung gegen Süden einzuschlagen, woher sie gekommen waren. Sie umsegelten wol das Cap Landsend in Cornwall und fuhren dann an der Südküste von Britannien hin, wo sie hoffen konnten, die notwendigsten Lebensbedürfnisse zu finden. Vom Pas de Calais aus mussten sie sich natürlich nach den Ländern wenden, die sie zu ihrer Rechten sahen, und von da nach der Mündung der Maas, von wo aus sie ohne Zweifel nach Britannien gekommen waren und wo sie hinfahren mussten, um durch den Waal in ihr östlich vom Rhein und der Yssel gelegenes Gebiet, das heutige Flandern, Seeland und Holland, zurückzukehren. Nach dem Verlust ihrer Schiffe wurden die Usipier, wie Tacitus sagt, festgehalten, und zwar zuerst von Sueben, hierauf von Friesen. Daraus lässt sich schliessen, dass diese Völkerschaften Grenznachbarn waren und dass die Sueben südlich von den Friesen wohnten[3]). Das Gebiet der letzteren erstreckte sich damals zwischen dem Meere und dem Gebiet der Bataver[4]) bis zur Maas; denn Plinius[5]) sagt bestimmt, dass sie die

[1]) S. die Karte zum *Agricola of Tacitus, by Church and Brodribb.* London 1869. — [2]) Dies ist die Ansicht von Brotier. — [3]) [Vgl. das Kärtchen in des Verfassers Ausgabe von *Taciti Agricola.* Paris 1875] — [4]) S. Van den Bergh, *Handboek der middelnederlandsche geographie*, S. 197. — [5]) [N. H. IV 15 (29) 101 *In Rheno autem ipso, prope C in longitudinem nobilissima Batavorum insula et Cannenefatium, et aliae Frisiorum, Chaucorum, Frisiavonum, Sturiorum, Marsaciorum quae sternuntur inter Helinium ac Flevum. ita appellantur ostia in quae effusus Rhenus a septentrione in lacus, ab occidente in amnem Mosam se spargit, medio inter haec ore modicum nomini suo custodiens alveum.*]

Inseln zwischen der Zuidersee und der Maasmündung bewohnten. Später findet man sie auch in dem Küstengebiet an der Scheldemündung[1]), aber die Zeit, in welcher sie sich da niederliessen, lässt sich nicht bestimmen. Auch der Punkt, wo die Friesen sich mit den Sueben berührten, ist nicht genau anzugeben. Nach dem Wortlaut bei Tacitus ist am natürlichsten die Annahme, dass die Usipier alle ihre Schiffe zugleich verloren, indem sie an den Untiefen vor dem östlichen Arm der Schelde oder an der Küstenstrecke zwischen der Schelde und der Maas strandeten, und dass sie, ausser Stand ihre Fahrt fortzusetzen, soweit sie den Sueben entkommen waren, von den Friesen gefangen genommen wurden. Diese beiden Völker müssen sich demnach zwischen der Maas und Schelde berührt, und zwar müssen die Sueben, da sie südliche Nachbarn der Friesen waren, gegen die Scheldemündungen hin gewohnt haben.

Ueber die Zeit, in welcher die Sueben in diesen Landstrichen sich niederliessen, gibt es nur eine einzige, recht unvollständige, aber darum nicht minder wertvolle Nachricht. Im Jahre 7 v. Chr. nahm der Kaiser Augustus, als er in den Rheingegenden verweilte, die Unterwerfung der Sueben, welche jenseits des Flusses wohnten, entgegen und verpflanzte sie auf das linke Ufer[2]). Für diese Massregel entschied er sich ohne Zweifel nur deshalb, um ihren Beutezügen ein Ziel zu setzen, denn es war nicht lange her, dass sie den Fluss überschritten und die den Römern unterworfenen Völkerschaften bekriegt hatten[3]). Er wird sie nicht ganz nahe am linken Rheinufer[4]) inmitten der von ihnen angegriffenen und beraubten Völkerschaften angesiedelt haben, von wo sie leicht auf das rechte Ufer zurückkehren konnten, um ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen; sondern er wies ihnen wol die unbewohnten und mehr oder weniger sumpfigen Gegenden südlich von den Batavern und Friesen, also gegen die untere Schelde hin als Wohnsitze an. Suetonius[5]) schätzt ihre Zahl auf 40000, indem er die Sigambrer

---

[1]) *Villà Schaltheim, quae iuxta ostium Scaldis fluminis in maritima Frisonum regione posita est. Eginhardi Transl. SS. Marcellini et Petri, Boll. Jun.* 1, 202 Zeuss, die Deutschen und die Nachbarstämme [S. 398]. — [2]) Sueton. *Aug.* 21 *Suebos et Sigambros dedentis se traduxit in Galliam atque in proximis Rheno agris conlocavit.* So lautet die handschriftliche Lesart [und der Text bei K. L. Roth], wofür mit Unrecht *Ubios* vorgeschlagen worden ist. — [3]) Dio Cass. LI 21 *Γάιος γὰρ Καρίνας τούς τε Μορίνους καὶ ἄλλους τινὰς συνεπαναστάντας αὐτοῖς ἐχειρώσατο, καὶ τοὺς Σουήβους τὸν Ῥῆνον ἐπὶ πολέμῳ διαβάντας ἀπεώσατο.* — [4]) Diese Ansicht vertritt schon Bucherius, *Belgium Romanum* I c. 20. [Aber Suet. sagt a. O. *in proximis Rheno agris.* Vgl. Eutrop. VII 9 *supra ripam Rheni*]. — [5]) *Tib.* 9 *Germanico (bello) quadraginta milia dediticiorum traiecit in Galliam iuxtaque ripam Rheni sedibus adsignatis conlocavit.*

welche das gleiche Geschick hatten, dazu rechnet; Eutropius spricht von 400,000.[1]) Wie es auch mit diesen ohne Zweifel nur annähernd angenommenen Zahlen stehen mag, so konnte neunzig Jahre später, als die Usipier bei den Sueben strandeten, die Bevölkerung dieser schon grossen Zuwachs erhalten haben; sie konnten sich auf jeden Fall über die Inseln von Seeland oder bis zu den Gestaden nördlich der Schelde ausgebreitet haben.

Mehrere Jahrhunderte lang ist dann von diesen Sueben keine Rede mehr; erst im 6. Jh. werden sie als Nachbarn der Friesen,[2]) im 7. zugleich mit den Friesen und Flamändern, welche der hl. Eligius bekehrte,[3]) erwähnt; und wenn der zeitgenössische Schriftsteller angibt, dass sie nicht sesshaft[4]) gewesen seien, so erklärt sich dies daraus, dass sie mit ihren Heerden bald da bald dort sich aufhielten.[5]) Endlich im J. 880[6]) wird von den Sueben und Menapiern berichtet, dass sie eine blutige Niederlage durch die Normannen erlitten, welche sich in Courtrai verschanzt hatten, um da zu überwintern. Ihr Name hat sich erhalten in den Ortsnamen Sweveghem (Suebenheim) nahe bei Courtrai, in Swevezeele (Suebenhausen) zwischen Courtrai und Bruges[7]) und vielleicht in Severghem (früher Zeuwerghem oder Sewerghem) an der Schelde nahe bei Gent.

Man hat behauptet, dass diese von mittelalterlichen Schriftstellern erwähnten Sueben sich weit später an den Ufern der Schelde und besonders in Flandern niedergelassen hätten. Ihre Ansiedelung in Seeland und Westflandern wird bald[8]) an das Ende des 3. oder den Anfang des 4. Jhs. gesetzt, bald[9]) in das 4. oder 5. Jh. hinabgerückt.

---

[1]) VII 9 *quadringenta captivorum milia ex Germania transtulit et supra ripam Rheni in Gallia conlocavit.* [Aber Paianios übersetzt *τεσσαράκοντα χιλιάδες*, und Dietsch und Hartel schreiben daher *quadraginta milia.*] — [2]) Venant. Fort. *Terror et extremis Frisionibus atque Suebis.* Van den Bergh a. O. S. 116. — [3]) *Vit. S. Eligii* II 3 *Flandrenses atque Andoverpenses, Frisiones et Suevi et barbari quique circa maris litora degentes.* — [4]) Ebenda II 8 *Multum in Flandris laboravit (Eligius) iugi instantia, Andoverpis pugnavit multosque erroneos Suevos convertit.* — [5]) Das Beiwort *erronei* ist vielleicht eine Uebersetzung des Namens *Suebi*, wenn derselbe mit schweben (*errare*) zusammenhängt [?]. — [6]) *Ann. Vedast. ad ann. 880* (*Mon. Germ. Hist. Scr.* I 519.) *Nortmanni vero seu Dani sedem sibi mutaverunt et mense Novembri Curtriaco sibi castrum ad hiemandum construunt, indeque Menapios atque Suevos usque ad internecionem delevere, quia valde illis infesti erant, omnemque terram vorax flamma consumpsit.* [Dazu citiert schon Pertz die angeführten Stellen der *vita Eligii*] — [7]) [Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte I 91, der diese beiden Namen angeführt hat, sagt, dass Raepsaet *Analyse historique et critique* S. 73 ff. fünfzehn Ortsnamen dieser Art verzeichnet] — [8]) Dresselhuis, *De Godsdienstleer der aloude Zeelanders* S. 127. [9]) Warnkönig a. O. I 90.

Ein Beweis zur Stütze dieser Annahmen findet sich jedoch nicht; und wenn man sich an Hypothesen halten will, so kann man mit gleicher Wahrscheinlichkeit sagen, dass die von Augustus verpflanzten Sueben seit dem 1. Jh. ihre Bevölkerung durch neue Einwanderung wachsen sahen. Geschichtlich sicher ist nur die eine Tatsache, dass im J. 409 Sueben mit Vandalen und Alanen in Gallien einbrachen und Tournai, sowie das Gebiet der Moriner verheerten[1]); aber nirgends ist gesagt, dass sie in das von Menapiern bewohnte und mehr nördlich gelegene Land eingedrungen wären, oder dass sie überhaupt Niederlassungen in Flandern gegründet hätten. Auch Zeuss spricht sich dahin aus[2]), dass die Sueben in Flandern von unbekannter Herkunft seien; wäre er in der Geschichte weiter zurück gegangen, so hätte er [vielleicht] in ihnen Abkömmlinge der von Augustus da angesiedelten Sueben gefunden[3]).

II. Nachdem Tacitus *Germ.* 9 Mercurius, Mars und Hercules[4]) als die drei Hauptgottheiten der Germanen bezeichnet hat, fährt er fort: *pars Sueborum et Isidi sacrificat: unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.* Die Wohnsitze dieser Sueben, welche der Isis opferten, hat man am Meere oder nicht weit davon an grossen Flüssen zu suchen, da das Sinnbild ihrer Gottheit ein grosses Schiff war und da dieser Cultus nach Tacitus von aussen[5]) eingeführt ist. Doch kann hier keine von den zehn suebischen Völkerschaften gemeint sein, welche die Ostseeküste und das rechte Elbufer bewohnten; denn die Aestier an der baltischen Küste verehrten nach *Germ.* 45 die Göttermutter, die Reudigner, Avionen, Anglier, Variner, Eudosen, Suartonen und Nuitonen zwischen der Ostsee, der Nordsee und der Elbe huldigten nach *Germ.* 40 der Nerthus oder der Mutter Erde. Von den Rugiern und Lemoviern zwischen den Mündungen der Oder und der Weichsel gibt Tacitus *Germ.* 44 nur den Namen an, indem er sonst wol nichts von ihnen wusste. Da er von dem Cultus aller eben angeführten Völkerschaften spricht, so hätte er wol in Betreff der Rugier und Lemovier keine Ausnahme gemacht, wenn diese beiden Völkerschaften die Isis verehrt hätten[6]).

---

[1]) Hieronym. *ep. ad Ageruch.: Remorum urbs praepotens, Ambiani, Attrebatae, extremique hominum Morini, Tornacus, Nemetae, Argentoratus translati in Germaniam.* Zeuss a. O. S. 450. — [2]) a. O. S. 57. — [3]) Zu demselben Ergebniss gelangt in der Hauptsache Meyer, Sueven in Flandern, im Programme des Rathsgymnasiums zu Osnabrück 1873, das dem Verfasser erst kurz vor Vollendung seiner Abhandlung zukam. — [4]) [Wenn die Worte *et Herculem* nicht mit Ritter und Halm als unecht auszuscheiden sind, wogegen sich freilich Baumstark, Erklärung der Germ. S. 414—417 in seiner Weise erklärt] — [5]) [Natürlich aus Aegypten, sei es direct oder indirect. Vgl. Baumstark a. O. S. 423.] — [6]) [oder Tacitus darüber Kunde gehabt hätte.]

Wenn aber Tacitus nur unbestimmt von einem Teile der Sueben spricht, ohne wie an den übrigen Stellen einen besonderen Namen anzugeben [1]), so müssen eben diese Sueben nur unter dem allgemeinen Namen bekannt gewesen sein. Dass sie ausserhalb des eigentlichen Suebenlandes und selbst ausserhalb Germaniens, südlich der Maas nach ihrer Vereinigung mit dem Waal wohnten und daher mit den *Agr.* 28 erwähnten Sueben identisch sind [2]), dafür spricht der Umstand, dass sich bei ihnen eine Gottheit findet, welche der Isis vollkommen gleicht, die Göttin Nehalennia [3]).

Den germanischen Gottheiten gibt Tacitus römische Namen, je nachdem sie mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den Göttern Roms zu haben scheinen. Er sagt selbst *Germ.* 43, dass er die bei den Nahanarvalen verehrten Brüder *Alci* in römischer Uebertragung (*interpretatione Romana*) als Castor und Pollux bezeichne. So sind Mercurius und Mars mit Wodan (Odin) und Tiu (Ziu, Tyr) verglichen worden. Isis glaubt man in Frigga (Freya, Frouwa), der Göttin der Fruchtbarkeit wiederzufinden [4]); aber eine grössere Aehnlichkeit besteht zwischen Isis und Nehalennia; diese scheint daher Tacitus, indem er Isis nannte, im Auge gehabt zu haben [5]).

Das hauptsächlichste Heiligtum der Nehalennia war an der Scheldemündung auf der Insel Walcheren, aber ihre Verehrung scheint sich gegen Osten bis Cöln [6]) ausgedehnt zu haben. Auf dieser zu Seeland gehörigen Insel wurde im J. 1647 in den Dünen von Domburg eine

---

[1]) [Aus diesem Grunde hält Baumstark a. O. S. 420 die Angabe des Tacitus für sehr vag und wertlos und bekämpft die Ansicht von Müllenhoff und Schweizer-Sidler, welche an Donausueben denken.] — [2]) Nach Borghesi und Geffroy (*Rome et les barbares* S. 92) ist Tacitus vom J. 89 bis 93 wahrscheinlich Proprätor von Belgien gewesen; in dieser Eigenschaft konnte er die Religion der Sueben an der Schelde persönlich kennen gelernt haben [Vgl. Nipperdey, Einleitung zu Tac. S. VI.] — [3]) [Auch Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie S. 149 ff. hält Nehalennia für eine germanische Göttin; aber der Name ist undeutsch (keltisch). Vgl. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie² S. 387 und 391.] — [4]) [Oder in Holda, Berchta. Simrock a. O. S. 390 leugnet, dass bei Isis an *interpretatio Romana* zu denken sei und nimmt eine germanische Göttin Eise oder Ise (Grimm: Isa) an. Vgl. Jessen, Zeitschr. f. d. Gymn.-Wesen XVI 66 f] — [5]) [Diese Ansicht des Verfassers ist von Dräger, Jenaer Lit.-Zeitung 1876 S 103 als unzweifelhaft anerkannt worden.] — [6]) Bei Deutz wurde folgende Inschrift gefunden, die bei [Brambach, *Corp. Inscr. Rhen.* 442 und] Wilmanns *Exempla Inscr. Lat.* II 126 (2285) abgedruckt ist [: *IN H(onorem) D(omus) D(ivinae) DEAE NEHALENNIAE M. SATVRN(i) NIVS LVPVLVS IIIIII (sex) VIR AVG(ustalis scil. Coloniae Agrippinensis) PRO SE ET SVIS V(otum) S(olvit) L(ibens) M(erito)*]. Was Wolf a. O. über Inschriften aus der Gegend von Brüssel berichtet, ist irrtümlich.

Anzahl von Votivaltären gefunden, die Jahrhunderte lang im Sande begraben gewesen waren[1]. Auf dem grösseren Teile befindet sich das Bild der Göttin mit einer Inschrift, welche ihren Namen trägt. Sie ist am häufigsten sitzend dargestellt, indem sie ein Körbchen mit Aepfeln auf dem linken Knie hält, zur Seite hat sie einen Hund und noch ein Körbchen mit Aepfeln. Einige Male sind Füllhörner auf beiden Seiten der Blende, in welcher das Bild angebracht ist. Nur zweimal ist die Göttin aufrecht dargestellt; sie hält den linken Fuss auf das Steuer oder den Schnabel eines Schiffes gestützt; auf dem linken Arm trägt sie ein Körbchen mit Früchten, und ein Hund ist zu ihrer Rechten. Ihr Gewand ist das einer römischen Matrone, abgesehen von einer Art von Kragen, welcher über der Brust durch einen Knopf oder eine Spange zusammengehalten ist, wie der Mantel der Germanen[2]. Dieser Kragen wird noch heute von den Frauen an den Ufern der unteren Schelde getragen. Den Kopfputz halten manche für eine Flügelhaube[3], wie sie die Seeländerinnen tragen; aber dies ist nichts weniger als sicher. Auf demselben Platze wurden römische Münzen von Vitellius bis Tetricus gefunden. Auf einem Steine, der das Bild der Göttin nicht mehr trägt, steht die Inschrift: *Deae Nehalenniae ob merces recte conservatas M. Secundanus Silvanus negotiator cretarius Britannicianus.*

Offenbar war Nehalennia die Göttin der Fruchtbarkeit[4], der Schifffahrt und des Handels, genau wie Isis[5]; man würde in ihren Bildnissen kaum etwas anderes erkennen als die ägyptische Göttin[6], wenn der Name der germanischen nicht auf den Weihinschriften erhalten wäre. Wie hier Nehalennia erscheint, so wurde Isis dargestellt, indem sie den einen Fuss auf das Schiffshinterteil gestützt hält[7]. Sie leitete die Schifffahrt, und wer den Gefahren des Meeres entronnen war, weihte ihr eine Votivtafel[7]. Sie war auch die Göttin der Fruchtbarkeit und

---

[1]) Smallegange, *Chronyk van Zeeland.* Middelburg 1696. Janssen, *De romeinsche beelden en gedenksteenen van Zeeland.* Middelb. 1845. Dresselhuis a. O. — [2]) [*Germ.* 17 *Tegumen omnibus sagum fibula aut, si desit, spina consertum.*] — [3]) So Wolf a O., der aber nicht die genaueren Abbildungen bei Janssen, sondern nur die minder guten bei Smallegange gekannt zu haben scheint. Die Originale in Middelburg sind leider verbrannt. — [4]) Ihr Name schon bedeutet, wie es scheint, Geberin. Kern, *Taalen letterbode 2. aflevering 1871* erklärt den Namen aus der Wurzel *neh*, dem Suffix *al*, welches die Wiederholung bezeichnet, und der flämischen Femininendung *ennia*; demnach wäre Nehalennia diejenige, welche zu geben, zu gewähren, auszuteilen pflegt. [Ueber andere Ableitungsversuche vgl. Simrock a. O. S. 391.] — [5]) [*Isis Fructifera, Isis Pharia.* Vgl. Preller, Römische Mythologie² S. 723 ff.] — [6]) Dresselhuis a. O zieht jedoch Nehalennia in einen Vergleich mit Diana. — [7]) Georgii in Paulys Realencyclopädie s. v. Isis [S. 286 und 298].

erscheint wie Nehalennia mit Füllhörnern[1]); nur die Körbchen mit Früchten bilden ein besonderes Attribut der suebischen Göttin. Endlich war, wie Nehalennia, Isis von Hunden begleitet[1]) und wurde bald stehend, bald in einem Sessel sitzend, dargestellt.

Die Zeit der Erbauung des kleinen Tempels von Domburg lässt sich nicht bestimmen; man spricht[2]) vom 2. oder 3. Jh. unserer Zeitrechnung. Sicher ist, dass der Tempel und die Votivaltäre unter dem überwiegenden Einfluss römischer Civilisation errichtet wurden. Tacitus kennt bei den Germanen weder Tempel noch Götterbilder; und zu seiner Zeit war der Cultus der suebischen Göttin noch durch ein Schiff versinnbildet. Bald aber vollzog sich eine Mischung römischer und germanischer Vorstellungen. Wenn die in der römischen Schule gebildeten Meister Nehalennia, die Göttin der Schifffahrt und der Fruchtbarkeit, darzustellen hatten, so gaben sie ihr die Gestalt und die Attribute derjenigen Göttin der Römer, die ihr am meisten glich. Aber sie konnten sich dem Einfluss der Umgebung, in welcher sie arbeiteten, nicht ganz entziehen; die Körbchen mit Aepfeln und Birnen sind sicher nicht römisches Sinnbild, und der Kragen, welchen die Göttin trägt, gehört nicht zur Kleidung der Römerinnen[3]). Auf einem der Altäre erscheint als Beiwerk ein Eber, auf einem andern ein Eberkopf. Das ist auch ein germanisches Sinnbild; die Aestier, welche die Göttermutter verehrten, führten als Zeichen ihres Glaubens Ebergestalten. Die Namen der Stifter dieser Altäre sind entweder germanisch wie Ambachtius, Liffio, Flettius, Nertomarius, oder römisch. Die Fremden, welche an der Scheldemündung Handel trieben, opferten der Landesgottheit wie die Eingeborenen.

Bei den alexandrinischen Griechen und bei den Römern wurde Isis mit Demeter, Terra, Rhea, der Göttermutter Kybele identificiert[4]): bei den Germanen ist gleichfalls dieselbe Gottheit an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen geehrt. Sie heisst Nehalennia auf der Insel Walcheren und in Cöln, Nerthus oder Mutter Erde oder Göttermutter bei den Sueben an der Ostsee. Die drei Gottheiten stellten dasselbe Princip dar, die Zeugungskraft der Erde; aber Nehalennia gleicht der Isis ganz besonders, indem sie wie diese die Beschützerin der Schiffer ist.

---

[1]) [Georgii a. O. S. 283.] — [2]) Van Wyn bei Pyugens, *Mémoires de l'Académie celtique* p. 252, und Dresselhuis a. O. — [3]) Dresselhuis erklärt bestimmt, der Domburger Tempel sei nicht rein römisch gewesen, die Bilder des Neptunus und Hercules, die einige Male neben der Hauptgöttin Nehalennia vorkommen, zeigten keine römische Auffassung. — [4]) [Vgl. Preller und Georgii a. O.]

Ueber Nerthus gibt Tacitus Einzelheiten an, welche weitere Vergleichungen gestatten. Der Mittelpunkt des Cultus der Nehalennia befindet sich auf der Insel Walcheren; ebenso ist das Heiligtum der von sieben suebischen Völkerschaften verehrten Nerthus auf einer Insel [1]). Isis und die Göttermutter hatten feierliche Umzüge und am Tage des Umzugs empfing Isis ein Schiff [2]) Auch Nerthus fuhr auf einem bedeckten Wagen im Lande umher; dieser Wagen war aber wahrscheinlich eine auf Räder gestellte Barke, denn er wurde ja von einer Insel des Meeres aus in die von den Sueben bewohnten Länder gebracht [3]).

Noch lange nachher finden sich da, wo sich der suebische Name erhalten hat, in Schwaben, Erinnerungen an diesen heidnischen Cultus: alljährlich führte man beim Frühlingsanfang Schiffe umher und gegen die bei diesen Umzügen vorkommenden Unordnungen musste noch im J. 1530 die Obrigkeit einschreiten [4])

Am Anfange des 12. Jhs [5]) bewegte sich ein ähnlicher Zug von den Rheingegenden aus durch einen Teil von Belgien. Ein in einem Walde nicht weit von Aachen erbautes und auf Räder gestelltes Schiff wurde zunächst in diese Stadt gezogen und dann unter grossem Geleit in eine Menge von Ortschaften geführt. Es kam durch Mastricht, Tongern, Looz, St. Trond, und wenn der Zug nicht durch bewaffnete Macht zersprengt worden wäre, so hätte er wol erst an der Scheldemündung angehalten. In Mastricht erhielt das Schiff Mast und Segel; in St. Trond blieb es über zwölf Tage Allnächtlich sangen und tanzten Männer und Weiber um das heidnische Sinnbild und überliessen sich zum grossen Aergerniss der Frommen (*religiosi homines*) allerlei Unarten. Für die Geistlichkeit war das Schiff ein Sinnbild böser Geister, eine Erfindung des Teufels, und man hätte es, meint der Erzähler, Schiff der Venus oder jeder anderen heidnischen Gottheit nennen können. Gezogen wurde es von Webern und Tuchmachern, deren Zünfte namentlich in Brabant und Flandern bald sehr mächtig wurden. Gewiss wurden dieselben nicht, wie der Chronist meint, von der Volksmenge zur Strafe für ihre Ueberhebung gezwungen, sich vor den Schiffswagen zu spannen, sondern sie selbst liessen dieses Sinnbild eines uralten Cultus fertigen und zogen die Masse nach. Dass die Weber die Göttin

---

[1]) Unter der *Germ.* 40 erwähnten *insula Oceani* verstand man früher Rügen, jetzt denkt man bald an eine Insel an der Westküste der Ostsee, bald an eine Nordseeinsel nahe der Elbemündung — [2]) Der 5. März hatte im *Kalendarium rusticum* die Bezeichnung *Navigium Isidis.* Vgl. Georgii a. O. — [3]) Simrock a. O. [S. 388.] — [4]) Grimm, deutsche Mythologie [² S. 242]. — [5]) Die folgende Erzählung ist aus *Rodulfi chronicon abbatiae S. Trudonis (d'Archery Spicileg. Paris 1723.* II 704) mitgeteilt [bei Grimm a. O. S. 236 ff].

der Fruchtbarkeit als ihre besondere Beschützerin verehrten, darf nicht befremden; auch Isis galt im Altertum als die Lehrmeisterin im Anbau und Gebrauch des Leins, ihre Priester trugen leinene Gewänder und verstanden sie für den Bedarf selbst zu weben. [1])

Aus der vorstehenden doppelten Beweisführung ergibt sich wol, dass die von Tacitus Agr. 28 erwähnten Sueben an der Mündung der Schelde wohnten und dass Tacitus dieselben meinte, wenn er *Germ.* 9 berichtet, dass Sueben der Isis opferten, das heisst der germanischen Göttin Nehalennia.

Stilistische Aphorismen.

VI. Beiträge zur Theorie der Erzählung und des Dramas.

I.

Wir haben in unserm 3. Artikel als Prinzip der Stilistik aufgestellt: der Aufsatz sei ein einheitliches logisch - rhetorisch - ästhetisches Ganzes, hervorgebracht durch Auseinandersetzung des Themas nach den Gesetzen der Entwicklung. Diese unsere Grundanschauung wollen wir auf die Theorie der Erzählung und des Dramas anwenden und zeigen, nach welchen Gesetzen demgemäss eine Erzählung oder ein Drama componirt werden müsse.

Ist der Aufsatz eine Entwicklung, dann muss er *folgende* Eigenschaften besitzen: 1. er muss eine Veranlassung haben; 2. die Veranlassung muss die Setzung eines Zweckes hervorrufen; 3. *dieser* Zweck muss alsdann in einem längeren oder kürzeren Verlauf in stetig fortschreitender Annäherung allmählig durchgeführt (realisirt) werden; 4. das erreichte Ziel muss als das Resultat der Entwicklung (der Verwirklichung des Zweckes) hervorgehen. An dieses Ergebniss können sich endlich eventuell gewisse Folgen reihen, die als das entferntere Resultat der Entwicklung erscheinen.

Der Aufsatz erhält dann folgende Gliederung:

1) Einleitung: Darstellung der Veranlassung des Aufsatzes und des Zweckes, den sich der Stilist gesetzt (Aufstellung des Themas).

2) Durchführung: Verwirklichung des gesetzten Zwecks. Hier lässt sich bei nur einigermassen ausgebildeten Darstellungen unterscheiden: a) ein Anfang, b) ein Verlauf, c) ein Ende der Durchführung.

3) Schluss: Darstellung des Resultates der Durchführung und eventuell der Consequenzen.

---

[1]) [Georgii a. O. S. 282.]

Wir haben schon früher bewiesen, dass sich diese Merkmale bei jeder stilistischen Entwicklung finden müssen, und alle diese Phasen, die der Aufsatz vom Beginn seiner Entstehung an im Geist des Stilisten durchläuft, werden nicht selten in konkreten Fällen auch formell ausgedrückt.

Verschiedene Gründe können indessen den Stilisten veranlassen, das eine oder das andere dieser Entwicklungsmomente des Aufsatzes ganz oder teilweise zu verschweigen. Oft interessirt es z. B. den Leser gar nicht, zu wissen, was den Stilisten zu seiner Darstellung veranlasst habe; oder es ist dem Verfasser des Aufsatzes nicht wünschenswert, die Veranlassung erkennen zu lassen, u. dergl. Daher wird sie einfach verschwiegen (stilistische Ellipse). Die ausdrückliche Angabe des Zweckes ist ebenfalls nicht unbedingt nötig, da derselbe auch aus der ganzen Darstellung ersehen werden kann. Noch weniger notwendig ist oft die Feststellung des Resultates der Entwicklung und der Folgen; denn das Ergebniss der Durchführung des Themas ist ja nur die logische Consequenz des Vorhergehenden, braucht folglich nicht immer einen formellen Ausdruck zu finden. So gibt es also elliptische Darstellungen, die blos auf die „Durchführung des Themas" beschränkt sind. Gleichwol machen auch solche Produkte den Eindruck einer beginnenden, verlaufenden und endenden Entwicklung, weil in der Entwicklung jeder Teil für sich wieder eine Entwicklung bildet und daher der Teil stets dem Ganzen gleicht.

Erzählende Darstellungen nun sind meistens elliptisch. Man liebt hier möglichste Objektivität und beginnt daher in der Regel sofort mit der „Durchführung" des Themas, d. i. mit der Darstellung der Handlung oder Begebenheit selbst ohne Angabe dessen, was zur Darstellung veranlasst hat und ohne zu erwähnen, was für einen Zweck der Aufsatz verfolge. Ebenso werden auch am Schluss meistens keine subjektiven Reflexionen über das Gesagte angestellt. Nach welchen Gesetzen nun solche Darstellungen componirt werden müssen, soll im Nachfolgenden erörtert werden. Indessen gilt das, was hier gesagt wird, insofern gleichwol für alle erzählenden Darstellungen, als man in konkreten Fällen eben nur von der subjektiven Einleitung und den subjektiven Schlussbemerkungen abzusehen braucht, um nachfolgende Theorie verwerten zu können.

Verschweigt nun der Stilist in einer erzählenden Darstellung die Veranlassung, dazu seinen Zweck und das Ergebniss seiner Darstellung, so ist sein Aufsatz reine „Durchführung" und muss daher nach den Gesetzen componirt werden, welche für diesen Teil der stilistischen Darstellung gelten. Die Entwicklungstheorie verlangt nun auf Grund ihrer Gesetze, dass die „Durchführung" mit dem beginne, was seiner Natur nach früher ist und immer das folgen lasse, was seiner Natur nach später ist; dass

ferner die einzelnen Momente der Darstellung unter sich eng zusammenhängen und einen steten Fortschritt, eine stete Annäherung an das zu erreichende Ziel darstellen. Nach diesen allgemeinsten Gesetzen der Durchführung muss sich folglich auch die Erzählung entwickeln.

Nichts ist aber einfacher als dies: der Stilist braucht nur den ganzen Vorgang Punkt für Punkt, so wie derselbe verlief, zu erzählen, so hat er den Entwicklungs- und Stilgesetzen vollständig Genüge gethan.

Der Grund ist folgender. Jede Erzählung behandelt ein zeitliches Nacheinander, eine Handlung, eine Begebenheit, ein Ereigniss u. s. w., in welchem allmählig ein bewusster oder unbewusster Zweck realisirt wird; folglich ist der Stoff jeder Erzählung eine Entwicklung — mithin hat der Stilist sich nur an den Verlauf dieser Entwicklung zu halten und seine Darstellung muss dann von selbst den stilistischen Compositionsgesetzen genügen, weil diese eben nichts anderes als Entwicklungsgesetze sind.

Dass nun jede Handlung eine Entwicklung sei, ist sofort klar, wenn wir uns zum Bewusstsein bringen, dass alles Handeln sich um die schrittweise Verwirklichung eines gesetzten Zweckes dreht.

Schwieriger ist der Beweis zu liefern, dass auch jede Begebenheit, jedes Ereigniss etc. eine Entwicklung sei. Zwar wird Niemand bestreiten, dass auch jede Begebenheit etc. einen Anfang, einen Verlauf und ein Ende haben müsse. Trifft aber auch das andere zu, dass es sich hier um die allmähliche Verwirklichung eines Zweckes handelt? Ein Zweck ist nämlich immer etwas Bewusstes und heisst daher auch Plan, Absicht u. dergl. Dass aber bei einem Ereigniss oder einer Begebenheit ein Zweck als bewusstes, zu erreichendes Ziel ins Auge gefasst werde, lässt sich nicht wohl behaupten. Dagegen lässt sich feststellen, dass jede Begebenheit u. dergl. eine Veranlassung haben müsse und dass in dieser Veranlassung resp. in ihrer ersten Wirkung schon eine letzte Wirkung angebahnt und implicite enthalten sei, die in Folge fortwirkender Causalität mit einer gewissen Naturnotwendigkeit erreicht werden muss, nachdem die erste Wirkung der Veranlassung gegeben ist, es sei denn dass sich gegenüber der Realisirung dieser letzten Wirkung Hindernisse geltend machen, welche die fortwirkende Causalität nicht überwinden könnte. — So lässt sich z. B. wenn in irgend einem Hause Feuer ausgebrochen ist, mit Sicherheit voraussetzen und sagen, dass das ganze Haus zerstört werden muss, wenn nicht durch irgend etwas diese voraussichtliche letzte Wirkung vereitelt wird. Oder wenn z. B. jemand aus irgend einer Ursache in einen reissenden Strom fällt, so lässt sich mit Sicherheit voraussehen, dass derselbe ertrinken muss, wenn nicht durch irgend etwas,

sei es eigne oder fremde Hilfe, der Eintritt dieser letzten naturnotwendigen Wirkung verhindert wird.

So haben also auch Ereignisse und Begebenheiten ein bestimmtes Ziel, das zwar nicht als bewusster Zweck des Ereignisses, wol aber als letzte naturnotwendige Wirkung der ersten Wirkung der Veranlassung sich voraussehen lässt; ein Ziel, auf welches der Verlauf des Ereignisses in stetem Fortschritt zuschreitet und das erreicht werden muss, wenn nicht irgend ein hinderndes Moment der fortwirkenden Causalität entgegentritt. Und diese letzte naturnotwendige Wirkung nennen wir Menschen, die wir ja alles mit unserm Massstab messen, nicht selten unbewussten Zweck, freilich eigentlich eine *contradictio in adjecto.*

Mithin stellen auch Begebenheiten eine Bewegung dar, die in stetem Fortschritt allmählig ein bestimmtes Ziel anstrebt und zu erreichen sucht, mag man diesem Ziel die Benennung Zweck oder letzte naturnotwendige Wirkung geben. So sind denn aber auch Begebenheiten, Ereignisse etc. als Entwicklungen erwiesen und es bestimmen folglich die Entwicklungsgesetze auch den gesetzmässigen Verlauf von Begebenheiten etc

Da sich nun der Verlauf der Entwicklung und der innere Zusammenhang ihrer Teile schematisch darstellen lässt, so gibt es auch ein logisches Compositionsschema für die erzählenden Darstellungen, welches dem Stilisten von Stufe zu Stufe dasjenige Moment vorzeichnet, das er darzustellen hat. Dasselbe wird gestaltet sein müssen, wie folgt.

Logisches Compositionsschema für die erzählende Darstellung.

A. Für die Darstellung von Handlungen.

I. Anfang: a. Darstellung der Situation, aus der sich das Nachfolgende entwickelt, das ist des Ortes, der Zeit, der Personen und ihrer Verhältnisse, Gesinnungen, Absichten u. dergl. anderer Umstände (= allgemeine gegebene Verhältnisse).

b. Angabe der Veranlassung = derjenigen Eigenart der gegebenen Verhältnisse, welche als specielle Veranlassung der Handlung auftritt.

c. Setzung des Zweckes, den der Veranlasser, der Urheber der Handlung erreichen will.

II. Verlauf der Handlung: Darstellung der Verwirklichung des Zweckes (oder seiner Vereitelung).

1. Der erste Schritt, den der Handelnde zur Verwirklichung seines Zweckes (Absicht) unternimmt.

2. Der weitere Verlauf der Handlung.

3. Das, was unmittelbar zur schliesslichen Erreichung oder endgiltigen Vereitelung des Zweckes führte. (letzte entscheidende Ursache).

III. Ende: Darstellung des Ausgangs und der eventuellen Folgen der Handlung (geschaffene Verhältnisse).

B. Für die Darstellung von Begebenheiten, Ereignissen u. dergl

I. Anfang: a. Darstellung der Situation, aus der sich die Begebenheit entwickelte, des Ortes, der Zeit, der Umstände etc.

b. Angabe der Veranlassung.

c. Setzung oder Ankündigung der in der Veranlassung implicite enthaltenen, voraussichtlichen letzten Wirkung.

II. Verlauf der Begebenheit: Darstellung der allmählichen Verwirklichung dieser letzten Wirkung durch fortwirkende Causalität (oder ihrer Vereitelung durch auftretende Hindernisse).

1. Die erste Wirkung der Veranlassung (= der erste Schritt zur Verwirklichung der implicite schon in der Veranlassung angebahnten letzten Wirkung).

2. Der weitere Verlauf der Begebenheit, die weiteren Momente, welche den schliesslichen Ausgang herbeiführen.

3. Das, was unmittelbar die vorgesehene und angebahnte letzte Wirkung herbeiführt (oder dieselbe endgiltig vereitelt).

III. Ende: Darstellung des Ausganges und der eventuellen Folgen der Begebenheit.

Aus diesem compositionellen Schema lässt sich unmittelbar folgendes topische Schema ableiten:

Topisches oder heuristisches Schema der Erzählung.

A. Für die Darstellung von Handlungen.

I. Anfang: a. Aus welchen Verhältnissen entwickelte sich die Veranlassung? wo? wann? welche Personen traten auf? in welchen Verhältnissen befinden sie sich? welche Gesinnungen haben sie? Welche Umstände standen sonst mit der Veranlassung in Beziehung?

b. Was war die unmittelbare Veranlassung zur Setzung des Zweckes, was rief die Absicht des Handelnden unmittelbar hervor?

c. Was war die Absicht des Handelnden? welchen Zweck setzte er sich? welchen Plan wollte er durchführen?

II. Verlauf der Handlung: (Wie verlief die Begebenheit? durch welche Mittel erreichte der Handelnde sein gesetztes Ziel? oder

durch welche Umstände wurde er an der Erreichung desselben gehindert?)

1. Was war der erste Schritt, den der Handelnde zur Erreichung seiner Absicht unternahm?

2. Wie ging es weiter? was tat er weiter? trat nichts als hinderndes Element wider ihn auf?

3. Welche Handlung oder welcher Umstand führte unmittelbar die schliessliche Erreichung oder endgiltige Vereitelung des Zweckes herbei?

III. Ende: a. Wie ging es aus? Wurde der Zweck erreicht oder nicht? Welchen Ausgang nahm die Handlung für den Handelnden und die daran Beteiligten? Welche Verhältnisse sind durch den Verlauf der Handlung geschaffen, bewirkt worden?

b. Welche Folgen hatte der Ausgang für die Beteiligten und überhaupt? in welche Verhältnisse kamen sie?

B. Für die Darstellung von Ereignissen, Begebenheiten etc.

I. Anfang: a. Aus welchen Verhältnissen entwickelte sich die Be-Begebenheit? Wann? wo? wer war beteiligt? unter welchen Umständen?

b. Was war die unmittelbare Veranlassung des nachfolgenden Ereignisses?

c. Was liess sich als letzte naturnotwendige oder doch naturgemässe Wirkung voraussehen? Was musste schliesslich eintreten, wenn nicht irgend etwas diese letzte Wirkung vereitelte.

II. Verlauf des Ereignisses: (Wie verlief die Begebenheit? wodurch wurde die letzte naturnotwendige Wirkung erreicht oder vereitelt?)

1. Was war die erste Wirkung der Veranlassung? der erste Schritt zur Verwirklichung der letzten Wirkung?

2. Welche weiteren Folgen reihten zich hieran? wie ging es weiter? Trat nichts als Hinderniss gegen die Erreichung der letzten Wirkung auf?

3. Welche Handlung oder welcher Umstand führte endlich die Entscheidung unmittelbar herbei? führte zur schliesslichen Erreichung oder endgiltigen Vereitelung der naturnotwendigen letzten Wirkung?

III. Ende: a. Wie ging es aus? kam es so, wie es sich voraussehen liess oder wie anders?

b. Welche Folgen hatte der Ausgang für die Beteiligten und welche überhaupt? In welche Verhältnisse kamen die Personen und die Dinge durch das Ereigniss?

Anmerkung: Diese Punkte wird der Schüler am leichtesten finden, wenn man folgenden Weg einschlägt:

Zunächst lässt man das Thema einer Erzählung in einem kurzen Satz feststellen. Dieser soll in aller Kürze enthalten: 1) den Zweck (letzte Wirkung), der (die) erreicht werden soll; 2) den Ausgang. Hierauf stelle man die einzelnen Punkte des Aufsatzes gesondert fest und zwar in folgender Reihenfolge. Vor allem frage man noch einmal nach dem Zweck, der erreicht werden soll, resp nach der letzten Wirkung. Dann nach der Situation und der Veranlassung und hierauf nach dem ersten Schritt zur Verwirklichung des Zweckes resp. nach der ersten Wirkung der Veranlassung. Nachdem so der erste Schritt der begonnenen Entwicklung festgestellt ist, setzt man auch das Ende der Entwicklung fest und fragt nach dem Ausgang der Begebenheit etc. und constatirt die eventuellen Folgen. Dann geht man zurück auf die Frage nach der Handlung oder dem Umstand, welcher die schliessliche Entscheidung unmittelbar herbeiführte, — und als zweiter Punkt des „Verlaufes" der Begebenheit bleibt dann das übrig, was zwischen dem ersten und dritten Punkt liegt.

Ist so der logische Zusammenhang der einzelnen Momente eines Vorgangs klar gemacht, so lasse man dieselben in der Reihenfolge, wie dies das logische Compositionsschema vorzeichnet, niederschreiben, und man hat die logische Disposition für die betreffende Erzählung aufgestellt. Die also gewonnene Disposition wird alle Eigenschaften haben, welche die stilistischen Compositionsgesetze fordern: das, was seiner Natur nach früher ist, wird dem vorausgehen, was seiner Natur nach später ist; es wird ein stetiger Fortschritt zu bemerken sein etc. Eine solche Disposition wird man alsdann eine „pragmatische" nennen müssen, was jedenfalls einen wesentlichen Unterschied der hier vorgeführten Theorie von den bisherigen Doktrinen bildet. Bisher componirte und disponirte man chronologisch, d. h. man unterschied an einer Erzählung wol Anfang, Verlauf und Ende und Unterabteilungen, allein ganz äusserlich ohne eine Einsicht in den inneren Zusammenhang der einzelnen Teile und der Stellung jedes einzelnen Teiles zum Ganzen zu haben. Obige Disposition aber ist pragmatisch, sie fasst die erzählte Handlung als eine einheitlich in sich abgeschlossene Entwicklung, und kein Punkt in derselben ist zufällig oder äusserlich; pragmatisch aber muss jede Disposition sein, welche als wissenschaftlich gelten will

Bemerkungen über die Darstellung der in dem logischen Compositionsschema postulirten Gedanken.

1. Nicht selten bringt die Darstellung alle in der logischen Disposition der Erzählung enthaltenen Momente zum Ausdruck. Sie kann sich aber auch kürzer fassen. So wird z. B. der Zweck des Handelnden in der Regel nur angedeutet oder ganz verschwiegen, da er sich ja aus dem Zusammenhang erkennen lässt. Ebenso kann die Veranlassung blos angedeutet oder wenn sie unwesentlich ist, sogar ganz verschwiegen werden. Auch die letzte Wirkung oder der Ausgang der Begebenheit kann blos kurz angedeutet oder nach Umständen, was jedoch selten geschehen wird, sogar verschwiegen werden, da er logische Consequenz des ganzen Verlaufs und insbesondere des unmittelbar entscheidenden Moments ist. Ueberhaupt kann jedes Moment der logischen Composition in der stilistischen Entwicklung elliptisch behandelt werden, wenn es geringfügig ist oder naturgemäss ergänzt werden kann.

2. Die Darstellung wird sich in der Regel eng an die logische Reihenfolge halten; weil aber der Sprache das Vermögen innewohnt, das Causalitätsverhältniss in doppelter Weise, in folgernder und begründender Form zum Ausdruck zu bringen, so können auch Umstellungen vorkommen. Man kann z. B. mit der Setzung des objektiven Zweckes beginnen und diesen dann durch die Veranlassung und die Situation motiviren u. dgl, statt den Zweck als Folge aus der Situation und der Veranlassung herauswachsen zu lassen. Im Geiste des Lesers wird ja die gleiche Vorstellung erzeugt, ob man diese oder jene Form zur Darstellung des Causalitätsverhältnisses gebraucht. — Sodann gibt es ein noch einfacheres Mittel, die oben angegebene pragmatische Folge der einzelnen Momente der Erzählung in der Darstellung zu modificiren; es ist die Verwendung der Tempora, durch deren speciellen Gebrauch man z. B. erst an späterer Stelle bringen kann, was man dem Causalnexus nach früher hätte bringen sollen, und umgekehrt. —

In obigem Schema sind nun die Gesichtspunkte angegeben, nach denen sich jede Handlung etc. betrachten und darstellen lässt*). Jede

*) Anm. Rein objektive Erzählungen müssen sich nach dem aufgestellten Schema entwickeln. Weichen sie von demselben ab, beginnen sie z. B. mit dem Ausgang um Effekt zu machen, zu überraschen, zu spannen u. dgl., dann erscheint die Erzählung eben nicht mehr als Selbstzweck sondern ist Mittel zu einem Zweck (= rhetorische Erzählung), und daraus erklärt sich die Abweichung von obigem Schema der rein objektiven Erzählungen; denn es ist eines der vordersten Stilgesetze: Anderer Zweck, andere Composition.

Handlung muss diese Phasen durchlaufen und das Schema ist daher überall unbedingt anwendbar, wenn auch einzelne Phasen durch die stilistische Darstellung verschwiegen werden (stilist. Ellipsen). — Nach diesen Kategorien lässt sich jede Handlung etc. auch dann betrachten, wenn der Urheber der Begebenheit seinen Zweck nicht erreicht oder die voraussichtlich letzte Wirkung vereitelt wird; denn auch dann muss die Handlung eine Veranlassung, einen Verlauf und einen Ausgang haben, welch letzterer freilich ein anderer sein wird als der angestrebte. Ebenso zerfällt der Verlauf der Begebenheit auch hier in drei Teile, nämlich in: erster Schritt, weiterer Verlauf, unmittelbar entscheidendes Moment.

Für den Zweck der Darstellung einer Handlung oder Begebenheit ist es natürlich gleichgiltig, ob der Handelnde seinen Zweck erreicht oder nicht: der Stilist erreicht seinen subjektiven Zweck, die Handlung dem Leser in einem logisch geordneten Nacheinander vorzuführen, in beiden Fällen, wenn er nur den ganzen Verlauf der Handlung Schritt für Schritt bis zum Ausgang erzählt. Der objektive Zweck dagegen d. i. der Zweck, welchen sich der Urheber der Handlung setzt, oder bei Ereignissen die voraussichtliche letzte Wirkung wird nicht immer erreicht und es lassen sich über die Erreichung oder Vereitelung desselben folgende Gesetze aufstellen.

1. Der Erfolg oder Misserfolg einer Handlung etc. ist in den Verhältnissen oder Umständen, unter denen eine Handlung etc. unternommen wird und verläuft, begründet und durch sie bedingt.

2. Der objektive Zweck wird erreicht, wenn die Verhältnisse, unter denen die Handlung etc. beginnt und verläuft, seiner Erreichung keine Hindernisse in den Weg legen oder nur solche, die im Verlauf der Handlung etc. bewältigt werden können. Im letzteren Fall wird die Erreichung desselben nur verzögert.

3. Der objektive Zweck wird nicht erreicht, sobald gegen seine Verwirklichung von Anfang an oder im Verlauf der Handlung oder Begebenheit unüberwindliche Hindernisse auftreten.

4. Das hindernde Element kann in jeder Phase der Verwirklichung des objektiven Zweckes auftreten.

5. Treten die Hindernisse schon beim Beginn der Handlung auf, dann lagen sie in den gegebenen Verhältnissen, wären vorauszusehen gewesen, und die Vereitelung der Absicht oder der letzten Wirkung war eine naturnotwendige.

6. Tritt das hindernde Element im Verlauf der Verwirklichung des objektiven Zweckes auf, so hat dasselbe seinen Grund in einer der Erreichung des objektiven Zweckes un-

günstigen Veränderung der Verhältnisse. Die Vereitelung war dann für den Handelnden nicht vorauszusehen und erscheint ihm nicht selten als eine zufällige.

7. Die für die Entwicklung des Verlaufs einer Handlung gegebenen Verhältnisse können sich aber auch der Erreichung des objektiven Zweckes günstig gestalten; dann nimmt eine Handlung, die unter ungünstigen Auspicien unternommen wurde, einen glücklichen Verlauf und der objektive Zweck wird hier erreicht.

8. Durch das Auftreten eines absolut hindernden Momentes wird der objektive Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern der Ausgang des Unternehmens etc. kann in Folge fortwirkender Causalität für den Urheber der Handlung sogar ein tragischer werden, indem derselbe dessen Untergang herbeiführt.

Das hindernde Element liegt demnach in den gegebenen Verhältnissen oder in einer der Erreichung des objektiven Zweckes entgegen wirkenden Veränderung derselben.

Jeder, welcher einen Zweck erreichen will, setzt dabei voraus, dass derselbe unter den gegebenen Verhältnissen auch erreichbar sei und versucht seine Erreichung nur unter dieser Voraussetzung. Hat er die Umstände richtig beurteilt und ändern sich dieselben im Verlauf seiner Unternehmung nicht zu seinen Ungunsten, dann muss er seinen Zweck erreichen. Dagegen wird derselbe vereitelt, wenn er bei seiner Berechnung einen Faktor übersehen, der der Erreichung seines Zweckes absolut hinderlich sein musste, oder wenn die Verhältnisse, unter denen er die Verwirklichung seiner Absicht begonnen, im Verlauf dieser Verwirklichung andere werden und zwar so, dass sie seinem Vorhaben entgegen wirken. Denn die Verhältnisse bleiben ja nach einem ewigen Weltgesetze nicht immer dieselben, sondern ändern sich fortwährend und können sich daher auch sehr wol in einer der Erreichung des gesetzten Zweckes entgegenwirkenden Weise gestalten. —

Das Gesagte möge genügen, um dem Leser einen Einblick in die Logik und Composition der erzählenden Darstellungen zu geben. Es ist zwar nur ein Gerippe, aber zu weiteren Ausführungen gebricht hier der Raum.

Alles aber, was hier über die erzählenden Darstellungen gesagt wurde, gilt auch für die Logik und Composition des Dramas, da ja letzteres den Inhalt mit der Erzählung gemein hat und sich nur durch eigenartige formelle Gestaltung dieses Inhalts von ihr unterscheidet.

Wenn nun die vorgetragene Lehre manchfache Anklänge an bisher vernommene Theorien der Erzählung und des Dramas hat, so ist das ganz natürlich. Epische und dramatische Darstellungen beschäftigen sich ja mit einem Stoffe, der sich selbst nach den Gesetzen der Ent-

wicklung entfaltet. Daher kommen sich auf keinem Gebiet der Stilistik die bisherige Doktrin und unsre Lehre so nahe, wie gerade hier. Dass indessen jene Momente, in welchen die bisherige Rhetorik und Stilistik mit der Entwicklungstheorie übereinstimmt, nur empirisch gewonnen sind, brauchen wir wol nicht erst zu beweisen. Zu einer wissenschaftlichen Theorie der Erzählung hat es die Rhetorik und Stilistik bisher nicht gebracht und sie sieht sich noch immer genötigt, Verslein wie *quis? quid?* etc. und andere rein empirische Schemata zu Rate zu ziehen oder es lässt sich der Stilist lieber von vornherein blos vom Gefühl des Richtigen leiten.

Wir vermuten freilich, dass der eine oder der andere unserer Leser den schematischen Charakter unserer Theorie zum Gegenstand tadelnder Kritik nehmen werde, doch fühlen wir uns dem gegenüber im Stande, mit einer eingehenden Rechtfertigung und Belehrung uns nützlich zu machen. Zunächst bemerken wir nur, dass wir die Möglichkeit einer schematischen Behandlung der Stilistik für nichts weniger als für ein Uebel halten, da es erst durch diesen Umstand der Stilistik überhaupt möglich wird, eine heuristisch dispositionale Compositionslehre zu schaffen. Es ist ja keineswegs der Schematismus, sondern der Empirismus der bisherigen Rhetorik und Stilistik die Krankheit, die eine weitere Entwicklung und ein gedeihliches Leben derselben unmöglich machte.

Wie wenig übrigens der schematische Charakter der aufgestellten Compositionsgesetze dem Meister in der Darstellung Fesseln anlegt, mögen einige Dispositionen klassischer Musterstücke in nachfolgenden Artikeln darthun *). Wenn wir zeigen, dass so verschiedene Produkte wie der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, die Teilung der Erde, der Zauberlehrling, das Heidenröslein, das Schwert des Damokles, das Dornröslein, die Löwenbraut, die Göthe'sche Iphigenie, der *Oedipus rex* des Sophokles, das kleine Klopstockische Gedicht „das Rosenband“ etc. — wenn wir zeigen, dass all diese Stilproducte genau nach denselben Compositionsgesetzen sich aufbauen, dann werden wol die Bedenken schwinden, welche ängstliche Vorurteile gegen unsere Theorie erheben könnten. So werden wir dann mit der Ausführung der angekündigten Nachweise zugleich einen Induktionsbeweis dafür liefern, dass unsere Theorie in der That die sich ewig gleichbleibenden Compositionsgesetze der Erzählung und des Dramas festgestellt hat.

Regensburg und München. Max Schiessl und W. Götz.

---

*) Soweit der Raum dieser Blätter es gestattet. D. R.

Kritische Bemerkungen.

Wenn ich mir im Folgenden erlaube, einige Stellen zu Cicero's Reden kritisch zu behandeln, so kann ich dieses nur mit der Bitte thun, meinen Versuchen geneigte Aufmerksamkeit zu schenken. Zwar haben Gelehrte von ausgezeichnetem Rufe die Reden Cicero's teils herausgegeben, teils behandelt und deshalb anderen wenig übrig gelassen; aber doch finden sich besonders in den weniger häufig gelesenen Reden Stellen, deren Verderbniss bisher noch nicht geheilt ist. Vielleicht ist es mir gelungen, Einiges zur Besserung des Textes beizutragen.

Orat. post red. ad Quir. 23: *Postremo qui in ulciscendo remissior fuit, in eorum aperte utitur.* Diese verderbten Worte suchte Mommsen zu verbessern, indem er vorschlug *in eo suo iure.* Aber hier ist von keinem Rechte die Rede, sondern Cicero will sagen, wenn einer sich in seiner Rache etwas lässig zeigt, so handelt er offenbar nach seinem Naturell, indem er für Beleidigungen nicht besonders empfindsam ist, und niemand wird ihn deshalb zurechtweisen; dagegen wird derjenige hart getadelt, der zu säumig bei der Vergeltung von Wohlthaten ist. Ich schreibe deshalb *ingenio suo aperte utitur.* Abgekürzt werden diese Worte in Handschriften bekanntlich $\overset{io}{in}$, $\overset{o}{su}$, so dass die Entstehung des Verderbnisses leicht zu erklären sein dürfte. Beispiele für *ingenium* = Naturell brauche ich wol nicht beizubringen; für den ganzen Ausdruck vgl. Off. I. 1. 2: *de rebus ipsis utere tuo iudicio.*

De domo sua ad pont. 136: *Quam quidem rem quanta severitate quantaque diligentia senatus, ex ipso senatus consulto facile cognoscetis.* Nach *senatus* ist das Verbum ausgefallen; Lambinus ergänzte *persecutus sit*, Halm *egerit.* Leichter lässt sich wol vor *ex ipso* der Ausfall von *exhibuerit* erklären, ein Ausdruck, der besonders häufig in der Juristensprache vorkommt.

Mur. 42: *Quid tua sors? tristis, atrox: quaestio peculatus, ex altera parte lacrimarum et squaloris, ex altera plena catenarum atque indicum.* Zumpt schrieb *tabularum.* Näher liegt der Ueberlieferung *tabellarum*, indem *n* und *ll* oft in Handschriften verwechselt werden; vgl. *pro Cluent.* 184: *nam tabellae quaestionis plures proferuntur — in quibus tabellis de furto littera nulla invenitur.*

Leg. agrar. II. 8: *Sublata erat de foro fides; non ictu aliquo novae calamitatis, sed suspitione ac (perturbatione iudiciorum, infirmatione rerum iudicatarum) novae dominationes, extraordinaria non imperia, sed regna quaeri putabantur.* So lese ich bei Kayser. Ich glaube aber, dass nur *infirmatione rerum iudicatarum* ein Glossem zu *suspitione ac perturbatione iudiciorum* ist, um zu erklären, weshalb die Gerichte in Verdacht kamen und das Vertrauen einbüssten.

Leg. agrar. II. 57: *Ac si est privatus ager Recentoricus, quid eum excipis? sin autem publicus, quae est ista aequitas, ceteros, etiam si privati sint, permittere ut publici iudicentur, hunc excipere nominatim, qui publicus esse fateatur.* Kayser vermutet *quem publicum esse fateatur.* Aber abgesehen davon, dass diese Aenderung zu gewaltsam ist, scheint auch Cicero gar nicht behaupten zu wollen, dass *ager Recentoricus* Staatseigentum sei; denn es heisst *leg. agr.* I. 11: *sin et foedus illud habet aliquam dubitationem et ager Recentoricus dicitur nonnumquam esse publicus, quem putat existimaturum duas causas in orbe terrarum repertas, quibus gratis parceret?* Gerade die Unsicherheit betreffs des *ager Recentoricus* benützt Cicero zu einem Angriff auf Rullus. Deshalb vermute ich *videatur*, was paläographisch gewiss leicht zu verteidigen ist.

Caecin. 14: *Quam personam iam e cotidiana vita cognoscitis, recuperatores, mulierum adsentatoris, cognitoris viduarum, defensoris nimium litigiosi, contriti ad Regiam, inepti ac stulti inter viros, inter mulieres periti iuris ac callidi, hanc personam imponite Aebutio.* Es scheint mir *iuris* ein Glossem zu sein, wie aus der Schilderung des Aebutius in diesem und dem folgenden Abschnitte hervorgehen dürfte; vgl. *dom.* 47: *At quid tulit legum scriptor peritus et callidus?* vgl. *Cluent.* 115.

Font. 32: *Hoc vestrae mentes castae, tam integrae sibi suscipient, ut, cum omnes legati nostri — M. Fonteium incolumem esse cupiant, iurati privatim et publice laudent, vos tamen cum Gallis iurare malitis.* Cobet vermutete *cum Gallis stare.* Der Klage entsprechend scheint mir zu sein *cum Gallis iudicare;* vgl. §. 36: *perlatum erit in Galliam, senatores equitesque populi Romani non testimoniis Gallorum, sed minis commotos rem ad illorum libidinem iudicasse.* — In diesem letzten Abschnitte lesen wir: *excitandus Cn. Domitius et Q. Maximus, qui nationem Allobrogum et reliquias suis iterum armis conficiat atque opprimat.* Dazu vermutet Kayser *nationis Allobrogum reliquias.* Mir scheint *et reliquias* ein Glossem zu *nationem Allobrogum* zu sein, das durch das folgende *iterum* hervorgerufen wurde, indem ein gelehrter Leser sich erinnerte, dass die Allobroger von Maximus so geschlagen wurden, dass ihrer 120000 Mann fielen. Deshalb hielt er es wahrscheinlich für eine scharfsinnige Bemerkung, wenn er beischrieb, dass Q. Maximus, wenn er wieder von den Toten aufstünde, höchstens den Ueberrest der Allobroger vernichten könne, denn einen grossen Teil habe er schon früher getötet; *et* wurde beigefügt, als *reliquias* in den Text kam, um eine passende Lesart herzustellen; vgl. *Vell. Paterc.* II. 10., *Liv. epit.* 61. Ein ähnliches Einschiebsel steht in derselben Rede c. 21. —

Günzburg. C. Hammer.

Zu Livius.

Ich habe im eilften Bande dieser Blätter Heft 7 eine Erklärung der §§. 1 und 2 der *praefatio* des Livius versucht und dabei auf die von Weissenborn und Andern falsch erklärte Redensart *operae pretium facere* besonderes Gewicht gelegt. Gegen meine Erklärung spricht sich nun im zwölften Bande Heft 1 Herr Prof. Höger aus; seine Entgegnung gibt mir nur zu wenigen Worten Veranlassung.

Wenn Weissenborn und zwar bis in die neueste Auflage, und nach seinem Vorgang Andere, der Redensart *operae pretium facere* die Bedeutung unterlegt: einen Preis, Lohn seiner Mühe gewinnen, und also den Schriftsteller in den ersten Worten der Vorrede sagen lässt, er wisse nicht, ob sein Werk Anerkennung finden werde, so scheint er mir den Ausdruck falsch, nicht inconsequent oder vielleicht auch nur ungenau übersetzt zu haben. Wie er die Stelle verstanden hat, weiss ich nicht, weil er sich nicht weiter über dieselbe ausgesprochen hat.

Was die Meinung des Herrn Prof. Höger betrifft, die Schwierigkeit der Stelle liege in den Worten *quippe qui cum veterem, tum vulgatam esse rem videam*, so kann ich diese nicht teilen, wenn ich auch bereitwillig zugestehe, seine Beziehung des Wortes *res* auf das *perscribere res populi Romani* sei am einfachsten und natürlichsten und liege näher als unter *res* das *credere se operae pretium facturos* zu verstehen. Aber der Sinn ist in dem einen wie andern Falle derselbe. Wenn ich den Schriftsteller sagen lasse, er wisse nicht gewiss, ob er mit seiner römischen Geschichte etwas Verdienstliches unternehme, und wenn er es gewiss wüsste, so würde er es nicht zu sagen wagen, denn er sehe, es sei dies eine althergebrachte und verbreitete Erscheinung, die Meinung nämlich, etwas Verdienstliches zu leisten (NB! — und dieser Gedanke versteht sich von selbst — indem man die römische Geschichte schreibe), so hat dies doch wol denselben Sinn, wie wenn er sagt, es ist eine schon von Alters her und von Vielen unternommene Sache, nämlich die römische Geschichte darzustellen, in der Meinung (und dieser Gedanke ist, wie schon der mit *dum* beginnende Nachsatz zeigt, von dem vorhergehenden unzertrennlich), die Vorgänger irgendwie überbieten zu können. In dem einen Fall sagt der Schriftsteller, es ist etwas Althergebrachtes, die Meinung nämlich, etwas Verdienstliches zu leisten, indem man die römische Geschichte schreibe, und zwar weil man in Form oder Inhalt seine Vorgänger zu überbieten hoffe, in dem andern Fall, es ist etwas Althergebrachtes, die römische Geschichte zu schreiben, in der Meinung damit etwas besonders Verdienstliches zu leisten. Oder sollte zwischen dem Gedanken: es ist etwas ganz Gewöhnliches, zu glauben, man leiste etwas Besonderes, indem man die römische Geschichte schreibt, und dem andern Gedanken: es ist etwas ganz Gewöhnliches, die römische Geschichte zu

schreiben, weil man glaubt, man leiste damit etwas Besonderes, ein wesentlicher Unterschied sein? Ist dies aber nicht der Fall, so ergibt sich zugleich daraus, dass die Meinung, Livius würde, wenn er den auch von mir in die Worte gelegten Gedanken hätte ausdrücken wollen, wol nicht *ausim*, sondern eher *piget* oder *pudet* gebraucht haben, oder es müsste dann überhaupt das causale Verhältniss (*quippe qui*) beseitigt und ein concessives hergestellt sein, durchaus nicht stichhaltig ist.

Kempten. Sörgel.

Zu Xenophon's Anabasis.

Von Xenophon's Anabasis, dieser zur Lektüre im Gymnasium so vorzugsweise geeigneten Schrift, haben wir zwar eine Unmasse von Ausgaben und darunter sind einige recht brauchbare, gleichwol aber fühlen wir uns oft gerade an Stellen, wo wir uns Rat's erholen wollen, böslich im Stiche gelassen, während wir dagegen da, wo wir anstandslos weiter lesen, mit einer wahren Flut von Anmerkungen überschüttet werden. Ich bin z. B. weit entfernt, die mannigfachen Verdienste der weit verbreiteten Ausgabe von Rehdantz leugnen zu wollen, aber soll und kann denn eine solche Ausgabe zugleich die Grammatik ersetzen? Wenn dies nicht der Fall ist, wozu dient es dann, z. B. eine Zusammenstellung aller der Verba zu geben, die etwa mit dem Participium, oder derjenigen, die mit dem Dativus verbunden werden? Auch die Ausgabe von Vollbrecht hat manche Vorzüge, aber ich würde die Schüler bedauern, die bei der Lektüre Xenophon's immer und immer wieder mit der Ausführlichkeit und Umständlichkeit auf das rhetorische Element hingewiesen würden, wie dies Vollbrecht thut. Thut man dies und will man zugleich die Erzählung selbst und die sachlichen Momente nicht ganz vernachlässigen, dann wird es freilich begreiflich, dass man, wie dies ja schon vorgekommen ist, über die Lektüre eines einzigen Buchs im Jahr nicht hinauskommt. Doch gehen wir nach dieser Abschweifung zur Sache selbst über!

Anabas. I, 9, 4.

Xenophon entwirft bekanntlich nach dem Tode des Kyrus in der Schlacht bei Kunaxa eine Charakteristik desselben. Zunächst spricht er von seiner Erziehung, die er nach persischer Sitte in Gemeinschaft mit den Söhnen der vornehmsten Perser am Hofe selbst erhielt. Da heisst es nun: „Hier kann man grosse Sittsamkeit lernen, etwas Schimpfliches bekommt man weder zu sehen, noch zu hören; ferner haben die Knaben auch diejenigen vor Augen, die vom König geehrt werden, und hören von ihnen, und ebenso auch von andern, bei denen

das Gegenteil statt findet. Daher lernen sie schon als Knaben befehlen und gehorchen." Die sonst so redseligen Anmerkungenschreiber verhalten sich hier ganz stumm; nur Krüger, bekannt durch seine sparsamen Noten und die präcise Fassung derselben, fühlt das Bedürfniss, den Worten, „die am Hofe erzogenen Knaben lernen schon in ihrer Jugend das Befehlen“, den Zusatz beizufügen: „durch des Königs Beispiel“. Ich habe jederzeit gefunden, dass den Schülern der Zusammenhang hier nicht klar war und dass desswegen eine weitere sachliche Ausführung darüber nötig ist, in wieferne die Knaben dadurch befehlen und gehorchen lernen. Ueberhaupt scheint mir der sachliche Zusammenhang und das logische Gedankenverhältniss über der Worterklärung bei den Herausgebern ungebührlich vernachlässigt zu sein.

II, 1, 9.

Nach dem Tode des Kyrus schickte der Perserkönig Herolde an die Griechen und forderte sie auf, die Waffen auszuliefern, an seinem Hofe zu erscheinen und sich Gnade zu erbitten. Da heisst es nun weiter: *ταῦτα μὲν εἶπον οἱ βασιλέως κήρυκες, οἱ δὲ Ἕλληνες βαρέως μὲν ἤκουσαν, ὅμως δὲ Κλέαρχος τοσοῦτον εἶπεν, ὅτι οὐ τῶν νικώντων εἴη τὰ ὅπλα παραδιδόναι* etc. Auffallend und tadelnswert ist es hiebei, wenn in einer Schulausgabe nicht einmal auf die energische Auslassung des Begriffes „nur“ bei *τοσοῦτον*, eine Auslassung, die man überhaupt viel zu wenig beachtet, aufmerksam gemacht wird. Aber auch damit ist die Sache noch nicht ins Klare gesetzt. Es ist hier darauf hinzuweisen, dass man, um den Gedankenzusammenhang richtig zu erfassen, sich die Sache so zu denken habe. Die Griechen waren zwar unwillig über die unverschämte Forderung des Perserkönigs, gleichwol aber geben sie diesem ihrem Unwillen keinen Ausdruck, sondern Klearch, als ihr Vertreter, sagte nur so viel, es komme nicht den Siegern zu, die Waffen auszuliefern, und zwar, wie sich aus dem Folgenden ergibt, nicht etwa aus Schonung und mit Rücksicht auf ihre gegenwärtige missliche Lage, sondern weil ihn ein dringendes Geschäft abrief und er von seinen Mitfeldherrn erwarten durfte, dass sie Manns genug seien, dem Perserkönig die passende Antwort auf seine obige Forderung zu geben.

II, 3, 13.

Die Situation ist hier folgende: Die Griechen traten nach der Schlacht bei Kunaxa gemeinschaftlich mit Ariäus den Rückzug an und zwar mit grosser Vorsicht und unter Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmassregeln, da sich der König mit Tissaphernes in ihrer Nähe befand. Dieser fand es jedoch, nachdem die Griechen sein Verlangen, die Waffen zu strecken, gebührend zurückgewiesen hatten, für gut, mit ihnen einen Waffenstillstand zu schliessen. Darauf setzte man den

Marsch fort. Dabei stiessen sie auf Gräben und Kanäle, die voll Wasser waren. Diese überschritten sie auf Baumstämmen; und dabei, heisst es nun weiter, zeigte Klearchus den grössten Eifer und die grösste Eile und zwar *ὑποπτεύων μὴ ἀεὶ οὕτω πλήρεις εἶναι τὰς τάφρους ὕδατος· οὐ γὰρ ἦν ὥρα οἵα τὸ πεδίον ἄρδειν ἀλλ' ἵνα ἤδη πολλὰ προφαίνοιτο τοῖς Ἕλλησι δεινὰ εἰς τὴν πορείαν, τούτου ἕνεκα βασιλέα ὑπώπτευεν ἐπὶ τὸ πεδίον τὸ ὕδωρ ἀφεικέναι.* In Schulausgaben, die sonst die elementarsten grammatischen Erscheinungen mit solcher Behaglichkeit besprechen, ist gewiss die Bemerkung nicht überflüssig, dass hier das nach *ὑποπτεύων* folgende *μὴ* nicht wie sonst nach Begriffen der Furcht, der ja auch darin liegt, im Deutschen mit dass zu übersetzen sei, sondern dass vielmehr gesagt sein solle, Klearchus vermutete, die Gräben möchten nicht immer so voll Wasser sein, wie sich schon daraus ergibt, dass weiter unten, wo der Gedanke affirmativ ist, hinter *ὑπώπτευεν* natürlich das *μή* fehlt. Ein Hinweis etwa auf die Syntax der griech. Sprache von Kurz §. 166, 1, b) und §. 179 Anm. 2 würde hier vollständig genügen. Eine Bemerkung aber ist nötig, denn die Schüler geraten hier erfahrungsgemäss gern in die Irre. Damit ist aber die Sache noch nicht in Ordnung. Es ist hier auch eine sachliche Erklärung nicht zu umgehen, wenn man sich nicht damit begnügen will, den Schülern blos das Wortverständniss zu erschliessen, sondern es sich zur Aufgabe macht, auch ihr lebendiges Interesse für den Inhalt zu gewinnen. Warum, ist die Frage, beeilte sich Klearchus so sehr, über die mit Wasser gefüllten Gräben zu kommen? Die Antwort darauf ist, weil er vermutete, sie möchten nicht immer so gefüllt sein. Daraus ist zunächst der Grund seiner Eile noch nicht ersichtlich. Dieser wird erst angeführt, nachdem vorher zum Zweck der Begründung seiner Vermutung, die Gräben seien nicht immer so mit Wasser gefüllt, angegeben war, es war damals, als die Griechen durch jene Gegend zogen (Spätherbst), nicht die Jahreszeit, die Felder zu bewässern. Nun wird erst gesagt, Klearch vermutete, der König habe nur deswegen das Wasser über die Ebene losgelassen, damit den Griechen jetzt schon die vielen Schwierigkeiten deutlich entgegen träten, mit denen sie auf dem Marsche zu kämpfen hätten. Aber werden denn, wird man fragen, diese Schwierigkeiten durch die Eile beseitigt? Diese Eile wäre durchaus verständlich, wenn es etwa hiesse, Klearch suchte durch dieselbe dem Könige zuvorzukommen und ihm die Möglichkeit zu nehmen, die Gräben mit Wasser zu füllen. In jedem Fall ist die Sache hier nicht so einfach, dass man über dieselbe ganz mit Stillschweigen hinweggehen darf. Da der König in geringer Entfernung vom griechischen Heer marschierte, so wollte jedenfalls Klearch durch besondere Eile den König verhindern, ihm solche und ähnliche Schwierigkeiten ferner zu

bereiten. So glaube ich mir die Sache am besten zurechtlegen zu können, muss aber wiederholt bemerken, dass ich bei dieser Stelle für eine Belehrung von Seite der Herausgeber sehr dankbar gewesen wäre.

Kempten. Sörgel.

Zu dem Artikel „Anschauung beim Geschichtsunterricht“ S. 119 u. f.

Mit Recht weist Koll. Krallinger auf den grossen Wert hin, der einer zweckmässigen Benützung von Anschauungsmitteln auch im Geschichtsunterrichte beizulegen ist. Dieser befindet sich manch anderen Disciplinen gegenüber auch insoferne im Nachteile, als es ihm noch an der festen, klaren, den Geist und das Wesen der Wissenschaft sicher erfassenden und überführenden Methode fehlt. Es hat diese Tatsache indes ihre guten Gründe. Die klassische deutsche Geschichtsschreibung ist selbst verhältnissmässig jungen Datums; sie ist erst im Laufe der letzten 4 bis 5 Dezennien auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangt, auf welcher sie mit den Leistungen anderer moderner Kulturvölker wetteifern und denselben in mehr als einer Beziehung als Muster dienen kann. Die Geschichtschreibung eines Volkes ist mehr als jede andere geistige Tätigkeit ein getreuer Spiegel desselben und steht mit der allgemeinen Kulturentwicklung und namentlich mit der Entwicklung des nationalen Gedankens im innigsten Zusammenhang, und unsere Wissenschaft musste erst von der nationalen Ermannung der Nation ergriffen werden, ehe der Gedanke, deren Entwicklungsgeschichte zu schreiben, überhaupt Platz greifen konnte. Erst seit dem Vorhandensein einer wirklich klassischen deutschen Geschichtschreibung konnte nun dieselbe auch als Bildungs- und Erziehungsmittel der Nation gefühlt und erkannt werden und in den Vordergrund unserer nationalen Bildung treten*). Nicht als ob in den vorangegangenen Zeiten der deutschen Bildung die Geschichtsforschung und in den deutschen Schulen der Geschichtsunterricht gefehlt hätte: es gibt vielmehr keine Stelle in unserer Schulgeschichte seit der Kirchen- und Schulerneuerung, welche ein vollständiges Ausfallen des geschichtlichen Unterrichts nachwiese — aber derselbe trug der Regel nach allenthalben doch nur einen Charakter, nämlich den armseliger Aeusserlichkeit, des Zusammentragens von vereinzelten, zusammenhangslosen Notizen, Jahreszalen und Namen, und zwar nur im Interesse praktischer Verwendbarkeit**); eine Geltend-

---

*) Ganz analog dem deutschen Unterrichte, von dem auch erst die Rede sein konnte, nachdem eine nationale Literatur geschaffen war.

**) Man vergl. Dr. Herbst, zur Frage über den Geschichtsunterricht. Mainz 1869.

machung der ihm innewohnenden Bildungsmomente wurde kaum versucht, geschweige erreicht.

Doch dem sei, wie ihm wolle; die Forderung, dass auch die Darstellung menschheitlicher Entwicklung, soll sie von nachhaltigem Eindruck begleitet sein, entsprechender Anschauungsmittel nicht entbehren könne, dürfte heutzutage nur noch Wenigen unverständlich sein. Hiezu dienen nun die Kulturhistorischen Wandtafeln gezeichnet von Alphons Holländer, Jean Brück und Karl Lüdecke, herausgegeben und mit erläuterndem Texte versehen von Rektor Dr. Hermann Luchs*).

Zunächst ist bloss eine Serie von 50 Blättern in Aussicht genommen, wovon bis jetzt 2 Lieferungen zu je 10 Tafeln erschienen sind. Findet das schwierige und kostspielige Unternehmen den erhofften Beifall, so werden sich wol weitere ergänzende Hefte daran reihen. Die in Lithographie ausgeführten, streng und gross gehaltenen Umrisse bedecken eine Bildfläche von 86 × 62 cm., die Papiergrösse der Wandtafeln beträgt 91 × 67 cm. Trotz der Grösse und des Kunstwertes des Gebotenen ist der Preis niedrig gestellt; die ganze Reihe von 50 Blättern erscheint nämlich in 5 Lieferungen von je 10 Tafeln und zwar entweder in Umschlag, die Lieferung zu 10 Mk, oder aufgespannt auf starken Deckel mit Randeinfassung und mit Ringen zum Aufhängen, die Lieferung zu 18 Mk. Der Herausgeber, der nicht nur als Pädagog eine Reihe von Jahren verdienstlich gewirkt, sondern auch als Forscher für die Aufhellung der lokalen Kunstentwicklung in seinem Heimatlande Schlesien Wertvolles geleistet, hat zu den Tafeln einen etwa 20 Druckbogen in Grossoktav umfassenden Text geschrieben, der über die Entstehung und die Geschichte der abgebildeten Kunstwerke, sowie über den künstlerischen und kunstgeschichtlichen Wert derselben reiche Aufschlüsse erbringt. Um den Gegenstand von allen zerstreuenden, untergeordneten Anziehungspunkten zu befreien, ist die kraftvoll breite Umrisszeichnung, mit einigen durch den Inhalt der Tafeln bedingten Ausnahmen, als Darstellungsform gewählt worden. So war es möglich, den Anforderungen der Geschichte, des Unterrichtes und des Kunstinteresses in gleicher Weise gerecht zu werden. Dazu wurden nicht nur ein ungewöhnlich grosser Massstab, sondern auch bloss einfache Gegenstände und künstlerisch bedeutende Auffassungen historischer Personen, mit einem Wort, nur in sich vollendete Kunstwerke verwendet (z. B. Perikles nach der Londoner, 1781 in der sogenannten Villa des Cassius bei Tivoli gefundenen Büste, Alexander d. G. nach einer ptolomäischen Münze des Berliner

*) Verlag von Wilhelm Korn in Breslau.

Museums, Cäsar nach der berühmten Büste von dunkelgrünem Basalt im Berliner Museum, Dante nach Giotto, Karl V. nach Tizian, Luther und Melanchthon nach Cranach, Blücher nach Rauch u. s. w.). Neben streng historischen Porträten fanden mit Recht Ideal- oder Phantasiebildnisse ihre Stätte, wo nämlich erstere historisch beglaubigt nicht vorhanden waren oder nicht genügten und letztere zugleich berühmte Meisterwerke der Kunst vorführten (z. B. Michel Angelo's Moses, Dürers Karl d. G., Thorwaldsens Gutenberg etc.). Aber auch die freien Schöpfungen der Kunst ordnen sich der Reihenfolge ein und legen Zeugnis für die Kunstgeschichte ab, so der Zeus von Otricoli, die Juno Ludovisi, der Apoll vom Belvedere, die Madonna Sixtina von Rafael etc. Auch die Architektur, in der sich der Geist der Völker und Zeiten so machtvoll ausspricht, ist vertreten: der Parthenon, der Titusbogen, die Laacher Abteikirche und das Freiburger Münster und können diese als glücklich gewählte Typen des griechischen, des römischen, des romanischen und des gotischen Stiles gelten.

Wenn ich schliesslich noch anführe, dass die Tafeln unter geschickter Anleitung auch für den Zeichenunterricht in den Schulen manche Förderung bieten dürften, so glaube ich die Hauptgesichtspunkte erwähnt zu haben, die den Besitz dieser Tafeln für jede höhere Lehranstalt als erwünscht erscheinen lassen.

München. Dr. Rohmeder.

Jetzt und Sonst.

(Eine kulturhistorische Skizze)

Heutzutage in dem Jahrhundert des Fortschritts und der Aufklärung stehen die Stätten der Bildung ohne Unterschied Allen offen, die ein Bedürfniss darnach fühlen, Hoch- und Niedriggebornen, Reichen und Armen. Staat und Gemeinde wetteifern, ihren Angehörigen die Segnungen einer tüchtigen Bildung, als der notwendigen Grundlage für alle künftigen Berufsarten, zu Teil werden zu lassen und diejenigen, denen die Mittel dazu fehlen, auf jede Weise zu unterstützen und zu ermuntern; Staats- und Privatstiftungen, Stipendien, sowie Unterstützungen und Reichnisse unter den verschiedensten Namen und Privatwolthaten aller Art laden auch den Aermsten ein, wenn er nur ein fähiger Kopf ist, zur Gewinnung einer höheren Bildung die Gelehrtenschulen zu besuchen. Und mit Recht; denn je höher die Kultur eines Volkes fortschreitet, desto grössere Anforderungen werden an die Kräfte des Einzelnen gestellt, desto grössere und schwierigere Aufgaben

treten an jeden Einzelnen heran, zu deren Bewältigung und Lösung Allen eine entsprechend gesteigerte Bildung notwendig ist, die über die Elemente des Schreibens und Lesens sich beträchtlich erheben muss. Dass es nicht immer so gewesen, dass es vielmehr Zeiten gab, in denen man die Bildung bloss als ein Eigentum bevorrechteter Klassen der Gesellschaft ansehen zu müssen glaubte, in denen man dafür hielt, dass der Unbemittelte, der Arme, keine, auch nicht die notdürftigste Bildung zu besitzen brauche, ist allgemein bekannt. Ja man betrachtete es zu gewissen Zeiten sogar als eine Kühnheit, wenn ein Armer sich unterfangen wollte, schreiben und lesen zu lernen. Von Zeit zu Zeit finden sich Massregeln gegen das Ueberhandnehmen der Studierenden aus armen Familien, wobei in speciellem Falle freilich auch noch andere Gründe geltend gemacht wurden, insbesondere Talentlosigkeit, Faulheit, allmähliche Verkommenheit, Vorwürfe, welche die Armen gewiss nicht allein getroffen haben werden.

Interessant sind in dieser Beziehung zwei Stellen, welche sich merkwürdigerweise in zwei „Bettelordnungen" finden. Sie sind einer wörtlichen Mitteilung vielleicht nicht unwert. Die erste entstammt einem „Landtgebot, Gesatz und Ordnung, wie es im Churfürstenthumb Bayrn mit Betlern, Landstürtzern, umblauffenden gartenden Soldaten und andern herrnlosen müssiggehenden Gesindl hinfürters gehalten werden soll" aus dem Jahre 1655. Der 14. Artikel desselben lautet:

„Und weile auch vil unvermöglicher Leut Kinder nit allein lesen und schreiben lernen, sondern sich auch understehen, in die Lateinische Schuelen zu gehen, aber weil sie es am *Ingenio* nit haben, aintweders nit vil *proficirn* oder, da solches gleich geschicht, in den *studien* so weit nit verfahren, dass sie selbige zu Geistl. oder Weltlichen Stand gebrauchen u. sich inskünfftig dabey ernehren mögen, sondern nur die zeit und Jugent vergebenlich u. unnütz damit verzehren, auch so das maiste solchergestalt die Faulkeit und Müssiggang so weit gewohnen, dass sie zu Handwerchern oder andern ehrlichen Sachen nit wol mehr tauglich u. nutz seyn, sondern im Land umbfahren, sich für arme Studenten, Schueler u. Musicanten aussgeben, aber im Wert nichts anders als *Vaganten*, faule und bissweiln auch schädliche Leut seyn. Als sollen die Burgerliche Obrigkeiten fleissige Aufsicht haben, auch bey ihren Lateinischen Schuelmaistern u. befordernist bey dennjenigen, so über die Schuelen die *inspection* haben, verfügen und darob seyn gleichfals ihre fleissige obacht u. auffmerken zu haben, ob einer oder anderer ihrer untergebenen armen Schueler zu denn *Studijs qualificirt* und derselb solche in einem oder anderm Stand ihme künfftig zunutz bringen möge, oder nit, da dann dergleichen bey einem nit zu hoffen, solle derselb bey zeiten von denn *studijs* genommen und zu andern

ehrlichen Handthierungen (!), bei welchen er sich zu ernehren getraut, gewisen und also die Zeit nit vergebens oder unnutzlich verzehrt, die Faulheit und der Müssiggang gewohnt, auch welches darauff erfolgt: Betel, oder wol gar schädliche u. gefährliche Leute im Land gezügelt werden."

Die zweite Stelle aus einer Bettelordnung für die Stadt München vom Jahre 1748 wendet sich geradezu gegen die Aufnahme armer Schüler in die Lateinschulen; sie lautet:

15. Artikel: „Seynd auch die vor disem in Uebung geweste Schull-*Visitationes* alle Jahr zweymal vorzunehmen und gemeiner oder unvermöglicher Eltern Kinder, wann sie gleich gute *Talenta* spüren lassen, zu den Lateinischen Schulen nicht zu *admittiren*, sondern zu andern freyen Künsten und handwerken zu *appliciren*, anerwegen dem *Publico* hieran weit mehr, als an der grossen Anzahl der Studenten gelegen ist."

Burghausen. Dr. Baldi.

Handbuch der Elementar-Arithmetik. Zum Gebrauch in Bürgerschulen, Realschulen, Seminarien und Gymnasien, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von August Ludwig Pleibel, Oberlehrer an der Bürgerschule in Stuttgart. Sechste Auflage. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch) 1875

Mit Vergnügen ging der Referent nach Durchlesung der dem Buche beigegebenen Urteile der Presse über die früheren Auflagen dieses Handbuches an seine Arbeit; lauten doch diese Urteile sammt und sonders ausserordentlich günstig für das Buch, bezeichnen sie doch den Verfasser als einen „Meister im unterrichtlichen Verfahren", nennen sie doch das vorliegende Buch ein „wirkliches Werk"! Und nun nach gründlicher und gewissenhafter Prüfung sieht sich der Referent veranlasst, das Werk wenigstens zum Gebrauche an unsern Schulen, an Gymnasien und Gewerbschulen, nicht empfehlen zu können, und zwar einerseits der Behandlungsweise des Stoffes wegen, andererseits aber auch der vielen unrichtigen und ungenauen Begriffe halber, die sich besonders in der allgemeinen Arithmetik und hier in auffallender Weise bei den Rechnungsoperationen der dritten Stufe häufen.

Wie von dem Herrn Verfasser „die entwickelnde Methode" aufgefasst und durchgeführt wird, soll zunächst an einigen Beispielen gezeigt werden.

1) Die Multiplikation einer Summe mit einer Zahl wird in §. 64 S. 39 auf folgende Weise abgeleitet:

„Wenn $8 \times 25 = 200$,
so ist $8 \times (25 + 10) = (8 \times 25) + (8 \times 10) = 200 + 80 = 280$.

(denn in diesem Falle soll nicht nur die Zahl 25, sondern auch noch die Zahl 10 achtmal genommen werden; man erhält daher ausser dem Produkt $8 \times 25 = 200$, auch noch das Produkt $8 \times 10 = 80$, somit zusammen $200 + 80 = 280$. Es ist auch $8 \times (25 + 10) = 8 \times 35 = 280$). d. h. Wenn man den Mcd. um eine gewisse Zahl grösser macht, so wird dadurch auch das Produkt grösser, und zwar um das Produkt aus der Vergrösserung des Mcds. multiplicirt mit dem Mctr.

Allgemein: Wenn $a \times m = p$,
so ist $a \times (m + b) = p + a \cdot b$".

2) Die vier Hauptsätze der Logarithmenrechnung werden abgeleitet, wie folgendes Beispiel zeigt: (§. 387 S. 540.)

„Potenzen einer und derselben Grundzahl werden mit einander multiplicirt, indem man die Exponenten derselben addirt. (*und ? ?*) So ist z. B. $2^5 \times 2^6 = 2^{5+6} = 2^{11} = 2048$ etc.; nun können die Zahlen $2^5 = 32$, $2^6 = 64$, als Zahlen der natürlichen Reihe und als Potenzen der Zahl 10 angesehen werden. Alsdann ist $32 = 10^{1,5051500}$, $64 = 10^{1,8061800}$ etc.

Hiedurch verwandeln sich die vorhin gestellten Aufgaben, wie *folgt:*

Es ist $2^5 \times 2^6 = 32 \times 64 = 10^{1,5051500} \times 10^{1,8061800} = 10^{1,5051500 + 1,8061800} = 10^{3,3113300} = 2048$ (denn dem Logarithmus 3,3113300 gehört die Zahl 2048 zu). etc. etc.

Im allgemeinen (??) ergibt sich hieraus, dass z. B. $499 \times 135 = 10^{2.6981005} \times 10^{2,1303338} = 10^{2,6981005 + 2,1303338} = 10^{4,8284343} = 67365$ *etc.* d. h. Hat man zwei Zahlen mit einander zu multipliciren, so hat man, um den Logarithmus des Produktes zu finden, die Logarithmen der beiden gegebenen Zahlen zu addiren".

Der Hr. Oberlehrer braucht also zur Ableitung der Grundgesetze der Logarithmenrechnung Logarithmentafeln.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Methode, die in dem Werke eingehalten ist, zu kennzeichnen. Die Zahlenbeispiele mögen als Erläuterungen recht wol am Platze sein, eine Beweiskraft dagegen für die Richtigkeit des allgemeinen Gesetzes enthalten sie nicht, und die Aufgabe, welche der Mathematikunterricht an unseren Schulen zu erfüllen hat, wird gewiss bei solcher Behandlungsweise des Stoffes nicht gelöst.

Was diesen letzteren selbst betrifft, so ist die besondere Arithmetik ungleich gründlicher als die allgemeine behandelt, ja einzelne Teile der ersteren verdienen wirklich das Lob, welches die oben erwähnten Recensionen in so überreichem Masse spenden. Besonders gilt diess von den Aufgabensammlungen, die den einzelnen Kapiteln über die sogenannten Rechnungen des praktischen Lebens beigegeben sind. Der auf diese Aufgaben verwandte Fleiss und die Sorgfalt, mit der sie ausgewählt sind, verdient alle Anerkennung.

Um nun unser oben ausgesprochenes Urteil über die Unbrauchbarkeit des Buches an unseren Lehranstalten aus der Menge der darin enthaltenen Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten und Unvollständigkeiten zu beweisen, sei es gestattet, den Abschnitt der vorhin erwähnten dritten Abteilung, welcher vom Potenziren, vom Radiciren und vom Logarithmiren handelt, einer etwas eingehenderen Besprechung zu unterziehen.

In dem ersten Teile werden nach der bereits gekennzeichneten Methode die Gesetze der Potenzrechnung entwickelt, wobei über die

Potenzen mit negativen Exponenten sehr leicht hinweg gegangen wird. Auffallender Weise finden sich aber in diesem Abschnitt auch gleichzeitig die Gesetze des Radicirens nebenbei behandelt und nicht im nächsten Abschnitte, wie es die Natur der Sache ergeben würde, und zwar in einer Art, die den Vorwurf der Unvollständigkeit und Ungenauigkeit im höchsten Grade verdient.

Es beschränken sich nämlich die für das Radiciren entwickelten Gesetze auf folgende zwei:

1) Im Anschluss an die Gleichung $(a \, . \, b)^m = a^m \times b^m$ (Seite 497) fährt das Werk fort:

„Hienach ist z. B.
$20^2 = 5^2 \times 4^2 = 25 \times 16 = 400; = 10^2 \times 2^2 = 2^2 \times 2^2 \times 5^2.$
$20^3 = 5^3 \times 4^3 = 125 \times 64 = 8000; = 10^3 \times 2^3 = 2^3 \times 2^3 \times 5^3.$

Für die Ausziehung der Wurzel aus einer Potenz ergibt sich hieraus die Regel:

Um aus einer gegebenen Potenz die Wurzel irgend eines Grades auszuziehen, zieht man dieselbe aus den einzelnen Faktoren der Potenz und multiplicirt schliesslich die aufgefundenen Wurzeln mit einander.

So ist z. B. $\sqrt{576} = 16 \times 36$, oder $= 4 \times 144$ ist, $= \sqrt{16} \times \sqrt{36} = 4 \times 6 = 24$; oder $= \sqrt{4} \times \sqrt{144} = 2 \times 12 = 24$.

Allgem. $\sqrt[n]{a \, . \, b} = \sqrt[n]{a} \, . \, \sqrt[n]{b}$.

Umgekehrt ist auch $\sqrt[n]{a} \, . \, \sqrt[n]{b} = \sqrt[n]{a \, . \, b}$."

Man weiss hier wirklich nicht, soll man sich mehr wundern über den vollständigen Mangel eines Beweises für den angeführten Satz, oder über die Begriffsverwechslung, die jetzt plötzlich $a \, . \, b$ zur Potenz stempelt, oder über die Verkennung der Bedeutung des Gleichheitszeichens, nach welcher $\sqrt{576} = 16 \, . \, 36$ ist. (In letzterer Beziehung leistet das Werk wirklich Grossartiges: Seite 118 unten findet man die interessanten Gleichungen $\frac{7}{18} = 1078$; $\frac{11}{63} = 484$, oder S. 418 1 Meter $= 5{,}25$ Mark etc. In einem für Gymnasien und Realschulen bestimmten Lehrbuche darf mit den Gleichheitszeichen kein solcher Missbrauch getrieben werden.)

2) Seite 498 ist nach Herleitung des Gesetzes für das Potenziren einer Potenz zu lesen:

„Aus $(a^2)^2 = a^2 \times a^2 = a^{2 \times 2} = a^4$ folgt: $a^4 = a^2 \times a^2$, also $\sqrt{a^4} = a^2$,

dessgleichen $\sqrt[3]{a^9} = a^3$;

ebenso aus $(a^m)^n = a^{m \times n} = a^{m \, . \, n}$ folgt $\sqrt[m]{a^{m \, . \, n}} = a^n$; $\sqrt[n]{a^{m \, . \, n}} = a^m$
d. h. man findet irgend eine (??) Wurzel aus einer Potenz, wenn man den Exponenten der letzteren dividirt durch den Exponenten der gesuchten Wurzel."

Diess sind die Gesetze des Radicirens.

Das Radiciren einer Wurzel, das Potenziren einer Zahl mit einem Quotienten, das Radiciren einer Zahl durch ein Produkt, die Formveränderungen einer Wurzel bei gleichbleibendem Werte etc. sind mit keiner Silbe erwähnt und doch werden später in der Aufgabensammlung zum nächsten Teile Beispiele gegeben, welche, wenn sie mit Verständniss

gelöst werden sollen, die Anwendung der fehlenden Sätze notwendig machen. Bei solchen Verstössen gegen die einfachsten Regeln der Methodik wird es schwer, mit einem früheren Recensenten übereinzustimmen, der schreibt: „Ich hatte erst kürzlich besondere Veranlassung, mehrere Abschnitte z. B. über die einfachen Gleichungen, das Potenziren und Radiciren wieder genauer (*sic!*) anzusehen und habe mich dabei auf's neue überzeugt, mit welcher Stätigkeit und Sicherheit und darum auch Klarheit und Durchsichtigkeit die betreffenden Lehren auch für den mit geringerem mathematischen Sinn Begabten hier entwickelt sind".

Der zweite Abschnitt der dritten Abteilung handelt vom Radiciren (wenigstens lautet so die Ueberschrift desselben), und sein Inhalt beschränkt sich innerhalb 26 Seiten auf die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel. Wir wollen nicht darüber mit dem Hrn. Verf. rechten, ob die grosse Breite die Durchsichtigkeit des angegebenen Verfahrens erhöht; aber das hätte man wenigstens in einem Handbuche der Arithmetik erwarten können, dass angeführt worden wäre, dass die Quadratwurzel aus einer positiven Zahl einen positiven und einen negativen Wert hat, weil die beiden Wurzelwerte später bei den quadratischen Gleichungen ohne Weiteres zur Verwendung kommen und dass die Quadratwurzel aus einem negativen Ausdruck in der bisherigen Zahlenreihe keinen Platz findet, ohne dass es in letzterer Beziehung notwendig gewesen wäre, sich weiter über *imaginäre* Grössen zu verbreiten Warum freilich der geraden Wurzel aus einem negativen Ausdruck mit keiner Silbe Erwähnung geschieht, zeigt die Sammlung von Aufgaben, die dem gegenwärtigen Abschnitt angehängt ist, und aus welcher in den folgenden Zeilen einige Beispiele citirt werden.

Diese Sammlung enthält eine Blumenlese von Unrichtigkeiten, die wir nicht einmal unsern Schülern der I. Gymnasialklasse oder des III. Curses der Gewerbschule verzeihen könnten, noch weniger aber dem Verfasser eines Handbuches der Arithmetik Man lese und staune!

S. 532 oben finden sich folgende Aufgaben mit den beigefügten Ausrechnungen: 7) $-\sqrt{50} = -5\sqrt{2} = 5\sqrt{-2}$; 8) $-9\sqrt{48} = -36\sqrt{3} = 36\sqrt{-3}$; 9) $-2\sqrt{\frac{3}{16}} = -\frac{1}{2}\sqrt{3} = \frac{1}{2}\sqrt{-3}$; und auf derselben Seite weiter unten: 11) $\sqrt{(m^2n + m^2o)} = \sqrt{m^2n} + \sqrt{m^2o} = m\sqrt{n} + m\sqrt{o} = m\sqrt{(n+o)}$; 12) $a\sqrt[3]{\left(\frac{27\,m^4}{64\,n^3} + \frac{125\,m^3}{64\,n^2}\right)} = a\sqrt[3]{\frac{27\,m^4}{64\,n^3}} + a.\sqrt[3]{\frac{125\,m^3n}{64\,n^3}} = \frac{3\,am}{4\,n}\sqrt[3]{m} + \frac{5\,am}{4\,n}\cdot\sqrt[3]{n}.$

Nach solchen Leistungen ist man versucht, auch Unrichtigkeiten wie $\left(\sqrt[4]{a^3\,b} \times \sqrt[3]{a^2\,b^2}\right)^2 = a^2b\sqrt[6]{a\,b}$, (S. 534 No. 5), $\left(\sqrt[4]{\frac{a^2b^3}{c^3\,d}} \times \sqrt[6]{\frac{a^3b^2}{c^2d^3}}\right)^8 = \frac{a^5\,b^6}{c^6\,d^3}\cdot\sqrt[3]{\frac{b^2}{c^2}}$ (S. 534 No. 9) und andere mehr nicht unter die Zahl der Druckfehler, sondern anderswohin zu verweisen; staunen muss man aber, wenn in einem pädagogischen Jahresbericht von Lüben das Urteil enthalten ist: „Ueberall findet man in dem Buche klare und

durchsichtige Begriffsentwicklungen, Ansichten und Auffassungen, welche dem Verständniss förderlich sind, neue Fassung der Aufgaben und elementare Behandlung etc.“ Wir haben in den obigen Ausrechnungen auch Neues gefunden über die Rechnung mit imaginären Grössen, über das Radiciren einer Summe und über die Addition von Wurzeln, aber neue Ansichten und Auffassungen, die einen vollständigen Mangel der notwendigsten Kenntnisse der Lehre von den Wurzeln verraten, und die in uns den Wunsch laut werden liessen: *Ne sutor ultra crepidam.*

Ueber den dritten Teil des vorliegenden Abschnittes, der vom Logarithmiren handelt, können wir uns kurz fassen. Die Entwicklung der Gesetze des Logarithmirens ist oben an einem Beispiele gezeigt und ausserdem enthält der Abschnitt nichts weiter als eine Abrichtung zum Rechnen mit Logarithmen. In den übrigen Teilen des Werkes findet sich ebenfalls eine grosse Menge von Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten; der Raum verbietet uns, auch nur auf die auffallendsten näher einzugehen. Auch an Druckfehlern, zuweilen recht groben, ist kein Mangel.

München. Dr. Georg Klein.

Ausgewählte Tragödien des Sophocles zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von N. Wecklein. Erstes Bändchen: Antigone. München, 1874. Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping).

Vorliegende Ausgabe der Antigone schliesst sich in Form und Behandlung der Bearbeitung mehrerer euripideischer Dramen durch W. Bauer an. Und indem sie diesen trefflichen Mustern einer Schulausgabe sich wol zur Seite stellen lässt, kann sie für den Gebrauch durchaus empfohlen werden.

In der kurzen Einleitung ist der Mythus erzählt und die Grundidee des Dramas dargelegt; darauf folgen die Angaben über die Scenerie und die Inhaltsangaben der Grammatiker mit den notwendigsten literarhistorischen Bemerkungen.

Was die Erklärung betrifft, so gibt der Verfasser auf engem Raume soviel, dass ein guter Schüler der oberen Klassen die Sprache und die Gedanken des Dichters durchaus erfassen kann. Namentlich ist auf den Fortschritt im Gedanken Rücksicht genommen und sind bei längeren Reden die einzelnen Abteilungen auch äusserlich geschieden Die Citate sind auf das geringste Mass beschränkt, zur Lebendigkeit der Auffassung jedoch manchmal Schlagwörter aus modernen Schriftstellern angeführt. Zur grammatischen Erklärung ist sehr häufig und sorgfältig auf Krüger hingewiesen, dessen umfangreiche Grammatik freilich nicht überall in den Händen der Schüler ist. Das metrische Schema zu den Chorgesängen hat der Verfasser nebst kurzen Andeutungen über den Ton und die Bedeutung des Gesanges zur Erleichterung gleich unter den Text gesetzt. Der Ausdruck ist, wenige Stellen abgerechnet, klar und deutlich.

In der Kritik zeigt sich der Herausgeber conservativ. Wenn auch im Allgemeinen der Text dieselbe Gestalt hat wie ihn die neueste Ausgabe von Nauck bietet, so ist doch an nicht wenigen Stellen die Lesart des Laurentianus beibehalten und gestützt.

Mit Recht scheint dies geschehen zu sein an folgenden Stellen: v. 40. λύουσ' ἂν ἢ 'φάπτουσα; v. 76 σοί; v. 104 βλέφαρον; v 149 ἀντιχαρεῖσα; v. 153 ἐλελίχθων; v. 241 εὖ γε στοχάζει; v. 292 ὡς; v. 386 εἰς δέον: v. 392 ἐκτός; v. 520 ἴσος; v. 575 ἐμοί; v. 633 λυσσαίνων; v. 699 λαχεῖν; v. 811 παγκοίτας; v. 836 φθιμένῳ; v. 939 δὴ 'γώ; v. 1013 φθίνοντ' ἀσήμων; v. 1069 ψυχήν τ(ε) — κατῴκισας; v. 1220 ἠθροῦμεν s. u. — v. 1 hat W. seine frühere Vermutung κλεινόν mit Recht nicht aufgenommen; aber die Erklärung von κοινὸν αὐτάδελφον als κοινάδελφον = συγκασίγνητον ist doch kaum haltbar; man erwartet einen Begriff wie μοῦνον. — v. 2 ff. wird ὅ,τι ὁποῖον erklärt *quid quale* „welches Leid, wie es auch immer heissen mag". Diese Annahme scheint unmöglich; ohne Zweifel sind die Verse, wie das doppelte ὁποῖον οὐ und κακῶν zeigt, durch Interpolation und Verschiebung verdorben. Auch ἄτης ἄτερ wird vertheidigt als eingeschlichen durch die beliebte Häufung der Negationen. Für diese Erklärung gibt es keinen Anhalt; vielleicht stand geschrieben: οὔτ' ἀτερπὲς οὖν (zu οὖν vgl. O. R. 90. 271. *Phil.* 345. *Aesch. Eum.* 412). — v. 10 entscheidet sich W. vielleicht mit Recht für die Verbindung von ἐχθρῶν mit κακά: Die Uebel, die bisher die Feinde getroffen haben; dagegen ist v. 19 die Erklärung von ἐξέπεμπον: Ich geleitete, führte dich heraus, zweifelhaft wegen v. 161. — v. 23 f. sind in der überlieferten Form belassen, nur nach F. W. Schmidt χρησθείς in χρηστοῖς verändert (nach dem Rechte, welches für gute Bürger seine Geltung hat); aber die Unterscheidung, welche Kreon v. 194 ff macht, kann Antigone nicht machen. χρησθεὶς νόμῳ ist jedenfalls eine Glosse nach v. 213; sie muss jedoch veranlasst sein durch einen etwas seltenen Ausdruck, und da Sophokles sonst stets τάφῳ κρύπτειν sagt, möchte zu schreiben sein: Ἐτεοκλέα μὲν πρὸς δίκης ὡς χρὴ τάφῳ; vgl. O. R 1014, *El.* 1211. — v. 29 — 32 sind sehr gut erklärt, ebenso v. 57 mit der Lesart Hermann's ἐπαλλήλοιν. v. 70 wird ἡδέως geschützt mit der Erklärung: Antigone ist überrascht; — sie setzte in der Schwester das gleiche Gefühl voraus und erwartete, dass diese sofort dieselbe Begeisterung für ihren Entschluss empfinden werde. In ihrer Erwartung getäuscht wird sie kalt und abstossend gegen die, wie sie meint, unedel gesinnte Schwester. v. 88 ist ἐπὶ ψυχροῖσι („bei schaurig kalten Dingen") darauf bezogen, dass Ismene an den in Aussicht stehenden Tod denkt. — v. 91 findet W. einen Doppelsinn, da Antigone dabei das Lebensende im Auge habe; es fragt sich, ob ὅταν δὴ μὴ σθένω diese Auffassung gestattet. — v. 168. κείνων soll Laios und Oedipus zusammen bedeuten, indem die Zeit während und nach der Regierung des Oedipus zusammengefasst werde. Dem widerspricht v. 170. Von seiner früheren Annahme, dass hinter v. 167 ein Vers ausgefallen sei, ist W. mit Recht abgegangen, da damit dem Mangel nicht abgeholfen ist. Wahrscheinlich ist κείνων ἔτι falsch. — v. 212 ist der Accusativ bei ἀρέσκει in der gewöhnlichen Weise nach *Il.* 22, 395 erklärt. Doch scheint ἀρέσκει fehlerhaft zu sein und etwa geschrieben werden zu müssen: σοὶ ταῦτα ῥέζειν von μέτεστι abhängig (W. nach Dindorf's älterer Vermutung; παντί που μέτεστί σοι nach v. 48). v. 351 nach Franz: ἵππον ὀχμάζεται ἀμφὶ λόφον ζυγῷ: „Dem Pferd und dem Stier legt der Mensch die Wagenstränge um den Nacken mit Hilfe des Joches. Diese Construction scheint zu schwerfällig. Leichter wäre: ἵππον ἐπέσχεθεν ἀμφιλόφῳ ζυγῷ. v. 362 ist geschrieben οὐ πεπάσεται = κεκτήσεται, ἐπαυρήσεται. Wahrscheinlicher möchte sein nach O. R. 69 οὐχὶ πράξεται. v. 411. „Wo der Wind von den Höhen überging. Sie sassen also unter den Höhen an einem windstillen Plätzchen". v. 448

τί δ' οὐκ ἔμελλον „war ich nicht gesonnen". Besser: Warum sollt ich nicht? v. 578 f. nach Seyffert εὖ δετὰς δέ — εἶναι; jedenfalls ist es wegen ἐὰν besser mit Nauck (nach Dindorf) zu schreiben: εὖ δὲ τάσδε — εἴρξαι. v. 593 ändert W. οἴκων in κλύων und gibt das übrige nach Dindorf. Damit ist die Stelle nicht geheilt v. 691 ist λόγοις τοιούτοις zu δεινόν gezogen nach 391 in dem Sinn: Durch solche Reden wird die Furcht erweckt. Dagegen spricht der Relativsatz. — v. 703 ist εὐκλείας mit ἄγαλμα verbunden; aber die Verbindung ist hart, und da θάλλοντος doch einer Bestimmung bedarf, wird wol εὐκλείᾳ zu lesen sein. — v. 718 ἀλλ' εἶκε, θυμῷ καὶ μετάστασιν δίδου. „Gib nach und gestatte deinem Zorn auch Umgestaltung". Abgesehen von der Uebersetzung ist die Stellung von καί bedenklich. — v. 762 δόξης, ποτέ zu interpungiren dürfte dem Rhythmus kaum angemessen sein. v. 798 behält W. πάρεδρος ἐν ἀρχαῖς bei, empfiehlt aber Arndt's Aenderung σύνθρονος ἀρχαῖς. „Eros spricht ein Wort mit bei der sittlichen Bestimmung des menschlichen Willens". Dieser Gedanke kann nach v. 801 nicht vorhanden sein, sondern nur der, dass Eros die Menschen dränge die rechte Bahn zu verlassen. — v. 856. πατρῷον ἐκτίνεις τιν' ἆθλον. „Deine Noth ist eine Busse für die Sünden deiner Väter", soll wol verstanden werden: Du bist durch die Sünden deiner Väter auch in eine Lage gekommen, dass du dich vergehen musstest. — v. 857 ἔψαυσας ἀλγεινοτάτας ἐμοὶ μερίμνας soll als ein Begriff ἀνέμνησας den Accusativ πατρὸς τριπόλιστον οἶκτον (so nach L.) regieren. Aber hier wie v. 961 scheint ψαύειν falsch zu sein. In letzterer Stelle zieht W. nach den Scholien τὸν θεόν zu ἐπέγνω. Im Zusammenhange damit erklärt er ἀποστάζει etc. in der gewöhnlichen Weise, die aber vielen Bedenken unterliegt. — v. 1013 μαντεύματα richtig erklärt als metonymisch für σήματα. Nahe liegt jedoch der Gedanke, dass v. 1012 und v. 1013 umgestellt werden müssen, so dass μαντεύματα Apposition zum ganzen Satze wird; v. 1012 und v. 1014 gehören zusammen. — v. 1016 παντελεῖς richtig erklärt als den Begriff πᾶν τέλος = *summa caerimonia* enthaltend (hochheilige Opferherde), mit der Unterscheidung der Wurzeln. — v. 1035 schliesst sich W. denen an, welche τῶν auf die Seher beziehen; indess ist diese Beziehung grammatisch nicht gut zu rechtfertigen. Vielleicht liegt eine stärkere Verderbniss vor und hatte der Dichter geschrieben: νῦν δ' ὕπεστι νοῦς „jetzt erkenn ichs klar". — v. 1097 ἐπὶ δεινῷ πάρα (nicht blos hart sondern verderblich) hebt nicht alle Bedenken. Vielleicht lautete der Vers (zum Teil nach Nauck): ἀραῖς ἀράξαι δεινὰ καὶ δεινῶν πέρα cf. *Ai.* 725. *Phil.* 374. — v. 1156 στάντα erklärt: Weder Glück noch Unglück möchte ich als beständig bezeichnen. — v. 1220. Wenn ἠθροῦμεν, wie nicht zu bezweifeln, richtig ist, muss v. 1219 für τάδ' ἐξ gelesen werden ἐκ τῶνδ(ε) = *deinde*, wodurch zugleich die Construction einfach wird. — v. 1336 wird ἐρῶ μέν durch Hinweis auf v. 11 vertheidigt, kaum mit Recht; denn dort ist der Gegensatz: Mir nicht, vielleicht einem andern; was soll zu ἐρῶ Gegensatz sein? — v. 1344 hat die Fassung: ὅπα πρὸς πότερον ἴδω, πᾷ κλιθῶ· λέχρια τἀν χεροῖν. Der Sinn soll sein: Ich weiss nicht, worauf ich mich stützen soll; denn was ich als Stütze in den Händen habe, ist schief und wankend geworden. Dieser Gedanke ist dem Dichter doch nicht zuzutrauen. Der Hauptfehler liegt wahrscheinlich in λέχρια; wie v. 1303 λέχος aus λάχος verschrieben wurde, kann leicht hier λέχρια aus λάχεα entstanden sein. λάχεα τάδε χεροῖν aber hätte den Sinn: Dieses Teil hat mir die Gottheit in die Hände gegeben

Sehr ansprechend sind folgende Conjecturen: v. 63 ἐπειϑ' ὁϑούνεκ(α); v. 106 γᾶς Πέλοπος für Ἀργόϑεν; v. 138 εἶχε δ' ἄλλᾳ τὰ τοῦδ(ε); v. 548 μόνῃ für φίλος; v. 606 ὁ πάντ' ἀγρῶν οὔτ(ε) und ἀκάματοι φϑίνουσιν; v. 648 f. τῶν φρενῶν — ἐκπέσῃς; v. 1165 πάνϑ'· ὅταν γὰρ ἡδοναὶ βίον προδῶσιν ἀνδρός; v. 1297 νεκρόν; v. 1029 entschieden richtig νουϑετοῦντι. Mit Recht sind aufgenommen: v. 112 ἤγαγε· κεῖνος δ(έ) und v. 113 αἰετὸς ὣς γῆν (nach Nauck); v 287 δίκην τ' ἐκείνων (Schneidewin); v 851 βροτοῖς οὔτε νεαροῖς ἰοῦσα μέτοικος οὐ ζῶσιν, οὐ ϑανοῦσιν (zum Teil nach Boeckh und Seyffert); v. 966 πέτρας; v. 969 beigesetzt ἄξενος (nach Boeckh und Dindorf); v 1128 Κωρυκίας γυνφάς τ' ἔχουσι Βακχίδες (nach M. Schmidt und Seyffert); v. 1137 τὰν ἐκπαγλα πασᾶν (nach Dindorf); v. 1273 τότ' ἄρα τότε ϑεὸς μέγα βάρος μ' ἔχων (nach Erfurdt und Dindorf); v. 1289 τί φῇς, ὦ τιν' σύ (Enger); v. 1319 ἐγώ σ(ε) (nach G. Hermann).

Zweifelhaft ist die Richtigkeit von v. 130 καναχῆς ὑπερόπτας und v. 215 ὡς ἂν σκοποὶ νυν ἦτε τῶν εἰρημένων —; nicht notwendig erscheint φράσων v. 234 nach O. R. 302; v. 513 ἐκ μιᾶς γε; v. 1102 βεβαρβαρωμένως.

Ungenügend ist v. 604 σὰν ἂν für τεάν; v 760 ἄγ' ἄγε für αγαγε, weil der tragischen Ausdrucksweise entgegen; v. 614 durfte Heaths wolfeile Aenderung πάμπολύ γ(ε) nicht aufgenommen werden.

Eine Anzahl Verse vindicirt der Verfasser mit guten Gründen dem Dichter; so v. 285 — 287; v. 393 — 395; v. 921 f; v. 1250; v. 570 und 572. — An letzterer Stelle folgt W. (Boeckh und) Dindorf; ebenso v. 663 — 671, weil ὅστις δέ nicht in Beziehung stehe zu v. 661, sondern specieller auf Antigone zu deuten sei; v. 750 — 755 erscheint die Verteilung Naucks (nach Enger) besser, weil v. 755 in Beziehung steht zu v. 754. (W. setzt 754, 757, 756, 755). v. 465 — 468 und 1080 — 1083 sind mit Recht eingeklammert.

Andere weniger wesentliche Textesverschiedenheiten können füglich übergangen werden. Ueberall erkennt man die Sorgfalt und das Bestreben, das Verständniss des Dichters zu fördern und den Text in lesbarster Form zu gestalten, ohne willkürlich zu verfahren. Da auch der Druck des Buches ganz correct ist, so empfiehlt es sich für den Gebrauch der Schule ganz besonders.

M.

A. Moroff, Assistent an der Studienanstalt zu Hof. Die ersten Sätze der ebenen Geometrie. Grundbegriffe. Winkel. Dreieck. Viereck. Hof, Verlag von Franz Büching. 1875. IV. 46 S.

Die neuere Richtung des geometrischen Primar-Unterrichtes, wie sie besonders in der „Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht" ihre entschiedenste Vertretung findet, ist in Bayern noch nicht recht zum Durchbruch gekommen; Leitfäden wie die von J. C. V. Hoffmann, Fresenius und Funcke gelten bei uns leider vielfach noch als „unwissenschaftlich". Deshalb ist es eine recht erfreuliche Erscheinung, dass ein jüngerer Lehrer in dem hier zu besprechenden Leitfaden sich zu den modernen Anschauungen bekennt; in seinem Vorwort sagt er: „Die beschreibende Darstellung der Grundbegriffe wurde in der Absicht gewählt, dem Lernenden das Eingehen

in die geometrische Anschauung zu erleichtern, ihn zu gründlichem Nachdenken und damit zur Kräftigung seiner Anschauungen anzuregen".

Dass nun dem Verf. die volle Realisation seines Vorsatzes durchweg gelungen sei, wird man gerade nicht behaupten können; die ältere rein dogmatische Darstellungsweise, welche nun einmal von unserer Schulordnung als Norm genommen ward, bricht noch an zu vielen Stellen durch. So ist es z. B. entschieden unrichtig, schon auf Seite 3 die allgemeine Teilungsformel $\frac{(n-1)\ (n-2)}{2}$ vorzuführen, wogegen uns wieder die Erklärung der Ebene als einer Fläche, die unter Umständen sich als Gerade darstellt, recht angesprochen hat. Auf eine anschauliche Begründung der Parallelentheorie hat der Verf. offenbar viel Fleiss verwandt, sein Fundament ist im Wesentlichen das Bertrand'sche. — Den Schluss des Buches bildet ein Anhang von 42 recht instruktiven Sätzen *), zu denen die Beweise erst gefunden werden sollen; dann folgen noch die für die Elemente erforderlichen Construktionen.

Wir wünschen, dass eine neue Redaktion unserer in vieler Beziehung trefflichen Vorschriften dem Verf. und anderen gleichgesinnten Pädagogen die Möglichkeit und das Recht verschaffen möge, ihre Schwingen noch kräftiger zu rühren.

München. S. Günther.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Erster Band, erste Abteilung. XXIII und 260 S. Freiburg, Herder 1876. 2 M. 70 Pf.

Mit diesem Halbband beginnt Prof. Janssen, der sich schon durch Veröffentlichung von „Frankfurt's Reichscorrespondenz", dem in seiner Art zur Zeit hervorragendsten Quellenwerk für deutsche Geschichte im Uebergang vom Mittelalter zur neuen Zeit, ein bleibendes Verdienst erworben, wie es ihm in Sybel's hist. Zeitschrift im vollen Umfang anerkannt wird, eine auf etwa 6 Bände berechnete neuere deutsche Geschichte. Die vorliegende Abteilung behandelt „Deutschlands geistige Zustände beim Ausgang des Mittelalters", vom Jahre 1450 — c. 1500 und zwar im ersten Buche: „Volksunterricht und Wissenschaft" 1. die Verbreitung des Bücherdrucks, 2. die niederen Schulen und die religiöse Unterweisung des Volkes, 3. die gelehrten Mittelschulen und den älteren deutschen Humanismus, 4. die Universitäten und andere Culturstätten; im zweiten Buche: „Kunst und Volksleben" 1. die Baukunst, 2. Bildnerei und Malerei, 3. Holzschnitt und Kupferstich, 4. Volksleben im Lichte der bildenden Kunst, 5. Musik, 6. Poesie im Volke, 7. Zeit-

---

*) Leider hat sich darunter ein falscher eingeschlichen: „Die Summe der Winkel im Sterneck von ungerader Seitenzahl beträgt $2R$." Es fehlen die Worte „von der höchsten Art". Uebrigens kommt der Begriff „Sternpolygon" im Buche sonst nicht vor, und wir möchten überhaupt bezweifeln, ob dieses durchaus nicht so einfache Theorem von Schülern der fünften Lateinklasse recht verstanden werden könne.

und Sittengedichte, 8. die Kunst der Prosa und die weltliche Volkslectüre. Erweckt schon diese Uebersicht die Erwartung eines reichen Stoffes, so wird durch den Inhalt der einzelnen Kapitel die Erwartung wol eines jeden Lesers noch weit übertroffen. Der Verfasser zählt am Anfange mehr als 200 Werke auf, aus denen er für diese Abteilung geschöpft hat. Dieses ungewöhnlich reiche Material ist aber mit jener Uebersichtlichkeit geordnet, mit jener Klarheit dargelegt und mit jener Eleganz der Sprache behandelt, welche alle Werke Janssens in so vorteilhafter Weise auszeichnen. Dazu kommt eine so wolthuende Milde und Objektivität der Darstellung, dass sie geradezu als mustergiltig angesehen werden kann. Alle Abschnitte zeigen, welch ungemein reges Leben in Wissenschaft und Kunst damals herrschte; die 20 Uebersetzungen der Bibel in's Deutsche waren z. B. schon vor der Kirchentrennung in mehr als 100000 Exemplaren verbreitet. Manches bisher festgehaltene Urteil über dermalige Verhältnisse, z. B. über die Ablasslehre muss angesichts der beigebrachten Belege berichtigt werden. Einzelnes auszuheben ist wegen der Fülle des Stoffes schwer thunlich, wir müssen auf das Werk selbst verweisen. Gewiss wird es Niemand, ohne reiche Belehrungen aus demselben geschöpft zu haben, aus der Hand legen. Das Buch hat denn auch den ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt, dass es etwa fünf Monate nach der ersten Ausgabe schon in fünfter Auflage gedruckt werden musste. Möge die zweite Abteilung nicht zu lange auf sich warten lassen!

Dilingen. Daisenberger.

Literarische Notizen.

Hauptregeln der lateinischen Syntax zum Auswendiglernen nebst einer Auswahl von Phrasen. Als Anhang zu der Grammatik von Ellendt-Seyffert zusammengestellt von Dr. Paul Harre. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. 70 S. in 8. Das Buch will den ganzen Memorierstoff, soweit er die lat. Syntax betrifft, übersichtlich und auf wenigen Bogen geben — neben einer guten Grammatik zwar kein notwendiges, aber immerhin brauchbares Lehrmittel. Ein Anhang enthält eine Auswahl der gewöhnlichsten Phrasen, ein anderer einige sachliche Notizen, wie sie zum Hausbedarf eines Tertianers gehören.

Tirocinium poeticum. Erstes Lesebuch aus lateinischen Dichtern. Zusammengestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen von Dr. Joh. Siebelis. 11. Auflage, besorgt von Dr. Richard Habenicht. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. ist nicht wesentlich verändert.

C. Julii Caesaris de bello civili commentarii tres. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Albert Doberenz. 4. Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. hat mehrere Zusätze, Berichtigungen und Verbesserungen erhalten.

Cicero's Rede gegen C. Verres. IV. Buch. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. 2. Aufl. bearbeitet von Alfred Eberhard. Leipzig, Teubner. 1876. Damit die Ausgabe noch mehr als bisher sich für das Privatstudium eigne, war der neue

Herausgeber bemüht, die Erklärung in sachlicher und sprachlicher Hinsicht noch gründlicher zu machen. So wurde nicht bloss manches verändert und hinzugesetzt, sondern auch von den Grundsätzen Richters abgewichen: durch zahlreiche Verweisungen auf die Grammatik (Zumpt und Ellendt-Seyffert), an geeigneter Stelle und mit Mass auch auf andere Hilfsmittel, die dem strebsamen Schüler einen Fingerzeig geben können, ganz besonders in der Kritik, die nicht mehr von der Erklärung getrennt ist.

Lykurgos' Rede gegen Leokrates. Für den Schulgebrauch erklärt von C. Rehdantz. Leipzig, Teubner. 1876. Pr. 2 M. 25 Pf. Nach einer 15 Seiten umfassenden Einleitung folgt die Rede, in derselben Weise kommentiert, wie des Verfassers Demosthenische Reden. Daran reiht sich (auf 22 S.) ein kritischer Anhang, in einem zweiten Anhang (40 S.), was an grammatischen und lexikalischen Erläuterungen, in einem dritten (22 S.), was an erklärenden Zusätzen geschichtlichen oder literarischen Inhaltes mitzuteilen war, endlich ein Wort- und Sachregister — eine gründliche, ansprechende Arbeit.

Vergils Bucolica und Georgica. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes. Leipzig, Teubner 1876. Mit Rücksicht darauf, dass die Bucolica und Georgica in der Regel nicht dem Anfänger in der Lektüre Vergils vorgelegt werden, sind hier die Erklärungen sprachlicher und dichterischer Eigentümlichkeiten seltener als in der der Aeneide, aber sicher nicht zu spärlich. Im Uebrigen ist auch hier streng der Standpunkt der Schüler und die daraus sich ergebende Art der Behandlung festgehalten worden Eine Einleitung vermisst man. Ein Anhang enthält Kritisches.

Sophokles. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. Vierter Teil. König Oedipus. Zweite Auflage bearbeitet von Ludw. Bellermann. Leipzig, Teubner. 1876. Die Besorgung der neuen Aufl. von Wolff's Sophokles ist in gute Hände gelegt worden. Herr B. hat die Arbeit seines Vorgängers selbständig geprüft und hinsichtlich des Textes wie der Noten das Bessere angestrebt. Sein Verdienst um die Wolff'sche Ausgabe ist daher nicht gering.

Xenophons Memorabilien für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Raph. Kühner. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. ist sorgfältig durchgesehen worden.

Xenophons griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz. Erstes Heft. Buch I — IV. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876.

Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Ferd. Vollbrecht. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 75 in den Text eingedruckten Holzschnitten, drei lithographierten Tafeln und mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Teubner. 1876. Ausser mehreren Zusätzen und Verbesserungen weist die gegenwärtige Aufl auch einige Aenderungen in den Figuren auf. Die Mass-, Münz- und Gewichts-Verhältnisse sind nach den im deutschen Reiche geltenden Bestimmungen angegeben, doch ist bei den Münzen auch die österreichische Währung beibehalten.

Plutarch's ausgewählte Biographien. Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Siefert und Friedr. Blass. Erstes Bändchen: Philopömen und Titus Quinctius Flamininus von Otto Siefert. Zweite Aufl. besorgt von Friedr. Blass. Leipzig, Teubner 1876. Unter Festhaltung des ursprünglichen Planes erscheint manches verbessert oder neu hinzugefügt, teils noch auf Grund der hinterlassenen Aufzeichnungen des ersten Herausgebers.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen. Mit erläuternden Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register versehen von Joh. Siebelis. Erstes Heft, Buch I—IX und die Einleitung enthaltend. Neunte Auflage. Besorgt von Dr. Friedr. Polle. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. ist unter sorgfältigster Benützung aller inzwischen erwachsenen Hilfsmittel in Hinsicht auf Text und Kommentar vielfach berichtigt und verbessert.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Gottfr. Böhme. Ersten Bandes erstes Heft. Buch I und II. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. gibt den Text nach der zweiten Stereotypausgabe desselben Verf. (Teubner 1875). Neben manchen Verbesserungen ist namentlich zu erwähnen, dass nunmehr an Stelle der älteren Grammatiken von Matthiä, Buttmann und Bernhardy die neueren von Krüger, Berger und Koch citiert sind.

Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Quarta und Tertia der Gymnasien zusammengestellt von Dr. Rud. Müller. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1876. 176 S. in 8. Das Buch, welches sich an die Grammatik von Ellendt-Seyffert anschliesst, ist zunächst für halbjährige Kurse berechnet, kann indes auch bei jährigen Kursen benützt werden. Die Beispiele sind zahlreich, auch mit Sorgfalt ausgewählt; aber die Anordnung des Stoffes wird von vorneherein vielfach auf Widerspruch stossen. Die Vokabeln sind, keineswegs spärlich, unter dem Texte angegeben; ein Wörterverzeichniss enthält nur die vorkommenden Eigennamen.

Griechisches Vokabularium. Von A. F. Gottschick. 4. Aufl., besorgt von R. Gottschick. Berlin, 1876. Verlag von Rud. Gärtner. 120 S. in 8. Pr. 1 M. In der neuen Auflage sind nur einige unbedeutende Aenderungen vorgenommen worden.

Griechisches Lesebuch für untere und mittlere Gymnasialklassen. Von A. Fr. Gottschick. Siebente Auflage, besorgt von R. Gottschick. Berlin, 1876. Verlag von Rud. Gärtner. 277 S. in 8. Pr. 2 M. Am Anfang sind noch 5 Abschnitte mit möglichst einfachen Sätzen angefügt, das Wörterverzeichniss erscheint etwas vermehrt, das Uebrige ist unverändert.

Pädagogische Seminarien auf Universitäten. Von Clemens Nohl, Direktor der höhern Töchterschule und der Lehrerinnenbildungsanstalt in Neuwied. Neuwied, Häuser'sche Buchdruckerei. 1876. 108 S. in 8. Pr. 1 M. 50 Pf. Verf. empfiehlt die Errichtung pädagog. Seminarien auf Universitäten wiederholt, wie er dies bereits in seinem Schriftchen „Mängel und Missstände im höhern Schulwesen" und kürzlich wieder auf der Bonner Konferenz (28. Mai 1876) gethan. Die dort dagegen gemachten Einwendungen, namentlich die Thesen des Univ.-Professors

Bona Meyer werden beleuchtet und ein Plan für pädagog. Seminarien, deren Besuch sich auf die ganze Universitätszeit erstrecken soll, entworfen.

Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. L. Cholevius. Erstes Bdchen. Achte verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. ist beinahe unverändert; nur einige Nachträge zu den Materialien sind hinzugefügt Das Buch enthält übrigens noch immer einzelne Aufgaben, deren selbständige Bearbeitung auch einem Primaner nicht wohl zugemutet werden kann; wir rechnen dazu namentlich 32. 53. 93. 99. 117.

Deutsches Lesebuch für das mittlere Kindesalter beider Konfessionen. Begründet von den beiden Brüdern K. Seltzsam und L. Seltzsam. Zur Förderung des Unterrichts illustriert durch 187, nach Originalzeichnungen ausgeführte Abbildungen. Neunte, vielseitig verbesserte und bereicherte Bearbeitung Zwei Abtheilungen in einem Bande. Ferd. Hirt's Univ. Buchhandlung in Breslau. I. Abt. 223. II. 268 S. Pr. 2 M. Eine recht hübsche Sammlung, die aber ihrer methodischen Einrichtung nach in die Elementarschule gehört.

Sagen und Geschichten aus dem Altertum. Für den ersten Geschichtsunterricht herausgegeben von Dr. J. Buschmann. Zweite verbesserte Auflage. Münster, Ad. Russels Verlag. 1876. 218 S. in kl. 8. Preis 1 M. 50 Pf. Enthält den für unsere 3. Lat.-Kl. vorgeschriebenen Lehrstoff in einfacher Weise erzählt und eignet sich für diese Klasse, weniger als Lehr- denn als Lesebuch.

Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre von 1874—1876. Von Dr. Karl Klüpfel, Univ.-Bibliothekar in Tübingen. Zweiter Nachtrag zur 4. Aufl. des Schwab und Klüpfel'schen Wegweisers. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1876. 80 S. in 8

Vorlesungen über allgemeine Pädagogik. Von Dr. Tuiskon Ziller, Prof. an der Universität Leipzig. Leipzig, Verlag von Heinr. Mathes (C. F. Schilde). 1876. 344 S. in 8.

Lehrbuch der Logik für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Von Theobald Ziegler. Mit 14 Holzschnitten. Schaffhausen. Verlag von C. Baader. 1876. 60 S. in 8. Das Schriftchen gibt im allgemeinen die traditionelle Logik, verhält sich aber zu ihr, wo immer möglich, kritisch. Die für die moderne Welt so wichtige Lehre von der Induktion ist in gebührender Ausführlichkeit behandelt. Beispiele, die am besten der Schüler suchen soll, sind nur wenige aufgenommen. Benützt sind vor allem Ueberweg, John Stuart Mill und Sigwart.

Studien zu Schillers Dramen von Wilh. Firlitz. Leipzig, Teubner. 1876. 121 S. in 8. Die interessante Schrift beschäftigt sich ausser einer allgemeine Grundsätze enthaltenden Einleitung mit Wallenstein (Zurückweisung der Angriffe hinsichtlich des Charakters des Haupthelden, des in die Handlung eingreifenden Schicksals und der Liebesepisode Max und Thekla); Maria Stuart (in wie ferne und warum der Dichter den geschichtlich überlieferten Stoff so vielfach geändert:

Sühne einer schweren Schuld durch einen unverdienten Tod); Jungfrau von Orleans (Johanna's Liebe zu Lionel sei zwar eine plötzliche, psychologisch nicht motivierte, aber als solche vom Dichter mit Bewusstsein beabsichtigt; der Liebespfeil treffe sie nicht in Folge eigener Schuld, sondern einer Schickung aus einer andern Welt, als Prüfung, die sie zu bestehen hatte, um der Verklärung würdig zu sein).

Zur Gymnasialfrage in Oesterreich. Prag, H. Dominicus. 1876. 67 S. in gr. 8. Die Schrift, welche durchweg den erfahrenen, gediegenen Schulmann verrät, handelt in 5 Kapiteln von dem Unterrichtsministerium, den Landesschulräten (bei beiden wird vor allem über die Unzulänglichkeit der vorhandenen Kräfte geklagt, die selbstverständlich aus dem Kreise der Fachmänner zu entnehmen wären), von den Direktoren, Professoren und der Schule. Bezieht sich alles, namentlich in den zwei ersten Kapiteln, zunächst auf österr. Verhältnisse, so hat doch das meiste auch eine allgemeinere Bedeutung, und es ist erfreulich, hier recht vernünftigen Anschauungen und Vorschlägen zu begegnen, wenn sie auch für uns eigentlich Neues, d. h. was nicht bei uns schon ab- und zu gesagt worden wäre, nicht enthalten. Nur selten war Ref. in der Lage, ein Fragezeichen an den Rand zu setzen, am ehesten da, wo der Verf. auf Deutschland hinweist, das für ihn offenbar nur Norddeutschland ist, und das ihm hie und da vielleicht in zu rosigem *Lichte* erschienen sein mag.

Randbemerkungen zu den von der Berlinerkonferenz aufgestellten Regeln für die deutsche Orthographie von H. E. Bezzenberger. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 36 S. in 8. Pr. 60 Pf.

Gesprächlein über die Beschlüsse der Berliner orthographischen Konferenz, manchen zur Belehrung, andern zum Trost. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 22 S. in 8. Pr. 50 Pf.

Die Zukunftsorthographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz erläutert und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Dr. Konrad Doden, Mitglied der Konferenz. Leipzig, Teubner. 1876. 95 S. in 8.

Das Leben der Griechen und Römer. Nach antiken Bildwerken dargestellt von Ernst Guhl und Wilh. Koner. 4. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 554 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. Es ist gewiss eine erfreuliche Erscheinung, dass das Altertum auch nach seiner realistischen Seite immer mehr erforscht wird; wie sehr das auch der studierenden Jugend zu gute kommt, dafür spricht der rasche Absatz und die grosse Verbreitung des vorliegenden mit ebensoviel Fleiss wie Geschick bearbeiteten Werkes. Die neue Auflage hat wieder nicht nur die von den Fortschritten der Altertumswissenschaft geforderten Verbesserungen, sondern auch Bereicherungen erfahren, und ist so von 805 auf 821 Seiten angewachsen. Umgearbeitet ist namentlich der Abschnitt über die Wandmalerei; die Grössenangaben wurden, soweit es möglich war, in Meter ausgedrückt. Auch die bildlichen Darstellungen sind trotz einiger Ausscheidungen nicht unbedeutend vermehrt — lauter Umstände, die das treffliche Werk neuerdings empfehlen.

Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Prof. d. Archäologie an der Universität Königsberg. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. 336 S. in 8. Aus akademischen Vorlesungen entstanden, will die Ausgabe keine Schulausgabe sein, sondern in erster Linie Kunstfreunden, allenfalls auch Künstlern, dann Studierenden und Lehrern dienen, welche nicht im Stande sind, sich selbständig mit den neuen Forschungen vertraut zu machen. Der mit vieler Gründlichkeit bearbeitete Kommentar verfolgt hauptsächlich den Zweck, unter Berücksichtigung der polemischen Schriften gegen Lessing nachzuweisen, dass die ästhetischen Grundgesetze Lessings noch heute unanfechtbar sind; nur der kleinste Teil ist biographischen oder andern ähnlichen Bemerkungen gewidmet. Eine eigene ausführlichere Einleitung ist nicht vorausgeschickt, sondern, was von der Abfassung des Laokoon und der Geschichte der darin behandelten Frage wissenswert schien, im Kommentar mitgeteilt, im übrigen auf die einschlägige Literatur verwiesen; dasselbe gilt von der heiklen Frage über die Lakoongruppe, wofür die ganze Literatur, chronologisch geordnet und möglichst vollständig, in einem eigenen Anhang beigefügt ist. Dem Texte ist die erste Ausgabe des Laokoon vom J. 1766 zu Grunde gelegt. Schätzbare Beigaben sind noch ein Register (zugleich Sach- und Namenregister) und drei Tafeln.

Die Antonine 69 — 180 nach Christi. Nach dem von der französischen Akademie gekrönten Werke des Grafen de Champagny deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Doehler. Erster Band. Nerva und Trajanus. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. 255 S. in 8. Pr. 3 M. In demselben Geist und Stil wie die von dem nemlichen Autor ins Deutsche übertragenen Schriften Beulés „Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und dem flavischen Geschlecht“.

Racine's Athalie. Mit Einleitung und deutschem Kommentar von Prof. Dr. Ad. Lauer. Leipzig, Teubner. 1876. 96 S. in 8. Die nicht sehr zahlreichen sprachlichen Noten beziehen sich auf Erklärung wirklich schwieriger Stellen; die technisch-ästhetische und literarhistorische Seite ist neben dem Kommentar in der Einleitung berücksichtigt. Der Text ist nach der Ausgabe von Paul Mesnard (Paris 1870) abgedruckt. Hie und da hat der Herausgeber Stellen aus seiner poetischen Uebersetzung eingefügt. Interessant ist auch die Mitteilung der lat. Stellen aus der Vulgata, nach welcher Racine gearbeitet hat.

Die lateinischen Genusregeln der Zumpt'schen Grammatik in sangbaren Weisen. Musikalischer Scherz. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte eingerichtet von Aug. Wagner, k. Musikdirektor in Greifswald. Greifswald, Verlag von Adolf Lemme. Pr. 50 Pf. Als Scherz kann man sich die Sache gefallen lassen, obwol auch dieser noch seltsam genug ist.

Central-Afrika und die neueren Expeditionen zu seiner Erforschung. Vortrag gehalten von Dr. Jos. Chavanne. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1876. 64 S. in 8. Bildet das 6. Heft der „Sammlung gemeinnütziger populär-wissenschaftlicher Vorträge“.

Auszüge.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 7. 8.

I. Zur Erklärung von Platons Protagoras. Von Dr. Schirlitz. Kritisch-Exegetisches zu 329 A, 331 B, 338 A, 341 E, 358 B. Rein Exegetisches zu 310 D, 320 B, 322 A, 346 D, 351 A — B, 317 E — 318 A, 318 A — B, 318 D. Kritisches zu 312 D, 315 D — E, 341 C, 344 A, 362. — Ueber den Unterricht in der Chemie an Gymnasien. Von Schwalbe. Verlangt die Einführung dieses Unterrichtes an Gymnasien.

Jahresberichte: Plato von Dr. Heller.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 6.

I. Grammatische Untersuchungen. II. Von Jak. La Roche. Der blosse Konjunktiv im abhängigen Satze bei Homer (ohne das sonst gewöhnliche ἄν). — ἐν oder ἐνί im vierten Fusse des Hexameters (ἐνί durchwegs wo Anastrophe eintritt, ferner von vokalisch anlautenden Wörtern, die ursprünglich konsonantischen Anlaut hatten). — Ueber die neu gefundene elische Inschrift aus Olympia. Von Gust. Meyer in Prag. (Proxeniedekret für einen Olympioniken Damokrates aus Tenedos im elischen Dialekt, der weder dem äolischen noch dem dorischen Dialekt zugewiesen werden dürfe, an beiden zwar participiere, aber in einigen Punkten ganz eigene Wege gehe.)

III. Die Berliner Konferenz zur Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung. Von K. Tomaschek.

Statistisches.

Ernannt: Prof. Ant. Miller in Regensburg zum Rektor in Würzburg; Studl. Bieringer in Amberg zum Prof. in Regensburg; Ass. Hofmann in Bamberg zum Studl. in Amberg; Ass. Nicklas am Ludw.-G. in München zum Studl. in Erlangen.

Versetzt: Studl. Reichenhart von Kaiserslautern nach Frankenthal; Studl. Sieber von Frankenthal nach St. Ingbert; Studl. Osthelder von Bergzabern nach Kaiserslautern; Studl. Pohlmey von Kaiserslautern nach Pirmasens; Studl. Hellmuth von Pirmasens nach Kaiserslautern; Studl. Sperr von Ingolstadt nach Landshut; Studl. Huber von Landshut nach Ingolstadt.

Quiesciert: Subrektor Lehmann in Miltenberg; Studl. Dr. Heinr. Schmidt in Erlangen.

Gestorben: Rektor P. Matthaeus Rauch bei St. Stephan in Augsburg; Prof. Weiss in Speier; Prof. Dr. Friedr. Herold in Nürnberg.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Kritische Beiträge zum Oedipus Coloneus.

I) V. 92: κέρδη μὲν οἰκήσαντα τοῖς δεδεγμένοις,

ἄτην δὲ τοῖς πέμψασιν, οἵ μ' ἀπήλασαν, so liest nach den Hdschr. Dindorf mit Wunder. Darnach bildet das Particip des intrans. οἰκεῖν, οἰκήσαντα, zusammen mit dem vorausgehenden verb. fin. κάμψειν das Prädicat des Nachsatzes, indem der durch das Part. bezeichnete, der Haupthandlung vorausgehende Umstand wegen seiner Wichtigkeit mit besonderem Nachdrucke nach dem Verb. fin. steht. Zu οἰκήσαντα sc. ἐμὲ (aus μοὶ V. 87 und ἐλθόντι V. 89) gehören dann die beiden Substantiva κέρδη und ἄτην als Prädicatsnomina; also: ich würde dort mein unglückliches Leben beendigen, nachdem ich Wohnung genommen (mich angesiedelt hätte) als ein Gegst. des Segens τοῖς δεδ. (für die Athener), des Unheils aber τοῖς πέμψ. (für die Thebaner). Diese Construction scheitert an der Schwierigkeit οἰκήσαντα mit κ. und ἄτ. in concretem Sinne zu verbinden, wobei besonders der Plural κέρδη unerträglich wäre und an der Annahme, οἰκ. stehe hier in abgeschwächtem Sinne = εἶναι, γίγνεσθαι. Aus diesem Grunde änderte schon G. Hermann das hdschr. οἰκήσαντα sehr leicht und ansprechend in οἰκίσαντα, also das Verb. intrans. in das transit. und gab letzterem die Bedtg: „wohnen, sich niedersetzen lassen = zuführen, bringen", indem er οἰκίσαντα mit Dat. der Person und Acc. der Sache construirte. Mit dieser den Sinn vollständig befriedigenden Emendation wäre ich durchaus einverstanden, wenn sie nach dem Sprachgebrauche richtig wäre. Hermann hat nämlich nicht erwogen, dass οἰκίζειν τινί τι niemals in der von ihm eingeführten Bedtg. vorkommt, dass οἰκίζω sich nie zu einem blossen προσφέρω, παρέχω abschwächt, sondern seine, an den Begriff οἶκος geknüpfte Grundbedtg. stets festhält. Es heisst demnach: 1) ein Haus oder eine Wohnung bauen, ἄστη z. B. *Pind. Nem.* 10, 5, bes. eine Pflanzstadt gründen, πόλιν, *Hdt.* 6, 33; 2) c. Acc. der Person: einen wohnen-, sich ansiedeln lassen, einen ein Land anbauen oder bewohnen lassen, vgl. *Pind. Isthm.* 7, 44 ff.; es steht also in diesem Sinne nie von einer Sache, noch viel weniger in Verbindung mit dem Dat. der Person οἰκίζω τινί τι im Sinne Hermanns. Dies erhellt auch deutlich aus V. 785: ἥκεις ἔμ' ἄξων, οὐχ' ἵν' ἐς δόμους ἄγῃς, ἀλλ' ὡς πάραυλον οἰκίσῃς = *ut in vicino me colloces agro, habitare me sinas*; ebenso aus dem Compositum κατοικίζω,

V. 637: (σέ) χώρᾳ δ' ἔμπολιν κατοικιῶ „ich werde dich als Einheimischen im Lande wohnen lassen", *in terram meam, velut si esses indigena, habitare te iubebo*; in beiden Fällen hat das Wort die angeführte, durch die Ortsangaben πάραυλον und ἔμπολιν näher bestimmte, Bedeutung. Und in gleichem Sinne steht V. 627: οὐκ ἀχρεῖον οἰκητῆρα δέξασθαι = *colonus* oder *civis*.

Ein anderer Versuch ist: für οἰκήσαντα das futur. οἰκήσοντα, nach den Hdss. des Triclinius; so Schäfer, Bergk, Meineke, wofür aber die gegen οἰκεῖν beigebrachten Gründe fortbestehen. Der damit beabsichtigte Vorteil wird besser erreicht durch die von Meineke vorgenommene und von den neuesten edd. acceptirte Aenderung von κάμπτειν V. 91 in κάμψειν. Das Futur wird hier vom Gedankengang der Stelle entschieden gefordert: ἐν μακρῷ χρόνῳ V. 88 = *postea aliquando*, . . . bes. V. 94: σημεῖα δ' ἥξειν, womit das Verb. fin. des Nachsatzes natürlich correspondiren muss.

Ganz ungenügend ist die Conjectur Nauck's: ἐμπολῶντα für οἰκήσαντα. Sie gibt einen zur Noth genügenden Sinn, führt aber zugleich ein gerade nicht edles Bild ein (ἐμπολᾶν = markten, eintragen); vor allem aber ist sie in paläographischer Hinsicht geradezu unmöglich. Wie Nauck im Ernst dafür geltend machen kann: . . . „ἐμπολῶντα. War dies in *ΚΕΡΔΗΜΕΝΠΟΛΩΝΤΑ* übergegangen, so konnte ein thörichter Verbesserer wol das absurde οἰκήσαντα substituiren", begreife ich nicht. Dann müsste der Verbesserer doch sehr thöricht und der Zufall sehr eigentümlich gewesen sein, der ihn gerade auf das so weit abliegende οἰκήσαντα brachte.

Für den Sinn fordere auch ich nichts weiter als ein den Begriff „verschaffen, gewinnen, bereiten" ausdrückendes Verbum in einer entsprechenden Participialform und glaube ein solches, das auch paläographisch dem οἰκήσαντα sehr nahe kommt, gefunden zu haben in κτίσαντα, indem ich davor das dem οι entsprechende οὖν setze, also: κέρδη μὲν οὖν κτίσαντα τοῖς δεδεγμ. . . .

Der Gedanke erhält dadurch einen völlig klaren und einfachen Ausdruck und der durch μὲν und δὲ angezeigte Gegensatz durch οὖν nach μὲν eine wirksame Verstärkung.

Κτίζω eigtl „bauen, gründen", hat bekanntlich in der dichterischen Sprache die weitere Bedtg.: „schaffen, machen, bereiten" und wird in diesem Sinne auch mit dem Dat. der Person und Acc. der Sache verbunden: κτίζω τινί τι = einem etwas verschaffen, bereiten, z. B. ganz ebenso wie hier *Antig.* V. 101: κτίσον δὲ τῷ προκειμένῳ τάφον, glossirt durch κατασκεύασον, ferner *Aesch. Pers.* 289, *Cho.* 1056 u. a

Dabei mag die ursprgl. Bedtg. von κτίζω noch etwas durchschimmern: Oedipus ist für die einen gleichsam ein κτιστὴς κερδῶν, für die andern κτιστὴς ἄτης. —

II) V. 113: σιγήσομαί τε καὶ σύ μ' ἐξ ὁδοῦ π ό δ α
κρύψον κατ' ἄλσος.

πόδα war schon lange anstössig, zum Teil auch κρύψον, das aber meiner Ansicht nach hier ganz gut in prägnantem Sinne = κρύπτουσα (= κρύβδην) ἄγε stehen kann. Dass zur Erklärung des tradit. πόδα die beliebte Figur des καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος hier nicht ausreicht, um den Anstoss zu entfernen, erkannte zuerst G. Hermann. (Eine Stelle, die sich sehr natürlich und leicht nach genannter Figur erklärt, haben wir dagegen V. 313: κρατὶ δ' ἡλιοστεγὴς . . . . π ρ ό σ ω π α (Teil) . . . ν ι ν (Ganzes) ἀμπέχει). Herm. änderte, nicht sehr glücklich,: καὶ σύ μου 'ξ ὁδοῦ πόδα, wodurch er jene Schwierigkeit zwar umging, aber das missliche πόδα bestehen liess. Denn dass in diesem selbst die Corruptel liegt, glaube ich mit den neuesten Herausgebern. Cobet, v. l. p. 193, conjicirte π ά λ ι ν, was einen unrichtigen Sinn gibt, als ob Oedipus schon zuvor im Haine gewesen sei und nun zum zweitenmale hineingehen wolle. H. Keck, dem Nauck beistimmt, vermutet sehr scharfsinnig mit Umstellung der Textworte: κ. σ. μ' ἐ κ π ο δ ὼ ν ὁ δ ο ῦ, wo ἐκποδὼν wol im Sinn von ἐκ mit Verstärkung stehen soll, ähnlich wie ἔξωθεν. Doch steht ἐκποδὼν meiner Erfahrung nach niemals für blosses ἐκ, sondern immer im Gegensatze zu einem ausgesprochenen oder zu denkenden ἐμποδὼν, bezieht sich also auf die Wegräumung eines Hindernisses. Dies passt aber hier nicht. Richtiger wird man an Stelle von πόδα einen die Handlung näher bestimmenden Umstand erwarten und zu einem Verbum der Bewegung dürfte der Begriff der Schnelligkeit, Raschheit am besten passen. Daher schlage ich vor: . . . . ἐξ ὁδοῦ τ ά χ α κρύψον κατ' ἄλσος. Dies ist entschieden treffender als das matte ἐξ ὁδοῦ τ ό δ ε κρ. κατ' ἄ λ σ ο ς, das Martin und Meineke empfehlen. πόδα scheint mir durch Confusion der Schlusssilbe von ἐπίσχο-π ο ι V. 112 und des δ ο υ von ὁδοῦ entstanden zu sein. Zur Stellung von τάχα am Versende vgl. 819 . . . . δ' ἄξω τ ά χ α ebenfalls mit einem Verbum der Bewegung verbunden, ταχύς V. 307, O. R. 373, 421, *Ai*. 1041. —

III) V. 306 ff.: ὄνομα διήκει πάντας, ὥστε κεἰ β ρ α δ ὺ ς
ε ὕ δ ε ι, κλύων σου δεῦρ' ἀφίξεται ταχύς die Hdss.
Die Verbindung βραδὺς εὕδει ist unmöglich, weil unlogisch. Εὕδει ohne βραδὺς würde einen ganz guten Sinn geben als bildlicher Ausdruck für „unthätig, müssig sein", analog dem Gebrauche von *dormire*, wozu man die classische Stelle bei *Horat. serm.* II, 1, 6 vergleiche. Dies hebe ich mit G. Herm. hervor gegenüber Neueren, die εὕδει einfach als „sinnlos" verwerfen (Nauck). Allein εὕδει βραδὺς passt nicht zusammen, weil letzteres den Begriff einer, wenn auch verzögerten, Bewegung zur Voraussetzung hat, εὕδει aber das absolute Gegenteil

von Bewegung bezeichnet. Befriedigend ist nur die treffliche Emendation von Brunck: *ἕρπει* für *εὕδει*, womit alle Hsg. einverstanden sind ausser Dindorf und Nauck. Beide verfahren hier mit grosser Willkür. Ddf. setzt an Stelle von *εὕδει* das graphisch in keiner Weise zu erklärende *γήρᾳ* „vor Alter langsam"; Nauck folgt ihm und ändert noch *βραδὺς* in *βαρύς*. Ddf. liess sich dazu bestimmen durch V. 875: *καὶ χρόνῳ βραδὺς* = *(prae) senectute tardus*, wo das allg *χρόνῳ* für das speciellere *γήρᾳ* steht ganz wie V. 112: *χρόνῳ παλαιοί* (ähnlich im Lat. oft *aetas* für *senectus*). Nauck's *βαρὺς* hier und V. 875 soll wol bedeuten: „von des Alters Last gedrückt", eine an sich ganz passende bildliche Ausdrucksweise, die aber hier ohne alle sichere Begründung ist. Wenn er ferner V. 875: *χρόνῳ βαρὺς* verbindet, warum ist er nicht so consequent, hier auch *χρόνῳ βαρὺς* zu setzen, statt des die Conformität beider Stellen störenden *γήρᾳ*? N. stützt sich für *βαρὺς* wol auf Laur., wo V. 875 über die Worte *χρόνῳ βραδὺς* geschrieben ist: *γηρῶν βαρύς*; dies hält Dindf. für verderbt aus *γήρᾳ βαρὺς*, ohne dies jedoch in den Text aufzunehmen, denn er liest: *χρόνῳ βραδύς*. Richtiger betrachtet Meineke die Worte als die Erklärung eines Glossators, *γηρῶν* für *χρόνῳ*, und *βαρὺς* als alte Variante für ursprüngl. *βραδὺς*; dafür spricht auch die in andern geringern cdd. hier sich vorfindende Var. *βραχύς*. Damit fällt Nauck's *βαρὺς* zusammen; wenn er zur Begründung desselben auf V. 735: *ἄνδρα τόνδε τηλικόσδ'* . . . und 930: *καί σ' ὁ πληθύων χρόνος — γέρονθ'* . . . verweist, sieht man nicht ein, was diese ganz unbestimmten, allgemeinen Bezeichnungen des Alters für den speciellen Ausdruck (*γήρᾳ*) *βαρὺς* beweisen sollen, der sich im ganzen Stücke in diesem Sinne nicht findet, während *βραδὺς* an den zwei Stellen sehr gut bezeugt ist und vollkommen befriedigt. Es bezeichnet den *tardus et gravis incessus* der Greise, worin Meineke — wol zu scharfsinnig! — sogar eine Anspielung auf Pericles finden will, welcher in der Maske des Theseus versteckt sei; dazu vergleicht er V. 890. Kurz, die Lesart: *βραδὺς ἕρπει**) ist vollkommen gerechtfertigt und *βραδὺς* darf schon desshalb durch nichts anderes ersetzt werden, weil es in unverkennbarem Gegensatze zu *ταχύς* im nächsten Verse steht; dies zeigt die Stellung beider Worte am Versende.

IV) V. 380 und 381: *ὡς αὐτίκ' Ἄργος ἢ τὸ Καδμείων πέδον*
τιμῇ καθέξων, ἢ πρὸς οὐρανὸν βιβῶν.

So die cdd.; Ddf. *καθέξον*. Diese Stelle gehört zu den schwierigsten des ganzen Stückes und hat von jeher die Erklärer beschäftigt, ohne dass sie eine befriedigende Auslegung gefunden hätten Man verstatte mir daher eine etwas ausführlichere Besprechung. Der Zusammenhang, in welchem die Stelle sich befindet, ist ganz klar: Ismene teilt dem Vater den Streit seiner beiden Söhne um die

---

*) Vielleicht *σπεύδει*? B.

Herrschaft, die Vertreibung des älteren, Polyneikes, durch den jüngern, Eteokles, mit; ferner, dass P. nach Argos sich geflüchtet, mit des Königs Tochter sich vermählt und einen Anhang von Kampfgenossen daselbst gesammelt habe, ὡς . . . — hier beginnt die kritische Stelle — u m — was für eine Absicht auszuführen? Nun, um den berühmten Zug der *septem contra Thebas* anzutreten, — so wollen wir uns einstweilen zurückhaltend ausdrücken. Dass dieses und nichts anderes im Allgemeinen in V. 380 und 381 gesagt sein kann, wird Niemand bestreiten; es erhellt ganz klar aus dem Zusammenhange und besonders aus der Parallelstelle V. 1305,06, wovon unten mehr.

Wenden wir uns zunächst zu dem von den cdd. überlieferten Text, wie wir ihn oben anführten und wie er sicher den Scholiasten vorlag. Wie erklärten diese die Verse? Man kann sich kaum etwas Schwankenderes und Unklareres denken; das Nähere s. bei Meineke, ed. p. 37. Sie schwanken, ob τιμή im Sinne von τιμωρία oder κλέος stehe, neigen sich aber mehr zu Letzterem; und mit Recht! τιμή bedeutet hier Ehre, Ruhm des Siegers wie schon bei Homer, *Il.* III, 288. Die Worte: πρὸς οὐρανὸν βιβῶν erklären sie = hoch ehren, ὑψοῦν τῇ εὐκλείᾳ, ἄγειν ἐπὶ μέγα αὔξημα, indem sie offenbar βιβῶν von einem causativen βιβάζω „gehen machen = bringen, erheben“ (bis in den Himmel) herleiten. Gründlich im Irrthume sind sie, wenn sie ἤ — ἤ hier als das subjectiv-freistellende *vel-vel*, nicht als das absolut ausschliessende *aut-aut*, was allein hier Statt haben kann, auffassen und daher das in den beiden Gliedern der Alternative Ausgesagte als dem Sinne nach verwandt und gleichartig ansehen. Das zweite ἤ soll für καί stehen und eine Steigerung einleiten: „damit die Argiver Theben erobern u n d d a d u r c h (s o g a r) zu hohem Ruhme kommen“, so dass die zweite Aussage die erste an Wichtigkeit überbietet. Sie denken bei dieser Erklärung nicht an die Schwierigkeit, welche entsteht, wenn sie Ἄργος zuerst als Subjectsnominativ mit καθέξον, (resp. ων) und βιβῶν verbinden, dann aber zugleich auch als Objectsaccusativ zu βιβῶν ziehen: „damit Argos das Kadmeerland erobere und sich (Acc. Argos) in den Himmel erhebe“. Um den Irrtum vollständig zu machen, scheuen sie sich nicht, das neutr. Ἄργος mit dem masc. καθέξων zu construiren, während sie, ohne es zu beabsichtigen, dem gleichen Fehler bei βιβῶν, weil hier die Masculin- und Neutralform zusammenfällt, entgehen. Ihre Unsicherheit bekennen sie daher selbst: „ἄλλως γὰρ ἀκούειν τραχύτερον“. Wir constatiren demnach, dass die Erklg. der Scholien sachlich und sprachlich völlig unmöglich ist. Gleichwol wurde sie von den früheren Auslegern über Gebühr beachtet. — W u n d e r erklärt, indem er καθέξον schreibt, einen Schritt weiter gehend: „Damit Argos Theben erobere oder aber es τὸ Καδμείων πέδον — (d. h. Theben's R u h m) in den Himmel erhebe“, wodurch? „Durch seine eigene (Argos')

Niederlage"; mit andern Worten: „damit entweder Argos siegt oder Theben", ἢ νικησόντων τοὺς Θηβαίους ἢ ἡττηθησομένων ὑπ' αὐτῶν. Man sieht, W. begeht zuerst den verhängnissvollen Fehler, etwas zu ergänzen und zu den Worten des Textes hinzuzudenken, was unbedingt vom Dichter hätte ausgedrückt werden müssen, wenn er den ihm untergelegten Gedanken hätte aussprechen wollen. Der Gegensatz des ersten Begriffes, νικᾶν, ist sicher ἡττᾶσθαι, allein wo ist dieses in den Texteswerten auch nur angedeutet? Zuvor muss bewiesen werden, dass die Worte πρὸς οὐρανὸν βιβῶν wirklich den von den Schol. behaupteten Sinn enthalten und dann sind dieselben in eine befriedigende Construction zu bringen. — Im Wesentlichen die gleiche Ansicht hatte G. Hermann; er änderte auch die Masculinform καθέξων der Hds. ins Neutrum -ον um, weil er Ἄργος als Subject zu beiden Participien nahm, ganz wie Wunder. Mit Recht weist er die Aenderung von Brunck: δή-καὶ (im Sinne der Scholien) für das unanfechtbare ἢ-ἢ zurück und erklärt: „*Argis aut de Thebanis gloriam reportaturis aut eos aucturis gloria*", wogegen sich dieselben Zweifel wie gegen W.'s Erklärung erheben. Die Uebersetzung ist an sich zwar vollkommen genau, allein auch H. macht, um einen wirklichen Gegensatz zum Begriffe „Sieg" des ersten Gliedes zu gewinnen, dieselbe unrichtige Voraussetzung zu den Worten des zweiten Gliedes der Alternative: πρὸς οὐρ. β. Ausserdem musste der durch diese Erklärung eingeführte, scharfe Gegensatz zwischen den zwei einander gegenüberstehenden Personen: Argos und Theben anders, d. h. klarer und präciser, ausgedrückt werden. Darum ist diese Erklärung Hermanns unhaltbar. — Ellendt-Genthe unterscheidet sich davon nicht wesentlich.

Weitere Versuche gingen aus von den neuesten Herausgebern. Meineke änderte zunächst nach Cobet's Vorgang (*Mnem.* IX, p. 447) vulg. τιμῇ in αἰχμῇ, was auch Blaydes conjicirte, dem Nauck, wie fast immer, folgt. Es ist dies ein durchaus überflüssiger, wenn auch nicht ungeschickter Einfall, und das völlig sichere und genügende τιμῇ ist festzuhalten. Dagegen stimme ich Meineke bei, wenn er den durch das Wort Ἄργος veranlassten Wechsel des Subjects des ganzen Satzes verwirft. Ismene gibt zuletzt nur Mitteilungen über Polyneikes; ganz natürlich ist daher diese Person auch das grammatische Subject zu den von ihm ausgesagten Handlungen; von V. 377 ist er Mittelpunkt und Träger sämmtlicher Satzaussagen: ὁ δ' — βὰς φυγὰς προσλαμβάνει, ὡς . . . ., das Natürliche ist nun doch, dass das nachfolgende, durch Participien dargestellte Prädicat sich ebenfalls auf dieses bisherige constante Subjectsnomen bezieht, wie ja schon καθέξων sämmtlicher Hdsch. beweist. Dann muss natürlich Ἄργος etwas anderes sein als Nominativ, es muss überhaupt anders als bisher erklärt werden. Mit Recht hebt M. hervor,

dass, wenn man auch unter Ἄργος die ξυνασπισταὶ φίλοι Ἀργεῖοι verstehe, „*rectius haec omnia de Polynice quam de Argivis dici*“; denn Polyneikes sei der Führer und die eigentl. Seele der ganzen Unternehmung, er steht daher für sämmtliche Argiver, die mit ihm gezogen, und tritt allein in den Vordergrund. — Es ergibt sich demnach die Annahme, dass Ἄργος hier nicht ursprünglich sei. Nauck schlägt dafür vor: αὐτός, was durchaus unrichtig ist. Denn αὐτὸς an so significanter Satzstelle würde nicht einfach das bisherige Subjectsnomen fortsetzen (das geschieht hinreichend durch das Participium), sondern einen unserer Stelle ganz fern liegenden Gegensatz zu irgend einer andern Person — man weiss aber nicht welcher? — hereinbringen, wie z. B. V. 300: αὐτὸν ὥστ' ἐλθεῖν πέλας mit Recht steht = *ipsum adventurum esse Theseum regem*, [*non legatum ab eo missum.*] Meineke ändert: Ἄργοθεν und gewinnt dadurch einen ganz richtigen Gesichtspunkt, indem er annimmt, dass durch das hier zu setzende Wort der *terminus a quo* des Zuges („von Argos her“) bezeichnet werde. Doch war es nicht notwendig Ἄργοθεν zu schreiben, wofür die Hds. keinen Anhaltspunkt geben. Ich dachte zuerst an ἔνθεν, indem ich annahm, Ἄργος könne durch Verwechslung mit dem an gleicher Versstelle befindlichen Ἄργος V. 378 hieher als Glossem für ἔνθεν gekommen sein. Doch noch einfacher erscheint es mir, den *terminus a quo* am Namen Argos selbst zu bezeichnen, nicht durch das Suffix θεν, sondern durch den Genetiv: Ἄργους = ἐξ, ἀπ' Ἄργους, was einmal die Versstelle erlaubt und der in dem Punkte der Richtungsangaben gern archaisirende Sprachgebrauch der Tragiker empfiehlt; vgl. V. 1401: οἷον ἆρ' ὁδοῦ τέλος Ἄργους ἀφωρμήθημεν, ganz wie hier.

Weiter hat kein Herausgeber bis jetzt etwas an den übrigen Textworten geändert, namentlich nicht an denen des zweiten Gliedes: ἢ πρὸς οὐρανὸν βιβῶν. Und doch liegt gerade hierin die Corruptel und das Missverständniss der ganzen Stelle, wie ich sofort zeigen werde. Alle Hsgb. fassten diese Worte im Sinne von „bis zum Himmel erheben“, und ergänzten dazu den Begriff „κλέος Ruhm“, als ob sich das ganz von selbst verstünde. Es steht in der That aber bei den Worten gar kein Object, sondern man kann höchstens αὐτοὺς sc. Καδμείους aus dem Vorhergehenden ergänzen, was aber doch etwas ganz anderes ist als κλέος; dieses glaubte man durch die bekannte Formel: κλέος οὐρανὸν ἵκει, (*Hom. Odyss.* XV, 329, *Euripid. Bacch.* 930: οὐρανῷ στηρίζον . . κλέος, *Theocr.* V, 144 ff.) stützen zu können. Denn an diesen sämmtlichen Stellen ist ausdrücklich κλέος oder ein ähnlicher Begriff genannt; nicht aber sagte man gleichbedeutend damit: „einen (τινα) in den Himmel erheben“, weder die Person, noch das Causativ findet sich vor. Selbst wenn βιβάζειν κλέος π. ο. im Texte stünde, dürfte man zuerst noch Parallelstellen beibringen. Was aber beinahe noch

mehr zu verwundern ist, alle, auch die neuesten edd., haben *bona fide* βιβῶν als partic. fut. von βιβάζω als verb. causat. zu βαίνω im Sinn von: „gehen lassen, = bringen, tragen, heben" aufgefasst, ohne die geringste Legitimirung für diese Form und Bedeutung zu verlangen. Ich stelle nun im Folgenden das wichtigste Material über dieses Wort zusammen und es wird sich zeigen, dass die bisher einstimmig ihm beigelegte Bedeutung jedes festen Haltes entbehrt. Der Verbalstamm βι-βα ist eine reduplicirte Bildung von Wz. βα und hat homerischen Ursprung; derselbe gehört der vocalischen Conjugation an, bildet also: βιβά-ω, *hymn. Merc.* 225: πέλωρα βιβᾷ = er schreitet ungeheuer aus; ferner davon eine Iterativform des Imperfects: ἐβίβασκεν ἐπὶ χθονὸς, *hymn. Ap.* 133. Dazu das nach den Verb. in μι (wie von βίβη-μι) gebildete Part. βιβάς, — ᾶσα schreitend (cf *Curt. Et.* n. 634), meist μακρὰ βιβὰς, vg. *Il.* VII, 213, XV, 307, 686, *Od.* XI, 539)*). Daran schliesst sich noch die Formation βι-βά-σθων, nur Mascul. ep. Part. v. βι-βά-σθω, stets mit μακρὰ verbunden, „weitaus schreitend" an 3 Stellen. Man sieht, ein βιβάζω in transit. causat. Sinn gibt es in der älteren Sprache der homerischen Gedichte nicht. Es findet sich dasselbe erst bei *Alcae. Com.* (Bekk. Anecd. p. 85, 6), weiter bei *Aristot. h. an.* 6, 19, u. a. *Plut. Lyc.* 15, hat aber auch hier eine ganz specielle, beschränkte Bedeutung, nämlich „bespringen, belegen", wovon ὁ βιβαστὴς = *equus admissarius*. Also von einem verb. caus. βιβάζω = „gehen lassen, bringen" kann bei Sophocles durchaus nicht die Rede sein. Die Form βιβῶν ist demnach anders zu erklären; sie ist einfach vom homerischen verb. red. intrans. βι-βά-ω gehen als partic. praes. oder fut. abzuleiten; wegen καθέξων nehmen wir sie natürlich hier als partic. fut: βιβά-σ-ων, βιβάων = βιβῶν mit Ausstossung des σ, ganz wie ἐλά-ω (Nbf. zu ἐλαύνω) ἐλῶ, ἐλῶν im Fut. hat u. a. — Nun ist uns der Weg zur schliesslichen Emendation des Sinnes und der Stelle gebahnt.

Ich brauche nach der obigen Erörterung hier nicht weiter auseinanderzusetzen, dass der Gedankengang der ganzen Stelle, den wir bis zu den Worten ὡς αὐτίκ' . . . ganz klar verfolgen und leicht selbst weiter führen können, die Absicht, welche den Polyneikes bei seinem Zuge leitet, nur als eine doppelte hinstellen kann: „entweder Sieg über Theben oder (ehrenvollen) Tod". Das ist für ihn und seine Genossen die einzige Parole; „*aut vincere aut mori! — tertium non datur.* Wem die stricte Richtigkeit dieser Alternativstellung nicht einleuchten will, der vergleiche *Aesch. sept.* V. 45, wo die Sieben schwören: ἢ πόλει

---

*) Wo vor Bekk. das regelmässige Partic. βιβῶντα und βιβῶσα stand, welche Formen, weil durch die Ueberlieferung besser begründet, La Roche wiederhergestellt hat.

κατασκαφὰς θέντες λαπάξειν ἄστυ Καδμείων βίᾳ ἢ γῆν θανόντες τήνδε φυράσειν φόνῳ — man möchte fast glauben, dem Sophocles habe diese Stelle seines Vorgängers lebendig vorgeschwebt, so genau sind die Anklänge im Einzelnen an unsre Stelle; oder er höre aus dem Munde des Polyneikes selbst, was sein Entschluss ist auf dem Zug gegen Theben, V. 305 und 306: ὅπως . . . ἢ θάνοιμι πανδίκως, ἢ τοὺς τάδ' ἐκπράξαντας ἐκβάλοιμι γῆς, also entweder einen „ehrlichen Soldatentod" will er oder „Sieg über seine Feinde". Diese Stelle wirft, wenn irgend etwas, ein Licht auf das Dunkel der vorliegenden. Der Gedanke nämlich ist ganz derselbe, wie der, den wir hier fordern müssen; die Form, in der er ausgedrückt ist, ist dieselbe der ausschliessenden Alternative: ἢ - ἢ. Dieser Stelle verdanke ich auch die richtige Anschauung über den Sinn der in Frage stehenden und in Folge dessen meinen Versuch zur gänzlichen Heilung, der nun folgen mag.

Die Worte ἢ πρὸς οὐρανὸν βιβῶν drücken den gesuchten Gedanken: „oder ich will sterben" nicht aus, da bekanntlich der Himmel der Wohnort der μάκαρες θεοί ist und nur in der germanischen Mythologie die gefallenen Helden in die Walhalla, den lichten Himmel, einziehen. Der Grieche findet nach dem Tode Ruhe im Hades. Suchen wir nun nach einem passenden Ausdruck hiefür, so bietet sich zunächst das Wort Τάρταρος und man könnte schreiben: ἢ πρὸς Τάρταρον βιβῶν; denselben Tartaros ruft ja der unerbittliche Vater selbst auf den Sohn herab, V. 1389: τοιαῦτ' ἀρῶμαι, καὶ καλῶ τὸ Ταρτάρου στυγνὸν πατρῷον ἔρεβος, ὥς σ' ἀποικίσῃ; in ähnlicher Weise nennt Antigone ohne alle Furcht vor „δυσφημία" den Hades 1440: ἐς προὖπτον Ἅιδην. Doch Τάρταρος bezeichnet die Unterwelt mehr als persönlich gedachtes Wesen, während hier blos die Angabe des Ortes erwartet wird. Desto mehr empfiehlt sich νέρτερον*), das sich in unserem Stücke noch findet: 1548, 1576 νερτέρας πλάκας, 1661, 1701 νέρθεν und die ganze Stelle lautet also nach meinem Vorschlag: (οὐδὲ . . . . προσλαμβάνει)

ὡς αὐτίκ' Ἄργους ἢ τὸ Καδμείων πέδον
τιμῇ καθέξων ἢ πρὸς νέρτερον βιβῶν, (er, Polyneikes, wirbt sich Genossen) „um unverweilt von Argos aus entweder das Kadmeerland ehrenvoll zu erobern oder aber in die Unterwelt hinabzugehen". Vielleicht dürfte sich noch im Hinblicke auf die äschyleische Parallelstelle und das dort vorkommende ἄστυ Καδμείων auch hier statt πέδον πόλιν sehr empfehlen, da es dem P. doch hauptsächlich auf die Stadt Theben ankommen muss. Doch weiss ich recht wol, dass πέδον durchaus genügend und haltbar ist. — Diese Fassung mit dem Ausdrucke fester Entschiedenheit und

*) Oder auch νερτέρους.

klarer Voraussicht in die Zukunft seines Schicksals passt trefflich zu der finsteren, aber heldenmütigen Resignation, welche den Charakter des von seinem Vater verfluchten und dem unerbittlichen Verhängnisse entgegengehenden Polyneikes im letzten Teile unsres Stückes kennzeichnet. Die falsche Lesart *οὐρανόν*, das gerade Gegenteil von *νέρτερον*, muss schon in alter Zeit in den Text hineingekommen sein, da sie bereits den Scholiasten ausschliesslich vorlag. Sicher beruhte sie auf der gelehrten Reminiscenz eines alten Erklärers, welcher mit dem einfachen Sinn der Stelle nicht zufrieden, oder denselben vielleicht gerade deshalb verkennend (woran sicher eine falsche Auffassung von ἦ-ἦ Schuld trug!) dieselbe mit Hinblick auf die oben besprochene Formel (*κλέος*) *πρὸς οὐρανὸν ἵκει* in die unverständliche Form brachte, in welcher sie uns bisher vorlag.

Erlangen, Mai 1876. Keiper.

Ueber den Gebrauch des et und que bei der Inversion.

Ich habe B. X, H. 7, S. 224 behauptet, dass in der dort citirten Stelle *Verg. Aen.* V, 858

> *Vix primos inopina quies laxaverat artus,*
> *Et super incumbens cum puppis parte revulsa*
> *Cumque gubernaclo liquidas projecit in undas* etc.

et im Sinne des griechischen *καί* als Inversion zu fassen sei.

Diese Behauptung ist an und für sich wahrscheinlich, weil sich ja in der lateinischen Sprache überhaupt eine Masse von Nachahmungen griechischer Construktionen findet und weil diese Gräcismen in der römischen Literatur besonders bei den Dichtern von Tag zu Tag häufiger wurden. Wie hätte es auch anders sein können, da alle Gebildeten des römischen Reiches griechisch verstanden, griechisch lasen und griechisch sprachen und da die römische Literatur, besonders die Dichtkunst, eine Nachahmung der griechischen war!

Ich habe mich nun seither nach Parallelstellen besonders bei Vergil umgesehen und will diese meinen Collegen mitteilen. Das Wesen der Inversion liegt bekanntlich darin, dass der Hauptsatz den Nebengedanken, der Nebensatz aber den Hauptgedanken enthält. Allein wenn auch die Sätze vertauscht sind, so bleiben doch sowol im grammatischen Hauptsatze als im grammatischen Nebensatze die nämlichen Tempora, welche in der natürlichen Ordnung stehen müssten. Gerade aus diesen Temporen erkennt man die Inversion. Gewöhnlich ist dem logischen Nebensatze ein Adverb, am häufigsten *vix* vorgesetzt; doch ist dies nicht immer der Fall.

Für Inversionen halte ich desswegen folgende Stellen. *Aen.* II, 692. *Vix ea fatus erat senior, subitoque fragore intonuit laevum et de coelo lapsa per umbras stella cucurrit*, wo *que* im Sinne von *cum* steht. *Aen.* VIII, 443. *Nec plura effatus et illi ocius incubuere omnes. Aen.* VIII, 520. *Vix ea fatus erat, defixique ora tenebant Aeneas Anchisiades et fidus Achates multaque dura suo tristi cum corde putabant, ni signum coelo Cytherea dedisset aperto. Aen.* XI, 296. *Vix ea legati variusque per ora cucurrit Ausonidum turbata fremor. Aen.* XI, 620 *Jamque propinquabant portis rursusque Latini clamorem tollunt et mollia colla reflectunt.*

Dass aber Stellen wie *Aen.* VIII, 387 *Dixerat et cunctantem amplexu molli fovet* und *Aen.* III, 607 *Dixerat et genua amplexus genibusque volutans haerebat* (wo natürlich auch in der logischen Satzordnung *haerebat* stehen würde, um die lange Dauer, um die Hartnäckigkeit zu bezeichnen) als Inversionen zu fassen sind, scheint mir hervorzugehen aus *Aen.* VIII, 376 *Dixerat, Herculea bicolor cum populus umbra velavit. Aen.* V, 84; V, 740; II, 705; XII, 754; X, 483.

Ich unterscheide nämlich *dixerat et* und *dixit et*. *Dixit et* entspricht dem homerischen ἦ καί; bei *dixerat et* nehme ich wegen des Plusquamperfect eine Inversion an.

Besonders interessant ist *Culex* 44. *Igneus aetherias jam sol penetrarat in arces candidaque aurato quatiebat lumina curru crinibus et roseis tenebras Aurora fugarat: propulit ut stabulis ad pabula laeta capellas pastor et excelsi montis juga summa petivit.* Die Handschriften haben hier alle *et* und dieses *et* ist von Heinsius in *ut* verändert worden und dann in die Ausgaben übergegangen. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass das *et* der Handschriften richtig ist und dass es auch hier wie an den bereits angeführten Stellen eine Inversion bezeichnet.

Eine weitere Parallelstelle bildet auch Curtius d. g *Al.* X, 29 *Jam equestre agmen movebatur et pedites subita formidine ob recentem discordiam parumper addubitavere*, wo *et* sicherlich im Sinne von *cum* steht.

Aen. IX, 386 *Nisus jam imprudens evaserat hostis, ut stetit et frustra absentem respexit amicum.* Hier haben zwar alle Handschriften *ut* im Sinne von *cum*; allein, wenn es auch nicht trotzdem in *et* zu ändern ist, so liegt der Grund darin, dass das zweimal nacheinander, in verschiedener Bedeutung gebrauchte *et* eine Zweideutigkeit und einen Misslaut erzeugen würde.

Interessant ist noch *Aen.* III, 8: *Vix prima inceperat aestas et pater Anchises dare fatis vela jubebat: litora cum patriae lacrimans portusque relinquo et campos, ubi Troja fuit. Feror exul in altum* etc. Die meisten Handschriften haben hier *et pater*, nur zwei Burmannische haben *at pater*. Heinsius machte die Conjektur *ut pater*. Ferner

haben die besten Handschriften *cum*, welches Heinsius wieder hergestellt hat, während die Vulg. *tum*, manche Handschriften *dum* haben. Zu *et* bemerkt schon Heyne: „*sed et exquisite apud poëtas pro ut, cum*". Ich glaube, dass in beiden Fällen die Leseart der besten Handschriften nämlich *et* und *cum* die richtige ist. Nur bezeichnet hier *et* keine Inversion, sondern es ist einfache Copulativconjunktion. Der Satz *et — jubebat* ist nämlich sowol dem Gedanken als der Form nach Vordersatz. Die Haupthandlung ist ja offenbar *relinquo*, *feror*, während *et jubebat* ebenso gut eine Zeitbestimmung enthält als *vix — inceperat*; nur ist *inceperat* zu *relinquo* vorzeitig, während *jubebat* gleichzeitig ist. Dann weist eben das Imperfectum *jubebat* schon darauf hin, dass es Vordersatz ist und eine gleichzeitige Zeitbestimmung enthält. Wenn aber *et jubebat* noch Vordersatz ist, dann muss *relinquo* den Nachsatz, den logischen Hauptsatz enthalten, es kann also nicht durch *tum* oder *dum*, sondern nur durch *cum* verbunden sein, weil sonst den logischen Nebensätzen *vix inceperat* und *et jubebat* der logische Hauptsatz fehlen würde

Zu den Satzinversionen mit *que* gehört auch *Aen.* II, 253

Et jam Argiva phalanx instructis navibus ibat
A Tenedo, tacitae per amica silentia lunae
Litora nota petens, flammas cum regia puppis
Extulerat, fatisque deum defensus iniquis
Inclusos utero Danaos et pinea furtim
Laxat claustra Sinon.

Laxat enthält offenbar den logischen Hauptsatz, an den sich *jam ibat* als gleichzeitige Temporalbestimmung anschliesst Dies geht sowol aus dem Gedanken als aus den Temporen hervor. Dass *cum extulerat* den Hauptgedanken nicht enthält, zeigt sowol die logische Verbindung als das Plusquamp. *extulerat.* Der Satz enthält vielmehr notwendig eine vorzeitige Temporalbestimmung.

Ebenso können logisch und grammatisch durch das an *fatis* angehängte *que* unmöglich *extulerat* und *laxat* verbunden sein, sondern *que* muss, wie in den vorausgehenden Stellen, eine Inversion bezeichnen.

Der Satz *cum extulerat* könnte nun logisch allerdings eine Zeitbestimmung zu dem logischen Hauptsatze *Sinon laxat* enthalten und also ausdrücken, dass Sinon das hölzerne Pferd öffnete, als das Admiralschiff das verabredete Zeichen gegeben hatte. Allein dann wäre die Stellung des Satzes *cum extulerat* vor *fatisque* doch mindestens sehr auffallend. Auch glaube ich, dass *cum extulerat* seinem Inhalte nach noch besser zu *ibat* bezogen werden kann als zu *laxat*.

Tenedus, hinter welches sich die Griechen zurückgezogen haben, ist nicht sehr weit von Troja entfernt und wenn in der stillen, mond-

hellen Nacht kein Ton nach Troja dringen soll, so müssen die Griechen jeden auffallenden Lärm, also auch laute Signale vermeiden. Es ist also wol das natürlichste, dass das Zeichen zum Aufbruch durch ein auf dem Admiralschiffe ausgestecktes Licht gegeben wird. Werden ja auch bei uns die Signale auf den Schiffen mit Flaggen oder Laternen gegeben. Die ausgesteckte Fackel konnte ausserdem auch noch zugleich ein Zeichen für Sinon sein.

Ich glaube also, dass die ganze Periode eine Satzinversion ist, dass *fatisque laxat Sinon* den logischen Hauptsatz und *jam ibat* den diesem untergeordneten Nebensatz enthält, dass ferner *cum extulerat* eine Zeitbestimmung zu *jam ibat* ist und dass *que* dem *καὶ* = als entspricht.

So auch *Tacitus hist.* 2, 95 *nondum quartus a victoria mensis, et libertus Vitellii aequabat* = *οὔπω — καί.*

Tac. Ann. 1, 65 *simul haec et scindit.* 4, 25, *simul coeptus dies et aderant* = *ἅμα — καί*

Dilingen. Geist.

Zu Vers 769 der Herakliden des Euripides:

οὔποτε θνατῶν
*ἥσσους θεοὶ * * * * φανοῦνται.*

Der letzte Vers der I. Antistrophe des (nach der Schulausgabe von Bauer) mit Vers 748 beginnenden Chorliedes ist sowol corrupt als lückenhaft überliefert. Denn dem Schlussvers der Strophe v. 758: *κίνδυνον πολιῷ τενεῖν σιδάρῳ* — — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — — entspricht in der Antistrophe das: *ἥσσους θεοὶ * * * * φανοῦνται* keineswegs. Einerseits passt nämlich das an zweiter Stelle befindliche *θεοὶ* nicht zu dem durch Vers 758 vorbedungenen Metrum, andrerseits ist augenscheinlich eine Lücke von 4 Silben vorhanden.

Da *θεοί* offenbar im Gegensatz steht zum vorausgehenden *θνατῶν*, so würde durch Ergänzung des viersilbigen *epitheton ornans* „*ἀθάνατοι*" dieser Gegensatz noch mehr urgirt. Aber auch die Schwierigkeit in Betreff des Metrums hebt sich leicht, wenn *θεοί* dann an die dritte Stelle nämlich hinter *ἀθάνατοι* gerückt wird. Es ergibt sich demnach dem Metrum des Verses 758 analog:

οὔποτε θνατῶν
ἥσσους ἀθάνατοι θεοὶ φανοῦνται.

Edenkoben. Sarreiter.

Bemerkungen zu Velleius Paterculus.

Die neueste kritische Ausgabe dieses Autors von Halm (Teubner 1876) zeichnet sich aus durch vorsichtige Aufnahme von Conjecturen und möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit des handschriftlichen Apparates und der bezüglichen Texteskritik. Auch der Druck ist rein, nur an einigen Stellen sind Kleinigkeiten übersehen, wie p. 44. 6 *redd-itur*, p. 116. 1 n. *PP*, p. 129 25. n. *ex versu* 20 u. a. Zu einigen Stellen möchte ich folgende Bemerkungen einer geneigten Würdigung unterbreiten, wobei ich mich auf die Angaben bei Halm verlasse.

I. 18. 1. *Una urbe Attica pluribus auctoribus eloquentiae quam universa Graecia operibusque floruit.* So schreibt Halm, während A P *annis* haben. Ich vermute *pluribus summae viris eloquentiae* (*pluribu-sumaeuiris*, woraus durch Ausfall und Zusammenziehung leicht das Verderbniss entstand) Diese gekünstelte Wortstellung ist bei Velleius ungemein häufig, ebenso die Verbindung von *vir* und einem Genitiv, wie II. 100. 5 *aliique minoris nominis utriusque ordinis viri.* Die Steigerung *summae eloquentiae* liegt wol im Tenor der ganzen Stelle.

II. 1. 5. *Sed Pompeium gratia impunitum habuit, Mancinum verecundia poenam quippe non recusando perduxit huc, ut per fetialis nudus ac post tergum religatis manibus dederetur hostibus.* So AP. Ich vermute *foedum quidque nominis recusando* d. h. den Mancinus brachte die Scham, indem man (die Römer) jede Schmach des Namens abwies, dahin u. s. w. Deshalb, glaube ich, ist *recusando* beizubehalten, während Madvig ändert *quidquam noxae recusandi.* Aehnlich corrigirte c. 49. 2 Gronov *non* in *nomine*; vgl. c. 90. 3.

II. 2 3. (*Ti. Gracchus*) *simul etiam promulgatis agrariis legibus, omnibus statum concupiscentibus, summa imis miscuit et in praeruptum atque anceps periculum adduxit rempublicam. Statum* hat P, *factum* A, was beides nicht erklärt werden kann. Vielleicht verdiente eine Beachtung *fatum*, d. h. die Ackergesetze wünschten allen das Verderben herbei, wozu das Nachfolgende passen dürfte. Aehnlich ist bei Curtius der Ausdruck *alicui fatum appetere.*

II. 10. 2. *Eodem tractu temporum et Domitii ex Avernis et Fabii ex Allobrogibus victoria fuit nobilis; Fabio Pauli nepoti ex victoria cognomen Allobrogico inditum.* Ich glaube, dass *ex victoria* ein Glossem aus dem unmittelbar Vorhergehenden ist, wie es c. 39. 1 heisst: *Gallias primum a Domitio Fabioque, nepote Pauli, qui Allobrogicus vocatus est, intratas cum exercitu.* Der Ausdruck *ex victoria nomen indere* kommt meines Wissens sonst nicht vor; ja selbst *ex virtute*, wie Bergk vorschlug, wäre hier überflüssig, da *ex Allobrogibus victoria* unmittelbar vorhergeht.

II. 13. 3. *Denique ea fortuna Drusi fuit, ut malefacta collegarum eius quam optime ab ipso cogitata senatus probaret magis, et honorem qui ab eo deferebatur, sperneret, iniurias, quae ab illis intendebantur, aequo animo reciperet, et huius summae gloriae invideret, illorum in-modicam ferret.* So bei Halm, was aber keinen Gegensatz zu *summae gloriae* gibt. Vielleicht ist zu schreiben *odium*, da *modicam* überliefert ist.

II. 22. 5. *Postea id quoque accessit, ut saevitiae causam avaritia praeberet et modus culpae ex pecuniae modo constitueretur et qui fuisset locuples, fieret is nocens, suique quisque periculi merces foret, nec quidquam videretur turpe, quod esset quaestuosum.* So bei Halm; A P haben *fieret innocens, sui.* In diesen Worten muss wol ein entsprechendes Glied zu dem Folgenden sein; deshalb vermute ich: *qui fuisset locuples, etsi esset innocens, sui quisque periculi merces foret.* Eine ähnliche Schilderung ist c. 28; dort heisst es §. 4: *nec tantum in eos, qui contra arma tulerant, sed in multos insontis saevitum.*

II. 32. 4. (*Pompeius*) *brevi inexsuperabili manu terrarum orbem liberavit praedonesque saepe multis iam aliis locis victos circa Ciliciam classe adgressus fudit ac fugavit.* Die Ueberlieferung hat *praedonesque per multa a multis locis victos.* Ich glaube, dass nur *loca* statt *locis* zu schreiben ist d. h. die Seeräuber waren vor Pompeius an vielen Orten von vielen Feldherrn besiegt worden, sowol zu Wasser als zu Land, Pompejus griff sie dann zu Schiffe bei Cilicien an und schlug sie gänzlich.

II 36 2. *Quis enim ignorat diremptos gradibus aetatis floruisse ... Sallustium, auctoresque carminum Varronem ac Lucretium neque ullo in suscepto carminis sui opere minorem Catullum.* A P haben in *suscepto carminis sui opere*: *in suspecti operis sui carmine*, wovon die zweite Hälfte wol nur eine versuchte Emendation des unverständlichen Gedankens ist. Ich glaube, dass hier eine Bezeichnung der Dichtungsweise des Catull erwartet wird, des ausgelassenen, übermütigen Tones in seinen Liebesliedern; deshalb schlage ich vor *carminis lascivi*; so heisst Catull nemlich *Ovid. Trist.* II. 427, *Prop.* III. 32. 87. Dass wenigstens schon dem Sprachgebrauche nach in *suscepto opere* richtig ist, beweist c. 48. 6 *nunc proposito operi sua forma reddatur, coll* 66. 3.

II. 66 1. *Furente deinde Antonio simulque Lepido, quorum uterque, ut praediximus, hostes iudicati erant, cum ambo mallent sibi nuntiari, quid passi essent, quam quid meruissent, repugnante Caesare, sed frustra adversus duos, instauratum Sullani exempli malum, proscriptio.* Ich vermute *nuncupari* d. h. Antonius und Lepidus liessen sich gerne oft vorsagen, was sie hatten über sich ergehen

lassen müssen, und dadurch wurde ihre Wut gesteigert. So wissen wir ja bezüglich des Antonius, dass ihn seine Gemahlin Fulvia oft an die Ausfälle Cicero's erinnerte. Dagegen wollten beide nichts davon hören, was sie eigentlich verdient hätten. Daher ist Sauppe's Emendation *patrassent* für *passi essent* kaum richtig.

II. 85. 5. *Fuitque in confesso milites optimi imperatoris, imperatorem fugacissimi milites functum officio, ut dubites, suone an Cleopatrae arbitrio victoriam temperaturus fuerit, qui ad eius arbitrium direxerit fugam. Direxit* haben A P. Ich vermute *auxerit*, eine paläographisch gewiss leichte Aenderung. Cleopatra floh bekanntlich zuerst und begann also die Flucht, Antonius folgte ihr sogleich nach, vermehrte also die Flucht.

II. 86. 2. *At Sosium L. Arruntii prisca gravitate celeberrimi fides, mox, odium clementia eluctatus sua, Caesar servavit incolumem.* Halm vermutet *C. Sosium* statt des unpassenden *at Sosium.* Vorher wird die Milde des Augustus nach der Schlacht bei Actium gerühmt, dann wird die Schonung des Sosius als Beispiel angeführt; deshalb ist vielleicht noch *ita* zu schreiben, da *ad* überliefert ist.

II. 88. 2. (*Maecenas*) *non minus Agrippa Caesari carus, sed minus honoratus — quippe vixit angusti clavi pene contentus —, nec minora consequi potuit, sed non tam concupivit.* Es ist hier ein gewisser Gegensatz zwischen der Laufbahn des Agrippa und des Maecenas betont, nemlich dass letzterer mit der ererbten Ritterwürde zufrieden war. In diesem Sinne muss meiner Ansicht nach *pene* verbessert werden, etwa *genere.* Kurz vorher heisst es: *Maecenas equestri, sed splendido genere natus.* Hier aber gebrauchte Velleius, wie sonst oft, eine gesuchte Wendung und gekünstelte Wortverbindung; vgl. Sauppe, schweiz. Mus. für hist. Wiss. 1837 p. 178.

II. 89. 1. *Caesar autem reversus in Italiam atque urbem quo occursu, quo favore hominum omnium generum, aetatium, ordinum exceptus sit, quae magnificentia triumphorum eius, quae fuerit munerum, ne in operis quidem iusti materia, nedum hujus tam recisi digne exprimi potest.* Ueberliefert ist *favore omnium hominum aetatium.* Ich glaube, statt *hominum* ist das bei Velleius so häufige *nominum* zu schreiben. Es heisst ja c. 89. 4 *principes viri triumphisque et amplissimis honoribus functi adhortatu principis ad ornandam urbem inlecti sunt.* Für diesen Gebrauch von *nomen* vgl. 34. 4, 100. 5, 114. 5.

Günzburg. C. Hammer.



Zu Cornelius Nepos.

Vit. Epaminond. 3: — erat enim modestus prudens gravis temporibus sapienter utens — Idem continens clemens patiensque admirandum in modum non solum populi sed etiam amicorum ferens iniurias —

Die drei letzten Eigenschaften erscheinen dem Schriftsteller für die Charakteristik seines Helden — wol mit Recht — so wichtig, dass er der Beleuchtung derselben vier Capitel widmet. In dem ersten derselben (IV.) wird die *abstinentia* abgehandelt, im vierten (VII.) — — *fuisse patientem suorumque iniurias ferentem civium* — die *patientia*, im zweiten und dritten (V. VI.) — die *clementia*? Bewahre. Der Anfang des Capitels, dem der Inhalt entspricht, lautet: *Fuit etiam disertus, ut nemo ei Thebanus par esset eloquentia.* Welches Wort demnach oben an die Stelle von *clemens* zu setzen ist, überlasse ich dem Leser. Natürlich ist dann auch zu lesen *patiens admirandumque* . . . Nebenbei sei noch bemerkt, dass für *utens* Gedanke und Sprachgebrauch (*Them.* 1. *Alc.* 1) *seruiens* erfordert.

A. Kellerbauer.

Zur Didaktik der griechischen Formenlehre.

Eine neue Art die unregelmässigen Verba zu behandeln.

Erfahrene Schulmänner haben sich geäussert, es bedürfe unter allen Umständen grosser Energie, um den im zweiten Jahre Griechisch Lernenden (also unserer 5. Lateinklasse) die Verba auf μι und insbesondere die Anomala beizubringen, schon aus dem Grunde, weil dieses Alter nicht mehr so recht zu dergleichen Gedächtnissleistungen, wo es gilt lange Reihen von Einzelheiten zu bewältigen, aufgelegt sei. In den unteren Klassen hat die siegreiche Bekämpfung von Schwierigkeiten durch tüchtiges Auswendiglernen noch an sich einen Reiz, in der Uebergangszeit vom Knaben zum Jünglinge dagegen glaubt der reifende Verstand und die lebhaftere Phantasie der Schüler Anspruch auf weniger trockene Kost zu haben. So will sich denn meist trotz alles Erklärens, Entwickelns, Conjugierens, Uebersetzens und Repetierens, wenn man einige wenige Begabte ausnimmt, keine rechte Geläufigkeit in der Handhabung des allerdings schwierigen und massenhaften Stoffes einstellen, höchstens dass man die Tempora nach bekannter Melodie hersagt und sie in dem Geduldspiel, das man Uebersetzen zu nennen pflegt, zögernd und stockend anzuwenden versucht.

Erfahrungen dieser Art, die ich heuer mit einer besonders philiströsen, schwer fortzureissenden Klasse machte, haben mir das Bedürfniss

nahe gelegt, nach Mitteln und Wegen zu suchen, den Formen ihre „*bookishness*", das Schattenhafte, beinahe Unwahre ihres Daseins in den Grammatiken möglichst zu nehmen. „Die Verba" sollten in den Augen der Schüler nicht mehr notwendigerweise und wesentlich „fad" sein, sondern sich als ein den Scharfsinn und sogar den Witz herausforderndes, die Phantasie anregendes Studium darstellen. Das Ziel ist hoch, sehr hoch gesteckt, allein es sollte ja nur angestrebt werden. Wenn das Verfahren, auf welches ich nach längerem Experimentieren verfiel, jenem Ziele auch nur um einen kleinen Ruck näher bringt, so sind meine Bemühungen reichlich belohnt.

Die Grammatik lehrt die hier in Rede stehenden Verba teils in ausgeführten Paradigmen teils durch Angabe einzelner Formen, wobei die 1. Pers. Sing. Ind. die alleinherrschende ist. Da die Grammatik ihrer Natur nach eine Gesammtheit von Abstractionen aus der Sprache bietet, nicht aber diese selbst anschauen lässt, so ist eine Aenderung in diesem Punkte weder möglich noch wünschenswert. Allein ist damit gesagt, dass es nicht wünschenswert wäre, den Schüler erst mit einer Summe sprachlicher Anschauungen zu versehen, ehe wir ihn zu dem abstracten Facit führen, das die Grammatik aus denselben gezogen hat? Auf unsern Fall angewendet: ist es der Auffassung des Knaben entsprechender, ihn von vorn herein lernen zu lassen „*ἐσθίω*, esse, fut. *ἔδομαι*" oder mit einem beherzten Sprunge *in medias res* „*edet*, *ἔδεται*"? Soll er lernen „*πιπράσκω*, verkaufe, perf. p. *πέπραμαι*", wobei er sich gewöhnlich gar nichts denkt, oder dafür „sie sind verkauft, *πέπρανται*"? Es kann kaum ein Zweifel sein, dass der Sprung *in medias res* auch hier zu empfehlen ist, weil er vom Deutschen aus unmittelbar in die lebendige Sprache hinüber führt, weil er gleichsam anschaulich erleben lässt, was die Grammatik abstract überliefert.

Damit ist auch das Wesentliche dessen, was ich will, schon angedeutet. Ich habe es zweckmässig gefunden ein Verzeichniss der Verbalformen in zwei Spalten anzulegen, links das Deutsche und rechts das Griechische. Dabei war oberster Grundsatz: einmal grösste, lebensvolle Mannigfaltigkeit der Formen im Gegensatz zu den schablonenhaften ersten Personen Ind. der Grammatik, sodann belehrende, das Merken erleichternde Gruppierung, endlich Belebung des Ganzen durch anschauliche Beziehungen verschiedener Art.

Dass von der deutschen Bedeutung zur griechischen Form übergegangen werde, und nicht umgekehrt, halte ich für unerlässlich. Wer von Anfang an sich eingeprägt hat „wir nahmen, *ἐλάβομεν*" u. s. w., so dass ihm also das Hören der deutschen Form nach dem Gesetze der mnemonischen Association die griechische hervorruft, wird unstreitig

leichter den erforderlichen Grad von Schlagfertigkeit in der Anwendung dieser Formen erreichen, als wer etwa nur gelernt hätte „ἐλάβομεν, wir nahmen". Das würde ausreichen, wenn nur Uebersetzung aus dem Griechischen das Ziel wäre, für die nach dem beinahe einstimmigen Urteil der Sachverständigen unentbehrlichen deutschen Uebersetzungsübungen aber schon deswegen nicht, weil hier die mnemonische Ideenassociation in umgekehrter Ordnung zu wirken hätte, wobei sie, wie für die Psychologie längst feststeht, einen grossen Teil ihrer Stärke verliert. Freilich hätte selbst diese Anordnung noch ihre wesentlichen Vorzüge gegenüber dem abstracten „λαμβάνω, nehme, *aor.* ἔλαβον", welches jetzt aus der Grammatik erlernt wird. Also von unserer lieben Muttersprache ausgehend gebe ich die deutschen Bedeutungen möglichst genau und consequent, Imperfect durch Imperfect mit dem Beisatz „fort und fort" oder „dauernd", Aorist durch Imperf. ohne Beisatz (manchmal auch durch andere Mittel, wovon weiter unten) und so entsprechend die übrigen Formen, so dass das Anhören des Deutschen nie einen Zweifel darüber lässt, was für eine griechische Form gemeint sei. Werden unter diese deutschen Bedeutungsangaben masshaltend lateinische Uebersetzungen eingestreut, wo sie besonders kurz oder deckend sind, so bekommen die Aufzählungen einen zwar bunteren, aber gerade deswegen der die Einförmigkeit hassenden Jugend mehr zusagenden Charakter. Die Reihe darf bunt sein, dafür wird sie nicht tot sein. Von dieser nämlichen psychologischen Erwägung ausgehend werden wir die griechischen Formen selbst in grösster Mannigfaltigkeit abwechseln lassen mit geflissentlicher Bevorzugung der in der wirklichen Sprache die Hauptrolle spielenden dritten Personen durch alle Modi, sodann der Participia (die griechische Sprache heisst nicht umsonst φιλομέτοχος) und Infinitive. Dass hiebei auch die Composita, die im Griechischen so oft ungleich wichtiger sind als ihre Simplicia, zu ihrem Rechte kommen, ist selbstverständlich.

Werden wir nun aber vor lauter Mannigfaltigkeit und Abwechslung schliesslich nicht zu einem Chaos von Einzelheiten kommen, dem Tode alles Lernens? Wenn wir bei der Anordnung mechanisch, d. h. unvernünftig zu Werke gehen, allerdings. Es ist bekannt, wie sehr eine den Eigentümlichkeiten des Gedächtnisses Rechnung tragende Gruppenbildung das Memorieren unzusammenhängender Dinge erleichtert, indem sie eben eine Art Zusammenhang in dieselben bringt. Sonach wird vor allem darauf zu sehen sein, Gleichartiges zusammenzustellen. Ein grösseres Ganze wird sich auf diese Weise in eine Anzahl kleinerer Gruppen gliedern, innerhalb welcher die Uebergänge von Form zu Form möglichst mannigfaltig zu vermitteln sind, sowie andererseits für thun-

lichste Ueberbrückung der Klüfte zwischen den Gruppen selbst zu sorgen ist. Mit besonders Schwierigem, Abnormem mache ich gelegentlich den Anfang eines Abschnittes, worauf ich es unterbreche, um, ähnlich wie die alten Sprachen besonders Hervorzuhebendes an den Anfang oder das Ende des Satzes stellen, den Schluss desselben Gegenstandes am Ende des Ganzen folgen zu lassen, so dass die Reihe in sich selbst zurückzukehren scheint. Anfangs mag der Lehrer auf das Princip der Anordnung eines Abschnittes aufmerksam machen, später empfiehlt es sich als sehr verstandbildend, dasselbe von den Schülern selbst auffinden zu lassen.

Jetzt erübrigt noch, den mannigfaltigen, geordneten, aber immer noch farblosen Verbalformen etwas von sinnlichem Colorit zu geben, wenn ich so sagen darf. Als ein untergeordnetes Mittel zu diesem Zwecke benütze ich Klangähnlichkeiten, sei es der griechischen Formen unter sich, (was sich mehr für die Gruppierung verwerten lässt) sei es lateinischer, seltener deutscher mit griechischen, z. B. *i-to*, *ἴ-τω*. — *es-to*, *ἔσ-τω*. — *e-u-nt-i*, *ἰ-ό-ντ-ι*. — *vide* (*aor.*), (ϝ)*ἰδέ*. — *edet*, *ἔδεται*. — *auxisse* (*aor.*), *αὐξῆσαι*. — *te-tig-isse* (*a.*), *θιγ-εῖν*. — *lat-uisse* (*a.*), *λαθ-εῖν*. — *sta! ἕ-στα-θι*. — ihr wisst, (ϝ)*ἴστε*. Solche Gegenüberstellungen haben in sich selbst ein gewisses Interesse und heben sich durch dasselbe von ihrer Umgebung ab.

Eine ungleich lebendigere Art der Anschaulichkeit lässt sich jedoch für jene Verbalformen erreichen, bei deren Aufstellung man irgend eine bestimmte Situation im Auge hatte, in der sie gesprochen sein könnten. Beispiele mögen klar machen, was ich meine. Ich wählte „*εὑρήσετε*“, weil ich im Geiste konnte ergänzen lassen *βρέφος*, womit die Anschauung der die Hirten zu dem Christkind hinschickenden Engel gegeben war (Lucas 2, 12). „*Εὕρηκα*“ führt natürlich den triumphierenden Archimedes, „*veni, vidi* (*a.*): *ἦλθον, εἶδον*“ den triumphierenden Cäsar vor Augen, welcher einst mit dem entschlossenen „*ἐῤῥίφθω*“ alles gewagt hatte, während das Musterbeispiel „es soll geschnitten sein, *τετμήσθω*“ von dem Mathematiker Euklid gesprochen sein muss, wie er sich eben anschickt einen geometrischen Beweis zu führen. (*Euclid. Elem.* I, 16: *τετμήσθω ἡ ΑΓ δίχα κατὰ τὸ Ε, κ. τ. λ.*) Die Worte „*οὐκ ἠθέλησας*“ (vgl. *Soph. Ant.* 539) denken wir uns von Antigone an ihre schüchterne Schwester Ismene gerichtet, welcher sie damit ihr Zaudern vorwirft. In „*ᾔδειν*“ hören wir den Sinn jenes heroischen „*ᾔδη . τί δ' οὐκ ἔμελλον*“; (*S. Ant.* 448. Natürlich muss der Schüler die Fabel des Stückes kennen; die unsrigen haben es aufführen sehen.) Endlich bei „wirst du fortfliegen? = so flieg doch fort! *οὐκ ἀποπτήσῃ;*“ lasse ich in Ermangelung von etwas besserem den Gedanken an „Maikäfer flieg!“

zu, womit das Gemütliche oder, wenn man will, das Kindische seine Vertretung gefunden hat*).

In anderen Fällen lassen wir eine Form geradezu in dem Rahmen eines kleinen Sätzchens oder sonst irgendwie äusserlich gestützt auftreten, z. B. γνῶθι σεαυτόν. — ἢ πῖθι ἢ ἄπιθι. — ὁ τρώσας ἰάσεται. — οὐκ ἴσασι διαλέγεσθαι (nämlich die Thebaner, welche Alcibiades deshalb auf das Flötenspiel verweist). — ὁ τετρημένος πίθος (Danaiden). — διδακτὴ ἀρετή (Sokrates und Protagoras). — ῥητὰ καὶ ἄῤῥητα εἴπας (Demosthenes gegen Aeschines). Dabei ergibt sich mitunter als angenehmer Nebengewinn für die Syntax die Construction des betreffenden Verbums, z. B. in „οὐκ ἀποδεδράκασιν ἡμᾶς", was aufgefasst wird als von Cyrus bei Gelegenheit der Flucht von Xenias und Pasion gesprochen (vgl. Anabas. I, 4, 8). Ferner: ἀπείρηκα ἐν τάξει ἰών (An. V, 1, 2). — οὐχ ἁλώσομαι προδοῦσα (vgl. Soph. Ant 46). Solche für die Syntax vorbereitende Winke sind bei gehöriger Beschränkung selbst an sich, ohne Rücksicht auf den Gehalt der durch sie vermittelten Anschauung, empfehlenswert. Beispiele seien: κατέγνωσται Σωκράτους θάνατος. — τί ἐροῦσιν οἱ πολλοὶ ἡμᾶς; — πόσου πέπρανται; πολλοῦ. — μεταμελήσει ὑμῖν τῆς ὕβρεως. Zu dieser Kategorie des syntaktisch Interessanten ist es schliesslich zu rechnen, wenn in der Uebersetzung von Infinitiven, Conjunctiven oder Optativen *aor.* die eigentümliche aoristische Bedeutung der eintretenden Handlung zum Ausdrucke kommt. Da man es bei den Anomala so viel mit Aoristen zu thun hat, so wird es nicht unpassend erscheinen, frühzeitig der richtigen Auffassung jener so charakteristischen und erfahrungsgemäss von den Schülern so oft übersehenen oder missverstandenen Feinheit des Griechischen vorzuarbeiten. Beispiele: Nutzen ziehen, ὄνασθαι (dagegen: Nutzen haben, ὀνίνασθαι). — ärgerlich werden, ἀχθεσθῆναι. — eine Frage stellen, ἐρέσθαι. — eine Wahl treffen, ἑλέσθαι. — eine Bitte äussern, δεηθῆναι. — wenn er eine Geruchswahrnehmung macht, ἐὰν ὀσφρηται. — falls es den Anschein gewänne, εἰ δόξειεν.

Ein nach solchen Gesichtspunkten gearbeiteter Stoff lässt sich den Schülern unschwer und auf verschiedene Art mitteilen, da er ja ganz darauf berechnet ist, denselben entgegenzukommen. Mein Verfahren

---

*) Mag doch selbst Burleskes mit unterlaufen, z. B. „einer der ein Schweinchen aufgegessen hat, κατεδηδοκὼς χοιρίδιον" (von Hermes, Aristoph. Friede, 387) wurde von meinen Leuten mit allgemeiner Heiterkeit begrüsst und entsprechend leicht behalten. Nicht geringeres Vergnügen machten ihnen die bei „διαῤῥαγήσομαι" mitgeteilten Verse: (Kleon) οἴμοι, διαῤῥαγήσομαι. (Wursthändler) καὶ μὴν ἐγὼ οὐ λαρήσω. (Chor) πάρες, πάρες, πρὸς τῶν θεῶν, αὐτῷ διαῤῥαγῆναι (Arist. Ritter, 340). Es handelt sich ja darum, merkbar zu sein, also, wenn möglich, interessant, manchmal seltsam, barok, immer jedoch fasslich und klar.

ist etwa folgendes Von den jeweilig neu zu lernenden Verben werden in der Klasse nach der im voraus festgesetzten Ordnung die einzelnen Formen an der Wandtafel entstehen gelassen, wobei nach den das Merken der Bedeutung erleichternden etymologischen Andeutungen alle Erklärungen gegeben werden, die zu einem Verständniss der betreffenden Bildungen führen können; besonders werden durch Trennungsstriche sorgfältig Stamm und accessorische Elemente geschieden. Wenn es sich um Erlernung von abweichenden Conjugationen handelte, z. B. ἵημι, οἶδα, habe ich zuerst das Ganze soweit nötig hergestellt, in der Grammatik einsehen lassen und dann erst eine Zusammenstellung der schwierigsten und am meisten repräsentierenden Formen für die Musterbeispiele gegeben. Dies geschah aus äusseren Gründen, und es könnte auch hier der umgekehrte Weg eingeschlagen werden *).

Besitzen nun die ausgewählten Beispiele an sich die oben geforderten Eigenschaften auch nur in geringem Grade, so muss wohl selbst ein so spröder Stoff wie eine Klasse Anomala einigermassen anziehend werden. So fehlt es denn auch selten, dass bei mässigem Umfang des Pensums und etwa nach einer kurzen reflectierenden Wiederholung sich ein guter Teil der Schüler, manchmal über die Hälfte, schon einem Examen unterwerfen können. Denselben bleibt sonach zu Hause nur mehr eine entsprechende Befestigung des Neuen übrig, um zu schlagfertigstem, blitzschnellem Antworten gesattelt zu sein, den anderen ist die Arbeit so ausserordentlich erleichtert, dass beim Examinieren in der nächsten Stunde die strengsten Anforderungen gestellt werden können. Jetzt ist die Zeit gekommen, mit dem rechten Nutzen auf die Analyse die Synthese der Grammatik folgen zu lassen, wo der Schüler alles hübsch vorbereitet und geebnet findet. Als vermittelnder Uebergang ist die fruchtbare Uebung zu empfehlen, zu den in der Grammatik aufgezählten Formen eines Verbums die betreffenden Musterbeispiele aus dem Kopf angeben zu lassen.

Doch im Grunde sind dies alles nur Vorübungen, wenn auch noch so unentbehrliche, das eigentliche Ziel ist ja Sicherheit und Leichtigkeit in der praktischen Handhabung der Sprache, also in den Uebersetzungsübungen. Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass ich auch auf diesem Felde eine namhafte Förderung des Schülers bemerkt zu haben glaube, denn sonst hätte ich ja selbst an meinen Voraussetzungen irre werden müssen. Und wie sollte der Schüler auch nicht gefördert werden! Kann er und wird er ja doch in jenem gleich das erstemal frisch und lebendig aufgenommenen Stoff nach einigen durchaus nicht langweiligen,

*) An sich liesse wohl auch das regelmässige Verbum eine ähnliche Behandlung zu. Allein abgesehen davon, dass sich das Bedürfniss weniger fühlbar macht, stehen mir darüber auch keine Erfahrungen zu Gebot.

weil Phantasie und Verstand beschäftigenden Wiederholungen so ganz und gar heimisch werden, dass bei allen späteren Uebungen in zweifelhaften Fällen auf denselben, als auf das absolut Feste, zurückgegangen werden kann. Nebenbei ergibt sich der gewiss hoch anzuschlagende Gewinn, dass gerade das Vorhandensein einer solchen sicheren Grundlage es ermöglicht, sich mit einer geringeren Zahl einzelner Uebungssätze zu begnügen, um früher zur zusammenhängenden Lectüre zu schreiten.

Ein Einwand liegt nahe genug. Könnten denn nicht allenfalls auch die Sätze des Uebungsbuchs zu solcher Geläufigkeit gebracht werden, dass die „Musterbeispiele" überflüssig erschienen? Hierauf näher einzugehen würde mich zu weit führen. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, dass dies schon durch den jetzigen Umfang des von den betreffenden Büchern gebotenen Stoffes ausgeschlossen ist, wenn wir selbst von erschöpfender Vollständigkeit absehen könnten. Da dieselbe jedoch für unseren Zweck unumgänglich ist, so würden jene Abschnitte geradezu ins Ungeheuerliche anschwellen müssen. Man würde keine Zeit finden, solche Massen auch nur zu übersetzen, geschweige denn sie derart zu verarbeiten, dass sie dem Schüler Musterbeispiele in unserem Sinne werden könnten, eine Kernschaar von Hilfstruppen für jedes weitere Vordringen, jeder einzelne Soldat bereit auf das Commando zu kommen und zu gehen.

Da Beispiele doch immer deutlicher sprechen, als alle Worte, so lege ich unten, unmittelbar „aus der Schulmappe" heraus, einige Proben aus meinen „Musterbeispielen" im Zusammenhang vor. Dieselben sind freilich noch gar sehr der Verbesserung fähig, die sich indes allmählich in der Praxis einstellen müsste. Für jede aufgeführte Form eine kurze und schlagende anschauliche „Stütze" (s. oben!) beizubringen, geht beinahe über die Kräfte eines Einzelnen, weil dazu nicht nur eine reiche, jeden Augenblick dem Geiste bis ins Kleinste gegenwärtige Lectüre erforderlich ist, sondern ausserdem noch ein gewisser glücklicher Griff, der sehr häufig schlechterdings nicht gelingen will. Und im besten Falle hätte manches doch nur Anspruch auf individuelle Geltung, weil eben einem anderen die betreffende Anschauung nicht so im Vordergrunde des Bewusstseins stände. Vielleicht würde indessen auch hier Häufung eher schaden als nützen weil verwirren*).

Damit meine Schüler auch den gehörigen Vorteil aus der Gegenüberstellung des Deutschen und Griechischen ziehen, zeige ich ihnen

*) Uebrigens hielte ich es nicht für zu gewagt, bei einer Repetition einmal die Schüler zu beauftragen, dergleichen Beziehungen aus ihrer Phantasie ausfindig zu machen, wobei natürlich die Ansprüche niedrig genug zu stellen wären. Fiele die Ausbeute aus, wie sie wollte: der Stoff, den die Schüler einem lebendigen, concreten Interesse zu lieb durchdacht hätten, würde ihnen eigener, verfügbarer geworden sein.

einen Handgriff, der selbstverständlich scheint, für die Mehrzahl es aber erfahrungsgemäss nicht ist. Man verdeckt die griechische Spalte mit einem entsprechend grossen Papierstreifen, versucht die Uebersetzung der nun allein sichtbaren deutschen Formen zunächst selbständig, um dann langsam herunterrückend zur Bestätigung oder Widerlegung des Selbstgefundenen das Griechische hervortreten zu lassen, wobei es manchmal genügt, nur erst den Wipfel eines hochaufgeschossenen δ oder ϑ zu sehen, um schnell noch auf das Rechte geführt zu werden. Das sind kleinste Kleinigkeiten, für uns aber nicht zu klein, wenn sie auch nur einige Förderung versprechen.

Möge mir die Veröffentlichung des obigen Vorschlags nicht als Aufdringlichkeit ausgelegt werden! Ich glaubte möglicherweise der hohen Sache einen kleinen Dienst zu leisten, der wir alle dienen, der Sache der Jugenderziehung.

Beispiele.

1. Aus dem Abschnitt über *τίθημι* u. s. w.

Lege auf! *aor.*	*ἐπί-θε-ς*
gestatte! *a.*	*ἕφ-ε-ς*
gib ab! *a.*	*ἀπό-δο-ς*
falle ab! *a.*	*ἀπό-στη-θι*
bringe zum Abfall! *a.*	*ἀπό-στη-σο-ν*
greife an! *a.*	*ἐπί-θου*
trachte! *a.*	*ἐφ-οῦ*
verkaufe! *a.*	*ἀπό-δου*
stelle für dich auf! *a.*	*κατά-στη-σα-ι.*

2. Ueber *οἶδα.*

Ihr wisst / wisst!	*(ϝ)ἴσ-τε*
sie wissen ein Gespräch zu führen	*(ϝ)ἴσ-α-σι διαλέγεσθαι*
man muss wissen	*(ϝ)ἰσ-τέον*
scire	*εἰδ-έ-ναι*
möge er wissen!	*εἰδ-ε-ίη*
wenn ihr wisst	*ἐὰν εἰδ-ῆ-τε*
die Wissenden	*οἱ εἰδ-ότ-ες*
er wird wissen	*εἴ-σ-ε-ται*
sciebam	*ᾔδ-ει-ν*
er weiss	*οἶδ-ε*
du weisst	*οἶ-σθα*
sciebas	*ᾔδ-ει-σθα.*

3. Ueber *εἰμί.*

Es, du bist	*ε-ἶ*
ades	*πάρ-ει*

sei! / wisse!	ἴσ-θι
sei zugegen!	πάρ-ισθι
er soll sein, *es-to*!	ἔσ-τω
es-te	ἔσ-τε
es-tis	ἐσ-τέ
adeste / *adestis*	πάρ-εστε
eram	ἦ-ν
aderas	παρ-ῆ-σθα
sie beide waren	ἦσ-την
eratis	ἦ-τε
ero (für älteres *eso*)	ἔσ-ο-μαι
aderit	παρ-έσ-ται
adesse	παρ-εῖ-ναι
**entis*, masc. und neut.	τοῦ ὄ-ντ-ος
die Anwesenden	οἱ παρ-όντες
mögen sie zugegen sein!	παρ-ε-ῖε-ν, παρ-ε-ίη-σαν
wenn sie zugegen sind	ἐὰν παρ-ῶ-σι
man muss zusammen sein	συν-εσ-τέον
wenn ich bin	ἐὰν ὦ
wenn ich sende, lasse, *aor.*	ἐὰν ὧ.

4. Ueber εἶμι.

Ibis	εἶ
abibis	ἄπ-ει
abibimus	ἄπ-ι-μεν
i!	ἴ-θι
abi!	ἄπ-ιθι
eunto!	ἰ-ό-ντων, ἴ-τωσαν
e-u-nt-i	ἰ-ό-ντ-ι
abeuntes	ἀπ-ιόντες
möge ich gehen!	ἰ-ο-ίη-ν
möge er fortgehen!	ἀπ-ί-οι
ab-i-re	ἀπ-ι-έ-ναι
abibat	ἀπ-ή-ει
e-ā-mus („*allons*“)	ἴ-ω-μεν.

5. Ein Teil des Abschnittes über die „Mischklasse“.

Er wurde zum Anführer gewählt	ᾑρ-έ-θη ἄρχων
möge er gewählt werden! *a.*	αἱρ-ε-θε-ίη
er wird ergriffen, gewählt werden	αἱρ-ε-θή-σ-ε-ται
ein Einnehmbarer, Annehmbarer, Wählbarer	αἱρ-ε-τός
tolerabilis	ἀνα-σχ-ε-τός

„vorgetrunken", vertrunken = leichtfertig geopfert, vergeudet sind die Interessen des Staates	προ-πέ-πο-ται τὰ τῆς πόλεως πράγματα
„hinuntergetrunkenes", hinuntergeschlucktes Wasser, *aor.*	κατα-πο-θὲ-ν ὕδωρ
trinkbarer Wein	πο-τὸς οἶνος
esculentus	ἐδ-ε-σ-τός
es wurde aufgegessen	κατ-ηδ-έ-σ-θη
es ist aufgegessen	κατ-ἐδ-ήδ-ε-σ-ται
latum est	ἐν-ήνεκ-ται
einer der ein Schweinchen aufgegessen hat	κατ-εδ-ηδ-ο-κ-ὼς χοιρίδιον
tulisse	ἐν-ηνοχ-έ-ναι
praeterita	τὰ παρ-ελ-ηλυθ-ότ-α
(*vidi*, poet.)	(ὄπ-ωπ-α)
was habt ihr (für einen Eindruck) erlitten von meinen Anklägern?	τί πε-πόνθ-α-τε ὑπὸ τῶν ἐμῶν κατηγόρων;
falls jemand um den Sieg liefe, *a.*	εἴ τις δράμ-οι περὶ νίκης
derjenige welcher sich durch Schönheit auszeichnete	ὁ δι-ενεγκ-ὼν κάλλει
er trug	ἤνεγκ-ε
wenn wir erhalten	ἐὰν σχ-ῶ-μεν
lasst uns darbieten! *a.*	παρά-σχωμεν
möge es sich gut anlassen (verhalten)!	εὖ σχ-ο-ίη
möge er darbieten! *a.*	παρά-σχ-οι
halt ein! *a.*	ἐπί-σχ-ε-ς
qui se praebuit oboedientem, a.	ὁ παρα-σχ-ὼν ἑαυτὸν εὐπειθῆ
du hieltest aus	ἠν-έ-σχ-ου
sequere! a.	σπ-οῦ
nachfolgen, *a*	ἐπι-σπ-έ-σθαι
secutus est, a.	ἕ-σπ-ε-το
sieh (dir an)! *a.*	ἰδ-οῦ
edet	ἔδ-ε-ται
ich werde leiden dieses Schreckliche	πεί-σ-ο-μαι τὸ δεινὸν τοῦτο
wir werden fallen, für den Vater Rache nehmend	πεσ-ού-μεθα πατρὶ τιμωρούμενοι
cursurus	δραμ-ού-μενος, θευ-σ-ό-μενος
ein Wahrscheinlichkeitsberechner dessen was werden wird, geschehen wird (Themistokles)	τοῦ γεν-η-σ-ο-μένου εἰκαστής.

Freising. **Burger.**

Vergleich verschiedener Redeteile im Keltischen und Französischen *).

Mittelst Analogie lässt sich erkennen, dass der grösste, charakteristische Unterschied zwischen dem Lateinischen und dem Keltischen im Gebrauche der Endungen bestand. Beide Sprachen gehörten zwar in die Familie der Flexionalen; doch hatte die phonetische Corruption im Keltischen bereits einen so hohen Grad erreicht, dass die Endung an den Hauptwörtern nicht mehr kenntlich war und nur noch eine Unterscheidungssilbe zwischen Singular und Plural zugelassen wurde. Auch hatte sie bereits die Grenzlinie überschritten, wo die Verarmung an flexionalen Formen andere Mittel zur Abhilfe erheischte, um die verschiedenartigen Verhältnisse zu bezeichnen, welche der menschliche Geist zwischen zwei oder mehreren Gegenständen zu finden gewöhnt ist. Selbst der Unterschied des Geschlechts war durch die Endungen nicht mehr zu erkennen. Desshalb entlehnte der Kelte aus der Mitte seiner Pronomina ein Wort, wodurch er sowol das Geschlecht als auch den Gegenstand selbst bezeichnete. Um aber die Verhältnisse zwischen mehreren Gegenständen klar zu stellen, gewöhnte er sich bald an den Gebrauch von Präpositionen. Zur Zeit der Unterwerfung der keltischen Staaten durch die Römer schien sogar das als Artikel gebrauchte Demonstrativ — Pronomen jene Kraft wieder verloren zu haben, wodurch früher der Gegenstand selbst und dessen Geschlecht bezeichnet wurden.

Die Sprache, es ist wahr, näherte sich hiedurch der Vereinfachung, aber zugleich auch der gänzlichen Verarmung. Das dritte Genus, das sächliche, war in den beiden andern Geschlechtern, dem männlichen und dem weiblichen, beinahe aufgegangen, und anstatt der einstigen Endungen musste sich der Kelte des Artikels und der Präpositionen bedienen.

Mit dem Lateinischen stand es noch anders; dort war eine Fülle von Flexionssilben vorhanden, die Kraft genug besassen, die verschiedenartigsten Verhältnisse zu bezeichnen, und damals mit dem Stamme noch nicht verschmolzen waren. Die lateinische Sprache hatte eben den Gipfel ihrer Ausbildung und Verfeinerung erstiegen. Was den Verfall der keltischen Idiome beschleunigte, war der Nichtbesitz einer geschriebenen Literatur, während die Römersprache eine sehr reichhaltige aufzuweisen hatte und die noch dazu den Ueberwindern der Kelten, somit der Macht und der Gewalt angehörte. Das Keltische war der Willkür eines Jeden ausgesetzt und nicht gegen Verstümmelung gesichert durch Schriftwerke, in denen die Gesetze der Sprache niedergelegt waren. Das Lateinische dagegen konnte sich mit seinen Schriftstellern brüsten, welche es in bestimmte Regeln einzwängten und durch

---

*) Forts. der Studien S. 8 — 13.

syntaktische Gesetze schützten, die jeder gebildete Römer zu übertreten sich scheute. Diese Scheu vor Verletzung einer Sprache Cicero's kannten die halbgebildeten Barbaren der keltischen Staaten nicht. Sie bequemten die lateinischen Wörter ihrer keltischen Aussprache an, machten sich dieselben mundgerecht so viel wie möglich, missachteten die Wortstellung, vernachlässigten den Gebrauch der Endungen und nationalisirten, so zu sagen, die Sprache der Sieger. Auf diese Weise konnten aus derselben verschiedene Dialekte entstehen, die sich später ebenfalls zu selbständigen Literatursprachen erheben sollten. Dabei ist auch nicht zu vergessen, dass im Allgemeinen die römische Sprache durch die verschiedenartigsten Einwanderer den Bewohnern Galliens nicht in ihrer reinsten, sondern allem Anscheine nach in mundartlicher sehr entstellter Form zukam. Der Einfluss der römischen Literatursprache selbst konnte nur bei den gebildeten Ständen von entscheidender Wirkung sein, musste aber die Massen unberührt lassen.

Es erregt Erstaunen, dass eine Sprache wie die der Römer, anfangs auf einen so engen Raum beschränkt, in späteren Zeiten so *grosse* Ausbreitung erlangen und ganz Westeuropa beherrschen konnte. Aber eben diese Ausdehnung sollte ihr Untergang werden, nachdem sie den Keim zur Fortentwicklung der neuen sich bildenden Idiome gelegt hatte. Die vielen fremden Elemente, welche unaufhörlich auf sie eindrangen, konnten nicht ohne zersetzende Wirkung bleiben, wodurch dieselbe in neue Entwicklungsphasen geleitet wurde. Bei diesem Entwicklungsprocesse fiel der Löwenanteil den keltischen Dialekten zu, welche beinahe das Gesammtgebiet der jetzigen romanischen Sprachen inne hatten. Diesem besonders war es bestimmt, dem lateinischen Sprachstrom eine andere Richtung zu geben, ihn sogar in mehrere Arme zu teilen.

Die Kelten besassen ihre eigene Auffassungsart, wie sie jedem selbständigen Volke, jeder Stadt, jedem Dorfe, jeder Familie, ja jedem Individuum eigen ist. Diese Auffassung spiegelte sich auch in ihrer lautlichen Sprache ab, so dass sie die neuen Wörter in ihre alte Sprechweise kleideten.

Als sie durch die materiellen Interessen und die geistige und politische Ueberlegenheit ihrer Eroberer gezwungen wurden, das lateinische Idiom zu erlernen, um mit den eingewanderten Soldaten, Kaufleuten, Beamten und Abenteurern aller Art zu verkehren, genügte es jedenfalls dem gewöhnlichen Volke, die Benennung eines Gegenstandes zu kennen. Um die Abbeugungen und Flexionssilben, deren es in seiner eigenen Sprache so wenig besass, bekümmerte es sich wenig, und geführt durch die auf seine und der Römer Sprache angewandte Analogie, verwarf es diese hemmenden und ermüdenden Suffixe, bemächtigte sich eines dem keltischen Artikel entsprechenden lateinischen Fürworts sowie der

die notwendigsten Beziehungen ausdrückenden Präpositionen, und der Grund zu den künftigen Umgestaltungen war gelegt.

Der bestimmte Artikel der Kelten, wie ihn die Bewohner der Bretagne bewahrt haben, heisst *an* (*ann*) und bleibt in unveränderter Gestalt nur vor den Vokalen und vor *h*, vor der Liquida *n* und den Dentalen *d*, *t*, während er vor den übrigen Konsonanten in *ar* übergeht und *n* in *an* vor *l* assimilirt wird, z. B. *an amser*, *le temps*; *an dag*, *la dague*; *ar mor*, *la mer*, *ar beisou*, *l'anneau*, *le bijou*, *al lech*, *le lieu*, *al laou*, *le pou*, *al lot*, *la partie*, *le lot*.

Dieser Artikel ist das keltische Demonstrativ-Pronomen *hen* oder *heni* (*arm.*), *hen*, *hon* (*corn.*), *hun*, *hon* (*cambr.*), welches die Bedeutung des lateinischen *is*, *hic*, oder *ille* besass. Durch die Begriffsähnlichkeit ihres bestimmten Artikels mit dem lateinischen Demonstrativpronomen *ille*, wurden die Kelten veranlasst, das letztere in die neue Sprache aufzunehmen, um die Gegenstände und ihr Geschlecht näher zu bestimmen.

Da dem ungebildeten Barbaren die Endungen zu beschwerlich waren und er sich mit deren Gebrauch nicht zu recht finden konnte, so vernachlässigte er sie beinahe ganz, und bediente sich seiner früheren Methode, das Verhältniss des Genitivs und Dativs auszudrücken. In seiner Muttersprache standen ihm für den ersten Casus *di* = *fr. de* (*cambr. y*, neubret. *euz*), für den andern *da* = *fr à* (*cambr. di*) zur Verfügung Die Präposition *di* gebrauchte er zwar nicht immer zur Bildung des Genitivs, sondern bediente sich oft einer auch im Französischen noch angewandten, im Keltischen nur im Plural üblichen Wortstellung, wie kelt. *roen ster*, *roi des étoiles*, *ê* (=*en*) *bro breton*, *au pays des Bretons*, *fr.*, *Hôtel-Dieu*, *garde-bois* etc. In dieser Hinsicht war das Altfranzösische noch reicher als das heutige Idiom Frankreichs. In einer Menge von Fällen konnte man, ohne dem Verständniss zu schaden, die Präposition des Genitivs entbehren, wie es einige Beispiele zeigen werden: *En l'anti pople Deu*, (*livre des Rois*); *les vermeilles tentes l'empereur Morchufle*, *les tentes vermeilles de l'empreur Murzufle* (*Villh.*); *Estait Renars nies Isengrin*, *Renard était le neveu d'Isengrin*, (*roman du Ren.*)

Traten die Präpositionen *di* und *da* vor den Artikel *an*, *ar*, *al*, so wurden sie mit demselben in ein Wort verschmolzen. Dieses Streben nach Verkürzung und Vereinfachung finden wir auch in der französischen Sprache, wo wir schon in den frühesten Zeiten den Formen *del*, *du*, *dou*, *do*; *al*, *au*; *dels*, *des*, *dez*; *als*, *as*, *aus*, *aux*, begegnen.

Da die beiden Präpositionen *di* und *da* durch Contrahirung mit dem Artikel *an* dasselbe Wort bildeten, so wurde anstatt *di* im Bretonischen *euz* = *cambr. o* oder *oc* gesetzt, welche auch den Begriff des Besitzes und der Abhängigkeit in sich schliessen. Einige Beispiele werden genügen, um die grosse Aehnlichkeit darzutun, welche zwischen der keltischen und französischen Declinationsmethode existirt:

1. Sing. N. u. Acc. *an amser, le temps, G. euz an* (früher *dan*) *amser, du temps. D. dan amzer, au temps.*

   Plur. N. u. Acc. *an amseryou, les temps, G euz an* (früher *dan*) *amseryou, des temps, D. dan amseryou, aux temps.*

2. Sing. N. u. Acc. *ar mor, la mer, G. euz ar mor, de la mer D. dar mor, à la mer.*

   Plur. N. u. Acc. *ar moryou, les mers* etc.

3. Sing. N. u Acc. *al lech, le lieu, G. euz al lech, du lieu, D. dal lech, au lieu.*

   Plur. N. u. Acc. *al lechiou, les lieux* etc.

Für den Artikel bestand im Plural keine eigene Form und nur das Substantiv besass die Kraft in sich, durch Umlaut wie *bran*, Rabe, Pl. *brain* oder durch Anhängung von Endungen eine Mehrheit der Dinge und Personen auszudrücken. Durch obige Beispiele wird uns auch die Aehnlichkeit des Artikels und seiner Declination, welche in Form und Bedeutung, wenn auch nicht in gleichem lautlichen Ausdruck, die heutige französische Sprache mit der keltischen hat, klar ersichtlich, und wir dürfen keck den Schluss ziehen, dass der französische Artikel seine Existenz und Fortentwicklung nur dem keltischen zu verdanken hat, und nicht blos aus einer Caprice jener Völker entstanden ist. Es war das innere Fühlen und Denken, welches selbst in diesem kleinen Wörtchen Ausdruck fand. Wol könnte man hier entgegnen, dass die heutigen Römer und Italiener ebenfalls einen Artikel haben und die Präpositionen *di*, *à* oder *ad* und *da* zur Casusbildung gebrauchen; aber dies wäre nicht stichhaltig, sondern im Gegenteil ein noch grösserer Beweis des zersetzenden Einflusses der keltischen Dialekte. Das römische Reich hatte eine zu grosse Anzahl fremdsprachlicher Völker in sich aufgenommen, um von jeder Mischung bewahrt zu bleiben. Da nun der ganze Occident, Oberitalien, Gallien, Spanien, Britannien und Irland im Besitze keltischer Völker war, so ist auch zu vermuten, dass bei der vor sich gehenden Mischung der Rassen, und somit auch der Sprachen, die Kelten das meiste zur Veränderung der Sprache beitrugen. Hätte dies und die spätere Völkerwanderung nicht statt gefunden, so wäre die lateinische Sprache sicherlich in reinerer Form auf uns gekommen. Aber was die eigenen Völker des Römerreiches nur langsam und unbewusst vollbrachten, geschah rascher und wirkungsvoller unter der Herrschaft der Barbaren. Selbst die griechische Sprache verlor durch jene Ereignisse einen Teil ihrer Schönheit.

Die keltische Sprache kannte aber nicht nur einen bestimmten, sondern auch einen unbestimmten Artikel *un* (*eunn*), welcher im spätern Bretonischen durch lautliche Aehnlichkeit mit dem bestimmten Artikel zusammenfiel und aus der Sprache verschwand, jedoch bis zum 12. Jahrhundert existirte. Ein solcher war der lateinischen Sprache völlig un-

bekannt, und wenn auch das heutige französische *un*, *une* das lateinische *unus*, *una* ist, so ist es doch nichts anderes als eine wörtliche und lautliche Uebertragung. Selbst die Aussprache von französisch *un* besteht in demselben Laute der auch dem keltischen Worte eigentümlich ist.

Wie beim Definit-Artikel werden auch hier die Präpositionen *euz* (früher *di*) und *da* zur Bildung des Genitivs und Dativs verwendet, wobei die Liquida *n* denselben Veränderungen wie im bestimmten Artikel unterliegt, so dass man in den beiden Casus *euz un*, *euz ur*, *euz ul*, und *dun*, *dur*, *dul* erhält.

Was die Herkunft des französischen Teilungsartikels betrifft, so lässt sich weder im Lateinischen noch im Keltischen eine Spur auffinden. Es war dies jedenfalls nur ein Auskunftsmittel, welches den sich romanisirenden Völkern unwillkürlich sich aufdrängte, um den Teil von dem Ganzen unterscheiden zu können. Wenn sie *del pain* = *du pain*, „von dem Brode" sagten, so war es zum Unterschiede von *le pain* das Brod im bestimmten und allgemeinen Sinn; und was hier für einen Ausdruck gilt, gilt nicht minder für die übrigen. Wenn aber vor einem Adjectiv, im partitiven Sinne, nur die Präposition *de* ihre Stellung zu behaupten wusste, so ist das Wegfallen des Artikels nur dem Adjectiv beizumessen, da dasselbe den betreffenden Gegenstand bereits näher bezeichnet und der volle Teilungsartikel in solchen Ausdrücken überflüssig wird. Es scheint mir denn auch, dass dieser partitive Artikel anfangs nur ein notdürftiges Mittel jener Völker war, welche bei den ersten Sprechversuchen im neuen Idiom ihre Begriffe deutlicher ausdrücken und verständlicher machen wollten, und dass erst später, nach dem sie einigermassen die Unbehülflichkeit in der Ausdrucksweise verloren und eine grössere Gewandtheit erlangt hatten, derselbe durch die stete Fortentwicklung der Sprache jene Bedeutung erwarb, welche er noch heute besitzt.

Wenn nun auch von dem Vorhandensein des Teilungsartikels im Keltischen nicht die geringste Spur zu entdecken ist, so können wir nicht dasselbe über die partitive Präposition *de* = *a* sagen. Diese finden wir besonders in der Zusammensetzung der Hauptwörter wie: *den a laes*, *homme de lois*; *den a choas hac a stat*, *homme de lettres et de naissance*; — *petra a mat a gra*, *quelle chose de bon fait-il?*

Im Französischen steht nach *plein*, *pleine*, voll, immer die Präposition *de*, was wir auch in der Sprache der alten Gallier wahrnehmen, welche nach *leun* die Präposition *a* = *de* setzten, und noch heute in den meisten keltischen Dialekten vorkommt, wie: *leun a squient*, *plein de sciences*, *leun a gracc*, *plein de grâce* (*Zeuss*. II. *ed. fasc.* II p. 930)

Ein anderes Adjectiv, bei welchem in den beiden Sprachen auch noch Uebereinstimmung herrscht, ist *glan*, *pur* z. B. *glan off a wos*, *je suis pur de sang*, *glan a bub fylte*, *pur de toutes immondices.*

Nach den Zeitwörtern pflegt der Franzose *de* zu setzen, wenn das vom Verbum abhängige Wort im Genitivverhältniss steht und nur den Teil eines Ganzen ausdrücken soll. In solchem Falle gebraucht der Kelte der Bretagne *a* und der Kymeer Englands *o*, welche beide die Bedeutung des französischen *de* besitzen: *diwallu y march o wellt ac yt, pourvoir le cheval de litière et de blé.*

De respective *a* oder *o* stehen in dem einen wie in dem andern Idiom nach den Wörtern, welche eine Menge, ein Mass oder Gewicht bezeichnen: *amylder o amryuael anregyon, une foule de divers présents*; *Kyflawnder o lewenyd, une abondance de plaisirs*; *talym o uara gwynn, un morceau de pain blanc*; — *Kerwynet o dyfyr oer, une cuve d'eau froide; dwy dorth o vara cann, deux miches de pain blanc.*

Ausserdem gibt es im Französischen noch unbestimmte Zahladverbien, welche ebenfalls die Präposition *de* nach sich verlangen. Diesen Gebrauch könnte man auch auf das Lateinische zurückführen, wo bei solchen Adverbien der Genitiv stehen muss, wie *satis mali*, genug des Uebels, aber auch für diesen Fall finden wir analoge Anhaltspunkte in der Keltensprache, wo wir Beispielen wie: *digawn o drwc (cambr.), assez de mal, cals a hirder (bret.), beaucoup de désirs, cals a poanyou (bret.) beaucoup de peines*, und andern ähnlichen begegnen.

Eine Eigentümlichkeit in der Stellung des bestimmten Artikels, welche dem Keltischen ebenso angehört wie dem Französischen, bemerken wir bei *tout, toute, tous, toutes* in der Bedeutung von ganz und alle. Das keltische *oll* enthält nur diese beiden Begriffe, und *oll* sowohl als *tout* verlangen den bestimmten Artikel nach sich, z. B. *ragoll an wlas, pour tout le monde, yn oll an bys, dans toute la terre.*

Diese Stellung des Artikels ist im cambrischen Dialekte noch vorhanden, im bretonischen steht *holl* oder *hol* vor dem Substantiv, ohne durch den Artikel von demselben getrennt zu werden. Wenn dieser Vorgang auch nicht in allen keltischen Dialekten zu beobachten ist, so können wir doch daraus ersehen, dass er ihnen nicht ganz fremd ist, und der ähnliche im Französischen nur durch diese erklärt werden kann. Auch lässt sich dadurch vermuten, dass in der alten gallischen Sprache des Continents derselbe Gebrauch obgewaltet hat, obgleich keine Monumente bis auf uns gekommen sind, durch welche wir ihn nachzuweisen im Stande wären.

Was die Hauptwörter betrifft, so gibt es noch eine grosse Anzahl, welche in das Französische übergegangen sind, aber doch ist dies nicht in dem Masse der Fall, als man es erwarten sollte. Viele derselben können wir zwar nur noch in Uebertragungen entdecken, wie dies besonders bei Verwandtschaftsnamen der Fall ist, z. B. *tad-kaer, beau-père, mam-gaer, belle-mère, breur-kaer, beau-frère, choar-gaer, belle-soeur, map-kaer, beau-fils, merch-gaer, belle-fille.* Das französische

Wort *maman* = *mère* kann auch vom kelt. *mam* Mutter, in Verbindung mit *ma*, mein, hergeleitet werden, anstatt wie Prof. Dietz es tut, vom lateinischen *mamma*.

Wollte der Kelte die Beschaffenheit, die Eigenschaft eines Gegenstandes bezeichnen, so bildete das betreffende Objekt den Hauptbestandteil seines Begriffes, und das die Eigenschaft ausdrückende Adjektiv musste dem Substantiv folgen. Dasselbe Phänomen ist noch heute im Französischen zu beobachten, wenn auch manche Adjektiva ihre Stellung vor dem Substantiv verlangen. Vor dem letztern stehen nur wenige und dies geschieht auch nur aus Wolklangsrücksichten, oder zur Hervorhebung der über den Gegenstand ausgesagten Eigenschaft, oder um den bildlichen Sinn vom wirklichen zu unterscheiden. Wie im heutigen Französischen manche Adjectiva ihren Platz vor dem Substantiv finden, so können wir auch im Keltischen in dieser Hinsicht Analoges entdecken, obwol in diesem Falle das Eigenschaftswort aufhört einen eigenen Bestandteil zu bilden, und mit dem Substantiv so zu sagen in ein Ganzes verwächst, ohne mit demselben in Numerus und Genus übereinzustimmen, z. B. *ann hent braz*, *le grand chemin*, *eur potre fall*, *un méchant garçon*; *sternou alaouret ha dillad ru*, *harnais dorés et habits rouges* (*B.-Brz.*). — *A mein funiou*, *les tendres liens*, *a hir etem*, *un long volant* (*Zeuss*).

Bei den Pronomina herrscht eine grössere Affinität im Gebrauch als in Gestalt und Form. Die keltischen Fürwörter mussten den lateinischen Platz machen, diese aber wieder sich den keltischen Sprach- und Lautgesetzen fügen. Doch enthält auch diese Wortfamilie in dem französischen Idiom noch manches Eigentümliche, dessen Spuren bis auf die Keltensprache zurückführt. Wol wussten die lateinischen Demonstrativ-Pronomina, *hic*, *ille*, *iste*, allein oder miteinander verbunden, sich in der neuen Sprache zu behaupten, aber ihrem Gebrauche blieb doch immer ein Merkmal aus der Keltenzeit anhaften. Um den nähern Gegenstand zu bezeichnen, hat der Franzose *-ci*, der Kelte *-man*, hier; für das entferntere Objekt gebraucht der erstere *là*, der letztere *-nez*, dort. Wir finden somit eine grosse Aehnlichkeit zwischen den Demonstrativ-Pronomina *he-man*, *celui-ci*, *ho-man*, *celle-ci*, und *hen-nez*, *celui-là*, *hon-nez*, *celle-là*. Wird das Pronomen noch von einem Substantiv begleitet, so steht der Artikel *an* vor dem Substantiv, während die Partikeln *man* = *ci*, *se* (*ze*) oder *hont* = *là* nach dem Hauptworte ihren Platz erhalten. Dass der bestimmte Artikel vom Demonstrativ-Pronomen *hen* abstamme, wurde schon früher erwähnt und werden die folgenden Beispiele dies noch näher veranschaulichen: *an tad-man*, *ce père-ci*, *d'an mab-man*, *à ce garçon-ci*, *an tam bara-man*, *ce morceau de pain-ci*, *an tam bara-se*, *ce morceau de pain-là*, *an kaer-hont*, *cette ville-là*, *an dra-man*, *cette chose-ci*, *an dra-se*, *cette chose-là*.

Die Relativ-Pronomina bieten weniger Erwähnenswertes, da es der keltischen Sprache an ausdrucksvollen Formen fehlte und dieselbe sich der Partikel *a*, in verneinenden Sätzen *na*, bediente. Dennoch könnte der Gebrauch von *celui qui* in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu *neb a* stehen, wie in *neb a gar Du*, *celui qui aime Dieu*, *neb a wheleugh why*, *celui que vous cherchez*. Nur der bretonisch-kymrische Dialekt hat noch, ausser *a*, das interrogative *pe* (*p* = lat. *qu*) als Relativpronomen. Die irischen Formen *cia*, *ce*, *ci*, *co*, *cid*, *coich* stehen mit den lateinischen Relativ- und Interrogativ-Pronomina in noch näherer lautlicher Beziehung, mithin auch mit den heutigen französischen.

Im keltischen Dialekte von Wales pflegt in den Casus *obliqui* das zurückzielende Fürwort wegzubleiben, und die Präposition desselben am Ende des Relativsatzes ihre Stelle zu erhalten. Sollte dies nicht eine Bewandtniss mit dem im Englischen stattfindenden Gebrauche haben, wo dasselbe der Fall ist? So vermögen wir aus dem Satze: „*Yng delych yr koet y daethost trwydaw, till you come to the forest you have passed through*", den Einfluss entdecken, den die bretonischen Dialekte auf die englische Sprache ausgeübt haben.

Das irische Indefinitpronomen *cach* ist wol nicht im französischen *chaque* zu suchen, sondern stammt dies letztere, wie es auch Prof. Dietz trefflich nachweist vom provençalischen *quecs* für *quescs* aus dem lateinischen *quisque*. Auch bei dieser Klasse von Pronomina macht sich noch die Wirkung des keltischen Sprachgenius fühlbar. Mehreren französischen Pronomina wird noch der unbestimmte Artikel *un* angehängt. Diesem Gebrauche begegnen wir auch im Keltischen, und so kommt es wol, dass die Gestalt der französischen Indefinit-Pronomina lateinisch ist, nicht aber die Wiedergabe des Begriffes. Der Lateiner kannte nur *aliquis*, *quisque*, und das spätere *qualisquam* nach dem Beispiele von *quisquam* gebildet, aber der Kelte fügte, seinem bisherigen Gebrauche treu bleibend, denselben den unbestimmten Artikel *un* hinzu und so sagte er analog zu seinem *pob un*, oder *cach un*, oder *onan*, *aucun*, *chacun*, *quelqu' un*.

Auch die jetzigen Fürwörter *personne*, *rien*, *on*, lassen sich durch ähnliche Ausdrucksweisen im Keltischen erklären. Für *personne* gebrauchte man *gwr*, für *on* (lat. *homo*), *den*, für *rien* stand *tra* (lat. *rem* = *rien*). Eine analoge Form wie *un tel* findet sich ebenfalls in *un re* vor. Das Wort *même* leitet seinen Ursprung aus dem Lateinischen, seine Stellung und seine Verbindung mit den persönlichen Fürwörtern wurde aber von dem keltischen *hunan* bedingt, welches immer in Begleitung der Personal-Pronomina war, z. B. *ma-hunan*, *moi-même*, *da-hunan*, *toi-même*, *ê-hunan*, oder *en-hunan*, *lui-même*, *hoz-unan*, *nous-mêmes*, *enn oun va-unan*, *en moi-même* (= *en moi moi-même*).

Die Zahlen als Worte sind lateinischer Abstammung, die Zahlungsweise aber trägt unleugbar keltisches Gepräge. Besonders keltisch ist die vigesimale Zählungsart, wie sie in *quatre-vingt*, *quatre-vingt-dix*, *soixante-dix* und in der veralteten und dichterischen Form *six-vingt* noch vorkommt. Im Altfranzösischen war diese Methode noch durchgreifender, wie: *treis vinz*, *tri-ugent* (60), *treis vinz et dis*, *dek ha tri-ugent* (70), *six vinz*, *chwech-ugent* (120), *sept vinz*, *seith-ugent* (140), *huit vinz*, *oith-ugent* (160), etc. Bei der Zwischenzahl wurde immer zehn hinzugezählt, wie es noch stattfindet im Französischen *soixante-dix*, *quatre-vingt-dix*. So haben wir im Kymro-Keltischen, *deugeyn*, (2×20), *deg a deugeyn* ($10 + 2 \times 20$), *deg a phedwarugain* ($10 + 4 \times 20$)

Dinkelsbühl. A. Mayer.

The English language spelled as pronounced with enlarged alphabet of forty letters, a letter for each distinct element in the language by George Withers. London: Trübner & Co. 57 *and* 59, *Ludgate Hill* 1874.

Der Herausgeber dieser verdienstlichen Broschüre hat sich die Aufgabe gesetzt ein erweitertes Alphabet, durch welches Aussprache und Schrift in Uebereinstimmung gebracht werden sollen, dem englischen Publikum anzuempfehlen. Durch Einführung desselben, so glaubt er, werden nicht nur die Leistungen der englischen Schule auf ein höheres Mass geführt werden, sondern es werde auch die englische Sprache selbst eine grössere Verbreitung unter den anderen Nationen finden. Da uns gegenwärtig die Einführung einer neuen Orthographie so lebhaft beschäftigt, möchte es nicht ohne Interesse sein einen Blick nach England zu werfen und zu sehen wie auch dort das Bedürfniss einer Reform vorhanden ist und immer dringendere Forderungen an die Gegenwart stellt.

Nicht zu verkennen ist, dass dort die Durchführung einer der Vernunft entsprechenden Reform ungleich schwieriger ist; denn, da zur Darstellung von 40 Grundlauten nur 26 Zeichen vorhanden sind, von welchen 3 K, Q und X sich als überflüssig erweisen, wird es notwendig neue Zeichen einzuführen und die Gestalt der Schrift zu verändern. Ich will in Kürze versuchen eine Darstellung des so erweiterten Alphabets vorzuführen und die leitenden Gedanken zu reproduciren.

1) Alle überflüssigen oder stummen Buchstaben sind in der Schrift zu vermeiden.

2) Jeder bestimmte einfache Laut soll sein bestimmtes Zeichen haben; stets hat dasselbe Zeichen für denselben Laut zu stehen.

3) Dasselbe Zeichen soll nie zur Darstellung verschiedener Laute dienen.

4) Alle zusammengesetzten Laute sollen nur durch solche Buchstaben dargestellt werden, welche natürlich und notwendig jene Laute hervorbringen, wenn sie richtig in der Ordnung, in der sie stehen, ausgesprochen werden.

In der Einleitung wird in sehr anziehender Weise in einer Reihe von Beispielen das Unlogische und Willkürliche des gegenwärtigen Systemes vor Augen geführt. Auch fehlt diesen Auseinandersetzungen die Würze des Scherzes nicht und man liest z. B, dass ein Geistlicher die englische Orthographie eine Stütze für den Glauben nannte, denn wer einmal erfahren habe, dass *thoug* wie *tho* und *rough* wie *ruf* auszusprechen sei, komme in einen geistigen Zustand, indem er Alles glaube, was man ihm sage. Viele Bemerkungen hervorragender Persönlichkeiten dienen dazu den Forderungen des Verfassers grösseres Gewicht zu verleihen. Prof. Max Müller sagt: *I hope something will be done before long reform the unhistorical, unsystematic, unintelligible, unteachable, but to by no means unamendable, spelling now current in England.*

Prof. Gregory von Edinburgh . . . *I have been more than ever struck with the fact that our orthography is the sole difficulty to foreigners. That difficulty is almost infinite, and checks, to a fearful degree, the progress of foreigners in English (if it do not altogether arrest it), as well as the diffusion of English on the Continent . . . . It is impossible to speak too strongly of the disgust with which our odious orthography inspires foreigners. I met with several who had given up the study of English in despair, and they one and all laid the fault at the right door, and that, namely, of the impossibility of knowing from the spelling how any given word ought to be pronounced.*

D. Thomas Clark, *of Marischal College, Aberdeen:*

The difficulty of reading English is felt not only by foreigners, but unfortunately by a large and most important portion of the community. I fear that a great many who figure in statistical tables as being able to read, possess merely the name, but not the power. Inquire minutely how persons of the working class read, and you will be surprised to find with how many the attainment scarcely extends beyond the half-reading, half-spelling of a person's address or a senteuce. To them the hard spelling of English is a darkening of Knowledge; to them a judicions reformation in the spelling of our language would be an opening up of the fountain of light.

Nachdem in solcher Weise die Notwendigkeit einer Aenderung dargelegt ist, behandelt der Verfasser das griechische und das römische Alphabet in sehr klarer und anziehender Darstellung In einem stürmischen Angriff auf die Pedanten nach der Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften weist der Verfasser nach, dass dieselben alle Schuld an dem Bestehen der gegenwärtigen unglücklichen Heterographie tragen. Der Einfluss des Lateinischen, schreibt er, führte den Gebrauch des römischen Alphabets in die Sprachen der verschiedenen europäischen Völker ein, in welchen das Studium der classischen Litteratur gepflegt wurde. Leider erfuhr das Englische dadurch einen grossen Nachteil; denn, da es eine grössere Anzahl einfacher Laute hatte, als irgend eine andere Sprache, so war der Mangel an Zeichen zum Ausdruck derselben ein sehr grosser und dieses führte zu Combinationen und vielen Willkürlichkeiten. Den grössten Schaden aber fügten die Pedanten der Sprache zu. Von diesen heisst es:

The spirit of pedantry which then universally prevailed, suggested a new use of written language, unknown to the Greeks and Romans, by which these pedants, as far as lay in their power, endeavoured to make achange in its very nature and end, and consequently in the rules by which it was to be governed. They contented that the principal object in spelling ought not to be to guide learners to the true

pronunciation of the words, but to assist the understanding in finding out their meaning, by preserving such letters, and placing them in such order as might best point out their derivation, and recall to mind the words in the original languages (but more particuarlly the Latin) from which they were borrowed and adopted by us.

Nach solchen Auslassungen bringt Withers ein Alphabet in Vorschlag, das nicht vollständig neu ist, sondern in welchem alle Zeichen des gegenwärtigen, allgemein giltigen Systems mit dem Lautwerte, den sie in den meisten Fällen haben, beibehalten sind. Die 17 neu eingeführten Zeichen passen, was Form anlangt, sich den alten vollkommen an, so dass ein Jeder, der ein englisches Buch in der jetzt bestehenden Orthographie zu lesen im Stande ist, sehr leicht auf den den neu eingeführten Zeichen beigelegten Wert geführt wird. So wird beispielsweise der mit a² bei Walker bezeichnete Laut durch das angelsächsische *a* dargestellt, e¹ durch das griechische Epsilon, das lange *o* durch ein Omega, *sh* durch Sigma, für *ch* wird hier ein *c* mit einem Häkchen gebraucht; nur für einige Laute für ²*i*, *ou*, *th* weich, *th* scharf, und *zh* werden neue Formen angewendet. Interessant ist es zu erfahren, dass alle in englischen Schulen mit diesem phonetischen Alphabet angestellten Versuche zu überraschend günstigen Resultaten geführt haben. Zahlreiche Zeugnisse von Schulinspectoren und Lehrern lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht nur die Aussprache der Schüler bewies sich als eine bessere und fliessendere, sondern es stellte sich auch heraus, dass durch dasselbe die geistigen Fähigkeiten in bedeutender Weise entwickelt werden, da der Schüler hiebei bald lernt, sich auf eigenes Urteil zu verlassen. Doch wollte man in den Schulen, die das phonetische System einführten, keineswegs die alte Orthographie bei Seite schaffen; in richtiger Würdigung der Wichtigkeit, welche dieselbe sich einmal erworben, liess man beide Systeme in der Weise bestehen, dass mit dem phonetischen der erste Unterricht begann und nach Erlernung desselben auf das gegenwärtige übergegangen wurde. Hierbei brachte die Erfahrung den Beweis, dass der zur Erlernung beider Methoden notwendige Zeitaufwand ein geringerer ist, als der, welchen die Bewältigung der gegenwärtigen erfordert. Alle Berichte über die mit diesem neuen System angestellten Versuche stimmen in diesem Punkte überein und auch dass der Gesammteindruck, welchen Schüler der phonetischen Abteilungen machten, ein weit besserer sei.

Darf ich es sagen? Am liebsten wäre es mir, wenn das alte System vollständig bei Seite gelegt würde *). Denn ich kann nicht glauben, dass alle gefährlichen Wirkungen desselben durch vorhergehende Einübung des phonetischen Systems für den jugendlichen Geist aufgehoben werden. Vielmehr scheint es mir, dass sonst die gut begonnene logische Erziehung zu früh durch das Meer von Ungereimtheiten des alten Systems unterbrochen würde. Auf diese kommende Umgestaltung weise ich mit Freuden hin und wünsche den Bemühungen Herrn Withers und der phonetischen Gesellschaft baldigsten vollkommenen Erfolg.

Kitzingen. **Morgenroth.**

---

*) Ohne zeitweilige Coexistenz des Gulden- und Markfusses schwer denkbar. D. Red.

F. Narr, Dr., Dozent der Physik an der Universität München. Einleitung in die theoretische Mechanik. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1875. XII, 350 S.

Das vorliegende Werk ist zunächst allerdings für Studirende der mathematischen Wissenschaften bestimmt und würde sich demzufolge einer Besprechung in dieser Zeitschrift anscheinend entziehen, da aber andererseits die Gymnasialblätter auch den Interessen der technischen und somit *in specie* auch der Industrieschulen zu dienen bestimmt sind, so halten wir es für eine wahre Pflicht, Lehrer wie auch strebsame Schüler solcher Anstalten auf diese Mechanik eines bayrischen Universitätslehrers aufmerksam zu machen. Es ist ja freilich gerade kein Mangel an trefflichen Systemen der analytischen Mechanik, ja man möchte es vielleicht eher zunächst für ein Wagniss des Verf. halten, zu den Werken eines Poisson, Ohm, Duhamel und in neuester Zeit noch Thomson-Tait, Schell und Kirchhoff ein neues hinzuzufügen. Allein wer den Inhalt dieser Arbeiten kennt und auf der andern Seite auch darüber sich klar ist, was für den Anfänger Bedürfniss ist, der wird kaum anstehen, die Notwendigkeit einer „Einleitung" in die wissenschaftliche Mechanik auch jetzt noch unbedingt zuzugeben, und eine solche ist uns denn eben, wie schon die Aufschrift besagt, in Herrn Narr's Buch geboten. Wir persönlich wüssten dasselbe nur mit einer einzigen Leistung in Paralelle zu stellen, nämlich mit der (von Krebs (1868) in's Deutsche übertragenen) Mechanik von Delaunay, welche ebenfalls die pädagogische Seite entschieden betont; während aber der französische Autor eine compendiöse Darstellung aller mit Mechanik irgend in Beziehung zu setzenden Fragen zu liefern beabsichtigt, beschränkt sich Narr ausschliesslich auf die Bewegungslehre des materiellen Punktes. Mit Recht, denn der Lernende, der sich in diese einmal tüchtig hineingelebt hat, der wird auch in späteren Partieen kaum mehr mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und wenn man auch auf den ersten Augenschein sich wundern möchte, dass der Verf. den stattlichen Raum von 22 Bogen lediglich der Verarbeitung eines anscheinend wenig umfangreichen Materiales gewidmet hat, so wird man nach vollendeter Durchsicht die frühere Anschauung gewiss modificiren und einräumen, dass der Erfolg den Plan des Werkes durchaus gerechtfertigt habe.

In einer umfassenden Einleitung charakterisirt der Verf. den Begriff der Bewegungslehre mit besonderer Hervorhebung der wichtigen Dichotomie Kinematik-Dynamik. Wir möchten nur gelegentlich bemerken, dass der mit ersterem Worte principiell identische Terminus „Phoronomie" nicht, wie man aus unserer Vorlage zu entnehmen geneigt sein könnte, von Ampère, sondern schon ein Jahrhundert früher von dem berühmten Basler Mathematiker Hermann eingeführt worden ist. Abgesehen von der mehr philosophischen Betrachtung über das Wesen der zu lösenden Probleme enthält diese Einleitung eine überaus lichtvolle Darstellung des historischen Entwicklungsganges unserer Wissenschaft. Auch sonst gehören die zahlreich eingestreuten geschichtlichen Durchblicke zu den entschiedenen Vorzügen des Werkes. Herr Narr hat sich, was einem heutigen Schriftsteller Angesichts der trefflichen Vorarbeit eines Dühring, in keiner Weise verübelt werden dürfte, nicht auf die geschichtlichen Werke gestützt, er hat vielmehr die Quellen allenthalben selber zu Rathe gezogen, und zwar nicht allein diejenigen, welche auf der grossen Heerstrasse der Wissenschaft entspringen. Vor Allem

macht die Gründlichkeit einen erfreulichen Eindruck, mit welcher das A B C der modernen Mechanik, Galilei's „Gespräche" (der Dialogo sowohl wie die Discorsi) durchgearbeitet und für den Zweck des Buches ausgenützt wurde.

Die ersten drei Kapitel enthalten die reine Geometrie der Bewegung: I. Allgemeine Charakteristik der Bewegung eines Punktes im Raume; II. Die Aequivalenz der Bewegungen; III. Der veränderliche Charakter der Bewegung eines Punktes. Der erste Abschnitt ist natürlich im Grunde nur ein Exercitium in der Geometrie des Infinitesimalen und konnte an sich nicht viel Neues bieten, allein man wird sich wundern, in wie ansprechender Weise sich hier die scheinbar alltäglichen Begriffe von krummliniger Bewegung, Krümmung und Krümmungscentrum, Normale, ja sogar Zeiteinteilung allmälig herausbilden. Es folgt die Projektion einer Bewegung auf feste Axen, und im Anschluss daran wird sehr nett das Wichtigste über die analytischen Eigenschaften doppeltgekrümmter Curven mitgeteilt. Bei der Entwickelung des Begriffes „gleichförmige" Bewegung wird mit Recht Gewicht auf die sogenannte „Geschwindigkeitscurve" gelegt. Der zweite Abschnitt leitet in höchst allgemeiner Fassung die Möglichkeit her, Bewegungen durch andere zu ersetzen; Roberval's Tangentenmethode, das Parallelogramm und Parallelepiped der Bewegungen und die Zerlegung von solchen nach vorgegebenen Richtungen schliessen sich an. Als entschiedenem Historiker wird dem Verf. die Notiz nicht unangenehm sein, dass ein Deutscher, A. L. F. Meister (im 1. Bande der *Novi Commentarii Gottingenses*) zuerst mit Bestimmtheit es ausgesprochen hat, wie jede willkürliche Ortsveränderung einer Strecke in eine Translation und in eine Drehung sich zerlegen lasse. — Der dritte Abschnitt bringt die „gleichförmig veränderliche" Bewegung des Atoms.

Vor Allem wird man dem Autor zu der weisen Mässigung gratuliren müssen, welche er bei seiner Discussion der kinematischen Fundamentalwahrheiten betätigt hat. Hier lag die Versuchung nur allzunahe, sich in abstrakte rein geometrische Spekulationen zu vertiefen, wie z. B. die Ueberfülle neuer Begriffe und Gedanken, mit welchen Thomson und Tait ihre Kinematik ausgestattet haben, auf manchen Leser ein wenig sinnverwirrend wirken muss. Wir halten es beinahe für ein Glück, dass uns die vorliegende Mechanik nicht wie gewöhnlich von einem Mathematiker, sondern von einem realer und dessbalb auch didaktisch richtiger fühlenden Physiker geboten wurde.

Die Dynamik Narr's zerfällt in zwei Kapitel: IV. Die Grundlinien der Dynamik; V. Spezielle Dynamik eines materiellen Punktes. Ersteres ist nur kurz und enthält principielle Erörterungen über das Wesen der Kräfte, die Hülfsmittel, dieselben mathematisch zu fixiren und die Zusammensetzung von Einzelkräften. Ein höchst gelungener Passus scheint uns die Formulirung des Trägheitsgesetzes zu sein, weil hier nicht allein wie sonst das Wesen der Sache positiv hingestellt, sondern zugleich auf all' die Missdeutungen hingewiesen wird, welche das Axiom möglicherweise erleiden könnte und die es in der That auch bereits erlitten hat.

Weit über die Hälfte des ganzen Buches beansprucht das fünfte Kapitel, welches denn auch in drei umfängliche Unterabteilungen zerfällt ist: A. Statik und Kinetik eines freien materiellen Punktes; B. Statik und Kinetik eines unfreien materiellen Punktes; C. Das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten. Zuerst wird die Statik des Punktes kurz, vielleicht ein wenig zu kurz, abgethan, dann wird das Fundamentaltheorem

$$\text{Beschleunigung} = \frac{d^2 s}{d t^2}$$

hergeleitet; hier hat es uns gefreut, von dem Verf. das Verdienst des wackeren Varignon, des eigentlichen Erfinders dieser fruchtbaren Darstellungsweise, gewahrt zu sehen, dem andere Fachmänner (so z. B. Hermann Klein) durchaus nicht in der erforderlichen Weise gerecht werden. Unmittelbar darauf tritt Herr Narr in die ausführliche Discussion spezieller Probleme ein, indem alle möglichen Attraktionsfälle mit oder ohne Berücksichtigung eines widerstehenden Mediums durchgenommen werden. Die krummlinige Bewegung schliesst sich ungezwungen der geradlinigen an; sehr gelungen ist die Einführung des in diversen Lehrbüchern nicht gerade sehr klar gekennzeichneten Begriffes der Kraftfunktion. Unter den Beispielen spielt natürlich die ballistische und die Planeten-Aufgabe eine Hauptrolle. Die Bewegung eines Punktes auf vorgeschriebenem Wege gibt Veranlassung, die Pendelschwingungen des Genauesten zu betrachten; als Gipfel- und Schlusspunkt erscheint „das direkte Problem der Tautochronen", dessen Behandlung sich der Hauptsache nach an eine Arbeit von Puiseux anschliesst. — Die letzte Unterabteilung, welche sich mit Lagrange's grosser Reformation der Statik befasst, ist vom Verf. offenbar blos als Anhang beigefügt worden, denn sie ermangelt der für die virtuellen Geschwindigkeiten besonders notwendigen Exempel und der historischen Notizen, während doch gerade hier die Entwickelung von Interesse ist, deren Fortschritt Lagrange aus den bei Ubaldi und Galilei sich vorfindenden Keimen bis zu seiner Zeit zu verfolgen vermochte.

Eine didaktische Musterleistung des Narr'schen Buches ist die Behandlung der Paradigmata. Wird auch der Unterrichtete der klaren Darlegung des Verf. mit Vergnügen folgen und sich des historisch-kritischen Materiales freuen, welches er allerorts antrifft, so wird doch besonders der Anfänger das Werk als für sich geschrieben ansehen dürfen. Wer gut differentiiren und mässig integriren kann, wage sich getrost an die Lektüre, denn selbst über die Differentialgleichungen, welche sonst öfters den Stein des Anstosses bilden, wird in diesem Falle auch der Mindergeübte nicht straucheln. Hat man aber Narr's „Einleitung" gelesen und verdaut, dann wird man auch zu Kirchhoff's „Vorlesungen über mathematische Physik" unbesorgt greifen dürfen*)".

Ansbach. S. Günther.

J. Frischauf, Dr., Professor an der Universität Graz. Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik (Grössenlehre). 3. Aufl. Graz, Verlag von Leuschner & Lubensky. 1876. IV. 143 S.

Wir erinnern uns nicht, in einem früheren Jahrgange bereits eine Besprechung des vorstehend genannten Werkchens gelesen zu haben,

*) Die Literaturzeitung der Schlömilch'schen Zeitschrift für Math. und Phys. (3. Heft) bringt eine Recension der „Mechanik von Narr" von Kötteritzsch. Entgegen der Bemerkung von K. daselbst nimmt die Benennung $\frac{1}{2} m v^2$ für „lebendige Kraft" fortwährend zu und ist auch geschichtlich berechtigt. D. Red.

und da ausländische Arbeiten bei uns häufig nicht nach Gebühr gewürdigt zu werden pflegen, so möchten wir nicht verfehlen, auf jenes die Aufmerksamkeit bayrischer Mathematiklehrer zu lenken. Professor Frischauf hat sich seit Langem die zeitgemässe Aufgabe gestellt, alle Zweige der Mathematik in Form kleiner Compendien nach den neuesten Ansichten zn bearbeiten; diesem Bestreben danken „Elemente der Geometrie", eine „Einleitung in die analytische Geometrie" und zwei Abrisse des mathematischen Teiles der Astronomie ihre Entstehung. Die demselben Cyklus angehörige Arithmetik bekundet durch ihre dritte Auflage schon hinlänglich ihre Brauchbarkeit.

Was nun den Inhalt anlangt, so enthält der erste Teil „die arithmetischen Operationen". Die vier Spezies, die Elemente der Zahlentheorie, das geometrische Verhältniss sammt der auch geometrisch illustrirten Lehre von Irrationalen, die Kettenbrüche nehmen die beiden ersten Abschnitte ein. Vortrefflich klar ist die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen abgehandelt; die bezüglichen Seiten dürften wol von manchem älteren Mathematiker im engeren Vaterlande beherzigt werden, der noch immer an die Beweisbarkeit gewisser Fundamentalsätze glaubt. Unser Verf. verleugnet keinen Augenblick den einzig correkten Standpunkt der formalen Arithmetik; wir führen seine kurze Formulirung an, obwol oder weil dieselbe manchem Dogmatiker älterer Schule ein gelindes Grausen erwecken könnte*): „Man kann immer $a^m : a^n = a^{m-n}$ setzen, wenn man $a^0 = 1$ und $a^{-r} = 1 : a^r$ setzt". — Mit besonderer Vorliebe behandelt Frischauf die laterale Erweiterung des Zahlengebietes; hier steigt er sogar zur geometrischen Addition und Subtraktion von Strecken (Aequipollenzencalcul oder Rechnung mit Richtungszahlen) empor. Im vierten Abschnitt werden die Grundzüge des dekadischen Zifferrechnens concis und übersichtlich dargelegt.

Der zweite Teil des Buchs bespricht die bestimmten Gleichungen der ersten vier Grade; von diophantischen Gleichungen werden die des ersten Grades vollständig, die des zweiten nur in einigen leichten und doch charakteristischen Spezialfällen vorgeführt. Hierauf folgt die elementare Reihenlehre, der sich ein offenbar mit Liebe gearbeiteter Abriss der Combinatorik anreiht, in dem auch Determinanten, Interpolation und Probabilität ihre gelegentliche Stelle finden. Drei Anhänge bieten das Wissenswürdigste aus der Lehre von den ganzen Funktionen, der sogenannten politischen Arithmetik und der Theorie der höheren imaginären Grössen, wie es denn ein durchgehender Vorzug der Frischauf'schen Lehrbücher ist, Exkurse in das Grenzgebiet der gerade betrachteten Disciplin zu unternehmen und so die berechtigte Neugier des Lernenden zu wecken.

In dem von den Eigenschaften der Zahlen handelnden Teile haben wir ein paar kleine Anstände zu notiren. Die erfahrungsmässig bei den Schülern beliebten Teilbarkeits-Criterien kommen gar zu kurz weg, dem Buchstaben E möchten wir seine ältere zahlentheoretische

---

*) Wir würden uns diese kleine aggressive Digression nicht gestattet haben, wenn wir uns nicht zu unserem Schrecken überzeugt hätten, dass noch jetzt an einzelnen bayrischen Anstalten Beweise (!) solcher Sätze wie $a^{\frac{m}{n}} = \sqrt[n]{a^m}$ vorgetragen und gelernt werden.

Bedeutung reservirt wissen, und der Beweis des Euclid'schen Lehrsatzes von der Anzahl der Primzahlen ist lückenhaft; Euklides merkt den Fall besonders an, was dann eintreten würde, wenn die Zahl $(P + 1)$ keine Primzahl wäre.

Solche Kleinigkeiten können den Wert des Buches natürlich nicht modificiren Zumal Lehrern und solchen Schülern, die sich selbst ein cursorisches Repetitorium über Arithmetik und Algebra zu halten beabsichtigen, sei dasselbe auf's Angelegentlichste empfohlen

München. S. Günther.

Dr. C. Mehlis, k b. Studienlehrer. Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Erste Abteilung Leipzig. Dunker und Humblot 1875. — Zweite Abteilung 1876.

Schon der Reichtum des Quellenmaterials und der Hilfsmittel sowie die fast zu grosse Ausführlichkeit bei der Angabe derselben — es sind nämlich dazu von den 75 Seiten der ersten Abteilung nicht weniger als 32 Seiten verwendet — lässt uns ein gelehrtes Werk vermuten.

Die weiten Begriffe des Titelblattes beschränkt der V. schon in seiner Einleitung. Unter „ältesten Zeiten" will er „die Periode vom Auftreten Cäsars am Rheine bis zum Erlöschen des römischen Sternes am Rheine" verstanden haben. Auch das Wort „Rheinlande" gibt er auf und setzt dafür den engeren, aber unbestimmteren Begriff „Pfalz". Aber auch diese geographische Bezeichnung wird noch begrenzt durch die Bemerkung, dass nur die Gebiete des alten Wormser- und Speiergaues ins Auge gefasst werden sollen.

Die erste Abteilung umfasst fünf Studien: In der ersten gelangt H. Dr. Mehlis zu dem Resultate, dass im ersten Jahrhundert v. Chr. ein allgemeiner Vorstoss suebischer Stämme erfolgte, was kurz vor Cäsars Eintreffen in Gallien das Zurückweichen der Helvetier nach Südosten und der Bojer nach Süden zur Folge hatte. — Auffallend erscheint, dass der V. den Ariovist für einen Führer von Geleitschaaren hält, der erst später zu dem Range eines Oberfeldherrn gekommen sei. Dass Ariovist wie andere Germanen um Sold (*mercede* bei Cäsar) über den Rhein ging, findet sich bei Cäsar nicht; es müsste denn darunter der dritte Teil des Sequanergebietes verstanden sein, das er sich für seine Unterthanen erzwang. Dass er Anführer von den bei Cäsar erwähnten 15000 Mann gewesen sei, die zuerst den Rhein überschritten, gibt uns C. ebenfalls nicht an. Dass er in der bekannten Entscheidungsschlacht dem C. ein so grosses Völkergemisch entgegegenstellen konnte, lässt ihn uns gerade als einen mächtigen, angesehenen König erkennen. Nicht für einen „abenteuernden" Germanen, wie ihn sein Gegner nennt, sondern für einen weit berühmten germanischen König sprechen auch die grossen Verbindungen des Ariovist, sowie seine Convenienzheirat mit der Schwester des norischen Königs Vocio Uebrigens nennt ihn sein grosser Gegner selbst einen „*rex Germanorum*".

In der zweiten Studie behandelt der V. die Vangionen, Nemeter und Triboccher im Besitze des linken Rheinufers und sucht darin den Beweis zu führen, dass die Tr. schon zu Cäsars Zeit auf dem linken Rheinufer sassen, während die V. und N. erst nach Cäsars Abzug dort-

hin eingewandert seien. Hier ist der V., auch mit Zeuss, an den er sich sonst so gerne anschliesst, im Widerspruche, nicht überzeugend.

Das dritte Kapitel bespricht die Einrichtung einer röm. Provinz am Mittelrheine, die Einteilung und Grenzen des linkrheinischen Germaniens und die Statthalter in demselben.

In der vierten Studie wird der von Zeuss rectificierte Text des Ptolomäus für die Bestimmung der Lage der ältesten Städte in den Rheinlanden angenommen, die Städtenamen werden etymologisch betrachtet und durch eingehende Behandlung der geographischen Länge und Breite in jetzigen Städtenamen gefunden.

Im fünften Abschnitte werden die Namen der Vangionen, Nemeter und Tribocchi in der von Zeuss angedeuteten Weise weiter untersucht und der Beweis geliefert, dass schon in den ältesten Zeiten deutscher Geschichte deutsche Völker das linke Rheinufer von Basel bis Mainz inne hatten. —

In der zweiten Abteilung werden die Ringmauern bei Dürkheim und deren Umgebung, sowie die bei Ausgrabungen gemachten Funde behandelt. Die fünf beigegebenen lithographischen Tafeln tragen zum Verständniss des Ganzen wesentlich bei. —

Die Erbauung dieser Ringmauern setzt der V. auf Grund der gemachten Funde und der Beschaffenheit des Baues in die Mitte zwischen die Stein- und Broncezeit.

Die Erd- und Steinlöcher, die sich in der Umgebung der Befestigung finden, hält H. Dr. Mehlis für die Wohnungen der Erbauer dieser Ringmauern. Wir können ihm hierin ebensowenig beistimmen, wie in der Hypothese, dass Nemeter und Vangionen die Erbauer gewesen seien; denn Troglodyten erbauen sich keine Ringmauern und Ringwälle; sie errichten, da ihnen noch der Gemeinsinn mangelt, keine Stammesfestung; sie schliessen sich keinem grösseren Völkerbunde an, um unter einem einzigen Führer (Ariovist! vid. Cäsar I, 51) gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen; endlich hätte uns Cäsar gewiss davon Nachricht gegeben, wenn er es mit Völkern von so ganz niedriger Kulturstufe zu thun gehabt hätte. — Hätte übrigens der V in Bezug auf „die Erdlöcher" auf die angezogene Stelle des Tacitus (Germ. c. 16) mehr Gewicht gelegt, so hätte er nicht schreiben können: „Drohte kein Feind, so wohnten sie . . . . . ausserhalb des Walles in viereckigen, kammerartig an einander gefügten Löchern. . . . Bei Feindesnähe zog man sich *intra parietes*, innerhalb des Walles zurück".

In Bezug auf die Erbauer der Ringmauer aber wird man wol, wenn keine andere Wahl bleibt, sich zur anderen Hypothese des V. bequemen müssen, nämlich dass diese monumentalen Reste aus der Zeit stammen, „wo der Celte selbst von Osten anrückend mit vorceltischen Autochthonen im Kampfe um die Rheinebene lag".

Leider ist man bei derartigen Untersuchungen sehr häufig auf Vermutungen angewiesen; doch sollte man hierin nicht zu weit gehen und z. B. behaupten: „Der dünne Broncering kann nur einem Frauenzimmer gehört haben, das ihn beim Mithelfen an dem gemeinsamen Werke verlor".

Landshut. Pistner.

Abécédaire ou premier livre français de l'enfant allemand d'après la méthode intuitive par Dr. J. et E. M Lehmann; Manheim et Strasbourg. J. Bensheimer, Éditeur 1876.

Spelling-Book or first English Book for little learners after the method of intuition by Dr. J and E. M. Lehmann. Manheim and Strasburg. J. Bensheimer 1876.

Ich halte beide Bücher für geeignet, durch die zahlreichen Bilder und die Anordnung des Stoffes bei kleinen Kindern Lust und Liebe zur Sprache zu erregen und denselben einen ziemlich bedeutenden Wörtervorrat nebst der allernötigsten Kenntniss einiger grammatikalischer Regeln zu verschaffen. Da sie aber kaum über das 10. Lebensjahr hinaus benützbar sind, so entziehen sie sich von selbst der Verwendung an Mittelschulen. Als Bemerkung erlaube ich mir beizufügen, dass es gänzlich gegen meine Ueberzeugung ist, mit Kindern vor einer hinreichenden Kenntniss ihrer Muttersprache überhaupt eine fremde Sprache zu betreiben. —

Theoretisches und praktisches Lehrbuch der franz. Grammatik in franz. Sprache verfasst, zum Gebrauch in Real-, Bürger-, Handels- und Gewerbschulen von Dr. J. und E. M. Lehmann. Mannheim und Strassburg. Verlag von J. Bensheimer 1876.

Da ich selbst mehrere Jahre an Gewerb- und Handelsschulen tätig war und z. Z. an einem Realgymnasium wirke, so bin ich mit der Aufgabe, welche an diesen Schulen dem franz. Unterrichte zugewiesen ist, wol vertraut. Es darf vor Allem der formale Sprachunterricht nicht verdrängt und durch einen realen ersetzt werden; es darf der Uebersetzerei nicht der Krieg erklärt werden, wie es im I. C. dieser Grammatik ausgesprochen und versucht wird. Wie soll überhaupt an unsern Mittelschulen, an denen kein einleitender Unterricht im Französischen vorausgeht, die Benützung des I C. dieser in franz. Sprache geschriebenen Grammatik möglich sein? Oder sollen wir etwa vorher das *Abécédaire* des Verfassers gebrauchen? So sehr ich nun im Princip gegen die Art der Behandlung des franz. Unterrichtes bin, wie sie sich in diesem I. C. zeigt, ebenso bereitwillig erkenne ich die Behandlung der einzelnen Abschnitte selbst an. Nur das Auseinanderzerren der einzelnen Zeiten der Zeitwörter und hinwiederum die gleichzeitige Behandlung gerade jener Zeiten, die in gar keinem Zusammenhang stehen (*Présent*, *Participe Passé* und *Futur*) sind zu missbilligen. — Ganz anders tritt mir der II. C. entgegen. Hier verwandelt sich jener der Uebersetzerei im I. C. erklärte Krieg in eine wahre Uebersetzungslust. Die Stücke sind sehr zahlreich, belehrend und gut zum Schweren fortschreitend geordnet, aber nach meiner vollen Ueberzeugung für jene Schüler zu schwierig, welche vorher den I. C. derselben Verfasser benützt haben. —

München, 1876. Dr. J. Wallner.

1) *The Eskdale Herd-Boy by Lady Stoddart (Mrs. Blackford).* Zum Uebersetzen in das Deutsche bearbeitet von J. Morris. 3. Ausgabe. Berlin. Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung. 1876.

Diese anziehende Erzählung ist leicht verständlich und scheint mir ganz geeignet für niedere Klassen. In den Anmerkungen gibt der Herausgeber die Uebersetzung mancher englischen Ausdrücke. Die Beifügung des Infinitivs zu jedem unregelmässigen Zeitwort kann ich nicht billigen, da ich voraussetze, dass mit der Lektüre eines zusammenhängenden Stückes erst begonnen werde, wenn der Schüler die Formenlehre vollständig inne hat. Zum Schluss ist ein Vocabularium für jede Seite beigefügt. Ich bleibe bei der schon öfters von mir vertretenen Ansicht, dass ein alphabetisches Wörterverzeichniss, wenn auch etwas unbequemer, nützlicher sei.

2) Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten mit einem vollständigen Wörterbuche von Georg Storme, am Lyceum I zu Hannover. Hannover, Carl Meyer 1876.

Die reichhaltige Auswahl und gute Anordnung des Stoffes sowol, als der deutliche Druck empfelen dieses Lesebuch. Das Wörterverzeichniss am Schluss ist in alphabetischer Ordnung. Um dem Schüler anfangs das Aufschlagen der Wörter zu erleichtern, ist in der I. Abteilung bei den unregelmässigen Zeitwörtern auf den Infinitiv hingewiesen, was ich, wie immer, missbillige. Bei dem grössten Teile der Eigennamen geben die Anmerkungen kurz die historischen Data.

3) Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische von Georg Storme, Lyceum I. Hannover. 2. Auflage. Hannover, Carl Meyer 1876.

Dieses Uebungsbuch, welches geeignet ist, den Schüler vom Leichteren zum Schwereren fortzuführen, ist sicher vielen Lehrern willkommen, da die bis jetzt vorhandenen guten Uebungsbücher (z. B. Herrig, oder Bandow's Charakterbilder etc.) doch dem grössten Teile ihres Inhaltes nach zu schwierig sind, um gleich nach Erlernung der Grammatik gebraucht zu werden.

München. Dr. J. Wallner.

---

1) *A Christmas Carol by Dickens.* Mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Schmidt, Direktor des Viktoria-Instituts zu Falkenberg in der Mark. Freienwalde a. d. O., Dräseke. 1876.

Die vorliegende Lehrer- und Schülerausgabe des *A. Christmas Carol* bildet je das 1. Bändchen zu einer Reihe von Ausgaben klassischer Werke der englischen Literatur, wodurch der Verfasser das

Verständniss derselben möglich zu machen gedenkt. Wenn ihm dieses in den folgenden Bändchen ebensogut, wie in diesem ersten, gelingt, so werde ich freudig, teils für mich selbst, teils für meine Schüler, die so bearbeitete Sammlung mustergiltiger Dichter und Prosaiker begrüssen. Die Einleitung (zur Lehrer-Ausgabe) und die erklärenden Anmerkungen sind mit grosser Genauigkeit verfasst.

2) Praktischer Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache von J. Houben, Oberlehrer am Gymnasium zu Trier. 2. Kursus. 2. Auflage. Trier, Groppe 1876.

Dieses Uebungsbuch ist für die Quarta, Unter- und Obertertia bestimmt und nimmt stets Bezug auf die Schulgrammatik von Knebel. Die Beispiele sind gut gewählt. Ein empfehlender Vorzug ist, dass bei Angabe der Wörter zu den einzelnen Paragraphen unten das lat. Stammwort gegeben ist. Im Uebrigen bin ich ausser Stande, den Lehrgang als solchen zu beurteilen, da mir der I. Kursus nicht zugekommen ist.

München. Dr. Jos. Wallner.

Wie oberflächlich oft gearbeitet und nachgearbeitet wird, mag aus dem Folgenden erhellen. 1. I, c. 16 3. 3 bemerkt Weissenborn: „*salvere*, als Gott begrüssen, anrufen, c. 7. 10." Natürlich meinen *die* Schüler, *salvere* sei verb. trans., wodurch ihnen die Lösung der Schwierigkeit noch mehr erschwert wird Tücking: „*salvere* begrüssen, anrufen. Man sagte: *salve deus*." Müller: „*salvere*, als Gott begrüssen, und verehren („*salve*"), s. c. 7. 10." Also wie Weiss., setzt aber, um den Schüler recht irre zu führen noch hinzu) „Ebenso *salutare* z. B. 30, 17, 6. 38, 51, 8." Das Richtige ist: *salvere iubent* = begrüssen (sagen: „*salve*")

Literarische Notizen.

Abriss der deutschen Literaturgeschichte von Ulfilas bis Uhland. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer, Berlin, Ad Stubenrauch 1876 31 S. in 8. Pr. 40 Pf. Ein gedrängter, kurzgefasster Leitfaden, dazu bestimmt, bei den Vorträgen über Literaturgeschichte zu Grunde gelegt oder bei der Repetition des Gelernten verwendet zu werden, der Hauptsache nach ein Werk des Prof. Dr. Dittenberger.

Uebersicht der deutschen Metrik und Poetik zum Gebrauche an höheren Lehranstalten von Dr. J. B. Peters. 2. Aufl. Berlin, Jul. Springer. 1876. 59 Seiten in kl. 8. Bietet das Notwendigste von der Theorie, durch Beispiele veranschaulicht.

Berichtigung.*)

Der Herr Subrector Wirth in Wunsiedel hat auf S. 104 dieses Bandes behauptet: „Collega Th. hat gegen die Ueberweg'sche Theorie verschiedene Autoritäten in's Treffen geführt."

*) für die Redaktion ist die Controverse mit Nachstehenden abgethan.

Anstatt ‚Ueberweg'sche Theorie' muss es heissen: ‚Wirth'sche Theorie.'
Nachweisung. Ueberweg führt S. 149 seines „Systems der Logik" (2 Aufl. 1865) das Urteil an: „Jeder Mensch ist seiner Race nach entweder Kaukasier, oder etc." und bemerkt zu demselben wörtlich: „Das Kaukasiersein etc. ist das wahre Prädicat" Folglich ist, nach Ueberweg, in dem Satze „*Mensa est rotunda*" das wahre Prädicat: das Rundsein.
Der Herr Subrector Wirth dagegen hat (XI, 18) buchstäblich drucken lassen: „Also den Satz *mensa est rotunda* möchte ich als erweiterten und *est* als Prädicat betrachtet wissen."
Ich bedaure aufrichtig, dass Ueberweg bereits a⁰. 1871 verstorben ist, mithin nicht mehr darüber befragt werden kann, ob er in der Wirth'schen Theorie die seinige widererkenne.

München, 30. April 1876. Aug. Thenn.

Die von Herrn Th. unvollständig angeführte Stelle aus Ueberweg's System der Logik heisst vollständig: „Das Kaukasiersein etc. ist das wahre Prädikat; der Ausdruck der Copula liegt nur in der Flexion wodurch aus der Form sein die Form ist geworden ist." Und S. 145 sagt Ü.: „Die Copula liegt in jedem Falle nur in der Flexionsform; denn auch das Hültsverbum sein gehört mit zum Prädikate und ist nicht, wie gewöhnlich, aber mit Unrecht geschieht, selbst als grammatische Copula anzusehen etc." Diese beiden Stellen beweisen doch wohl klar genug, dass, Ueberweg das *esse* als prädikathaltig ansieht, wenn es auch nur einen Theil des logischen Prädikats ausdrückt.
Sobald man aber einmal *esse* als ein prädikathaltiges, einen Theil des P.'s in sich fassendes Verbum anerkennt, so kann man ihm auch die Geltung des Hauptverbums nicht mehr streitig machen und muss das Prädikatsnomen als eine Entwickelung des Hauptverbums ansehen. In den beiden Sätzen: „Der Tisch ist rund" und: „Das Pferd läuft schnell" sind „Rundsein" und „Schnellllaufen" die logischen Prädikate. Hauptverba aber (-grammatische Prädikate) sind ist und „läuft. Wer dies behauptet, hat eine ziemlich einfache Consequenz aus Ueberweg's Theorie von der Copula gezogen, nicht aber selbst eine neue Theorie aufgestellt.

Wunsiedel, 2. Mai 1876. Wirth.

Auszüge.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 9.

I. Der Unterricht in der griech. Formenlehre. Von Dr. Eichler. Der Schüler müsse zur Auffindung der Gesetze angehalten werden; dies könne ohne Heranziehung der Sprachvergleichung geschehen. — Ueber den Gesangunterricht auf höheren Schulen. Von Dr. v. Jan. — Zu Vergil. Von A. du Mesnil. Behandelt *Aen.* XI. 222. ff. XII. 515. XII. 217. 434. 591. 604. — Zu *Tibull.* III. 6. 17. Von demselben.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 7.

I. Ueber den Gang des harpalischen Processes und das Verhalten des Demosthenes zu demselben. Von J. Rohrmoser. Den Demosthenes treffe der Vorwurf gemeiner Bestechung nicht; dagegen trage er die Verantwortung für die 20 Talente, welche er aus dem harpalischen Schatze

zu Staatszwecken verwendet. — Ein Fragment des Heraklit. Von Al. Goldbacher. — Zur Bestimmung der Abfassungszeit und Herausgabe des *Carmen paschale* des Sedulius. Von Joh. Huemer. Das Werk sei um die Mitte des 5. Jhrhdts. verfasst, aber erst 495 (494) nach dem Tode des Dichters durch Turcius Asterius Rufius herausgegeben worden.

Statistisches.

Ernannt: Studl. P. Maurus Buchert am Ludw.-G. in München zum Gymn.-Prof. daselbst; Ass. Dr. Schepss in Ansbach zum Studl. in Dinkelsbühl; Ass. Reuter in Ansbach zum Subrektor in Gunzenhausen; Ass. Heuberger in Amberg zum Studl. in Schwabach; Ass. Pöllinger in Straubing zum Studl. in Rothenburg a. T.; zum Realienlehrer an der Kreisgewerbschule in Kaiserslautern der Lhrtskdt. L. Geiler; zum Lehrer für den Zeichen- und Modellierunterricht an der Gewerbschule in Bamberg der Verweser Schmidt; zu Lehramtsverwesern für Naturgeschichte und Chemie an den Gewerbschulen in Eichstätt und Neumarkt die Assistenten Friedl und Dr. Heut; Ass. O. Hoffmann am Realgymnasium in M. zum Studl. daselbst; Lhrtskdt. Riegel zum Zeichnungslehrer an der Gewerbschule in Würzburg; Ass. Franziszi in Speier und der Lehrer an der Gewerbschule in Bamberg Voss zu Studienlehrern am Realgymn. in Speier; die Ass. Reissermayer und Sedelmayer am Realgymn. in Regensburg zu Studienlehrern daselbst; Studl. Nusch in Speier zum Gymn.-Prof. daselbst; Privatdocent Dr. Günther in München zum Mathematik-Professor in Ansbach; Prof. v. Pessl in Amberg zum Lyc.-Rektor in Dilingen; Ass. Fürtner in Speier zum Studl. in Edenkoben; Ass. Gürthofer in Freising zum Studl. in Landau.

Versetzt: Studl. Dr. Ortner von Schweinfurt nach München (Ludw.-Gymn.); Studl. Kern von Memmingen nach Schweinfurt; Studl. Dr. Neudecker von Landau nach Würzburg (Realgymn.); der Zeichnungslehrer an der Gewerbschule in Dinkelsbühl Pohlig an die Kreisgewerbschule in Augsburg; der Mathematiklehrer Schülen von der Gewerbschule in Wunsiedl an die Kreisgewerbschule in Nürnberg; der Mathematiklehrer Dietsch von der Gewerbschule in Eichstädt an die Gewerbschule in Erlangen; der Lehrer an der Gewerbschule in Kitzingen Morgenroth an das Realgymnasium in Würzburg; Studl. H. Welzhofer von Schwabach ans Realgymnasium nach München; Studl. Dietsch von Rothenburg a. T. ans Realgymnasium in Augsburg; Studl. Weger in Windsheim nach Memmingen; Prof. Schröder von Ansbach nach Nürnberg.

Quiesciert: Prof. Heumann am Max-Gymn. in München; Studl. Scherer in Edenkoben.

Gestorben: Rektor Kemmer in Bamberg.

S. 284 Z. 28 ist zu lesen: in ihr östlich vom Rhein und der Yssel gelegenes Gebiet zurückzukehren. Diese Länder heissen heute Flandern, Seeland oder Holland.

Gedruckt bei J. Gotteswinter &. Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Die römischen Plebeier.

Gegenwärtige Abhandlung befasst sich nicht mit den gesammten Verhältnissen der Plebeier, sondern beschränkt sich wesentlich auf folgende drei Fragen: 1) Seit welcher Zeit gibt es im alten Rom Plebeier? 2) Waren dieselben in den Tribus und Curien? 3) Können sie aus den Clienten hervorgegangen sein?

Es nehmen nämlich die alten Schriftsteller, namentlich Livius und Dionys von Halicarnass, seit Gründung der Stadt Plebeier an und bezeichnen sie von Anfang an als römische Bürger, während sie mehrere neuere Altertumsforscher erst geraume Zeit nachher auftreten lassen und zwar anfangs noch ohne Bürgerrecht.

Da nun diese letztere Auffassung in fast allen neueren Geschichtswerken Eingang gefunden hat, da ferner die Lösung obiger Fragen auch von grosser Bedeutung für die Erklärung gar mancher alten Schriftsteller ist, so scheint mir eine weitere Erörterung darüber gar wol noch am Platze zu sein, trotzdem dass es Lange (Röm. Altertümer I. Bd. S. 249) für ganz ungerechtfertigt hält, wenn in neuerer Zeit Gerlach und Bachofen nebst Bröcker, deren Schriften mir indess nicht in die Hände gekommen sind, obige Annahme des Dionysius für beglaubigte Geschichte ausgeben.

Ehe ich aber auf die zwei ersten Fragen eingehe, muss ich der Gründung Rom's und der dabei obwaltenden Verhältnisse kurz erwähnen. Man wird nicht fehl gehen bei der Annahme, dass schon vor der eigentlichen Gründung der Stadt durch Romulus verschiedene Hügel angesiedelt waren; so sollen sich die Arcadier unter Evander auf dem palatinischen (Dion. I, 31 ff.), etwas später andere Peloponnesier auf dem vormals saturninischen, nun capitolinischen Hügel angebaut haben (Dion. I, 34 ff.). Nach Plinius (Nat. hist. III, 68, 69) war ferner auf dem Janiculus eine Stadt, Antipolis. Dass aber auch der quirinalische Hügel angesiedelt war und zwar vom sabinischen Stamme, ist wol zweifellos (Mommsen, I, S. 49 ff.). — Die Troer und Aeneas liessen sich zuerst in dem von ihnen erbauten Lavinium nieder. Später zogen sie von da aus und bauten gemeinschaftlich mit den Eingebornen Alba Longa (Dion. I, 45: *μετὰ τῶν ἐπιχωρίων περιβάλλονται μείζονα πόλιν*). Darnach erscheint also Alba Longa als eine Colonie der

Trojaner und Latiner. Es ist daher leicht erklärlich, dass Alba das Haupt des latinischen Bundes wurde. Von Alba endlich ging nach Gründung anderer Städte auch eine Colonie unter Anführung des Romulus (und Remus) nach den schon genannten Hügeln an der Tiber ab und legte auf dem Palatinus eine Stadt an, von Romulus Rom genannt. Auch hier waren die Gründer nicht blos Albaner, sondern auch andere Latiner; denn Livius schreibt I, 6: „*et supererat multitudo Albanorum Latinorumque*; *ad id pastores quoque accesserant*".

Bezüglich der ersten und zweiten Frage nun behaupte ich, dass es in Rom seit seiner Gründung durch Romulus Plebeier gegeben hat, und dass dieselben von jeher in den Tribus und Curien, also auch Bürger gewesen sind. Dies soll im Folgenden begründet werden.

1) Gleich beim Auszuge der albanischen Colonie wird das plebeische Element erwähnt. Dionys schreibt nämlich I, 85: Als Romulus und Remus von Alba abgingen, da zog nicht nur eine beträchtliche Anzahl der Vornehmen mit aus (*πεντήκοντα μάλιστ' οἶκοι*), sondern auch viel gemeines Volk (*ἦν δὲ ἐν τούτοις πολὺ μὲν ὥσπερ εἰκὸς ἐν πόλει κινουμένῃ τὸ δημοτικὸν γένος κ. τ. λ.*). —

2) Nach Dion. II, 8 teilt dann Romulus das Volk nach Ständen. Die durch Geschlecht und Tapferkeit Ausgezeichneten scheidet er von den Unberühmten und Geringen. Die ersteren nannte er Väter (*πατέρες*) — entweder weil sie älter waren, oder weil sie Kinder hatten (gewiss nicht alle! Siehe z. B. Liv. I, 9), oder wegen ihres Geschlechtsadels, oder wegen aller dieser Dinge zugleich, meint Dionys —, die andern Plebeier (*πληβείους*, bei den Griechen *δημοτικούς*). — Diese Einteilung wird auch bei Livius vom Anfange an festgehalten!

Wenn Dionys hinzufügt: „Der Ersteren Nachkommen wurden Patricier (*πατρίκιοι*) genannt", und Liv. I, 8 schreibt: „*centum creat senatores . . . . patriciique progenies eorum appellati*", so darf man die Sache natürlich nicht so ansehen, als hätte es im Anfange weiter keine Patricier gegeben; denn nach Dion II, 12 wählte Romulus aus den Patriciern (soll wol heissen: aus den Familienhäuptern der Patricier, *patres*) hundert Männer zu Senatoren aus, und diese wurden eigentlich *πατέρες σύγγραφοι* genannt, aber auch schlechtweg *patres*. — Daraus erklärt sich, warum bald die Senatoren, bald alle patricischen Familienhäupter *patres* genannt werden. Daher stammt wol auch das spätere Livianische: „*qui patres quique conscripti essent*" (II, 1). — Auch wählt sich Romulus nach Dion II, 13 eine Leibwache von 300 jungen, kräftigen Männern aus den angesehensten Häusern (*ἐκ τῶν ἐπιφανεστάτων οἴκων*) S. auch Liv. I, 15. a. E. —

3) Nach Dion. II. 9. bestimmt Romulus zwar, die Patricier (*τοὺς εὐπατρίδας*) sollen dem Gottesdienste obliegen, die Aemter bekleiden, Recht sprechen und mit ihm die öffentlichen Angelegenheiten besorgen;

die Plebeier (*δημοτικούς*) dagegen sollen wegen ihrer Geschäfte und Unerfahrenheit mit diesen Dingen nicht belästigt sein, sondern Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe treiben: — aber desshalb sind die Plebeier von der Teilnahme an politischen Angelegenheiten nicht ausgeschlossen; denn Dionys' fährt II, 14, nachdem er die Rechte des Königs und des Senates erwähnt hat, so weiter: „Dem Volke aber (*τῷ δὲ δημοτικῷ πλήθει*) überliess Romulus folgende drei Befugnisse: die Obrigkeiten zu wählen, Gesetze zu beschliessen, über den Krieg zu entscheiden". Natürlich musste der Senat die Beschlüsse gut heissen und der König sie genehmigen; denn es heisst weiter: „Das gesammte Volk (*πᾶς ὁ δῆμος*) stimmte aber nicht auf einmal, sondern nach Curien berufen, ab. Was die Mehrzahl der Curien beschloss, das wurde vor den Senat gebracht." — Da demnach die Senatoren an der Abstimmung in den Curien nicht teilnahmen, so bedeutet *πᾶς ὁ δῆμος* die übrigen Patricier und die Plebeier, welche letztere noch besonders in *τὸ δημοτικὸν πλῆθος* hervorgehoben sind, wie auch Livius häufig das ganze Volk *populus* nennt und daneben noch die *plebs* erwähnt.

Wenn indessen Dion. II. 9 sagt, dass Romulus die Plebeier auch der Obhut der Patricier anvertraute und jedem aus dem Volksstande erlaubte, sich einen Patron nach Belieben zu wählen, so ist dieses auch so leicht erklärlich, ohne dass man sie nämlich zu Clienten stempelt. Denn da sie in den gottesdienstlichen Gebräuchen und in den Rechtsverhältnissen unerfahren waren, so sollten ihnen hierin die Patricier an die Hand gehen. Es hatten ja nach Dion. II, 11 auch Kolonialstädte und solche, die in Freundschafts- oder Bundesverhältniss mit den Römern standen, zu Rom ihre selbstgewählten Schutzherrn, ohne dass die Einwohner solcher Städte desswegen aufhörten, Bürger zu sein.

4) Zum erstenmale erwähnt Livius die Plebs namentlich beim Jungfrauenraub I 9: „*quasdam forma excellentes primoribus patrum destinatas ex plebe homines . . . . domos deferebant*". Man muss also wol, wenn es bei Liv. I, 8 heisst: „*vocata ad concilium multitudine*" darunter auch Plebeier sich mitinbegriffen denken. — Deutlich werden die Stände schon geschieden Liv. I, 15: „*multitudini tamen gratior fuit Romulus quam patribus, longe ante alios acceptissimus militum animis*". — Hier bedeutet *multitudo* jedenfalls die *plebs*; dann geht aber aus der Stelle auch unzweifelhaft hervor, dass im Heere Plebeier waren. — Damit ist zu vergleichen Liv. I, 16 a. E.: „*mirum quantum illi viro nuntianti haec fides fuerit quamque desiderium Romuli apud plebem exercitumque facta fide immortalitatis lenitum sit*".

5) Ueber den Zuwachs von Aussen unter der Regierung des Romulus sind folgende Stellen besonders bemerkenswerth: Liv I, 8: „*eo (in locum asyli) ex finitimis populis turba omnis sine discrimine, liber an servus esset, ... perfugit*". — Vergl. damit Liv. II, 1: „*quid enim futurum*

fuit, si illa pastorum convenarumque plebs . . . . agitari coepta esset tribuniciis procellis etc. — Und Dionys sagt darüber II, 15: „Romulus errichtete ein Asyl und gab denen, die bei ihm bleiben wollten, das Bürgerrecht (*πολιτείας μετεδίδου*) etc.“ —

Ferner werden nach Dion. II. 35 und 36 (conf. Liv. I, 10 und 11) diejenigen, welche von Caenina und Antemnae sowie von Crustumerium nach Rom übersiedeln, sogleich in die Tribus und Curien aufgenommen (*οὓς εὐθὺς εἰς φυλὰς καὶ φράτρας ὁ βασιλεὺς κατέγραψε*). Es sollen über 3000 gewesen sein. Das waren doch nicht lauter Patricier! — Ebenso nehmen nach Dion. II. 15 Romulus und Titus Tatius 4000 Cameriner in die Curien auf. — Dann besiegte Romulus nach Dion. II. 55 die Vejenter; da nahm er nach dem Friedensschlusse die von den Gefangenen, welche nicht nach Hause zurückkehren wollten, als Bürger auf, verteilte sie unter die Curien und verloste unter sie das Land jenseit der Tiber (*τοὺς δὲ αὐτοῦ μένειν προαιρουμένους . . . . πολίτας ποιησάμενος ταῖς φράτραις ἐπιδιεῖλε κ. τ. λ.*). —

6) Da nach dem Tode des Romulus der Senat die Herrschaft behalten will, so wird das Volk unwillig (Liv. I, 17: *fremere deinde plebs, multiplicatam servitutem* etc.). Darauf gesteht er diesem die Wahl eines Königs zu. Das war der Bürgerschaft (*plebs*, während vorher *populus* steht) so angenehm, dass sie dem Senat die Wahl überliess. — Dionys sagt darüber II, 57: „Als das Volk (*δῆμος*) über den fortwährenden Wechsel der Herrschaft unzufrieden wurde, da beriefen die Senatoren das Volk (*τὸ πλῆθος*) zur Volksversammlung nach Tribus und Curien (*κατὰ φυλάς τε καὶ φράτρας*) etc. — Und II. 60 schreibt er: „*ἐκκλησίας δὲ μετὰ τοῦτο συναχθείσης, ἐν ᾗ διήνεγκαν* (*ὑπὲρ αὐτοῦ*, Numa) *τὰς ψήφους αἱ φυλαὶ κατὰ φράτρας καὶ τῶν πατρικίων ἐπικυρωσάντων τὰ δόξαντα τῷ πλήθει.*“ — Dass bei *πλῆθος* (*multitudo*) vorzüglich an die Plebeier zu denken ist, ist wol zweifellos!

7) Die Plebeier werden ferner auch unter Numa erwähnt bei Liv. I, 20: „*cetera quoque omnia publica privataque sacra pontificis scitis subjecit* (*Numa*), *ut esset, quo consultum plebes veniret*, etc.“ — Dessgleichen unter Tullus Hostilius, noch ehe die Albaner nach Rom übersiedeln müssen. Livius schreibt nämlich über den Schwestermord des Horatiers I, 26: „*atrox visum id facinus patribus plebique . . . . rex, ne ipse tam tristis ingratique ad vulgus judicii auctor esset, concilio populi advocato*, etc. — Der Ausdruck „*ad vulgus*“ und die ganze Stelle zeigt, dass auch hier unter „*populus*“ die Plebeier mit zu verstehen sind.

8) Als dann dieser König die Albaner nach Rom überführen will, spricht er nach Liv. I, 28 so: „*Quod bonum faustum felixque sit populo Romano ac mihi vobisque, Albani, populum omnem Albanum Romam traducere in animo est, civitatem dare plebi, primores in patres legere*, etc.“ Vergl. damit I, 30. — Wenn es nun bei den Albanern

eine *plebs* gegeben hat — und das nehmen diejenigen, welche die römische *plebs* nicht aus den Clienten hervorgehen lassen, jedenfalls auch an; denn sie sagen, das nach Rom übergesiedelte plebeische Element aus Alba sei der Grundstock für die römische *plebs* —: wird man da nicht schliessen dürfen, dass auch in Rom vom Anfange an Plebeier gewesen sind, da ja diese Stadt eine Colonie von Alba war? — Deutlich besagt dieses die hieher gehörige Stelle aus Dion. III, 29: „καὶ τὸ μὲν ἄλλο πλῆθος ὑμῶν μετὰ τῶν παρ' ἡμῖν δημοτικῶν συντελεῖν εἰς φυλὰς καὶ φράτρας καταμερισθὲν κ. τ. λ.“ Vergl. damit III, 37. —

Ehe ich nun in der eigentlichen Beweisführung weiter gehe, muss ich Einiges über die Tribus und Curien vorausschicken.

In religiös-politischer und militärischer Hinsicht teilte Romulus nach Dion. II, 7 das Volk in 3 Tribus, die Tribus in 10 Curien, die Curie in 10 Decurien. Man ist indessen über die Entstehung der Tribus und Curien nicht einig. Mommsen z. B. nimmt drei uralte Gaue (*tribus*, τριττύς) der Ramner, Titier und Lucerer an, woraus sodann die römische Bürgerschaft hervorgegangen sei. Die Ramner, sagt er, seien ein latinischer Stamm; über die Herkunft der Lucerer lasse sich nichts Bestimmtes sagen (*conf.* Liv. I, 13: *Lucerum nominis et originis causa incerta est*); es stehe aber nichts im Wege, sie ebenfalls für Latiner zu nehmen. Ueber die Titier endlich, welche allgemein für Sabiner genommen werden, sagt er: „Es mag sein, dass in sehr ferner Zeit eine sabellische Gemeinde in einen latinischen Gauverband eingetreten sei, in der Art, dass die eindringenden Titier den älteren Ramnern den Synökismus aufnötigten“. (Bd. I. S. 43 ff). — Allein wenn die Titier wirklich eine alte sabinische Tribus waren, die so stark gewesen, dass sie den Ramnern den Synökismus aufnötigen und sich fort und fort erhalten konnte, so wären ja nicht bloss die Römer, sondern schon die alten Latiner ein Mischvolk. Gerade das aber verwirft Mommsen, wenn er weiter schreibt: „Heilloser Unfug, dass man die römische Nation zu einem Mischvolke etruskischer, sabinischer, hellenischer und leider sogar pelasgischer Trümmer verwandelte!“ — Dann ist aber gegen Mommsens „Es mag sein“ noch zu bedenken, dass man eben den Namen „Titier“ vom Könige Titus Tatius herleitet.

Andere dagegen, wie Becker, Lange, meinen, dass es im palatinischen Rom nur die Ramner und also bloss 10 Curien gegeben habe; erst bei der Vereinigung mit den Sabinern seien dann die Titier und 10 weitere Curien hinzugekommen. Ausserdem will Lange darthun, dass erst die nach Rom übergesiedelten Albaner die Luceres bildeten und dass es erst von da an 30 Curien gegeben habe (Röm. Alterth. I. Bd. S. 79, 84, 85). Meine Meinung geht hierin dahin, dass die Einteilung in drei Tribus und dreissig Curien sehr alt ist und wahrscheinlich

von den Griechen herrührt. So gliederte sich das Volk der Spartaner in die 3 Phylen der Hylleer, Pamphylen, Dymanen, und diese wieder in 30 Oben. Dabei ist ferner zu bedenken, dass sich in Latium besonders peloponnesische (arcadische, dorische) und vielleicht auch kretische Elemente niederliessen. Dass auch das Mutterschwein, welches Aeneas opfern soll, gerade 30 Junge wirft, dass der albanische, resp. latinische Bund gerade 30 Städte zählt, dass die, welche dem Romulus die Stadt erbauen halfen, 3000 Mann Fussvolk und 300 Reiter gewesen sein sollen (Dion. II, 2 und 16), dass, wie Mommsen sagt, im ältesten Sacralwesen die Drittelung fast durchgängig sich findet, dürfte nicht ganz ohne Bedeutung sein. — Die 3 Tribus und die 30 Curien sind also wol schon dagewesen, ehe sich die Sabiner mit den Römern in Folge des Jungfrauenraubes vereinigten oder auch nicht vereinigten. Es sind nämlich nach Dion. II, 46 a. E. beim Friedensschlusse mit Titus Tatius nur wenige vornehme Sabiner nach Rom übergesiedelt, die sich ohne Zweifel auf dem capitolinischen Hügel niederliessen. Dagegen traten die Sabiner auf dem quirinalischen Hügel zwar in bürgerlichen Verband mit der palatinischen Stadt — daher jetzt der Name der Gesammtbürger oder des Gesammtvolkes *populus Romanus Quiritium* oder *et Quiritium* ist — aber die quirinalische Stadt blieb als solche, so dass Liv. I, 13 mit Recht „*urbs geminata*“ sagt. So erklärt es sich auch, wenn Liv. I, 17 nach Romulus' Tode nur 100 Senatoren erwähnt, während Dion. II, 47 von 200 oder 150 spricht. Erst Servius Tullius zieht nach Liv. I, 44 den Quirinalis vollständig zur Stadt. — Nach dem Friedensschlusse nun scheint Romulus die eine der Tribus dem Titus Tatius zu Ehren Titier, die andere nach sich Ramner genannt zu haben, wie er denn damals auch einige der Curien mit den Namen der Frauen, die sich wahrscheinlich um den Frieden besonders verdient gemacht hatten, geziert haben soll.

Es liegt mir nun zunächst ob, zu zeigen, dass die Einteilung des Volkes in Tribus, Curien und Decurien eine wesentlich militärische war. Muss man nämlich dieses annehmen, so wird man auch zugeben müssen, dass die Plebeier mit in dieser Einteilung begriffen waren; man müsste denn behaupten wollen, dass diese nicht kriegsdienstpflichtig gewesen seien. — Dass sie aber dieses in der That vom Anfange an waren, erhellt abgesehen von den schon angeführten Stellen auch aus der nachfolgenden Betrachtung: Bekanntlich hatte Romulus mehrere sehr blutige Kriege zu führen. Wie hätte er nun das können, wenn sein Heer nicht mehr als etwas über 3000 Patricier, nämlich 3000 Mann Fussvolk und 300 Reiter betragen hätte? Wären da nicht alle Patricier schon unter Romulus aufgerieben worden? Nun gibt aber Dion. II, 37 das Heer des Romulus im Kriege mit den Sabinern auf 20000 Mann Fussvolk und 800 Reiter an gegenüber 25000 Mann Fussvolk und

1000 Reitern der Sabiner. Diese Zahlen haben jedenfalls grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Waren es aber lauter Patricier? Nein, dürfte man sagen, sondern es waren ihre Clienten dabei! Das würde ich auch annehmen, wenn nur irgendwo gesagt würde, dass in der ersten Zeit Clienten am Kriege teilgenommen und nicht alle Stellen von den Plebeiern sprächen. Wollte man aber diese Stellen auf die Clienten beziehen, so würde manchmal geradezu ein recht erklecklicher Nonsens herauskommen; wollte man z. B. Liv. I, 15, 8 „*multitudo*" für Clienten nehmen, oder „*plebem*" bei Liv. I, 16, 8: (*apud plebem exercitumque*), was gäbe das für einen Sinn?

Dazu kommen nun aber noch zwei wichtige Stellen aus Livius und Dionys, welche deutlich genug sprechen, nämlich Liv. I, 42, 5: „*Censum enim instituit Servius Tullius. . . ., ex quo belli pacisque munia non viritim, ut ante, sed pro habitu pecuniarum fierent*". Und wirklich waren unter diesem Könige viele Plebeier in Folge der Kriegsleistungen und Staatsabgaben schon in Schulden gerathen (Dion. IV, 9). Und Dion. IV, 18: „Daher vereinigte er die ärmsten Bürger in eine einzige Centurie und machte sie vom Kriegsdienste und jeder Abgabe frei". —

Ich sagte oben, die Einteilung in Tribus, Curien und Decurien sei eine wesentlich militärische gewesen. Indem ich dieses aus den nachfolgenden Stellen zu erweisen suche, verkenne ich indessen nicht den politisch-religiösen Charakter der Curien. Romulus also teilte nach Dion. II, 7 das Volk (*πληθύς*) in drei Tribus und setzte darüber die Angesehensten als Führer, Vorstände (*ἑκάστῃ τῶν μοιρῶν τὸν ἐπιφανέστατον ἐπέστησεν ἡγεμόνα*). Dann teilte er jede der Tribus wieder in 10 Abteilungen und gab ihnen zu (gleich vielen) Führern die Tapfersten (*τοὺς ἀνδρειοτάτους*). Ferner teilte er die Curien in Decurien (*εἰς δεκάδας*) und versah jede mit einem Anführer (*δεκάδαρχος*). — Noch klarer geht dieses hervor aus Dion. II, 14 a. E.: „Dadurch gewann Romulus eine schnelle und genau befolgte Aufstellung im Kriege. Denn wenn er einen Krieg unternehmen wollte . . ., so zeigte er es bloss den Tribunen an, diese den Centurionen, diese wiederum den Decurionen; und jeder führte die ihm untergeordnete Mannschaft aus So stand auf einen Befehl entweder die ganze Heeresmacht oder ein Teil derselben vollständig gerüstet auf dem angewiesenen Platze in Bereitschaft (*ἐκ δὲ τῆς διαιρέσεως ταύτης κ. τ. λ.*).

Endlich ist auch noch von Wichtigkeit der Umstand, dass die Curien in Decurien abgeteilt waren; denn diese waren gewiss nichts anderes als militärische Unterabteilungen. So nimmt auch schon Paul. Diac. (s. Becker S. 36) die Namen *Decuriones*, *Decuriae*, auch *Centuriones*, nicht anders als in militärischer Beziehung.

Wenn nun aber Niebuhr meinte, dass Decade (*decuria*) und *gens* gleichbedeutend seien, so hatte er hierin ohne Zweifel eine falsche

Ansicht. Er glaubte nämlich, das Wesen der *gens* nicht in Familieneinheit suchen zu sollen, weil die *gentes* keine Verwandtschaftskreise seien, etc. — Es ist aber allerdings die Gentilität auf Verwandtschaft gegründet; denn Varro L.L. VIII, 2 sagt: *„ut in hominibus quaedam sunt agnationes et gentilitates, sic in verbis: ut enim ab Aemilio homine orti Aemilii, agnati ac gentiles, sic ab Aemilii nomine declinatae voces in gentilitate nominati“*. — Ebenso fordert gemeinschaftliche Abstammung der Gentilen Paul. Diac pag. 94: *„Gentilis dicitur ex eodem genere ortus, et is, qui simili nomine appellatur, ut ait Cincius: Gentiles mihi sunt, qui meo nomine appellantur“*. — Aber auch die rhetorische Definition Cicero's (Top. 6) schliesst die Verwandschaft in sich ein in den Worten: *„qui inter se eodem nomine sunt“*. Sie ist aber, wie auch die vorhergehende Erklärung des Cincius desswegen weiter gefasst, weil man ja durch Adoption oder Arrogation von einer *gens* in die andere gelangen konnte, so dass in solchen Fällen allerdings nur der Name derselbe war. — Siehe dazu auch Lange's treffende Darstellung über das Gentilrecht, S. 189 a. a. O. — Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dass eine *gens* mit einer Decade nicht zusammentreffen musste: denn oft konnte die *gens* sich weit ausbreiten, wie ja z. B. die *gens Fabia* mit 400 streitbaren Fabiern zum Kriege gegen Veji ausgezogen sein soll, während dagegen eine andere durch Unfruchtbarkeit, Sterbefälle u. dgl. oft sehr reducirt werden, ja ganz aussterben konnte. — Darnach dürfte auch falsch sein, was Mommsen S. 67 a. a. O. sagt, dass gerade 10 Häuser (Familien) eine *gens* bildeten. Uebrigens erklärt auch er (S. 61) die Gentilen als die von einem gemeinschaftlichen Urahnen Abstammenden.

Nun meint aber Becker, dass die Plebeier schon der Sacra wegen nicht in den Curien sein konnten. Anderer Ansicht aber ist auch hier wieder Dionys. Er schreibt nämlich II, 23: „Die Curien opferten mit den Priestern die ihnen zugeteilten Opfer und speisten an Festtagen am Herde der Curie . . . . Dadurch gewöhnte sie Romulus im Frieden an Sparsamkeit und Mässigung, und im Kriege flösste er ihnen Scham und das ernstliche Bestreben ein, die Genossen, mit denen sie gemeinschaftlich Opferwein tranken und gemeinschaftlich opferten, nie zu verlassen (*συνέθυόν τε τοῖς ἱερεῦσιν οἱ φρατριεῖς κ. τ. λ.*). Wenn auch hier die Plebeier nicht genannt sind, so sind sie doch mit gemeint, da die Gemeinschaftlichkeit beim Opfern und beim Opfermahl besonders betont wird. — Doch spricht sich Dion. II, 46 darüber bestimmter aus, indem er schreibt: Es solle jedem Sabiner, der Lust hat, erlaubt sein, sich in Rom als Bürger niederzulassen, an den Opferungen Teil zu nehmen und sich in die Tribus und Curien einverleiben zu lassen (*πολιτεύειν δὲ τοὺς βουλομένους Σαβίνων ἐν Ῥώμῃ ἱερά τε συνενεγκαμένους καὶ εἰς φυλὰς καὶ φράτρας ἐπιδιαιρεθέντας*). — Der gemein-

samen Opfer (*κοινὰ ἱερά*) erwähnt auch Lucius Junius Brutus in seiner Rede (Dion. VI, 79). — Aus dieser Rede geht zugleich hervor, wie gut die Könige die Plebeier behandelten (Dion. VI, 74), und wie hart sie die Patricier drückten (Dion VI, 79). — Die Sache ist aber auch so einleuchtend: Da nämlich die *sacra* in den Curien öffentliche waren, so konnten und mussten die Plebeier, als ein Bestandteil der Bürger und des Heeres daran Teil nehmen. Anders verhält es sich allerdings mit den *sacra gentilicia*, von welchen, als *sacris privatis patriciorum*, dieselben selbstverständlich ausgeschlossen waren — Auch blieb ja den Patriciern das Recht der Auspicien sowie das Recht zu Priesterämtern und zur Opferbesorgung. —

Obwol ich glaube, dass schon jetzt meine Behauptung bezüglich der 1. und 2 Frage als erwiesen angenommen werden könne, so will ich doch noch Folgendes zur Vervollständigung des Beweises hinzufügen:

1) Gesetzt man nähme in Rom Plebeier erst seit der Uebersiedlung der Albaner an, hätten dieselben bis zur Entstehung der Centuriatcomitien in keiner politischen Verbindung mit den Patriciern gestanden? Hätten sie bis dahin keine politischen Rechte gehabt? Wären sie keine Bürger gewesen? Die Antwort darauf können wir leicht aus Livius entnehmen. Als die Albaner übersiedeln, da wird, sagt er, die Zahl der Bürger verdoppelt (I, 30: *duplicatur civium numerus*); als Ancus Marcius Politorium, Tellenae, Ficana erobert, da schreibt er wieder I, 33: *„additi sunt novi cives“*; und als dieser König die Latiner besiegt hat, da heisst es im selben Cap.: *„tum quoque multis milibus Latinorum in civitatem acceptis“*.

2) Es ist ferner die Frage erlaubt, warum, als Tarquinius Priscus 100 Plebeier in den Senat aufnimmt, welche *patres minorum gentium* genannt wurden (Liv. I, 35), nicht gesagt wird, dass sie vorher in die Tribus und Curien aufgenommen wurden! Der Grund davon ist doch wol der, dass sie eben schon darin waren. Denn wer möchte ernsthaft behaupten, dass der König einen Plebeier, der gar nicht Bürger war, ohne weiteres zum Senator gemacht hätte? — Noch deutlicher spricht sich hierüber wiederum Dion. III, 67 aus. Er schreibt nämlich: Tarquinius las von allen Plebeiern (*ἐξ ἁπάντων τῶν δημοτικῶν*) 100 Mann, deren kriegerische Tüchtigkeit und politische Einsicht alle bezeugten, aus, machte sie zu Patriciern und nahm sie unter die Zahl der Senatoren auf.

3) Auch was über die Erbauung des Circus Maximus gesagt wird, beweist meine aufgestellte Behauptung. Livius zwar schreibt darüber I, 35: „Tarquinius wies den Senatoren und Vätern Plätze an“. Die Vorderplätze? das mag sein! Aber massgebend für meine Aufstellung ist Dion. III, 68: „Die Plätze verteilte der König unter die 30 Curien,

und er wies jeder Curie einen Teil zu, so dass jeder auf dem ihm zukommenden Platze sitzend zuschauen konnte". Nun wird aber nichts davon erwähnt, dass hinter den Plätzen für die Curien noch andere für die Plebeier gewesen seien. Wären diese also nicht in den Curien gewesen, so müssten sie vom Schauspiel ausgeschlossen gewesen sein; das kann aber für jene Zeit auf keinen Fall angenommen werden! —

4) Wenn Livius I, 41 schreibt: *„Servius praesidio firmo munitus primus injussu populi voluntate patrum regnavit"*, so sind unter *„populi"* zweifellos auch die Plebeier mit gemeint; das geht evident hervor aus I, 42, wo es von Servius heisst: *„fusoque ingenti hostium exercitu haud dubius rex, seu patrum seu plebis animos periclitaretur"*. Daraus geht aber auch noch hervor, dass die *plebs* auch etwas mitzureden hatte. — Dasselbe sagt Livius auch I, 46: *„Servius quamquam jam usu haud dubie regnum possederat, tamen, quia interdum jactari voces a juvene Tarquinio audiebat se injussu populi regnare, conciliata prius voluntate plebis agro capto ex hostibus viritim diviso ausus est ferre ad populum, vellent juberentne se regnare; tantoque consensu, quanto haud quisquam alius ante, rex est declaratus"*.

Und Dionysius IV, 12 sagt uns, wo dieses geschah. Nachdem nämlich Servius eine Ansprache ans Volk beendigt hatte, begehrten zuerst einige, dann das ganze Volk, man solle die Curien berufen und das Volk abstimmen lassen (ob er nämlich König sein solle). Er gab nun den Befehl, auch die vom Lande zu rufen. Und als das Volk beisammen war, rief er die Curien namentlich auf und gab ihnen die Stimmkugeln; und er wurde von allen Curien des Königthums für würdig erklärt. —

5) Es finden sich aber auch Stellen, welche darthun, dass die Plebeier auch nach der Entstehung der Centuriatcomitien noch in den Curiatcomitien waren. So heisst es Liv. V, 52, 15: *„comitia curiata, quae rem militarem continent"*. — Ferner sagt Claudius (Liv. VI, 41, 10) von den Patriciern: *„nec centuriatis nec curiatis comitiis patres auctores fiant"*. Wenn nämlich die *Comitia curiata* mit dem Kriegswesen zu thun hatten, so darf man wol annehmen, dass auch die Plebeier darin waren; ferner würden nach der 2ten Stelle die Patricier nur ihre eigenen Beschlüsse zu bestätigen gehabt haben, wenn die Plebeier nicht daran Teil genommen hätten. — Von den Arrogationen aber sagt Mucius Scaevola cos. a. u. 659 nach Gell. N. A. 519: *„sed arrogationes non temere nec inexplorate committuntur; nam comitia arbitris pontificibus praebentur, quae curiata appellantur, aetasque ejus* etc". Wenn also in jener Zeit die Arrogationen in den Curiatcomitien vor sich gingen, so müssen wol die Plebeier auch an diesen Teil gehabt haben, denn sonst wären sie ja von den Arrogationen ausgeschlossen gewesen! —

6) Ueber die erste Tribunenwahl schreibt Dion. VI, 89: „Es wurde das Volk in die damals bestehenden Curien geteilt, und man wählte zu Vorstehern auf ein Jahr (*ἄρχοντας ἐνιαυσίους*) den Luc. Junius Brutus und den G. Sicinnius Bellutus etc.". — Auch Cicero nimmt an, dass die Tribunen anfangs in den Curiatcomitien gewählt wurden (S. Weissenborn's Bem. zu Liv. II, 56, 3). — Da nun die Patricier ihre Clienten jetzt auch stimmen liessen, um die Plebeier wo möglich niederzustimmen, so brachte später Volero Publilius den Antrag an das Volk (Liv. II, 56): *ut plebei magistratus tributis comitiis fierent*. Livius fügt nun bei: „*haud parva res sub titulo prima specie minime atroci ferebatur, sed quae patriciis omnem potestatem per clientium suffragia creandi quos vellent tribunos auferret*". Man braucht also hier nicht, wie Becker meint (II, 157), bei den *suffragia clientium* an die Centuriatcomitien zu denken, obwol es gewiss ist, dass die Clienten bald auch in diesen stimmen. Nach meiner Annahme ist das ganze Verhältniss klar, und auch der Ausdruck „*ad populum*", der, wie öfter, auch Liv. II, 2 a. E. vorkömmt, wo ihm *comitiis centuriatis* gegenübersteht, ist darnach deutlich. Zwar erklärt Lange, S. 249 a. a. O., dass die Plebeier ebenso wenig zu den Curien, wie zu dem *populus* gehören; aber wer möchte glauben, dass sich Volero bloss an die Patricier gewendet habe, um seinen Antrag durchzubringen?

7) Auch bei Ovid (Fast II, 528) findet sich eine hiehergehörige Stelle: „*stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit*". Lange, S. 249 meint nun zu der Stelle: Dadurch dass die Clienten später in der Plebs aufgingen, aber ihre religiöse Beziehung auch dann, wenn ihre *gentes* ausgestorben waren, beibehielten, erkläre es sich, dass gegen das Ende der Republik auch Plebeier (nicht die Plebeier) als Teilnehmer der *Sacra* der Curien erscheinen. — Allein abgesehen davon, dass man glauben sollte, das wol sehr alte Fest der Fornacalien, um das es sich hier handelt, setze von jeher besonders die Teilnahme der unteren Volksschichten voraus, scheint auch seine Erklärung zu *stulta pars populi* nicht zu passen; denn damit werden nicht einzelne Plebeier, sondern die gesammte untere Volksklasse verstanden. Uebrigens ist schon vorher des gemeinsamen Gottesdienstes in den Curien Erwähnung gethan worden. — Selbst Mommsens Ansicht, dass die Plebeier bei Einführung der Republik in die Curien aufgenommen worden seien, verwirft Lange als bis jetzt nicht bewiesen (S. 250). —

Endlich 8) ist noch eine Stelle aus Gell. 15, 27 anzuführen. Darnach schrieb Laelius Felix (*sub imp. Hadriano*) über die Comitien: „*Is, qui non universum populum, sed partem aliquam adesse jubet, non comitia, sed concilium edicere debet . . . . . . Cum ex generibus hominum suffragium feratur, curiata comitia esse; cum ex censu et aetate, centuriata; cum ex regionibus et locis, tributa. centuriata autem*

comitia intra pomoerium fieri nefas esse; etc.“ — Daraus will nun Lange den Beweis entnehmen, dass in der Versammlung der Curien nur die Mitglieder der Gentes stimmberechtigt waren, da ausdrücklich gesagt wird, dass in ihnen *ex generibus* gestimmt worden sei, *genus* aber in diesem Zusammenhange nichts anderes als *gens* bedeuten könne. Dabei wird noch auf Cic. Brut. 16, 62, und *de domo* 13, 34 verwiesen (S. 249). — Es geht nun aber aus der Stelle selbst hervor, dass diese Erklärung falsch ist; denn einmal ist bei den Comitien „*universus populus*“ anwesend — das war in der Zeit nach der *lex Hortensia*, ja nach der *lex Valeria*, auch bei den Tributcomitien schon der Fall —, dann kann „*ex generibus hominum*“ nicht die *gentes*, sondern nur die Volksklassen bedeuten, also die Patricier und Plebeier. *Genus* hat die allgemeine Bedeutung „Geschlecht“; es kann also das Geschlecht einer Familie bedeuten, wie diess Brut. 16, 62 der Fall ist, oder einer *gens*, oder eines ganzen Stammes, wie bei Cic. *pro dom.* 13, 34 unter „*generum*“ offenbar beide, die Patricier und Plebeier, gemeint sind. Diese Stelle spricht also zweifellos für meine Ansicht.

Es wird also nach den vielen vorgebrachten Beweisstellen nichts übrig bleiben, als die irrtümliche (!) Hypothese des Dionysius doch anzunehmen!

Ich komme nun noch kurz auf die dritte Frage, ob nämlich die Plebeier aus den Clienten hervorgegangen sein können.

Nach meiner Ansicht besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Clienten und Plebeiern, der sich besonders darin zeigt, dass die Clienten ein privates, die Plebeier dagegen ein staatliches Element sind. Jene werden in der ersten Zeit nur höchst selten erwähnt, und nur mit ihrem Patrone; die Plebeier dagegen treten, wie wir gesehen haben, vom Anfange an immer und überall da auf, wo es sich um eine öffentliche Sache handelt.

Zum erstenmal begegnen wir Clienten zur Zeit des ersten Sabinerkrieges. Als nämlich nach dem Friedensschlusse Titus Tatius mit dreien der angesehensten Sabiner in Rom bleibt, während die übrigen Anführer mit dem Volke zurückkehren, da bleiben mit diesen nebst ihren Freunden und Verwandten auch ihre Clienten (*πελάται*) zurück (Dion. II, 46). — Ein zweitesmal treffen wir sie, als Attius Clausus von den Sabinern nach Rom auswandert. Er hat als Privatmann kein Volk; dagegen begleiten auch ihn Verwandte und Freunde und eine grosse Schaar Clienten (*magna clientium comitatus manu*). Liv. II, 16; Dion. V, 40. — Drittens erobert der Sabiner Herdonius für sich mit seinen Clienten und Sklaven das Capitol, wie andrerseits die *gens Fabia* auf eigene Faust mit ihren Angehörigen und Cilenten gegen Veji auszieht (Liv. II, 48, 49, III, 15; Dion. IX, 15; Gell 17, 21). — Viertens macht Appius Claudius, als die Plebeier im Jahre 494 v. Chr. auf den hl. Berg

auszogen, unter andern folgende Vorschläge (Dion. VI, 63): Gegen die abgefallenen Bürger sollten sie die kräftigsten ihrer Sklaven freilassen und bewaffnen, die genug Erfahrung im Kriegswesen hätten, da sie schon oft mit auf Feldzügen gewesen seien. Gegen die auswärtigen Feinde aber sollten sie selbst ausziehen mit allen ihren Clienten (*τοὺς πελάτας ἅπαντας*) und dem noch übrigen Teil der Plebeier (*τοῦ δημοτικοῦ τὸ περιόν*), denen sie einzeln die Schulden nachlassen würden. — Wir ersehen aus diesen Beispielen, dass die Clienten überall nur als die Knechte der Patricier auftreten; in der letzten Stelle werden dieselben sogar ausdrücklich den Plebeiern gegenübergestellt. Conf. Dion. VII, 19. —

Seit dem Auszuge der Plebs auf den hl. Berg kommt es nun aber sogar häufig vor, dass die Patricier die Clienten gegen die Plebeier gebrauchen. Zum erstenmal geschieht dieses im ersten Schrecken wegen der Auswanderung der Plebeier (Dion. VI, 47). — Dasselbe geschieht zur Zeit der Aufregung der Plebs gegen Marcius Coriolanus (Liv. II, 35; Dion. VII, 21). — Aehnliches finden wir, als Publilius Volero sein Gesetz „*de tribunis plebis comitiis tributis creandis*" durchsetzt. — Nach Liv. II, 64 werden ferner die Consuln durch die Patricier und ihre Clienten gewählt, während die erzürnte Plebs an den Wahlen nicht Teil nimmt. — Hier haben wir wol das erste Beispiel, wo die Clienten bei den Wahlen in den Centuriatcomitien mitstimmen. — Zuletzt greifen nach Liv. III, 14 die Patricier mit einer ungeheuren Masse von Clienten (*ingenti clientium exercitu*) die Volkstribunen an. —

Endlich ist noch der Umstand zu beherzigen, dass gerade in der alten Zeit ein Uebergang aus der eigentlichen Clientel ins Plebeiertum ausgeschlossen war wegen des Pietätsverhältnisses, das zwischen den Clienten und Patronen bestand (s. darüber Dion. II, 10; Gell. V, 13; XX, 1). —

Speyer. Preu.

Zur Illustration, wie Gymnasialfragen in der Presse vielfach behandelt werden.

Wenn in der gewöhnlichen Tagesliteratur Gymnasialfragen nicht selten ebenso anmassend als oberflächlich behandelt werden, so fällt dies, weil man sich nachgerade daran gewöhnt hat, nicht weiter auf und jedes Wort der Abwehr darauf könnte als überflüssig erscheinen; wenn aber selbst in Blättern, die sich zu dieser Klasse von Literatur nicht rechnen und auch nicht dazu gehören, in Blättern, die zudem gerade in gebildeten Kreisen sich einer weiten Verbreitung erfreuen, Artikel erscheinen, blos darauf berechnet, sich über Dinge lustig zu

machen, von denen der Verfasser derselben nichts versteht, und zwar in jenem schimmernden Feuilletonstil, der sich selbst höchst geistreich und witzig dünkt, im Grunde aber nur hinter blendenden Phrasen und einer recht bestimmten Sprache seine mangelnde Sachkenntniss versteckt, und wenn solche Artikel zugleich mit der Wahrheit in geradezu empörender Weise umgehen, so scheint es mir doch nicht angemessen, sich stets nur in vornehmes Schweigen zu hüllen und die Stimme der Presse einfach zu ignoriren. Unsere Gymnasien haben es mit Gegnern der verschiedensten Art zu thun; und wenn es den meisten Anklagen gegenüber die beste Antwort ist, keine Antwort zu geben, so dürfte es doch nicht wol gethan sein, von dieser Regel gar keine Ausnahme zu machen. Wir leiden nicht blos unter der Ungunst derer, die gegenüber der Schule und deren Vertretern zwar von den schönsten Worten überfliessen, sobald es aber gilt, ihre Worte zur That werden zu lassen, dieselben Lügen strafen, sondern alle diejenigen unserer ehemaligen Schüler, die auf der Schule nicht viel gelernt haben, inzwischen aber gross, wenn auch nicht gescheidt geworden sind, sind nur allzu geneigt, wenn sie hören, dass unter der Hand langweiliger, trockener Schulpedanten die herrlichsten Klassiker wirkungslos bleiben, nun *unisono* in dieses Urteil einzustimmen und statt sich und den eigenen Stumpfsinn, einfach die Unfähigkeit ihrer Lehrer anzuklagen. Um nun nicht den Schein zu erwecken, als sei die Schule allen diesen Angriffen gegenüber waffenlos oder völlig gleichgiltig, dürfte es sich empfehlen, wenigstens von Zeit zu Zeit einen solchen Schmähsüchtigen als Vertreter einer ganzen Klasse vorzunehmen, an ihm ein *exemplum* zu statuiren und zu zeigen, wie leichtsinnig und frivol Leute oft Dinge behandeln, von denen ihnen jedes Verständniss abgeht; denn das grosse Publikum, und nicht blos das ungebildete, ist meist nur allzu geneigt, von Ausstellungen, die stets unbeantwortet bleiben, auch anzunehmen, sie seien wahr. Ein solcher Vertreter der öffentlichen Meinung nun, der, wie aus dem Tone seines Artikels hervorgeht, von sich und seinem Geiste nicht die schlechteste Meinung hat, hat sein geistreiches Produkt in Nr. 2 der Grenzboten dieses Jahrgangs niedergelegt und zwar in einem Artikel mit der Ueberschrift „Die deutschen Gymnasialprogramme für 1876“. Ihn wollen wir um so mehr etwas näher betrachten, als wir Bayern dabei nicht beteiligt sind. Der Autor des Aufsatzes beginnt mit den anspruchsvollen, wenn auch unwahren Worten, er sei in der Lage, ein grossstaatliches Literaturbild zu liefern, ein photographisch getreues Abbild der Wirklichkeit, ohne künstliche Beleuchtung und ohne Retouche. Dann bespricht er die neue Anordnung, für den Betrieb der deutschen Programme eine Centralanstalt zu schaffen und zwar in der B. G. Teubner'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig. In die Besprechung dieser Massregel des Näheren einzugehen, halten wir für überflüssig.

Trotzdem nun dass unser Autor nicht blos ein Feind der Programme überhaupt ist, sondern auch an dieser Convention eine Menge geistreicher Aussetzungen zu machen hat, so benützt er doch den Umstand, dass Bayern allein sich von derselben ausgeschlossen hat, in unverkennbar behaglicher Weise, um sich über dasselbe lustig zu machen. Der witzige und sachkundige Artikelschreiber macht nämlich, ohne sich um die thatsächlichen Verhältnisse im Geringsten zu kümmern, flugs die weise Bemerkung: „Dass die Programme gerade zu den Sommerferien ausgegeben werden, scheint in Bayern eine Art Naturnotwendigkeit zu sein, denn sonst hätte man nur die Ausgabe derselben von jetzt an einfach auf Ostern zu verlegen brauchen“. Dass das absolut nicht möglich ist, wenn man nicht zugleich auch das Ende unseres Schuljahres auf Ostern verlegen will, was wir im Interesse der Sache durchaus nicht wünschen, oder wenn man sich nicht zu einer höchst unpraktischen und auch kostspieligen Trennung des Jahresberichts vom Programme entschliesst, davon hat natürlich der gute Mann, der mit seinem Recepte so schnell bei der Hand ist, gar keine Ahnung. Lässt man aber aus triftigen Gründen die bayerischen Schulprogramme wie bisher am Herbst erscheinen, dann ist allerdings eine Vorausbestimmung des Themas im November und eine Mitteilung desselben an die Teubner'sche Buchhandlung schon in diesem Monat vielfach unmöglich. Indessen, kein billig Denkender wird unserem Artikelschreiber zumuten, dass er diese Verhältnisse kennt! Freilich hätte er dann über Dinge, von denen er nichts versteht, nur auch schweigen sollen! Aber dann wäre ja eben jener geistreiche Aufsatz in den Grenzboten nicht entstanden! Seine witzigen Bemerkungen über das Format der Schulprogramme übergehen wir; er kommt dann auf den Umstand zu sprechen, dass von den 353 Gymnasien in ganz Deutschland mit Ausschluss von Bayern — auf die Gymnasien nämlich beschränkt sich des Verfassers Mitteilung — 88 Lehranstalten von der ihnen gemachten Begünstigung, kein wissenschaftliches Programm auszugeben, Gebrauch gemacht hätten. Auf seine spöttische Bemerkung: „Ei, ei, was werden die betreffenden Kultusminister dazu sagen!“ können wir dem neugierigen Verfasser, obwol wir in deren Geheimnisse nicht eingeweiht sind, Aufschluss geben. Sie werden sagen, es gehe sie nichts an, wenn Jemand von einem Rechte Gebrauch macht, das sie ihm selbst eingeräumt haben! Nun zählt er die Programme nach den Gegenständen auf, die sie behandeln. Die 269 Abhandlungen — so viel sind es, weil in 4 Programmen je 2 wissenschaftliche Abhandlungen enthalten sind — verteilen sich in folgender Weise: mit griechischer Literatur und Literaturgeschichte beschäftigen sich 43 (mit Homer 7, mit Sophokles 6, mit Thucydides 6, mit Aeschylos 3, mit Euripides 3, mit Platon 3, mit Aristoteles 3, mit Demosthenes 3, mit Herodotos 3 etc.), römische Literatur- und

Literaturgeschichte behandeln 35 (Horaz 4, Vergil 4, Cicero 3, Plautus 2, Properz 2, Tacitus 2), Unterrichts- und Erziehungslehre und Geschichte der Pädagogik 35, deutsche Geschichte und Kulturgeschichte 30, Mathematik und Naturwissenschaften 20, Philosophie und Geschichte der Philosophie 17, Bibliotbekswissenschaft 9, Theologie 8, Germanistik 8, griech. Geschichte und griech. Antiquitäten 17, griech. Sprachlehre 7, röm. Geschichte und röm. Antiquitäten 6, Romanistik 6, Sprachwissenschaft und vergleichende Grammatik 5, französ. und engl. Literaturgeschichte 5, Schulreden und Beschreibungen von Schulfeierlichkeiten 5, griech. und röm. Archäologie und Mythologie 4, neuere Geographie 3, deutsche Literaturgeschichte 3, lat. Sprachlehre 2, altorientalische Geschichte 1, alte Geographie 1, mittelalterliche Geschichte 1, slavische Literatur 1, Uebersetzungsproben 1 (4 Titel sind nicht unterzubringen).

Hier giesst nun sofort unser witziger Artikelschreiber seinen bittersten Spott über die Vertreter der Philologie von der alten (!) Schule aus mit ihren *observationes*, *quaestiones*, *commentationes*, *adnotationes*, *emendationes*, *interpretationes* und andern *iones*, mit ihren *schedae criticae* und *conjectanea critica*, mit ihren Erklärungen zu, Erläuterungen zu, kritischen Bemerkungen zu, Studien zu, Beiträgen zur Kritik und Exegese von etc. Das Meiste, fährt er fort, präsentirt sich in klassischem Latein, denn in diesen edlen Kreisen hat man noch Verständniss für die Entrüstung des seligen Burmann: „*Quis non indignetur, gravissimam et severissimam Germanorum nationem ita jam ab aliquo tempore in delendi Latini sermonis usu laborare coepisse, ut publicae academiarum cathedrae et privatarum scholarum subsellia tremendo illo et insuavi vernaculae linguae mugitu reboare videantur*". Nun geben wir bereitwillig zu, dass allerdings unter dem massenhaften alljährlich erscheinenden Programmmaterial viel Wust und unnützes Zeug sich befinde, das besser ungeschrieben geblieben wäre. Aber darf man desswegen das Kind mit dem Bade ausschütten und den Satz aufstellen, es dürfe künftighin blos gediegene Waare gedruckt werden? Würde eine solche Massregel nicht zum völligen Ruin unserer Buchhandlungen und Buchdruckereien führen, würde sie namentlich nicht mit der Vernichtung fast aller unserer Zeitungen und Zeitschriften gleichbedeutend sein? Und wo wäre bei solcher Strenge eben jener Artikel in den Grenzboten geblieben? Welche Logik verrät es ferner, einem, der in einer andern Sprache als seiner Muttersprache schreibt, nun ohne Weiteres die bornirteste Verachtung der letzteren zuzuschreiben?

Indessen nicht blos die Sprache, sondern die Sache selbst provocirt den herbsten Spott unseres geistreichen Kritikers. Es muss doch, äussert er sich weiter, ein recht schwieriges Ding sein um die Textfeststellung und Erklärung z. B. eines griechischen Tragikers! Trotz der vielen Vorgänger sucht man immer noch Neues zu Tage zu fördern! Wie viel

Weises ist schon über Schuld und Unschuld der Antigone, wie viel Tiefsinniges über die poetische Komposition des Ajax geschrieben worden! Eine merkwürdige Naivetät! Hat denn unser witziger Literator noch nichts davon gehört, dass es sogar Leute gibt, die auf die Feststellung des Schiller'schen und Göthe'schen Textes eine erstaunliche Mühe verwenden? Aber immer und immer wieder sich mit den alten Klassikern beschäftigen! Das ist eben der Unterschied zwischen dem Produkt eines Klassikers und dem Machwerk eines Sudlers, dass jenes, man mag es noch so oft lesen, stets wieder neue Schönheiten und neuen Stoff zum Nachdenken darbietet, dieses nicht einmal den kleinen Zeitaufwand eines raschen Durchfliegens lohnt!

Grosse Geister, die selbst auf schwindelnder Höhe stehen, sind bekanntlich in ihrem Urteil über kleinere nicht immer besonders rücksichtsvoll So auch unser Autor. Ihm ist Vergil einfach ein lederner Geselle ohne Funken von ächter Poesie Natürlich, hat doch derselbe nie einen so von Geist und Witz strotzenden Artikel in die Grenzboten geschrieben! Vergil ist aber auch ohne Wahrheit, ohne Anschaulichkeit und müsste aus der Gymnasiallektüre gestrichen werden. Ist dieses Urteil einfach ein Beweis von Mangel an jeder Sachkenntniss, dafür aber um so grösserer Dreistigkeit und Anmassung, Eigenschaften, die sich häufig beisammen finden, so setzen die folgenden Worte vollends dem Ganzen die Krone auf und beweisen, welch' bodenlosen Unsinn man dem Publikum zu bieten wagt Diese lauten aber also: „Allen Respekt vor Homer, aber so hoch darf man ihn doch dem Vergil gegenüber nicht setzen, wie das von unsern jugendlichen Heissspornen heutzutage geschieht Weiss man doch nicht einmal recht, woher dieses angebliche Vorbild Vergils eigentlich stammt! Nächste Ostern, fährt er fort, kommt einer und beweist uns, dass der Dichter der Odyssee aus Böotien war! Und das Programm, worin dieser Beweis geliefert wird, erscheint nicht etwa in Bayern, sondern in Pommern!"

Kann man den Unsinn — wir müssen hier deutsch sprechen — weiter treiben, als einerseits Vergil einen ledernen Gesellen ohne Funken von ächter Poesie, ohne Wahrheit und Anschaulichkeit zu nennen, andrerseits es zu tadeln, dass man den Homer hoch über ihn setzt, und kann man die Frechheit, Bayern ohne allen Grund hereinzuziehen und in der nur bei aufgeblasenen und hohlköpfigen Norddeutschen beliebten Manier, es mit Böotien zu vergleichen, stark genug rügen? Wahrlich, solchem eben so anmassenden als unberechtigten Vorgehen gegenüber ist es kein Wunder, wenn im Süden vielfach nicht das schmeichelhafteste Urteil über unsre norddeutschen Landsleute sich geltend macht! Abgesehen von rein menschlichen Gründen und der Rücksicht auf die Wahrheit, sollte schon aus politischen Erwägungen jeder tölpelhafte Ausfall dieser Art strenge vermieden werden, ganz

besonders in einer Zeitschrift, die gewiss mit der ordinären Tagespresse nicht auf eine Linie gestellt werden will.

Wir übergehen dann eine Reihe von weiteren Ausstellungen, weil dieselben ebenso lächerlicher als kleinlicher Art sind, und erwähnen nur noch zur Charikteristik unseres Autors, dass er sämmtliche grammatischen und kritischen Abhandlungen in den Programmen für nichtsnutzig, alle pädagogischen für Plunder erklärt. Dabei müssen wir bemerken, dass derselbe nicht etwa von Arbeiten spricht, die ihm vorgelegen sind, sondern sich in seinem zu Anfang dieses Jahres erschienenen Artikel über die erst später und zwar an Ostern ausgegebenen Programme ausspricht. Indessen darf man durchaus nicht glauben, unser Kritiker sei so gallsüchtiger Art, dass gar nichts vor ihm Gnade finde! Zum Glück sind unter den vielen angekündigten Programmen doch wenigstens einige, denen er im Voraus sein wertvolles Wolgefallen ausspricht. Zum tröstlichen Beweis nämlich, dass es auch auf dem Gymnasium Leute gibt, die nicht im Schutte der Vergangenheit wühlen, sondern Verständniss für die Interessen der Zeit haben, und zeitgemässe Themata vorführen, führt er folgende Programmenthemata an: „Studien über Bosnien und die Herzegowina, die moderne Meteorologie und die Vorausbestimmung des Wetters, die Bedeutung der Statistik für die Ethik, Immanuel Kant und die deutsche Nationalerziehung". So erfreulich die Wahl solcher Themata ist, so ergibt sich doch wieder aus dem so ganz vereinzelten Vorkommen derselben die verzweiflungsvolle Thatsache, dass auf 100 Sünder unter unsern Gymnasiallehrern kaum 1 Gerechter kommt. Welche Verkennung der Bedürfnisse der modernen Zeit verrät es vollends, Jahr aus Jahr ein die alten, abgedroschenen Commentarien Cäsars über den längst schon abgeschlossenen, langweiligen gallischen Krieg zu lesen, statt dafür frisch ins Leben hineinzugreifen und Berichte über den Krieg in Montenegro und in Serbien in der Schule zu lesen? Was liessen sich da nicht für geistreiche Conjecturen machen, wie gründlich und zeitgemäss die Schüler sich in Geschichte und Politik einführen!

Ein arger Frevel besteht aber in den Augen unseres gestrengen Richters darin, dass von den 269 deutschen Gymnasialprogrammen sich nur 3 auf deutsche Literaturgeschichte beziehen. Darin erblickt er nicht etwa einen Zufall, sondern er weiss ganz genau, dass dies vollständig den Anschaunngen entspricht, die bis in die jüngste Zeit herein an unseren Universitäten und Gymnasien die herrschenden waren und noch sind, wenigstens zum grossen Teil. Es ist nämlich, versichert unser wahrheitsliebender und genau orientirter Autor, etwas ganz Gewöhnliches, dass der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an Gymnasien über die Achsel angesehen wird. Einen gedankenlosen lat. Aufsatz aus elenden Floskeln zusammenzustoppeln,

gilt für etwas; aber einen gescheidten Aufsatz in gutem Deutsch zu schreiben, gilt für nichts! Es gibt gelehrte Herren, verkündet er weiter, die es für unter ihrer Ehre halten würden, sich um das Verständniss eines Göthe'schen Stücks zu kümmern, aber nicht, abzuzählen, wie oft in den catilinarischen Reden *quom* — das kennt der ächte Philologe nur, bei Leibe nicht *quum*! — mit Indikativ oder Conjunktiv verbunden ist! Ist diese sündhafte Vernachlässigung der Muttersprache und der Nationalliteratur auf den Gymnasien schon arg genug, so erweckt doch ein anderer Umstand das Grauen unseres Autors in noch höherem Grade; den schrecklichsten der Schrecken ersieht er darin, dass unter allen Programmen nicht eines ein kunstgeschichtliches Thema behandelt. Daran knüpft er dann eine lange Jeremiade über unsere grenzenlose Geschmacksverwirrung, die uns seit 2 — 3 Jahren zum Bewusstsein gekommen ist, um dann in höchst logischer Weise also fortzufahren: „Was geschieht nicht Alles für Kunst? Landesregierungen und Gemeindevertretungen wetteifern in der Errichtung von Kunstgewerbschulen und Kunstmuseen, begeisterte Private treten zusammen und veranstalten Ausstellungen älterer mustergiltiger kunstgewerblicher Erzeugnisse, der Buch- und Kunsthandel wirkt durch treffliche Publikationen in gleichem Sinn, schon raffen die einzelnen Handwerktreibenden sich auf und brechen mit dem hergebrachten Ungeschmack. Aber wer sorgt für die ästhetische Bildung des Publikums? Wer sorgt, dass das heranwachsende Geschlecht den angebahnten Reformen das nötige Verständniss entgegenbringt, dass es seine ästhetischen Ansprüche steigern lerne? In dem Lehrplan der Gymnasien ist der ästhetischen Erziehung keine Stätte angewiesen!" Es erschien uns diese ganze Stelle zu charakteristisch für die Art, wie man nicht etwa in ganz ungebildeten oder halbgebildeten, sondern in hochgebildeten Kreisen — denn sicher rechnet sich der Verfasser dazu und der Artikel ist ja, wie schon bemerkt, in den Grenzboten erschienen — über Gymnasien und deren Aufgabe denkt, um sie hier nicht wörtlich mitzuteilen. Derselbe Mann, der sich über unsere grenzenlose Geschmacksverwirrung mit solchem Pathos beklagt, trägt durchaus keinen Anstand, den Beweis zu liefern, dass er mit der Wahrheit auf dem gespanntesten Fusse steht! Und doch handelt es sich dort nur um eine ästhetische, hier aber um eine moralische Verwirrung. Oder wer besitzt die dazu notwendige Stirn, um im Ernste zu behaupten, auf unsern Gymnasien nicht nur, sondern auch Universitäten herrsche bis auf die jüngste Zeit die Vernachlässigung, ja Verachtung der deutschen Sprache und Literatur, wie sie jener Artikelschreiber ihnen vorgeworfen hat? Von allen Schäden, die in unserer Nation hervortreten, halten wir für den bedenklichsten, wenn sie sich daran gewöhnen sollte, der Wahrheit ohne Bedenken ins Gesicht zu schlagen, um nur recht pikante Produkte

zu liefern. Hiemit würde unser Volk einen Weg betreten, der es unaufhaltsam ins Verderben führen müsste. Schlimmer als jede ästhetische wäre eine solche moralische Verwilderung.

Aber nicht blos einer Sünde gegen die Wahrheit hat sich jener Kritiker der deutschen Gymnasien schuldig gemacht, sondern auch von Neuem den Beweis geliefert, welch' bodenlose Ignoranz bezüglich der Aufgabe und Bestimmung der Gymnasien in der Presse oft das grosse Wort führt. Welches Chaos der verschiedenartigsten, einander direkt widersprechenden Anforderungen tritt doch an das Gymnasium heran! Auf der einen Seite klagt man, dass unsere Jugend mit einer solchen Masse von Lernstoff vollgepropft werde, dass ihre geistige und körperliche Gesundheit darüber zu Grunde gehe, und fordert eine entschiedene Beschränkung desselben; auf der andern Seite dagegen ist man, wenn selbst auf dem heterogensten Gebiet irgend welche Lücke oder ein Missstand hervortritt, flugs bei der Hand, das Gymnasium dafür verantwortlich zu machen. Und, was das Allerseltsamste ist, nicht selten sind es dieselben Leute, welche die beiden einander aufhebenden Anschauungen zugleich geltend machen. Gibt es etwas Komischeres, als schliesslich unsere Gymnasien anzukllagen, dass das deutsche Kunstgewerbe zurückgegangen ist, und vom Gymnasium das zu verlangen, wozu eben die Kunstschulen und Kunstmuseen errichtet werden? Dass das Gymnasium seinerseits durch Erteilung von Zeichenunterricht auf den Geschmack und den ästhetischen Sinn seiner Zöglinge einzuwirken sucht und dass gerade die von unserm Artikelschreiber so geringschätzig behandelten Klassiker auch nach dieser Richtung die wolthätigste Wirkung äussern, dass ferner auch unsere Gymnasialschüler während und nach ihrer Gymnasialzeit von den so gerühmten kunstgewerblichen Ausstellungen, sowie den trefflichen Publikationen des Buch- und Kunsthandels zu profitiren durchaus nicht gehindert sind, davon besitzt derselbe entweder keine Ahnung oder übergeht es, damit seine Zeichnung unserer Gymnasialzustände nicht darunter leide, mit Stillschweigen. Indessen das Gesagte mag hinreichen, um die Art und Weise zu charakterisiren, in der oft gerade die unberufensten, aber eben desswegen kecksten Kritiker über Dinge aburteilen, über die ihnen jedes Urteil abgeht. Was ist doch so ein armseliges Schulprogramm für ein jämmerlich Ding dem Geist und Witz sprühenden Produkt eines gewaltigen Publicisten gegenüber, der in einer so weitverbreiten Zeitschrift die öffentliche Meinung vertritt! Eben weil wir von der öffentlichen Meinung, trotz der eigentümlichen Weise, in der sie oft auftritt, noch immer gar grossen Respekt haben und es nicht über uns gewinnen, unter der öffentlichen Meinung blos die Meinung aller derjenigen zu begreifen, die von einer Sache nichts verstehen, aber um so kecker

von ihr sprechen, haben wir es nicht für überflüssig erachtet, einen in einer geachteten Zeitschrift erschienenen und höchst anspruchsvoll auftretenden Aufsatz über eine Gymnasialfrage einer eingehenderen Kritik zu unterziehen.

Kempten. Sörgel.

Zum Entwurf eines Lehrplans für den Unterricht in den Realien einer 6kursigen Realschule.

Indem ich der Bitte des Hrn Kollega Schricker nachkomme, erlaube ich mir die Bemerkung, dass ich meine Ansichten ohne Begründung ausspreche Eine erschöpfende Begründung würde in diesen Blättern zu viel Raum einnehmen und eine lückenhafte zu Missverständnissen Veranlassung geben, keinen Falls würde sie überzeugen.

Zweierlei Bemerkungen, die Kollega Schr. macht, fordern eine entschiedene Bekämpfung heraus. Einmal jene, nach welcher man im Entwurf der Reorganisation der Gewerbschulen nach dem 4. Kursus einen gewissen Abschluss zu gewinnen hofft; sodann die andere: „Im 4. Kurs ist ausserdem Anleitung zur gewerblichen Buchführung und zur Anfertigung von Geschäftsaufsätzen zu geben und die schwierigeren Formen des Geschäftsstils, wie Gutachten, Verträge, Protokolle, Gesuche, sind auch noch im 5. und 6. Kurse fleissig zu üben". Eine derartige Bestimmung wäre ein fressendes Geschwür im Herzen der bayrischen Realschulen, es wäre dem Nützlichkeitsprincip, das immerhin seine Berechtigung hat, auf Kosten gesunder pädagogischer Grundsätze eine ungebührliche Macht eingeräumt. Es handelt sich ja doch nicht darum, den Schülern eine möglichst grosse Masse von Kenntnissen beizubringen, sondern das Augenmerk muss einzig und allein darauf gerichtet sein, den Grund zu einer soliden, allgemeinen Bildung zu legen.

Es wäre überhaupt zu wünschen, dass man bei der Reorganisation unserer Gewerbschulen die Pläne des preuss. Kultusministeriums nicht unbesehen liesse. Dort denkt man ernstlich daran, die hum. Gymnasien und Realgymnasien von dem Gros jener Schüler zu befreien, die nur das Maturitätszeugnis „ersitzen" wollen, und denselben Schulen zu eröffnen, in denen sie eine Bildung erreichen, die ihrer Zukunft angemessener und zuträglicher ist, ohne der Woltat des einjährigen Kriegsdienstes verlustig zu gehen. In solchen Schulen, — und nur solche können nach der Lage der Dinge die bayr. Gewerbschulen werden, — kann man aber keinen gewissen Abschluss brauchen, noch viel weniger Handelsfächer treiben. Ueberdies haben diese Uebungen, welche in 3 Kursen gemacht werden sollen, einen sehr zweifelhaften Wert. Sehr intelligente und erfahrene Chefs von Handlungshäusern äussern sich:

„Sucht, dass unsere künftigen Lehrlinge richtig und gewandt in ihrer Muttersprache sich ausdrücken lernen, rasch und sicher Rechnungsaufgaben aus dem gewöhnlichen Geschäftsleben zu lösen vermögen, gediegene Kenntnisse in Geographie u. dgl. mitbringen, allenfalls auch mit einer oder der andern Weltsprache nicht unbekannt sind; für das Uebrige wollen wir schon sorgen."

Und jetzt erübrigt mir noch die Frage: woher sollen denn die Realienlehrer Handelskenntnisse haben? Oder besser: in welchem inneren Zusammenhang stehen die Quittungen, Protokolle etc. mit den Realien? In gar keinem.

Zur Schullektüre (a. a. O. S. 153): Das Lesen des Cid von Herder ist anzufechten, und Götz von Berlichingen ist ein Stück zum Schauen, nicht zum Lesen. Statt Minna von Barnhelm wünschte ich Lessings Nathan. Auch muss das Lesen wenigstens in 5 Klassen fleissig geübt werden, denn es ist erstaunlich, wie wenige gebildete Menschen gut lesen können.

Geschichte (a. a. O. S. 153): Hinsichtlich des Stoffes ganz mit Koll. Schr. einverstanden; nur ist in einer Wochenstunde selbst in den unteren Klassen nichts auszurichten.

Einigermassen erstaunt war ich, bei der Aufstellung des Lehrstoffes zur Geographie nichts von der Anwendung der graphischen Methode gelesen zu haben. Ich verstehe darunter nicht das Kartenschmieren der Schüler und die Angabe in den Jahresberichten „Kartenzeichnen", sondern das Vorzeichnen von Stromgebieten, Ländern, Halbinseln etc. von Seite des Lehrers. Dies ist wol mühsam, aber lohnend.

Es sind nur wenige Punkte, in denen ich mit dem woldurchdachten Entwurf von Koll. Schr. nicht einverstanden sein kann. Im grossen Ganzen aber scheint mir derselbe, da er frei ist von Verstiegenheiten und unerreichbaren Forderungen, durchaus geeignet für 6klassige Realschulen.

Landau. Falch.

Noch einmal über Gedankenarmut der Gewerbschüler.

Mein Aufsatz über „Gedankenarmut der Gewerbschüler", welcher sich im 11. Bde. dieser Blätter pag. 275 etc. befindet, wurde zu meinem Vergnügen von einem Kollegenpaar auf SS. 399 & 443 des Bandes einer eingehenden Kritik gewürdigt. Verschiedene Umstände zwangen mich, eine Entgegnung bis zu diesem Augenblick zu versparren; im Interesse der Sache glaubte ich aber hierauf nicht ganz verzichten zu sollen, wenn auch die fragliche Beurteilung an ein paar Stellen der sonst üblichen Delikatesse zu entbehren scheint.

Die Herren Opponenten scheinen in allen wesentlichen Punkten genau der gegenteiligen Ansicht von mir zu sein; doch — zum guten Teil scheinen sie es blos. Gegen die Behauptung, dass die Leistungen der Gewerbschüler im deutschen Aufsatz nicht befriedigend sind, protestieren sie S. 399; auf Seite 405 schwärzen sie aber die gegenwärtige Aufsatzlehre derartig an, dass es wahrhaft wunderbar wäre, wenn dabei ein anderes als ein dürres und mattes Produkt zum Vorschein käme. Ich kann mir nun nicht anders denken, als dass die Aufsätze, wenn überhaupt noch keine neue Stilistik gefunden ist, allerorts unbefriedigend sind, oder weil diese Wahrnehmung in Kaiserslautern nicht gemacht wird (pg. 399), der Stein der Weisen bereits entdeckt ist und nur mehr der Popularisierung wartet.

Die Gründe, welche ich seinerzeit für die eigentümliche Erscheinung in der Schulpraxis angeführt habe, wurden alle für „hinfällig" erklärt, wenn gleich den HH. Collegen auf Seite 447, wo von der einseitgen Gedankenarmut die Rede ist, die Lust zu kommen scheint, anzuerkennen, dass der „Aufsatz (einseitig ausgebildeter) etwas karger werden mag, als der anderer, die sich mehr von einer einseitigen Ausbildung ferngehalten haben", womit doch nachträglich meine Anschauung, dass „die schlimme Einrichtung der Gewerbschulen" das Ihrige zu den mangelhaften Aufsätzen beitrage, wieder zu Ehren gebracht wird. Denn die Ausbildung, welche diese Schulen vermitteln, ist doch wol einseitig.

Am weitesten gehen die Ansichten über die Mittel, durch welche dem i. Rede stehenden Uebel abgeholfen werden soll, auseinander. Den von mir angegebenen, die jetzige Stilistik bestehen lassenden, allerdings nicht neuen, aber leichten Heilmitteln wird kein oder wenig Wert beigelegt, dagegen über die bisherige Schulpraxis in Bezug auf Heuristik, Dispositions- und Beweislehre der Stab gebrochen (443 etc. und anderwärts). Ein befriedigender Ersatz für das mit dem Anathem belegte Alte wird freilich nicht geboten. Soweit meine Auffassung der meinem Aufsatz zu Teil gewordenen Kritik.

Ueber meine frühere Behauptung, dass die Leistungen der Gewerbschüler im deutschen Aufsätze im allgemeinen nicht entsprechend sind, brauche ich nach dem oben Gesagten, und weil es die HH. Coll. für notwendig erachteten, der Sache eine so eingehende Besprechung zu widmen, ein Wort mehr zu verlieren.

Die Widerlegung der von mir angegebenen Gründe haben sich meine HH. Gegner leicht gemacht. Weil auch an Gymnasien über dasselbe Uebel geklagt wird, was ich selbst zugestanden, so ist auch jeder andere Grund unstichhaltig, meinen die Herren. Was sagt aber dazu die Logik Ist denn behauptet worden, dass die Gedankenarmut auf den Gymnasien in dem gleichen Grade vorkommt? Oder ist irgendwo

gesagt worden, dass jeder einzelne der angeführten Gründe für sich allein jenes Uebel herbeiführe? Wenn aber dies nicht der Fall ist, so kann ich mich von der Richtigkeit obiger Widerlegung nicht überzeugen. Die von mir angegebenen Gründe sind also nicht hinweggeräumt, und wenn ich in meinem Aufsatz über die Gedankenarmut der Gewerbschüler handelte, so hat das damit seine volle Berechtigung. Relativ genommen kann ja demnächst auch jemand über die Gedankenarmut der Gymnasiasten schreiben. Diese wird aber, wenn sie überhaupt generell auftritt, und nicht blos lokaler Natur ist, fürs erste kaum in gleichem Masse sich finden und zwar schwerlich in der Organisation zu suchen sein.

Ich komme nun zur Besprechung der Mittel.

Die psychologische Begründung des Gedankenvorrats, wie sie S. 400 gegeben, ist richtig, aber auch kaum einem Pädagogen neu. Was hingegen die Einteilung der Gedankenarmut S. 401 betrifft, so bin ich mit derselben nicht vollständig einverstanden. Ich bezweifle nemlich, ob blos auf den drei angegebenen Wegen Gedankenarmut entstehen kann. Die HH. Coll. nehmen dabei in Nr. 142 nur auf die Art und Weise der Stoffverarbeitung Rücksicht, während doch logisch zunächst das Wesen und die Auswahl des Stoffes selbst, welche im Schüler Ideen erzeugen soll, in Betracht zu ziehen wäre. Dann würde die jetzige Nr. 3, welche ohnehin als ein etwas unsicheres Anhängsel erscheint, überflüssig. Darin besteht, wie mir scheint, ein Hauptunterschied unserer Anschauungen. Denn die Ausführung über die Notwendigkeit des Zerlegens des betreffenden Stoffes dürfte für Lehrer nichts Neues bieten. Ueber Nr. 2 „die scheinbare Gedankenarmut" ist eine Diskussion auf dem engbemessenen Raum dieser Blätter unmöglich und sie verspräche auch kaum eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, zu deren Besprechung ich die Anregung gegeben deren Lösung ich aber gern erfahreneren, sachkundigeren Collegen überlasse. Augenblicklich befinde ich mich noch auf dem von den HH. Gegnern für unhaltbar erklärten Standpunkt, indem ich glaube, dass es um die bisherige Schulpraxis in der Stilistik nicht so schlecht stehe, „dass sie keineswegs im Stande sei, dem Schüler eine Einleitung zur Abfassung von Aufsätzen zu geben". Hier sehen meine HH. Collegen doch allzu schwarz. Denn wenn die Dinge so stehen, so müssten alle Aufsätze unserer Schüler ganz verwildert aussehen, da anerkannter Massen der junge Mensch ohne Anleitung wenig oder gar nichts lernt.

Unter solchen Umständen sind dann auch jene von mir angeführten Heilmittel nicht wertlos. Anstatt aber nochmal auf alle ausführlich zurückzukommen, will ich nur auf eine Besprechung der am meisten bekritelten eingehen, nemlich der wissenschaftlichen Excursionen, der

Unterstützung des Aufsatzschreibens in den Grammatikstunden, und des Wertes der Privatlektüre.

Gegen erstere haben die HH. Collegen einen eigentlichen Einwand (S. 404) nicht vorgebracht, aber gemeint, „solche Experimente dürften sich nur für ganz kleine Schulen empfehlen, sie würden besser vom Vater, der Mutter oder einem Kinderfreund unternommen". Indem ich bezüglich des Wertes solcher Ausflüge auf anderwärts von mir gegebene Andeutungen verweise, glaube ich nur beifügen zu sollen, dass wir es nicht mehr mit blossen Experimenten zu thun haben, sondern Lehrer, welche solche Ausflüge unternommen, bereits auch von Resultaten erzählen können. Dass solche Ausflüge nur für kleine Schulen sich empfehlen, ist gleichfalls unrichtig, denn beispielsweise werden an der Münchener Kreisgewerbschule seit mehreren Jahren ohne unangenehme Disciplinar-Erlebnisse solche Exkursionen von mehreren Lehrern unternommen. Wenn die Herren Coll meinen, man würde sie besser dem Vater oder der Mutter überlassen, so ist zu entgegnen, dass vielleicht kaum 10% Väter und Mütter die nötige Zeit und Bildung dazu haben. Ja selbst der „Kinderfreund" kann mich nicht von meiner Ansicht abbringen, weil ich von einem wirklich zum Lehrer an eine Volks- oder Mittelschule berufenen Manne unbedingt einen gewissen Grad von Liebe zu den Kindern verlangen muss.

Auf S. 446 schiebt man mir die Ansicht unter, als sei der Geist der jungen Leute, welche aus der Volksschule kommen, noch eine *tabula rasa*. Wenn das wirklich in meinem Aufsatze gesagt sein sollte, so bemerke ich dagegen, dass ich tatsächlich seit meiner ganzen praktischen Lehrtätigkeit nie einer solchen Ansicht gefolgt bin. sondern stets neben den Grammatikübungen die Aufsatzübungen habe hergehen lassen. Wie man meinen Aufsatz mit dem des Hrn. Collega Mayer zusammenwerfen kann, ist an sich unbegreiflich, weil hier von neunjährigen, dort aber von 12jährigen Schülern die Rede ist, die ja beim Eintritt in die Gewerbschule bereits eine Prüfung im Aufsatzschreiben abzulegen haben. Was ich behauptet habe, ist dies, dass durch eine zweckmässige Einrichtung des grammatikalischen Unterrichts, dem Aufsatzschreiben in die Hände gearbeitet werden kann, und das ist von den HH. Coll. nicht widerlegt worden. Spielereien sind solche Uebungen, wie ich sie seinerzeit vorgeschlagen, viel weniger als die Sätze, welche meine HH. Gegner den jungen Leuten abfordern, weil sie bei mir auch auf den Inhalt der Sätze acht haben müssen. Ich habe auch niemand zugemutet, zu glauben, dass ein Aufsatz „ein Konglomerat von Sätzen" sei (S 447).

Zum Schlusse komme ich noch zur Privatlektüre. Meine HH. Coll. bestreiten den grossen Wert, welchen ich derselben in Bezug auf Gedankenbereicherung beilege, und meinen, ihre eigentliche Bedeutung

für den Schüler bestehe mehr in der Weckung des religiösen und ästhetischen Interesses. Dafür, dass die Privatlektüre den hohen gedankenmehrenden Wert nicht hat, werden als Gründe angegeben, dass „der Schüler in der Regel nicht um zu lernen, sondern um sich zu unterhalten liest, ferner „dass er viel zu wenig zerlegt", und dass endlich „die meisten Schüler keineswegs alles, was sie lesen, auch verstehen". Dehalb wird die Privatlektüre den höchsten Klassen eines Gymnasiums zugewiesen und von dem 3. Kurse der Gewerbschule bezweifelt, ob sie dort schon möglich sei (S. 450). Diese Ausführungen erinnerten mich unwillkürlich an das Omar'sche Dilemma. Weil bei der Privatlektüre es auch ist, wie in andern Dingen, dass nemlich nicht alles gleich vollständig erreicht wird, soll sie überhaupts nicht nützen. Dass die Schüler in der Regel nicht um zu lernen, sondern um sich zu unterhalten lesen, ist so lange wahr, als sie nicht angeleitet werden. Uebrigens enthalten auch die „Indianer-, Räuber- und Reisegeschichten", insoweit sie von wahren Jugendschriftstellern verfasst sind, des Stoffes genug, um den Gedankenvorrat der Schüler zu mehren.

Dass die jungen Leser zu wenig zerlegen, ist auch nur zum Teil richtig. Wofür werden sie denn in der Schule fortwährend an das Analysieren gewöhnt? Oder geschieht es ganz ohne Erfolg? Ist vielleicht insofern der jugendliche Geist noch eine *tabula rasa*?

Endlich wird eingewendet, dass die Schüler nicht alles verstehen, was sie lesen. Dagegen bemerke ich zweierlei: Wenn sie nicht alles verstehen, so teilen sie das Schicksal der Erwachsenen. Deshalb können sie aber aus dem Lesebuch doch noch ungemein viel profitiert haben, oder sollten sie denn alles misverstehen? Dass die Schüler, natürlich die guten, über das nicht Verstandene ohne weiters „hinweghüpfen", muss ich auf Grund eigener Erfahrung bestreiten. Gibt ihnen der Lehrer auf etwaige Fragen bereitwillig Aufschluss, so erkundigen sie sich gern um das und jenes in der Bibliothekstunde, auf Spaziergängen, oder am Ende der Unterrichtsstunden. Ausserdem ist zu betonen, dass wir ja nicht umsonst Jugendschriften besitzen, welche der Fassungskraft der verschiedenen Altersstufen angepasst sind (Vgl Hopf, Mitteilungen über Jugendschriften, die Schriften des Berliner- und Wiener pädagog. Vereins etc.).

Auch ist von Wichtigkeit für Fruchtbarmachung der Privatlektüre, dass der Lehrer in den Unterrichtsstunden gelegentlich auf passende Lesebücher hinweist und dadurch einerseits den Geschmack der Schüler von Räuber- und Indianergeschichten allmählich reinigt, andrerseits das im Unterricht kurz Gelernte ausführlicher kennen lehrt und befestigt.

Indem ich zum Schlusse das Verdienst anerkenne, welches sich die HH. Coll. nach meiner Ansicht um die Stilistik erworben haben dadurch, dass sie auf eine heuristisch-dispositionale Topik und das Princip der

Entwicklung ein besonderes Gewicht legen, bleibe ich, da ich mit der bisherigen Stilistik noch auskomme, bei meinen früheren Ausführungen stehen. Man gebe unseren Gewerbschulen eine naturgemässe Organisation, dann werden wir, ohne das Vorhandene zerstören zu müssen, mit Hilfe der von mir angegebenen Mittel dem angestrebten Ziel um ein Bedeutendes näherrücken

München. H. Krallinger.

Zu Cornelius Nepos.

Im XI. Jahrgang d. Bl. (S. 243 ff.) hat Hr. Collega Rubner einige Stellen im Dion und Chabrias kritisch behandelt, was mich dazu ermuntert hat, auch meinerseits die betr. Stellen anzusehen.

I. Dion 7, 1: *Ille autem adversario remoto licentius eorum bona quos sciebat adversus se sensisse militibus dispertivit.* Die Worte *licentius dispertivit* erklärt Hr. R: „er hat verteilt und dabei nicht das verständige Mass walten lassen." Das *licentius* ist aber durchaus nicht so allgemein, sondern vielmehr ganz speciell zu interpretiren und zwar: *licentius, quam adversario non remoto sive vivente Heraclide ausus esset.* Die Stellung von *adversario remoto* unmittelbar vor *licentius* ist nicht zufällig, sondern absichtlich; und hat jener Ablativ. absolut. nicht bloss temporale, sondern zugleich auch causale Bedeutung: er gibt eben für *licentius* den Grund an. Uebersetzen möchte ich *licentius* am liebsten mit ungenirter.

II. *ib.* §. 2: *neque quo manus porrigeret suppetebat nisi in amicorum possessiones.* Hiezu bemerkt Hr. R: „Dagegen ist mir's auffallend, dass man (meines Wissens) bisher keinen Anstand genommen hat an den Worten *nisi in amicorum possessiones.*"

Ich werde nun im nachstehenden, und zwar in streng chronologischer Ordnung, 16 verschiedene Ausgaben des Corn. Nepos anführen, deren Autoren einesteils (mit Unrecht!) an dem *in* Anstoss genommen und dasselbe daher ausgemerzt, andernteils aber das *in* ausdrücklich verteidigt haben.

1) *Longolius. Coloniae* 1543. (*Viciosissimum exemplar ex manuscripto codice quam emendatissimum redditum est per D. Gybertum Longolium: cuius etiam scholia sunt quae passim inseruntur.*") Liest: *neque amplius quod porrigeret suppetebat, nisi amicorum possessiones.* Ohne Scholion! 2) *Lambinus. Lutetiae* 1569. Text: *lectio vulgata.* Commentar: „*Nonnulla exempla sic habent: neque amplius quid porrigeret, suppetebat, nisi amicorum possessiones. Ego hanc lectionem retineo illique antepono.*" (Was hat Lambin unter *haec lectio*, und

was unter *illa* verstanden?? S. Nr. 14!) 3) *Gebhardus. Amstelodami* 1644. Text: *l. vulgata.* Commentar: „Curt. 7, 34, 19: *Jam etiam ad pecora nostra avaras et instabiles (insatiabiles) manus porrigis. Qui locus ex hoc videtur imitatione expressus, quare inprobe fecit Lambinus supponens: neque amplius cet. Vulgatam lectionem mecum tuetur doctissimus Piccartus cap. X. Periculor. Criticor.*" (Das *tueri* des *Piccartus* gilt, wie ich mich durch Nachschlagen überzeugt habe, ausschliesslich nur dem Worte *manus*, gegenüber der Variante *minus*, welch' letztere sich in einer Strassburger Ausgabe v. J. 1506 und in einer Ingolstädter v. J. 1593 findet.) 4) *Bosius. (Accedunt seorsim notae Henr. Ernstii et liber commentarius Jo. Henr. Boecleri.) Jenae 1675.* Text: *nisi amicorum.* Commentar: „*MS. Dan. et Lambinus: in amicorum possessiones; non male.*" 5) *Courtin. Parisiis 1675* Text: *l. vulgata.* Commentar: „*Quidam legunt: neque amplius cet. Qui sensus fere idem est.*" 6) *Cellarius. Lipsiae 1694.* Liest *nisi amicorum*, ohne Commentar. 7) *Hoogstratanus. Amstelaedami 1739.* Liest *nisi amicorum*, ohne Commentar. 8) *Heusinger. Isenaci & Lipsiae 1747.* Liest *in amicorum* und bemerkt dazu: „*quod non video cur rejiciatur.*" 9) *Philippe. Lutetiae Par. 1754.* Liest *nisi amicorum*, ohne Commentar. 10) *Harles. (Cum animadversionibus partim criticis, partim historicis Augustini van Staveren) Erlangae 1774.* Text: *l. vulgata.* Commentar: „*Codicum auctoritate edidi in amicorum. Staveren. in amicorum etiam ed. Amst. habet. Harles.*" 11) *Sincerus* Leipzig 1775. Liest *nisi amicorum*, ohne Commentar. 12) *Wetzel. Lignitii 1801.* Text: *l vulgata.* Commentar: „*in revocavi, a Bosio cum edd. 6 et 13 omissum, male. Manus autem porrigit in possessiones amicorum.*" 13) *Tzschucke. Gottingae 1804.* Text: *l vulgata* Commentar: *in quidam omittunt et tum referendum est ad suppetebat. At codices addunt, unde cum porrigeret componi debet.*" 14) *Fischer Lipsiae 1806* Text: *l vulgata* Commentar: „*nisi amicorum Ed. Long. Boecl. (Bos. 2 Stav. 1.) Sed nisi in amicorum MS. Dan Voss. 1. Leid. 2. Ax Ed. reliqui omnes. Etiam Heus. Stav. 2. (3 omnes recentt.) Bene! (Hinc ego recepi in.) Nihili igitur est, quod in Longolii aliisque editionibus legitur, neque amplius quod porrigeret: etiam Lambino probatum, si Gebhardo credimus. nam mihi quidem Lambinus, cum hanc lectionem retinere se illique anteponere ait, eam, quam in textu exhibuit, indicare videtur, non, quam nonnulla exempla habere dicit.*" 15) *Paufler.* Leipzig 1817. Text: *l. vulgata.* Commentar: „So lesen die meisten und besten codd.; in nur wenigen fehlt *in*. Beides lässt sich rechtfertigen: mit *in* gehört der Satz zu *porrigeret*, ohne *in* hängt er mit *suppetebat* zusammen. 16) *Bremi.* Zürich 1827. Text: *l. vulgata.* Commentar: „In einigen Handschriften fehlt die Präposition *in*. Beide Lesarten sind gleich gut. Steht die Präposition

ausgesetzt, so hängen die Worte mit dem Verbo *porrigeret* zusammen; fehlt sie, mit *suppetebat*."

Voranstehende Aufzählung (welche übrigens keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit macht!) kann unsern HH. Kritikern und Specialisten einen kleinen Begriff von dem Reichtum der philologischen Litteratur verschaffen!

Rätselhaft ist es, dass die gänzlich abweichende Lesart des *Longolius* „*neque amplius quod*" auch nicht in einer einzigen der heute bekannten Handschriften sich findet. Willkürlich erfunden hat er sie gewiss nicht; es scheint also der seiner Ausgabe zu Grunde liegende Codex verschwunden zu sein.

Wenn man von der Lesart des *Longolius* absieht, so muss das *in* gerade deswegen als echt und ursprünglich verteidigt werden, weil, wie ich bereitwilligst zugebe, der ganze Satz ohne das *in* sich glatter lesen würde. Wer in aller Welt hätte sich denn also das Privatvergnügen machen sollen, ganz unnötigerweise ein *in* „hineinzucorrigiren"? Was Hr. R. mit einem *nisibi* an unserer Stelle will, das verstehe ich nicht.

III. *ib.* 9, 1: *cum a conventu se remotum Dion domi teneret atque in conclavi edito recubuisset, cet.* Wer den *Dion* des *Corn. Nepos* aufmerksam und gründlich durchgelesen hat, der weiss bereits, dass es in dem von *Dion* bewohnten Hause allerdings *conclavia edita* gab. Denn 4, 5 heisst es vom Sohne des *Dion*: *ut se de superiore parte aedium dejecerit atque ita interierit.* Dagegen ist es vollkommen richtig, dass ein auf dem Erdboden stehender Mann nicht mit seinem Arm bis zum Fenster eines oberen Stockwerkes emporreichen kann. Aber 1) es kann einer von den *Zacynthiis intromissis* im Innern des Gebäudes die Treppe herabgerannt sein und das Schwert durch ein Fenster des Erdgeschosses in Empfang genommen haben; 2) es kann zufällig gerade eine Leiter in der Nähe gewesen sein; 3) es kann die Waffe an einer Stange hinaufgeboten worden sein.

Die Conjectur *in conclavi abdito* ist nun aber nicht nur gänzlich überflüssig, sondern sogar unmöglich.

Bereits a° 1733 hat Joh. Knoll in seinem *Lexicon Cornelii Nepotis tripartitum* das Sätzchen *Fit strepitus, adeo ut exaudiri posset foris* vollkommen richtig so wiedergegeben: „Es entstund ein Getümmel, so dass man's draussen (auf der Gassen) hören konnte." Ferner: wenn das Attentat in einem „hinten hinaus (in den Garten) gelegenen" Gemach stattgefunden hätte, von wem hätten denn dann die *Zacynthii intromissi* eine Mordwaffe verlangen können? wie wäre denn der Syrakusaner Lyco in den Garten des Dion hineingekommen? und wie könnte endlich Nepos den Umstand, dass niemand dem Dion zu Hilfe kam, so besonders bemerkenswert finden?!

Es hat also nach wie vor bei der überlieferten Lesart *in conclavi edito* zu verbleiben.

Die Anmerkung bei *Siebelis* ist älter und lautet ursprünglich bei *Bosius* (*Jenae 1675*): „*Solebant veteres, cum vacare precibus aut sine arbitris agere vellent, in editum locum ascendere, vel etiam huic rei peculiare conclave in superiori parte domus habere.*“ (Folgen als Beispiele: Judith, Petrus, Augustus, Tiberius.)

München. Aug. Thenn.

Von der Wichtigkeit der Ideen-Analogie in der Sprache mit Bezugnahme auf das Lexicon etymologicum des Herrn Prof. Zehetmayr.

Motto: Erst im Worte fasst sich der Gedanke. v. Lasaulx, Philosophie der Geschichte. S. 50.

Dem Werte dieses Lexicons ist unter den Beurteilern desselben Herr Rektor Autenrieth, eine auf linguistischem Gebiete gewiegte Autorität, durch seine Recension in den bayerischen Gymnasialblättern wol am meisten gerecht geworden. Da nun aber Hr. Autenrieth erklärt hat, dass dasselbe mit Empfehlung einiger Vorsicht sogar Gymnasialschülern in die Hände gegeben werden könne, so mag es dem Unterzeichneten nicht verübelt werden, wenn derselbe, obwol auf dem erwähnten Gebiete durchaus nicht Fachmann — *tant s'en faut* — dennoch, auf das Studium einzelner Partieen des Lexicons von Hrn. Z gestützt, ein unleugbares Verdienst dieses Buches hervorzuheben unternimmt. Es ist diess die dasselbe fast durchgreifend beherrschende Ideen-Analogie, die schon, allerdings allzuleise betont, im Titel (*Lexicon etymologicum comparativum quo eodem sententia verbi analogice explicatur*) angedeutet ist.

Einige bescheidene Gedanken über die Ideen-Analogie in der Sprache mögen hier eine Stelle finden!

Während die Etymologie mehr die äussere Verwandtschaft der Wörter aus ihrem Bau und ihrer Form nachweist, hat es die genannte Analogie mit dem Grundbegriff zu thun, den selbst etymologisch nicht verwanndte Wörter aus verschiedenen Sprachen in der Bezeichnung eines Gegenstandes gemeinsam teilen, wie z. B. linke Hand, *main gauche*, *mano manca*, welche die Fundamental-Idee der Schwäche ausdrücken, obschon link, *gauche*, *manca*, sprachlich mit einander nicht verwandt sind.

Offenbar hat diese linguistische Analogie, welche Hr. Z. nicht spärlich, sondern wo es nur immer geschehen konnte, hervorkehrt, einen hohen, unverkennbaren Wert: denn sie ist, wie es mindestens den Verfasser dieser Zeilen bedünkt, 1) für die Etymologie selbst, 2) für die Philosophie der Geschichte, und endlich 3) sogar für die Rhetorik von grosser Bedeutung.

1) Ist die Etymologie eines Wortes zweifelhaft, so vermag die Ideen-Analogie nicht selten — wenigstens indirekt — zur sicheren Wurzel zu führen, wie wenn, um bei obigem Beispiele zu bleiben, die Herleitung des Wortes *gauche* aus „welk“ zweifelhaft wäre. Schon

die Begriffsvergleichung mit **l i n k** und *m a n c a* müsste, so scheint es, bedeutsam zu jener Zurückführung von *gauche* auf „w e l k" veranlassen. Indess ist hier, wo volle Sicherheit besteht, des Beispiels halber der Zweifel nur supponirt; aber in wie vielen anderen unsicheren Fällen wird die hier gemeinte Analogie der Etymologie die erspriesslichsten Dienste leisten!

2) Es ist für die Philosophie der Geschichte die Frage nach der Einheit unseres Geschlechtes von unermesslicher Tragweite. Schon die Etymologie verweist im schroffen Gegensatze zu einer anderen Ansicht bedeutsam auf die Einheit. Ist es aber schon mehr als Zufall, wenn eine tiefgehende Verwandtschaft zwischen Sprachen der entferntesten Völker, die im weitern Laufe der Geschichte sich nie einander genähert haben, feststeht — wie sehr muss es überraschen, wenn selbst durch nicht verwandte Wörter aus den verschiedensten Sprachfamilien ein und derselbe Grundgedanke zur Bezeichnung der Gegenstände durchklingt! Zwar mag selbst in vielen Fällen die eine oder andere vorwiegend auffällige Eigenschaft einer Sache für deren sprachlichen Ausdruck den dabei leitenden Grundgedanken den verschiedensten Völkern naturgemäss so nahe gelegt haben, dass es absolut unnötig ist, hier die Einheit des Denkens aus der Einheit des Geschlechtes zu folgern. Aber es gibt in grösster Fülle auch Fälle, wo eine zwingende Notwendigkeit für solch' ein identisches Denken, wie sich diess in der That auch bei sehr vielen den nämlichen Gegenstand diametral verschiedenartig bezeichnenden Wörtern zeigt — offenbar nicht vorliegt, und doch die Gemeinsamkeit der geistigen Anschauung in auffallendster und überraschendster Weise zu Tage tritt. Da erscheint denn neben oder nächst der Etymologie jene Analogie von durchschlagender Beweiskraft zu Gunsten der Einheit des menschlichen Geschlechtes.

Vor der Beleuchtung der Wichtigkeit der Ideen-Analogie für die Etymologie als rhetorischen Topos sei es gestattet, einige wenige Beispiele aus dem mehr erwähnten Lexikon in einer leichteren Fassung, zu welcher ein näheres Studium dieses Buches geführt hat, hier zur Anschauung zu bringen:

Color bedeutet einerseits „F a r b e", anderseits gibt es den Begriff des „D e k e n s" wieder in *oc-cul-to* (Seite 170). Ebenso bedeutet skr. *warna n.* „F a r b e", und gehört zu *war-* „d e c k e n" (Seite 59). Eine griechische Analogie ist *χρῶ-μα*, „F a r b e" und *χρώ-ς*, die „H a u t", „D e c k e" (Seite 170). — *Ab-ômin-abilis*; *-ômin-* = *ômen* aus *os-men* (Seite 171), verwandt mit *ὄσσομαι*, ich „s c h a u e" (Benfey I, 228); *abominabilis* entspricht analog ganz unserm „s c h e u", „a b-s c h e u l i c h"; denn auch „s c h e u" hängt zusammen mit „s c h a u e n" = *ὄσσεσθαι* (S. 2). — Der Begriff „G e s e t z", „S i t t e" ist Seite 12 unter *aevum* in mehreren wichtigen Wörtern zusammengehalten mit dem Begriff „G a n g", „g e h e n"; und diese Zusammenstellung aus der Analogie des Sanskrits zur Evidenz hergestellt. Zu dem skr. Stamm *i-* = *ire* gehört nämlich *aevum* = *αἰών* aus *αἰϝών*, skr. *êwa*, die Z e i t-l ä u f t e, goth *aivs*, die „E w"-i g k e i t, also: der ruhige, ungestörte, ununterbrochene G a n g durch die Zeit. Und nun der Begriff „G e s e t z", „S i t t e"? Man merke das altd *êwa*, *êa*, die „E h e"; *êwigen* = *legitimare*; *ê-haft* = *legitimus*; *ê-strasse* = *via quae ex more debet sterni et parari*. Das skr. *êwa* bedeutet nun aber selbst ganz analog dem altd. *êwa*, *êa*, „E h e", als geordnetem Zustand, ebenfalls „S i t t e", „O r d n u n g"; denn *êwais* = *ex more*; unser „e c h t", alt *êht* aus *ê-haft* (welches *-haft* aus *captus* herausklingt [denn unser *h* =

lat. *c*, wie Hahn = *cantor*]); also gleichsam: in seinem regelmässigen Gang festgehalten, d. h. geordnet. Dazu findet sich eine weitere Analogie auf Seite 157: *mōs* aus *moves*, womit verwandt ist *me-are* = skr. *maijâmi*; und wiederum *âcâra*, *m.* = *mos* zu *car-âmi* = *eo*. Man vgl. ebenso (Seite 214) *rite* zu *ri* = „gehen"; skr. *rî-tis*, f., der Lauf, Strom, Gang der Dinge, die Art und Weise. — *Sapiens* (Seite 221). Dieses Wort umfasst drei Bedeutungen: 1) *sap-a*, der „Saf-t"; 2) *sap-or* der „Geschmack"; 3) die „Verständigkeit", „Weisheit". Für die zwei ersten Bedeutungen besteht eine Analogie im griech. χυμός = 1) Saft, 2) Geschmack; auch im skr. *rasa*, *m.* = 1) *sapor*, 2) *sapa*; *rasana* das Schmecken. Für die Bedeutungen *sapor* und *sapientia* besteht die Analogie im skr. *mêdhâ*, welches Beides heisst; ferner im nord. Eigennamen *Snôtra*, welches bedeutet σοφή (aus σοπϝη, verwandt mit *sap*-) und also dem griech Eigennamen Σαπφώ entspricht; denn *Snôtra* ist eigentlich *mulier emunctae naris*; auch noch Σοφοκλῆς ist hieher zu ziehen. Ebenso liegt dem altd. *sefjan*, *intelligere*, woher der Eigennamen der Göttin *Sjöfn* = *Venus*, zuletzt doch wieder der Begriff *sapa*, *sapor* zu Grunde; denn *sefjan* gehört zum altd. *sebo* (= *mens*), das verwandt ist mit dem altlat. *sibus* = *sapiens*, welches *sibus*, in die Form *sabius* übergegangen, zu dem franz. Wort *sage* geführt hat. — *Acipenser*, wahrscheinlich der Fisch Stör, eigentl. der „spitze Flossen habende"; denn *ac-* = *ac-utus* und *penna*, wie auch *aquifolia*, die „Stechpalme". Dieses Wort wird treffend verglichen mit unserm „Hecht", vom altd. *hecchian*, „stechen", woher die „Hechel"; schw. *gädda*, der Hecht, verwandt mit engl. *the gad* = *stimulus*; dann franz. *le brochet*, der Hecht, verwandt zu *la broche*, „Spitze" (Seite 5).

Wenden wir uns schliesslich 3) zur Etymologie als rhetorischem Topos! Vor Allem ist zu bemerken — was sich übrigens von selbst versteht, — dass die Etymologie als solche sich nicht äusserlich in der Rede geltend machen darf; nur vor einem gebildeten Publicum mag mitunter in geschickt-rhetorischer Einflechtung auf das Etymon verwiesen werden. Sonst ist die Etymologie an sich nur der kräftige Hebel, den der Redner in der Meditation ansetzt, um brauchbare Gedanken für seinen Bedarf an's Licht zu fördern.

Die Ideen-Analogie nun unterstützt ungemein die Etymologie auch als rhetorischen Topos. Schon dass der Begriff, der in der Rede besonders hervorgehoben werden soll, wie ein mächtiger Grundton durch etymologisch nicht verwandte Wörter verschiedener Sprachen durchschlägt, verleiht in der Argumentation eine wolthuende Sicherheit, oder aber haucht, wenn er metaphorischer Natur ist, näher ausgeführt eine wahrhaft poetische Wärme der rednerischen Gedankenentwicklung ein. Ist das Schlagwort der Argumentation sogar von schwankender Etymologie, so enthalten doch die verschiedenen Wurzeln nicht selten für die Rede gut zu verwertende Ideen.

In Kürze ein Beispiel! Gesetzt, es handle sich um ein näheres Eingehen auf die *sanctitas morum*. Schon für das bedeutsame *mos* ergibt sich aus oben mitgeteilter Etymologie ein ungewöhnlich reicher Gedankenstoff. Die rechte und „echte" Sitte -*mos*- ist der geordnete Gang durch die Zeit des irdischen Lebens, eine *êwa*, „Ehe" in ihrer Art. Nur von einem solchen Gang, der, durch unselige Leidenschaften gestört, ein mühevolles Sich dahinschleppen oder eine durch die Folgen gefährdete Wanderung durch das Erdenleben sein würde, hängt die Ruhe, Zufriedenheit ab. Dazu kömmt die Erwägung der *sanctitas*,

in welcher die Bürgschaft für einen geordneten Lebensgang liegt. Nun ist zwar das Etymon von *sanctitas* zweifelhaft (Zehetm. Lex. S. 220). Die eine Deutung ist (ausgezogen) folgende: Die Grundidee „festgemacht", „geschützt", „abgesondert", „sicher", findet sich in vielen Ausdrücken, womit man *sanctus* zu übersetzen pflegt, oder sonst diesem Worte nahe kommen: a) *sanc-tus*, womit *sac-er* verwandt ist, entstand aus *sƒanctus* (wie *cano* aus *kwanâmi*, S. 44); und skr. *swañǵ-* bedeutet *amplecti*, S. 218 unter *sacer*; dem *sanctus* entspricht also unser „die Schwaig-e" = griechisch *σῆκος*, ein fester, geschützter Ort; b) geweiht, goth. *veihas*, altd. *vihho* = *sanctus*, verwandt mit skr. *wi-wik-ta* = *secretus*, *separatus*; c) goth. *svik-na* = *sƒanctus*, verwandt mit altn. *sykna*, *f.*, die Sicherheit, *sykn* = *sanctus*, *innocens*; d) heilig, goth. *hails* = *heil*, *hail* aber kann zusammenhängen mit skr. *çar-man* = *çâlâ* (Seite 139), das Schutzdach (ç = deutsch *h*, *r* = *l*).

Nach der andern Deutung Grassmann's (bei Z. Seite 220 unter *sanctus*) wird ‚*sac*', ‚*sanc*' zu skr. *sać-* = *sequi* gezogen, so dass *sanc-titas* gleich *ob-sequ-ium* wäre.

Es verschlägt nun aber Nichts, ob jene oder diese Deutung die richtige ist, im Gegenteile vermitteln beide Erklärungen zusammen den schönsten Ideenstoff, und zwar so, dass sich aus der Zusammenstellung der bei der ersten Deutung erwähnten Wörter die Analogie zweier correlaten Anschauungen ergibt, nämlich: der objektive Schutz und das subjektive Sicherheitsgefühl oder die innere Beseligung. Doch gehen wir auf die Sache nun selbst ein!

Das Gewissen ist für das ethische Leben das *σῆκος*, die heilige „Schwaig-e", die der Mensch auf seiner irdischen Wanderung unveräusserlich mit sich trägt, in der er die wahre Lebensnorm aufgestellt vorfindet, in die er sich aber in allen moralischen Fragen wie in ein Heiligtum zurückziehen muss, um hier den sichern Bescheid zu erfahren, dem er alsdann — nach der zweiten Bedeutung — ein treues, unverbrüchliches *obsequium* zu leisten hat. Dieses Zurückflüchten in das innere *σῆκος* ist auf dem Gang durch das irdische Leben die „echte" (man vgl oben die Erklärung dieses Wortes!) „Weihe", aus der die wahre innere Beseligung resultirt.

Wir verfolgen diesen Gedanken nicht weiter: beweist doch diese kurze Skizze zur Genüge, dass das auch die Ideen-Analogie berücksichtigende Studium der Etymologie nicht bloss überhaupt das Wissensbedürfniss befriedigt, sondern sogar in die eigene productive Gedankenentwicklung wolthätig und mächtig fördernd einzugreifen vermag. Selbst in seinem individuellen Denken steht so der humanistisch Gebildete noch auf dem Boden seines grösseren geistigen Vaterlandes, nämlich der wahren Humanität aller Zeiten. Auch in seiner subjektiven Ideenentw cklung noch wird er das objektive Organ der Wahrheit, an welcher ja d e verschiedenen Sprachen der Völker durch die Harmonie ihrer Wor bedeutungen participiren; und schon darum kann er in seinen ethischen Anschauungen nicht leicht irre gehen — eine Behauptung, an welcher auch die Logik Nichts oder doch nicht Vieles aussetzen wird, indem nicht selten die durch die Ideen-Analogie ermittelte Bedeutung der verschiedenartigst gebildeten Wörter, die einen und denselben Begriff ausdrücken, die beste Antwort auf die Frage nach dessen eigentlicher Definition erteilt, was übrigens auch das Wort einer gewichtigen Autorität der Gegenwart indirekt anzudeuten scheint,

der Ausspruch nämlich: „Man muss den Worten ihre Bedeutung zurückgeben".

In der Centrifugalkraft seiner originellen Anschauungen fühlt sich der Mensch unwillkürlich gezügelt und gelenkt von der Centripetalkraft des allgemeinen Denkens der Menschheit, wie es sich in der Sprache erschlossen hat. Je mächtiger daher diese letztere Kraft in seiner Jugend wirkt, d. h. je mehr er in die mittelst der Sprache verkörperte Gedankenwelt der grossen Menschheit durch humanistische Bildung eingeweiht wird, desto geordneter ist sein ganzes späteres subjektives, gewissermassen centrifugales Geisteswirken, also dass es niemals in Zügellosigkeit entartet und, gleich dem unglücklichen Phaëthon der Mythe, in traurigster Ungebundenheit schmachvoll zur Erde stürzt und andere mit sich in's Verderben fortreisst. Das ist eben der hohe Nutzen des Sprachstudiums, dass es mittelst des Passes der durch die Ideen-Analogie unterstützten Etymologie sich Eingang verschafft in das Denken der übrigen Menschheit, so dass gewisser Massen auch hier das Wort Kaiser Karl's V. sich bewährt, dass Einer so vielmal Mensch sei, als er Sprachen verstehe *).

Der Unterzeichnete, obschon, wie gesagt, auf dem Gebiete der Etymologie gewiss nicht selbst Fachmann, konnte es sich doch nicht versagen, die vorausstehenden Anschauungen über den, wie ihm unmassgeblich schien, unverkennbaren Wert der Ideen-Analogie auf linguistischem Boden, wie er sie in dem mehrfach erwähnten *Lexicon etymologicum* auf Grund einiger Studien darin vorgefunden hat, in diesen Blättern niederzulegen, und würde sich nicht wenig freuen, wenn mit seinen Ideen auch die anderer Collegen zusammenträfen. (Man vgl. übrigens mit vorstehender Abhandlung den Anhang zu des Unterzeichneten „Disposition der Rede, in besonderer Rücksicht auf die geistliche Rede". Regensburg bei Alfr. Coppenrath.)

Freising. Nissl.

Deutsche Sprachlehre für Volks- und Bürgerschulen (Mit Beispielen und Uebungsaufgaben). Nebst Anhang: Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder mit unregelmässiger Abwandlung in der heutigen deutschen Schriftsprache, von Dr. Daniel Sanders. Berlin 1876.

Dass die vorliegende deutsche Sprachlehre in mehr als einer Hinsicht beachtenswert ist, dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Derselbe will für den ersten grammatikalischen Unterricht in der

*) Mit diesem Dictum finden sich bei Ernst von Lasaulx in seiner Schrift: Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte, München 1856, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung (Seite 49) folgende Aussprüche zusammengestellt: „Der römische Dichter Ennius, der dreier Sprachen kundig war, des Griechischen, Lateinischen und Oskischen, behauptete ebendarum drei Herzen zu haben, (*tria corda habere sese dicebat, quod loqui Graece et Osce et Latine sciret, Gellius XVII, 17*); und auch heute noch ist es ein Türkisches Sprichwort, wer eine neue Sprache lerne, gewinne eine neue Seele".

Muttersprache einen Leitfaden geben, der den Schüler vom Beispiel zur Regel führt und „weit verbreitete und tief eingewurzelte Irrtümer mit möglichst leiser und schonender Hand“ zu beseitigen sucht. Hierin bewährt sich der Verf. durch eine Fülle treffender Bemerkungen und gut gewählter Beispiele als feinsinniger Sprachforscher und durch eine reiche Aufgabensammlung als erfahrener Schulmann.

Aber während wir dem Büchlein im Einzelnen ungeteilten Beifall zollen, können wir hinsichtlich der Anordnung und Auswahl des Stoffes unsere Bedenken nicht unterdrücken. So sehr wir im Allgemeinen für die erste Stufe des Unterichts den synthetischen Weg befürworten, so wenig glauben wir, dass eine Grammatik der klaren, durchsichtigen Gliederung und vor Allem der einheitlichen Zusammenstellung des Gleichartigen entbehren kann. Daher dünkt es uns nicht wolgethan, die Satzlehre stückweise der Formenlehre einzuflechten, oder die persönlichen Pronomina an zwei verschiedenen Orten zu behandeln. Bei der Auswahl des Stoffes aber scheint sich der Herr Verf. nicht immer bewusst gewesen zu sein, an welche Adresse das Büchlein gerichtet ist, und es hätte in dieser Beziehung manches weise verschwiegen werden sollen. Dass man z. B. die Präposition wegen ausnahmsweise mit dem Dativ construiren kann, oder dass sich „noch altertümlich und dichterisch zuweilen die Fortlassung des ge im Participium Präteriti findet z. B.: Der Herr hat Gnade funden vor Saladin (Lessing)“ — das braucht der Elementarschüler nicht zu wissen.

§. 40, 4 heisst es: „Der den Superlativ bezeichnende Flexionsbuchstabe ist st, z. B.: schlank —, schlankst etc In manchen Fällen steht der leichteren Aussprache halber statt des st — est, z. B. am gesundesten“. Diese Fassung ist nicht richtig. Vielmehr ist die ursprüngliche und regelmässige Superlativendung est (nhd. *ist* oder *ôst*, mhd. *est*) und st nur eine Verkürzung derselben.

§. 47. 4. ist das letzte Beispiel („Gegrüsst sei mir, du schönes Land!“) nicht passend.

Erwünscht wäre eine kurze Rechtfertigung der Bezeichnung „schwache und starke Conjugation“. Wenn man dem Schüler sagen würde, die Endung te ist ursprünglich das Präteritum von thun, und die Verba, welche damit ihr Präteritum bilden, heissen desswegen schwache, weil sie dies nicht wie die starken Verba aus eigener Kraft zu thun vermögen, sondern dazu gewissermassen ein Hifsverbum nötig haben (wie das Volk noch jetzt gewöhnlich sagt; ich thu schreiben etc.), — so würde ihm sofort einleuchten, warum man die einen Verba starke und die andern schwache nennt.

Schliesslich möchten wir das in seiner Art originelle Büchlein den geehrten Herrn Collegen bestens empfehlen.

— r.

Methodisches Uebungsbuch für den Unterricht in der Botanik. Von Dr. E Löw. Leipzig, Gülker.

Der erste Eindruck, den ein so umfassend angelegtes Buch auf einen bayerischen Lehrer der Naturgeschichte machen muss, ist der des Staunens über die Fülle von Zeit, welche seinen preussischen Collegen, wenigstens an vollständigen Anstalten zur Behandlung eines

einzelnen der drei Hauptzweige der Naturgeschichte zur Verfügung steht. Während bekanntlich an unsern Gewerbschulen die ganze Botanik nach dem gegenwärtigen Lehrplane in einem Sommersemester abgehandelt wird und sich auch bei der etwaigen Umwandlung in viercursige Realschulen auf nicht mehr als zwei Halbjahre aufschwingen wird, ist dieses Uebungsbuch auf acht Sommersemester berechnet. Erst bei einem solchen Umfange des realistischen Unterrichts kann billiger Weise von einem Vergleiche dieses Bildungsganges mit dem humanistischen die Rede sein, erst dann vermag die Frage entschieden zu werden, ob die exacten Wissenschaften in Verbindung mit den neuern Sprachen (nach unserer bayerischen Einrichtung) nicht eine ebenso scharfe Verstandes- und eine ebenso tiefe Gemütsbildung zu geben vermögen, als das Studium der alten Sprachen, was der Berichterstatter gar nicht bezweifelt, und wofür das vorliegende Buch einen vollständigen Beweis liefert.

Das botanische Uebungsbuch besteht aus 3 Heften. Der Verfasser sagt im Vorwort zum 3. Hefte: „Anstalten, deren Lehrplan der Botanik nur wenige Semester widmet, können entweder nur Heft I oder nur Heft II benützen". Wir schliessen deswegen Heft III von unserer Besprechung aus, welche nun allerdings bereits nach Erscheinen des II. Heftes hätte stattfinden können, während wir dem im Vorworte zum I. ausgedrückten Wunsche des Verf. entsprechen wollten, vor dem Erscheinen des Ganzen nicht über Einzelnes abzuurteilen.

Ganz aus der Seele gesprochen ist dem Berichterstatter, was er wol als leitenden Grundsatz des Werkes bezeichnen darf, im Vorworte zum ersten Heft: „Die formalbildende Kraft des naturwissenschaftlichen Unterrichts liegt nicht bloss in der Heranbildung des Anschauungsvermögens durch eigene Naturbeobachtung, sondern in der weit schwierigeren Erziehung des jugendlichen Geistes zum inductiven Denken". In diesem Ausspruche erkennt man den gewiegten, von der Bedeutung seines Fachs durchdrungenen Pädagogen.

Wie sucht nun der Verfasser sein Ziel zu erreichen? Er gibt seinen Schülern vom ersten Augenblick an Pflanzen in die Hand und stellt über jede Pflanze genau ein Dutzend Fragen auf, welche, Anfangs ganz elementarer Natur, stufenweise zum Schwierigen aufsteigen. Diese Fragen werden dazu benützt, um den Schüler allmälig mit den morphologischen Begriffen, mit der Terminologie bekannt zu machen; z. B. bei der ersten Pflanze, der Haselnuss, wird auf den Unterschied von Kräutern, Stauden (Pflanzen mit einem Wurzelstock) und Holzpflanzen aufmerksam gemacht, bei der Schwarzerle auf den Unterschied von Zwitterblüte, Staub- und Samenblüte, bei der Stachel- und Johannisbeere auf die Arten der Blätter, wovon der Verf. Nieder-, Laub- und Hochblätter unterscheidet u. s. w. Zu zweckmässiger Auswahl der nötigen Pflanzen enthält §. 1 der Curse I – VI immer ein Pflanzenverzeichniss, worin dieselben nach den Kalendermonaten ihrer Blütezeit entsprechend aufgezählt werden. Doch dürfte die Beschaffung der Pflanzen für den Unterricht Schwierigkeiten haben und setzt entweder einen botanischen Garten, oder viel freie Zeit von Seiten des Lehrers, oder einen gebildeten Gehülfen voraus; ferner könnte die Verteilung der Pflanzen unter die Schüler, wenigstens bei starken Cursen, disciplinäre Schwierigkeiten verursachen. Ueber die Fragen sagt Verf. sehr richtig: „Die bekannte Schwierigkeit, dass der Anfänger Wesentliches und Unwesentliches, Aehnliches und Unterscheidendes nicht zu trennen weiss, wird durch die Stellung bestimmter Fragen

wenigstens einigermassen erleichtert, und so allmälich die Fähigkeit sowol zum Beobachten als auch zum mündlichen Ausdruck über das Beobachtete methodisch vor- und ausgebildet". Ob es aber der Mühe lohnte, eine solche Anzahl von Fragen auszusinnen, darf billig bezweifelt werden; welcher Lehrer wird wol all diese Fragen benützen? Hätte es hier nicht genügt und wäre sogar besser gewesen, sich auf eine methodische Anleitung zur Fragestellung zu beschränken?

Als ein zweites didaktisches Mittel wählt der Verf. Vergleichungen, als deren Zweck er bezeichnet „die für den naturwissenschaftlichen Unterricht durchaus erforderliche Thätigkeit des Unterscheidens zwischen übereinstimmenden und differenten Merkmalen im Schüler allmälich auszubilden. . . . Nichts kann da aber grundlegender und sowol für den Begriff der Metamorphose als für den der natürlichen Verwandtschaft erläuternder sein als die Vergleichung von Arten derselben Gattung, von verschiedenen Gattungen derselben Familie und endlich von verschiedenen Familien und Typen". Damit kann man sich völlig einverstanden erklären, aber man muss viel Zeit auf die Botanik verwenden können, um so weit zu gelangen.

Ueber den Wert des dritten Mittels, der Pflanzenbestimmungen, kann wol kein Zweifel obwalten, jedoch gilt hievon bezüglich verfügbarer Zeit dassselbe wie von dem vorigen. Im ersten Curs lernt der Schüler nur ganz empirisch die wichtigsten Holzpflanzen an ihren Blättern erkennen; in den spätern beiden Cursen des ersten Hefts folgen Art-, Gattungs- und Familienbestimmungen In den Cursen IV — VI des zweiten Heftes sind die Vergleichungen be behalten, eine weitere Anleitung zu Bestimmungen aber nicht gegeben.

„Verf hält es für eine dringliche Forderung, dass jeder Schüler eine Reihe von Pflanzen in der Entwicklung aus den Samen bis zur Fruchtreife beobachtet habe. Es ist unglaublich, wie wenig Anschauungen die Schüler über die einfachsten Umwandlungsvorgänge mitzubringen pflegen". Ganz einverstanden, aber von unserm spezifisch bayrischen Standpuncte aus müssen wir stets wieder auf den Mangel an Zeit hinweisen So nimmt Verf unter die häuslichen Aufgaben auch Keimungsversuche und Pflanzenculturen auf. Als einen andern Teil der häuslichen Arbeit bezeichnet er die Anlage von Sammlungen, Herbarien, gibt jedoch zu, dass man eine solche Forderung auch für pädagogisch ungerechtfertigt halten könne.

Verf. verlangt auch, dass die Schüler Pflanzen nach der Natur zeichnen sollen, weil kein Zweifel darüber herrscht, dass die anschauende und beobachtende Thätigkeit dadurch ausserordentlich gefördert wird, und gibt den zweckmässigen Rat, mit dem Allerleichtesten, z. B. mit ganz einfachen Blattumrissen den Anfang zu machen. Es werden auch Zeichenaufgaben eingeflochten

„Einem Anhange sind endlich einige Ergänzungen der vorausgehenden Abschnitte des Uebungsbuches zugewiesen. . . . . Für den zweiten und dritten Cursus ergab sich aus praktischen Gründen die Notwendigkeit einer gedrängten Uebersicht der elementaren morphologischen Grundbegriffe und des natürlichen Systems im Umfange der entsprechenden Stufen". Hier kömmt Verf. auf eine Notwendigkeit, welche sich dem Berichterstatter schon früher als solche aufgedrängt hat. Dass der Schüler auch nur ein Halbjahr lang einzig und allein auf das Wort des Lehrers angewiesen sein, nichts als Fragen ohne Antworten in der Hand haben soll, schraubt die Anforderungen an den Schüler übermässig hoch hinauf. Oder sollte der Verf. vielleicht

voraussetzen, dass die Schüler neben dessen Uebungsbuche noch ein Lehrbuch mit „dogmatischem Inhalte“ benützten?

Dass der zweite und dritte Curs im ersten Hefte nicht getrennt sind, wirkt störend. Der Grund, dass dies geschehe, um die Einheit zwischen beiden auch äusserlich darzustellen, erscheint nicht stichhaltig.

Der Curs IV behandelt an einzelnen Repräsentanten die wichtigsten Familien der Eleutheropetalen (mit freien Blumenblättern) und führt zugleich die morphologischen Grundvorstellungen der vorangehenden Stufe weiter aus. Curs V umfasst die Vertreter der Gamopetalen und Apetalen und bereitet an ausgewählten Kryptogamen auf die Morphologie der Zelle und der Gewebe vor. Curs VI schliesst hieran die Monokotyledonen und Gymnospermen. Zugleich hat dieser Curs die Aufgabe, schwierigere morphologische Verhältnisse an concreten Fällen in möglichst elementarer Form zu veranschaulichen Diese Capitel sind den betreffenden Abschnitten des Curs IV eingereiht, womit wir uns denn abermals nicht einverstanden erklären können. Im Vorworte zum zweiten Hefte empfiehlt Verf. besonderer Beachtung den zweiten Abschnitt des fünften Curses, in welchem an einer geringen Zahl ausgewählter Kryptogamen die Grundlehren der Zellmorphologie verdeutlicht werden sollen. Wir können ihm aber zu unserm Bedauern auf dies von unsern Zwecken so fern abliegende Feld nicht folgen.

Was nun schliesslich den Wert des Uebungsbuchs für die Schule betrifft, so glauben wir nicht, dass es sich zur Einführung an bayrischen Gewerbschulen eignen würde, es müsste denn einmal der fromme Wunsch nach sechscursigen Realschulen in Erfüllung gehen. Dass Verf. sagt, der zweite und dritte Curs setzten den ersten nicht unbedingt voraus, und könne man deswegen auch mit einem der spätern Curse anfangen, will uns bei dem bemessen durchgeführten, stufenweisen Gange des Buches nicht recht einleuchten. Aber für die norddeutschen Anstalten mit der grösseren Curszahl muss dieses geistreiche Buch, welches eine Fülle von Kenntnissen, sowie von didaktischen und pädagogischen Winken enthält, ausgezeichnete Dienste leisten.

Kaiserslautern. Dr. H. Medicus.

Lehrbuch der Chemie in populärer Darstellung, nach methodischen Grundsätzen, für gehobene Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte von Dr. Baenitz. Berlin, Stubenrauch. 2te Aufl.

Die Elemente und Verbindungen sind nach Dr. Arendt geordnet; zuerst kommen Zinn, Blei, Zink, Eisen, Kupfer, Wismuth, Aluminium, Magnesium, Quecksilber, Silber, Gold, Platin. Alsdann folgt der Wasserstoff und der Sauerstoff; Calcium, Baryum, Strontium, Schwefel, Kohlenstoff, Phosphor, Arsen, Antimon, Bor und Silicium, die Verbindungen des Schwefels, mit den Metallen und den Metalloiden; Chlor und Verbindungen desselben etc. Es lässt sich viel für diese Anordnung des Stoffes und viel dagegen einwenden Schreiber dieses zieht die ältere Anordnung vor, in welcher die Metalle von den Metalloiden getrennt und die Elemente nach ihrer Wertigkeit betrachtet werden. Diese Anordnung ist auch noch in den meisten jetzt erscheinenden Lehrbüchern beibehalten. Der vorliegenden Auflage ist die organische

Chemie als III. Curs zugefügt. Es sind hier auf wenigen Seiten die wichtigsten Verbindungen und die Darstellung derselben beschrieben. Das Werk ist reichlich mit Abbildungen ausgestattet und wird immerhin als Lehrbuch für Mittelschulen seine Stelle ausfüllen.

Ziele und Resultate der neueren math.-hist. Forschung von S. Günther. Erlangen, Besold. 1876.

Man denke sich einen chemaligen Cirkus, jetzt Theater, heute aber oder vielmehr im Sept. 75 für eine Generalversammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in Graz adaptirt, parterre die Mitglieder, in den Loschen grösstenteils Töchter Even's. Günther betritt die Arena und hält obigen Vortrag (22 Seiten, ohne das Vorwort), und zwar mit durchschlagendem Erfolge. Ref. war selbst dabei. Hiemit ist der Beweis geliefert, dass auch das grosse Publikum der Mathematik nicht ganz abhold ist; man muss es nur zu packen wissen. In den Noten (bis Seite 128, hierauf ein Namenregister von 5 Seiten) wendet sich Günther auch an die Fachleute. Und Ref. wendet sich besonders auch an diejenigen Collegen, welche gewissermassen in der Mitte zwischen jenem grossen und diesem kleinen Kreise liegen, an die nicht speziell math. Lehrerwelt, und empfiehlt jene Schrift auch wegen ihrer Anknüpfungspunkte an andere Wissensgebiete.

A. Kurz.

A. Berthelt, Geographie. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. 6. Aufl. Leipzig. J. Klinkhardt. VIII und 247 Seiten.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Das Büchlein soll (1) aus dem grossen Gebiete der geographischen Wissenschaften das bieten, was einem gebildeten Menschen im allgemeinen zu wissen notwendig sein dürfte. Daher (!) wird es (2) für die Lehrer, denen ausreichend Zeit zur Förderung allgemeiner Bildung geboten ist, den Stoff enthalten, welchen sie zu verarbeiten haben, und den Lehrern, welchen die kurz zugemessene Unterrichtszeit Beschränkungen auflegt, jedenfalls die Auswahl erleichtern. Diese Erleichterung beruht besonders mit darin, dass in den allgemeinen Betrachtungen über die Erde, über die einzelnen Erdteile und unser deutsches Vaterland das (3) für fast alle Schulen Notwendige zusammengefasst ist". Es erregt immer einiges Mistrauen, wenn ein Buch so verschiedenen Zwecken zugleich dienen will; denn es ist eine bekannte und leicht zu erklärende Tatsache, dass dann in der Regel keiner der beabsichtigten Zwecke erreicht wird. Ein Schülerbuch muss eben anders eingerichtet sein, als ein wissenschaftliches Werk, aus welchem der Lehrer Vorbereitung und Material für seinen Unterricht schöpfen kann, und dieses wieder anders als ein für Belehrung des grossen Publikums geschriebenes Buch. Die Frage: was muss ein gebildeter Mensch aus dem Gebiete der geographischen Wissenschaften wissen? dürfte nahezu einer ebenso verschiedenen Beantwortung fähig sein, als die Frage: wer ist ein Gebildeter? Und nach dem vorliegenden Büchlein dürfte mindestens zweifelhaft sein, ob gerade der Verfasser desselben in der Lage ist, dieses Mass geogr.

Wissens festsetzen zu können. Sicher ist, dass es Tausende von „gebildeten Menschen" gibt, welche die im Büchlein aufgezählten ca. 8 Dutzende von Sternbildern nicht zu nennen wissen. Als ob Sternbilder „der Alten" und „neuere Sternbilder", als ob Milchstrassen und Milchstrassensysteme u. s. w. überhaupt in ein Lehrbuch der „Geographie" gehörten! Ferner werden die verschiedenen Arten von realistischen und technischen Bildungsanstalten in Bezug auf den Lehrstoff wieder ganz andere Forderungen zu stellen berechtigt sein, als Lateinschulen und Gymnasien. Es kann kein Lehrbuch geben, welches in „fast allen Schulen" zugleich verwendbar ist. So muss schon die Tendenz des Büchleins als eine verfehlte bezeichnet werden.

Das Büchlein enthält in 2 Abteilungen den Lehrstoff, der etwa in nordd. Bürgerschulen, niedern technischen Lehranstalten u. s. w. zu behandeln wäre. In der 1. Abteilung („Himmelskunde, die Erde im Allgemeinen und Beschreibung der Erdteile Asien, Afrika, Amerika und Australien" pag. 1 — 126) macht sich die „Himmelskunde", also das Wissensgebiet, welches man sonst als mathematische Geographie bezeichnet, in ungebührlicher Weise breit; sie umfasst 59 Seiten. Dagegen sind die so wichtigen und grundlegenden Betrachtungen über die Erde im allgemeinen, über die Gestaltung der Festlande, über Beschaffenheit und Bewegungen des Meeres, über Temperatur, Luftbewegungen und Niederschläge (Klimalehre) u. s. w., also die verschiedenen Kapitel der sog. physikalischen Geographie unverhältnissmässig kurz weggekommen, auf 13 Seiten zusammengedrängt — Befriedigender ist die Stoffverteilung und Behandlung in der 2. Abteilung („Europa mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands" pag. 127 — 241); auf die Betrachtung Europas im allgemeinen und der ausserdeutschen Staaten sind 70 Seiten verwendet, auf die Deutschlands, die an den Schluss verlegt ist, 43 Seiten. — Der Verfasser befliss sich einer schulgemässen Ausdrucksweise; die Darstellung ist indes nicht immer klar und durchsichtig, die Gruppirung nicht durchweg gelungen. Zudem enthält das Büchlein Unrichtigkeiten in grosser Zahl. In Bezug auf die statistischen Angaben bittet der Verfasser selbst um Nachsicht, wenn er „hie und da der Wahrheit nur nahe gekommen", er habe dieselben eben andern geogr. Werken entnommen. Bedenklicher sind Behauptungen, wie: „in den Planetenbahnen steht als Mittelpunkt die Sonne" (pag. 44); „einen bezaubernden Anblick gewährt das Alpenglühen, d. h. wenn bei Sonnen-Aufgang oder Untergang die hohen Schneekuppen von den Strahlen der Sonne vergoldet sind" (pag. 130). Auf S. 131 finden sich u. a. folgende Behauptungen: „Der Gottbardt ist eine vielzerrissene und hochgegipfelte Felsmasse, die bis zu 10000 F. aufsteigt"; „Teile der penninischen Alpen sind der Simplon, über welchen . . . . eine Kunststrasse geht, der Mont Rosa, eine in Pyramiden, wie eine Rose zusammengestellte, hoch aufsteigende Granitmasse, der grosse Bernhardt, über den ein Pass . . . . führt"; „aus dem der Etsch zugehörigen Münsterthale führt über das Wormser Joch eine prächtige Kunststrasse in das Addatal"; „auf den Allgauer Alpen entspringen: Iller, Lech und Isar". — Auf derselben Seite wechselt die Schreibung „Graubünden" mit „Graubündten" ab. — Auf S. 198 sind als höchste Berge des deutschen Reiches genannt: die Zugspitze, der Wetterstein(!), der Hochvogel und der Watzmann, und nur bei letzterem findet sich eine (um 200^{m} mit der Wirklichkeit differirende) Höhenangabe, so dass es scheinen muss, als ob er der höchste Berg des Reiches wäre. Ein paar Zeilen weiter unten steht: . . . . „Chiemsee, in dessen Umgebung an

80 Ortschaften vom Fischfang sich nähren". Aus S. 199 folgende Blumenlese: „Zu den ebensten und fruchtbarsten Länderstrichen (südl. der Donau) gehört das Lechfeld"; „die (obere) Rheinebene oder der Wasgau"; „hier (am Neckar) beginnt mit dem 480m (!) hohen Kaiserstuhl der Odenwald" (in dem letzten Satze sind nicht weniger denn 3 Unrichtigkeiten) u. s. w. Dem Werkchen ist ein 2 Seiten umfassender Anhang beigefügt, der die Aussprache fremder Namen enthält; von einigen Ungenauigkeiten abgesehen (z. B Portsmouth = pohrstmöds, Southwark = södsärk etc) genügt diese Zusammenstellung.

Dr. Götze, Geographische Repetitionen für die oberen Klassen von Gymnasien und Realschulen 2 Aufl. Mainz, Kunze's Nachfolger.

Keine Schulgeographie im gewöhnlichen Sinne, aber ein Schulbuch *comme il faut*. Der Verfasser setzt sich nur einen bestimmten Zweck vor, er will durch sein Repetitionsbuch nämlich dazu beitragen, „dem Unterrichte in der Geschichte der mittlern und der neueren Zeit in den obersten Klassen unserer höheren allgemeinen Bildungsanstalten, in deren Lehrplänen für spezielle geographische Lehrstunden kein Raum gelassen, eine feste geographische Unterlage zu geben". Um die Selbsttätigkeit der Schüler zu fördern und zu leiten, bietet der Verfasser nicht ausgeführte Bilder, sondern Skizzen, „mit deren Hilfe die Schüler in das vor ihnen wie tot daliegende Kartenbild wieder Gestalt und Leben zu bringen im stande sind, Skizzen, die je nach der historischen Bedeutung der einzelnen Länder bald bloss Umrisse, bald Ansätze zu detaillirteren Ausführungen enthalten, während die Anmerkungen unter dem Texte Winke für reifere Schüler sind". Der Stoff ist in der Weise verteilt, dass nach einer allgemeinen Uebersicht über Europa (pag. 1 — 3) zuerst, und zwar von Deutschland ausgehend, die Länder der Germanen (pag. 3 — 58), dann die der Romanen (pag. 59 — 88) an die Reihe kommen, woran sich die Betrachtung der Balkanhalbinsel (pag. 89 — 99) und der Länder der Slaven (pag. 99 — 116), ferner die von Amerika (pag. 117 — 124) und von Afrika (125 — 126) schliesst — eine Anordnung, die sich ähnlich auch in andern bewährten Lehrmitteln (z. B. sowol in der „Kleinen" als auch in der grösseren „Neuen" „Handelsgeographie" von Dr. Egli) findet. Jedem Staat ist eine Skizze über die auswärtigen Besitzungen desselben angefügt. Dass die den deutschen Boden darstellenden Skizzen fast ein Drittel des Ganzen einnehmen, bedarf keiner Rechtfertigung. Und welche Fülle von Anregungen geographischer, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher und linguistischer Natur ist auf diesen 126 Seiten geboten! In seiner kurzen, kernigen Darstellungsweise ist das Büchlein ein wahres Muster von Stoffverdichtung. Es macht den Lehrer nicht überflüssig, im Gegenteil, es lädt von selbst zu weiterer Ausführung des Angeregten ein. Doch mögen sich des Büchleins nur solche Lehrer bedienen, die sich mit der Geographie als Wissenschaft beschäftigt haben, sonst könnte es leicht geschehen, dass der Lehrer durch das Lehrbuch in den Schatten gestellt wird. Der Verf. sagt in einer Anmerkung der Vorrede zur 1. Auflage: „Was ich den Werken von K. Ritter, v. Roon, Petermann, Pütz, Kapp, v Klöden, Daniel, v Sydow, Foss, Guthe u a. zu verdanken habe, ist in dem Buche hoffentlich sichtbar". Es ist in der Tat sichtbar; der Geopraph und der Lehrer müssen an dem Büchlein ihre Freude haben.

München. Dr. Rohmeder.

Literarische Notizen.

Apuleji Madaurensis opuscula quae sunt de philosophia recensuit Dr. Al. Goldbacher Vindob. apud Geroldi filium. MDCCCLXXVI. Einleitung (XVI), Text mit krit. Apparat und *Index nominum* (140 S. in 8).

De verborum lusu apud Aristotelem scripsit Carolus Holzinger Vindob Sumptibus A. Hoelderi MDCCCLXXVI. 54 S. in gr. 8.

Homers Odyssee. Erklärende Schulausgabe von Heinr Düntzer. III. Heft. I. Lieferung Buch XVII – XX. Zweite, neu bearbeitete Auflage Paderborn, Ferdinand Schöningh 1876.

Homerisches Elementarbuch. Zur Einführung in die Homerlektüre zusammengestellt von Prof. Dr. Carl Heraeus. Berlin, Grote. 1876. 80 S. in 8. Enthält ausser den auf die Metrik und Formenlehre sich beziehenden notwendigen Erläuterungen die Präparation zum 1. und 13. Buche der Odyssee, von diesen zweien wegen der an norddeutschen Schulen üblichen Praxis, abwechselnd mit dem ersten Gesange der einen oder andern Hälfte die Homerlektüre zu beginnen.

Titi Livii ab urbe condita lib IV. Erklärt von Dr. C. Tücking. Paderborn, Ferd Schöningh. 1876. Nach den schon früher (VIII. 268) bezeichneten Grundsätzen bearbeitet.

Kleine lat. Sprachlehre zunächst für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien bearbeitet von Dr Ferd. Schultz. 15. verbesserte Ausgabe. Paderborn, Schöningh 1876. Die neue Aufl. hat verschiedene Berichtigungen und Zusätze, mehrfach auch eine grössere Uebersichtlichkeit in der äusseren Anordnung erhalten.

Uebungsbuch zur latein. Sprachlehre zunächst für die unteren Klassen der Gymnasien bearbeitet von Dr. Ferd. Schultz. 11. verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh. 1876. Die neue Aufl. unterscheidet sich von den früheren vorzugsweise dadurch, dass den Uebungsbeispielen als vierter Teil 39 zusammenhängende Erzählungen zur Einübung der Syntax hinzugefügt worden sind.

Lateinisches Lesebuch mit sachlichen Erklärungen und grammatischen Verweisungen versehen von Anton Schwarz Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh. 1876. In der neuen Auflage sind von den *dicta memorabilia* mehrere weggelassen, die Biographien aus Nepos sind vermehrt (um 4), ebenso die Erzählungen aus Cicero und der Lehrstoff aus Curtius. Dafür wurden die Fabeln aus Phädrus entfernt. Im Kommentar ist neben der kl. Grammatik von Ferd. Schultz nunmehr auch | die Schulgrammatik von K. Schmidt citiert.

Kritische Studien und Rechtfertigungen zu Platons Symposion von Dr. G. F. Rettig, Prof. der Philologie in Bern. Besonderer Abdruck der der Ankündigung der Univ.-Vorlesungen beigegebenen Abhandlung. Bern, 1876. Jent & Reinert. 4. 23 S. Das vorliegende Schriftchen hat durchweg einen polemischen Charakter; der Verfasser verteidigt die in seiner Ausgabe des platonischen Symposions befolgten kritischen Grundsätze gegenüber dem Verfahren Jahn-Useners und wendet sich dann gegen seinen Recensenten Teuffel, dem er mit Recht einige arge Leichtfertigkeiten, für einen gewissenhaften Recensenten in der That unerhörte Stücke, nachweist.

Juvenal. Sitten- und Culturgemälde aus Rom um die Zeit des Kaisers Domitian In deutschen Jamben von Dr. Th. Jos. Hilgers. Leipzig bei Joh. Ambr. Barth 1876. 397 S. in 16. Pr 4 M. Mit möglichstem Festhalten an der Sinnestreue sucht der Verf. geschmackvolle Lesbarkeit zu verbinden. Dem Ganzen ist eine kurze Einleitung und jeder einzelnen Satire eine knappe Inhaltsangabe vorausgeschickt. Am Schlusse folgen erläuternde Anmerkungen. Diese wie der zu Grunde gelegte Text schliessen sich vorzugsweise an die Ausgabe von Heinrich (Bonn 1839) an.

Lehrbuch der darstellenden Geometrie für Mittelschulen und zum Selbstunterricht von Irenäus Kreussel. Brünn 1876 bei Fr. Kronfiat. Der Verfasser fixiert seinen Standpunkt dahin, dass er bestrebt gewesen sei, „ein Lehrbuch zu schaffen, das den Lernenden auch mit den in der Praxis häufig angewendeten neueren Konstruktionen vertraut macht, ohne sich aber hiebei in theoretische Auseinandersetzungen von Lehrsätzen der neueren Geometrie einzulassen, die gegenwärtig doch nur in Lehrbüchern für Hochschulen am Platze sind. Ob diese Stellung die richtige ist, kann man aus gewichtigen Gründen bezweifeln; ist man aber damit einverstanden und bekennt man sich ausserdem zu dem Grundsatz, dass Ausführlichkeit auch bei untergeordneten Erörterungen das richtige Verfahren ist bei Einführung in eine Wissenschaft, so wird man nicht umhin können, das Buch aufs beste zu empfehlen.

Die Ernährung des Menschen. Von Johannes Ranke. Mit einem Porträt Liebigs. München, Oldenbourg. 1876. 384 S. Das Werk bildet den XIX Band der „Naturkräfte“ und gehört nach Inhalt und Allgemeinverständlichkeit zu den interessantesten dieser Sammlung.

Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen von Ludw. Rudolph. Vierter Teil. 4. Aufl. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung. 1876 X und 452 in 8. Die neue Aufl. hat eine sorgfältige Durchsicht, namentlich der ersten Abteilung erfahren, die wiederum durch einige Zusätze, besonders durch klassische Beispiele vermehrt worden ist. Ausserdem ist ein alphabetisches Sachregister angehängt.

Itinéraire de Paris à Jérusalem von Chateaubriand, herausgegeben von Dr. W. Kühne. *The Spectator*. Auswahl zum Schulgebrauch bearbeitet von E. Schneider. Diese beiden jüngst bei Weidmann erschienenen Bearbeitungen für höhere Lehranstalten sind höchst geeignet für die Lektüre gerade an den Gymnasien, deren Bedürfnissen sie vollkommen entsprechen. In Reinheit und Schönheit der Sprache zeichnen sich beide aus; in beiden thut uns die Begeisterung für das klassische Altertum wol; sie zeigen unserer Jugend, wie sehr den gebildeten Männern aller Nationen Kenntniss der Alten Bedürfniss ist, und gerade diese Einsicht ist ja in unserer Zeit, die so sehr dem Realismus huldigen möchte, von hohem Wert. Schriften wie diese beiden sind so recht angethan, dem jungen Geiste schon in der Schule klar zu machen, dass ein Kampf zwischen klassischer Philologie und neuerer Philologie ein *nonsens* ist, dass letztere ohne erstere nicht lebenskräftig ist, dass aber auch jene durch diese an Frische des Lebens gewinnt. Die Auswal der einzelnen Teile möchte Ref. eine recht

glückliche nennen, besonders in Betreff des Spectator, wo so manches für die Schule nicht geeignete zu entfernen war. Die Anmerkungen sind eher zu selten als zu häufig, allein dadurch gewinnen ja die Büchlein nur.

Auswahl deutscher Bühnenstücke zum Uebersetzen ins Französische. 10. Mathilde von Benedix. Bearbeitet von Dr. A. Peschier, o. Prof. in Tübingen. 80 Pf. Verlag von Louis Ehlermann in Dresden. Die *Causeries Parisiennes* von Peschier sind nicht bloss in deutschen Töchterschulen bekannt, sie werden oft als Muster für Conversationsbücher erwähnt. Ob obige Mühe sich lohnt gegenüber den französischen Bühnenstücken, die man in's Deutsche übersetzen und dann rückübersetzen lassen kann, könnte bezweifelt werden. Auf jeder Seite sind einige Redensarten angegeben. Die Mühe der Anfertigung des besonderen Wörterbuches von 18 Seiten aber möchte Referent auch zu Gunsten des Gebrauches von Lexikcis erspart wissen. Aehnliches gilt von der

Auswahl etc. ins Italienische. 4. Die Hochzeitsreise von Benedix. Bearbeitet von A. de Fogolari. 80 Pf. Verlag von Luigi Ehlermann in Dresden.

E. Schridde, *The Spectator.* Eine Auswahl zum Schulgebrauch. I. Teil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. Enthält Lesestücke aus Steele und Addison, nach Ansicht des Herausgebers für den Schulgebrauch geeignet.

Ch. Fr. Silling, *A Manual of English Literature illustrated by poetical extracts.* Leipzig, Julius Kinkhardt. 1876. Für Anfänger in der Litteratur sehr gut.

Dr. Emil Pfundheller, Oberlehrer am Stadt-Gymnasium zu Stettin, hat herausgegeben: *Tales of a Grandfather by Sir Walter Scott, Bart.* Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876. Ohne Wörterbuch, mit Anmerkungen mit Berücksichtigung der sprachlichen Schwierigkeiten und der Aussprache; der Druck ist gut.

Dr. K. Böddeker hat das interessante und viel gelesene Werk: Macaulay's *Lord Clive* und *Warren Hastings* herausgegeben, versehen mit einer Karte von Kiepert. Viele Erläuterungen und Anmerkungen erleichtern die Lectüre. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876.

H. Plate. *German Studies. A complete Course of Instruction in the German Language. First Part. Fourth improved Edition. Dresden. Louis Ehlermann. 1876.* 2 Mark.

H. Plate. *A Key to H. Plate's German Studies. A complete Course of Instruction in the German Language. First Part. Dresden. Louis Ehlermann.* 60 Pf. Dieser Schlüssel wird nur an die HH. Lehrer oder auf deren Ordre abgegeben.

H. Plate. *German Studies.* Vollständiger Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der deutschen Sprache zum Gebrauch für Englisch-Redende. II. Teil. Dresden, Louis Ehlermann. 1873. M. 2, 40 Pf.

Dr. Emanuel Samostz: Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Leipzig, Verlag von Wilhelm Violet, enthält Anekdoten, Erzählungen, Schilderungen, Geschichtliches, Biographien, angenehm zu lesen, jedoch nicht immer Neues.

Paul Toennies: *La Syntaxe de Commines. Berlin, Librairie G. Langenscheidt.* An dem einzigen bekannten Werke des *Commines* unter dem Titel *Mémoires* sucht der Schriftsteller den Uebergang von der *langue d'oeil* in die moderne französische Sprache aufzuweisen.

Dr. K. Bandow: Charakterbilder aus der Geschichte der Englischen Litteratur. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. Preis 2 M. Bietet sowol Stoff zur Kenntniss der englischen Litteratur, wie Material zur Uebersetzung aus dem Deutschen ins Englische. Dem Text ist ein Kommentar beigefügt.

Dr. Rudolph Degenhardt: *A complete School-gramar of the English Language, Second Edition, revised and improved. Bremen, J Kühlmann. 1876.* Dieses Buch ist sehr praktisch angelegt und empfiehlt sich für den Unterricht.

Pütz, Wilh., Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, 16. vielfach verbesserte Auflage (1 M. 20), und Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibuung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. 10. vielfach verbesserte Auflage. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1877. (2 M. 50.) Zwei Bücher von anerkanntem Werte, die einer neuen Empfehlung nicht mehr bedürfen.

Chronologischer Geschichtsatlas für Schule und Haus von Karl Rikli. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876. Die von dem Verfasser vorgeschlagene Methode ist zu mechanisch und äusserlich, als dass sie zur Anwendung in der Schule empfohlen werden könnte.

Herr Dr. Ernst Eckstein und seine die Jugend demoralisierenden Schulhumoresken. Ein ernstes Wort von einem Schulmanne. Bielefeld und Leipzig. Otto Gülker & Cie. 1876. 21 S. in 8. 50 Pf. Man kann dem Verf. nur beistimmen in der Verurteilung dieser „Cricri-Literatur".

Joh. Ant. Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Von Gregor Kutschera v Aichbergen. Wien, C. Gerold's Sohn, 1876. 142 S. in 8. Die Schrift wurde, nachdem im April l. J. den hoffnungvollen Verf. ein früher Tod dahingerafft, von seinem Lehrer Prof. Tomaschek veröffentlicht. Schon darin liegt eine Empfehlung für das Werkchen, das eine Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllt.

Die Direktoren-Conferenzen des preussischen Staates. Sämmtliche auf ihnen gepflogenen Verhandlungen, geordnet, excerpiert und eingeleitet durch eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung dieser Conferenzen, herausgegeben von Dr. W Erler. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieber. 1876. 272 S. in 8. Pr. 5 M. Ein Art Repertorium über das reiche und schätzbare Material, welches in den nun schon weit über ein halbes Jahrhundert in Preussen einheimischen und gewiss sehr fruchtbaren Direktorenkonferenzen für Gymnasialpädagogik und Organisation der Mittelschulen erwachsen ist.

Sönnekens Rundschrift ist elegant ausgestattet und im Ganzen schön ausgeführt; sie enthält ein praktisches genetisches System und leichtfassliche Anleitung. Die gegebene Erklärung der Federhaltung sowie die Anwendung der im System gebotenen Vorteile führen den Lernenden rasch zum Ziel. In Folge dieser Eigenschaften ist das Werkchen schätzens- und empfehlenswert, für Schulen aber zu teuer. — Die Federn sind entsprechend elastisch und halten besser als anderes Fabrikat in Folge ihrer Konstruktion die Tinte.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Endrass in Germersheim zum Subrektor in Bergzabern; Ass. W. Schmidt in Landau zum Studl. in Germersheim; Ass. Rieder in Annweiler zum Studl. daselbst; Ass. Popp in Zweibrücken zum Studl. in Schwabach; Ass. Brückner in Hof zum Studl. in Rothenburg a./T., Ass. Simmerbauer in Schweinfurt zum Studl. in Annweiler; Ass. Keiper in Erlangen zum Studl. in Ludwigshafen; Ass. O. Lang in Landshut zum Studl. in Kirchheimbolanden; Ass. Jungwirth in Speier zum Studl. in Winnweiler; Prof. Heel in Speier zum Lyc.-Prof. in Freising; Studl. Gallenmüller in Aschaffenburg zum Gymn.-Prof. in Speier; Math.-Lehrer Schulz an der Gewerbsch. zu Bayreuth zum Studl. in Aschaffenburg; Prof. Dr. Arnold in Würzburg zum Rektor in Kempten; zum Ass. für Naturgeschichte an der k. Gewerbsch. in München Lehrtskdt. Brunnbauer; zum Ass. für Realien an der Gewerbsch. in Neumarkt Lehrtskdt. Rackl; zu Lehramtsverwesern die Lehramtskandidaten Zech und Zangl für Zeichnen und Modellieren an den Gewerbschulen in Dinkelsbühl und Kempten, Bottler für Chemie und Naturgeschichte und Baessler für neuere Sprachen an der Gewerbschule in Kissingen, Dr. Vogl für Naturwissenschaften an der Gewerbschule in Memmingen; zu wirklichen Lehrern Hasenclever für Zeichnen, Kellerhals für Mathematik und Physik, Pollack für Chemie und Naturgeschichte, Adler und Liebl für Realien, Geith für neuere Sprachen an den Gewerbschulen in München, Ingolstadt, Neustadt a./Hdt., Hof, Lindau und Weissenburg; zum Lehrer für Landwirtschaft an der Ackerbauschule in Schleissheim der Lehrtskdt. Thumbach.

Versetzt: Studl. Hammer von Günzburg nach Landau; Studl. Pfissner von Annweiler nach Germersheim; Studl. Dörschl von Ludwigshafen nach Pirmasens; Studl. Friedr. Böhm von Kirchheimbolanden nach Ludwigshafen; die Assistenten Bachmeyer und Fischer für Chemie und Mineralogie von den Kreisgewerbschulen in Nürnberg und München an die Industrieschulen in Augsburg und Kaiserslautern.

Quiesciert: Rektor Hannwacker in Kempten; Realienlehrer Huber an der Kreislandwirtschaftsschule in Kempten.

Gestorben: der qu. Studl. Harrer in Regensburg; Ass. Bürgel am Max-Gymn. in München.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

Zum Oedipus Coloneus.

II.

1) V. 521 cdd.: *ἤνεγκον κακότᾱτ'* (*al.* τητ), *ὦ ξένοι, ἤνεγκον ἄκων μὲν, θεὸς ἴστω, τούτων δ' αὐθαίρετον οὐδέν.*

ἄκων ist der metrischen Responsion wegen unzulässig, scheint daher nicht ursprünglich. Dagegen würde es den vom Zusammenhang geforderten Sinn gut ausdrücken, wenn nicht der durch *μὲν* und *δὲ* eingeführte Gegensatz hier unstatthaft wäre, weil *ἄκων* und *αὐθαίρετον οὐδέν* ja dasselbe besagen. Ein sehr unglücklicher Einfall von Bothe war es, für trad. *ἄκων* das gerade Gegenteil, *ἑκών*, zu setzen, da dieses unmöglich ein Gegensatz zum flgd. *τούτων δ' αὐθ.* sein kann und die Stelle überhaupt dadurch unverständlich wird. Trotzdem haben beinahe alle Herausgeber *ἑκών* aufgenommen, ohne es freilich zu erklären; nur Wunder versuchte eine Deutung von *ἑκών*, welche aus der Stelle ein dunkles Oxymoron machte. Selbst Meineke gab sich damit zufrieden, ohne eine andere befriedigende Auffassung der Stelle auch nur anzudeuten. Wie sehr der von den codd., freilich in corrupter Weise, durch *ἄκων* angedeutete Gedanke dem Zusammenhange entspricht, beweisen alle Stellen, in denen sich Oedipus, ähnlich wie hier, genötigt sieht, wegen der beiden ihm vorgehaltenen Hauptfrevel, des Vatermordes und der Ehe mit der Mutter, sich zu vertheidigen; in erste Linie stellt er dabei immer das, dass er unfreiwillig, *ἄκων*, d. h unabsichtlich gethan, was er gethan, vgl. 240: *ἀκόντων ἔργων*, 525 *οὐδὲν ἴδριν*, 548 *ἄϊδρις*, 964 u. 987 2mal nach einander *ἄκων* im gleichen Zusammenhang. Dies erkannte G. Hermann, wenn er, als vom Sinne gefordert, *ἑκὼν δ' οὔ* (= *ἄκων*) vorschlug, im Falle man das Folgende unverändert beibehalte; er selbst schrieb, *ἑκὼν μέν* beibehaltend, im Folgenden *τούτων ἀπλάκητος οὐδέν*, worin ihm mit Recht kein Herausgeber nachgefolgt ist, da *αὐθαιρ.* keine Schwierigkeiten macht und durch OR. 1231 hinlänglich fest steht. Keine Berücksichtigung verdient Nauck's Versuch, der über willkürliches Streichen und weitreichende Verdächtigungen nicht hinauskommt. (S. N. z. d. St !) Heimsoëth emendirte sehr ansprechend, aber allzufrei: *καὐθαίρετον οὐδὲν ἦν μοι*, indem er den lästigen Gegensatz beseitigt und die Wortstellung bedeutend verbessert, aber das unstatthafte *ἄκων* bestehen lässt. Verfehlt scheint Schneidewins: *τούτων δ' ἀπαναίνομ' οὐδέν*, wie Nauck richtig bemerkt.

Von einer andern Auffassung ausgehend schlage ich vor: ἤνεγκον κακότατ', ἤνεγκον ἐγώ*) μήν, θεὸς ἴστω, τούτων δ' αὐθαίρετον οὐδέν = „ich stiftete Unheil, ja ich stiftete es, ich und kein Anderer" (= ἐγώ μήν); zu οὐδὲν τούτων (sc κακῶν aus κακότητα) ergänzt sich leicht ἤνεγκον als *verb. fin.* = „doch aus eigenem Willen that ich davon nichts". Dadurch erhalten wir zwei selbständige Satzglieder; in dem einen gesteht Oed. mit der grössten Aufrichtigkeit das „dass" seiner Vergehen zu, es wird dabei durch Wiederholung von ἤν. und die nachdrückliche Hervorhebung „ἐγὼ μήν" jeder Zweifel an dem Factum und an seiner Person ausgeschlossen; die Beteuerungsformel θεὸς ἴστω schliesst das Geständniss passend ab. Sofort aber folgt im zweiten Glied das „Wie?" seiner That, die Ursache, und in dieser liegt die Möglichkeit einer Verteidigung, dass er nämlich unfreiwillig, als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Schicksals, gehandelt habe; ganz wie oben. Dem ἐγώ ἤνεγκον steht mit beabsichtigter Schärfe ein αὐτὸς οὐκ. εἱλόμην gegenüber.

2) V. 547: καὶ γὰρ ἀλοὺς ἐφόνευσα καὶ ὤλεσα; das ἄλλους der Hdss. ist fast sinnlos zu nennen und von sämmtlichen Herausgebern zurückgewiesen. Porson und neuerdings Nauck schreiben: ἄνους, was aber, wie richtig bemerkt wird, einem ἀγνοῶν (ἀγνώς, ἄκων) nicht gleich ist. Evident richtig ist die Erfurdt-Hermann'sche Emendation: ἁλούς; nur liess sich Letzterer durch Döderlein zu einer äusserst gekünstelten, unrichtigen Erklärung verleiten: ἁλοὺς ἐφ. κ. ὤλ stehe für φονεύσας κ. ὠλέσας ἑάλων im Sinne von: *interfecisse me (patrem) convinces*. Die Annahme eines so unnatürlichen logischen ὕστερον πρότερον hiesse der einfachen Sprache des Sophokles ein grammatisches Kunststück aufzwingen, an das derselbe nicht entfernt gedacht hat. Die nachfolgende, höchst einfache Erklärung ist die gleiche wie die Meineke's, aber von dieser unabhängig, indem zugleich eine nähere Begründung aus unserm Stücke selbst gegeben wird. V. 525 hat sich Oedipus notgedrungen wegen des Vorwurfs der γάμοι μητρὸς ἄγαμοι verteidigt; darauf hält ihm der Chor V. 542: ἔθου φόνον πατρός den andern grossen Frevel vor, den Vatermord; mit innerm Widerstreben und tief aufrichtigem Bedauern geht Oed daran, sich dagegen zu verteidigen; auch hier gesteht er mit ἔκανον (vgl. oben V. 521!) unumwunden das Factum zu, fügt aber augenblicklich bei: ἔχει δέ μοι . . . πρὸς δίκας τι, macht also sofort auch ein Verteidigungs- und Entschuldigungsmoment geltend; auf die verwunderte Frage des Chors (τί γάρ;), der an die Möglichkeit einer Verteidigung nicht einmal denkt, folgt dieselbe mit unsern Worten: καὶ γ. ἁλοὺς ... = „wurde ich ja doch (zuerst) angegriffen und habe erst dann den Mord verübt;" damit also bezeichnet er seine That als einen Act der Notwehr und solche war erlaubt nach griech. Gesetz (s. Nauck

*) oder vielleicht besser: ἐγών?

z. d. St.!); darum bemerkt er sodann auch „νόμῳ δὲ καθαρός“ und als Hauptentlastungsmoment zum Schluss die nachdrückliche Versicherung ἄϊδρις ff. Damit hat er bewiesen, dass auf seiner Seite doch auch ein gewisser Grad von Berechtigung vorhanden gewesen sei = δίκας τι, durch νόμῳ καθ. näher erklärt. Ohne diese Auffassung der vorstehenden Worte bleibt πρὸς δίκας τι geradezu unerklärt. An der sehr unbestimmten, nur andeutenden Ausdrucksweise, bei welcher jede nähere Bezeichnung zu ἁλοὺς fehlt*), wird Niemand Anstoss nehmen, der den Charakter der ganzen Darstellung in dieser zwischen dem Chor und Oed. geführten Auseinandersetzung richtig erkannt hat. Ich bemerke nur, dass Oed. voll der frömmsten Scheu bemüht ist jeder δυσφημία auszuweichen (vgl. 624: ἀκίνητ' ἔπη in ähnlichem Sinne) und eine solche wäre die ausdrückliche Nennung des Vaters. Καὶ γάρ endlich dient dazu die Begründung als eine ganz evidente und natürliche zu bezeichnen und mit Recht steht ἁλούς an so significanter Stelle, weil in diesem Worte der ganze Gedanke so zu sagen culminirt. Die Bed. von ἁλῶναι endlich ist die ganz gewöhnliche, ursprüngliche = *capi*, *opprimi*, ebenso V. 1065: ἁλώσεται.

3) V. 813: μαρτύρομαι τούσδ', οὐ σέ· πρὸς δὲ τοὺς φίλους
οἷ' ἀνταμείβει ῥήματ', ἤν σ' ἕλω ποτε; so die cdd. und älteren edd. Seit Hermann erklärt man: „Ich rufe diese (den Chor), nicht dich (Oed.) zu Zeugen an“ [dafür, dass ich unwürdig von dir behandelt werde oder ähnl.] ff. und versteht unter φίλους Kreon selbst; der mit οἷ' beginnende Satz wird durch Aposiopese so ausgeführt: „dafür sollst du büssen“ oder ähnl. Man sieht, diese ziemlich freien Ergänzungen sowie die anakoluthische Form des zweiten Satzes sind geeignet, die Stelle als nicht klar und eben erscheinen zu lassen. Der Ausdruck μαρτύρομαι ist durch das Vorhergehende nicht genug motivirt, um verständlich zu erscheinen. Ich wäre geneigt zu vermuten, dass μ. an Stelle eines richtigeren, vom Dichter selbst gewählten Ausdruckes hier stehe, wenn ein bestimmter Anhaltspunkt für etwas Anderes vorläge. Die obigen Ergänzungen sind zwar der Situation nach als wahrscheinlich zu betrachten, wenn man überhaupt entschlossen ist die Stelle in der vorliegenden Form festzuhalten. Eine leise Andeutung zum Verständniss des ziemlich unvermittelten μαρτ. finde ich in den Worten 811: ἐρῶ γὰρ καὶ πρὸ τῶνδε. Oed. heisst den Kreon fortgehen: ἄπελθε, nun folgen diese Worte: „ich will auch (damit) im Namen dieser reden“; er spricht also damit die Ueberzeugung aus, dass der Chor darin mit ihm einverstanden sein werde; die weiteren Worte: μηδέ με φύλασσ' enthalten dieselbe Aufforderung mit dem Zusatz ihn hier, im Lande seiner Bestimmung, (ἔνθα χρὴ ν. ε. deutet auf seinen erhaltenen Orakelspruch) zu belassen. Was

*) Martin's: μοίρᾳ ἁλοὺς ἐφόνευσα trifft nicht das Richtige (= ὑπὸ πατρός).

muss, *a priori* betrachtet, die Antwort des Kreon enthalten? Sicher eine Willensäusserung über die Zumutung fortzugehen, diese kann nur verneinend ausfallen; dann darf man wol auch eine Aeusserung über die Bemerkung des Oed., „er spreche zugleich im Namen des Chors", erwarten. Eine solche Antwort aber finde ich nicht in den vorstehenden Worten des Kreon enthalten, wenn man sie nach der gewöhnlichen Weise erklärt. Ich kann beide Punkte nur dann darin hervorgehoben sehen, wenn *μαρτ.* in etwas anderm Sinne gefasst wird, nämlich: = „ich appellire an euch, nicht an dich", d. h. „ich frage bei euch, nicht bei dir zur Entscheidung" darüber an, ob ich fortzugehen habe oder nicht. Damit provocirt Kreon in kluger Berechnung einer möglichen Verstimmung und Empfindlichkeit des Chors gegenüber Oed. wegen dessen in der That etwas eigenmächtigen Bemerkung „*ἐρῶ γὰρ καὶ πρὸ τῶνδε*", diesen zu einer deutlichen Erklärung darüber, ob er sich diese „Bevormundung" in seinem eigenen Lande durch einen fremden *ἱκέτης* werde gefallen lassen. In den Worten *οὐ σέ* aber liegt eine sehr entschiedene Abfertigung des Oed.: „d i c h geht die Sache nichts an" und daran schliesst er zur Vergeltung für die barsche Aufforderung des Oed. („*ἄπελθε*") die drohende Replik: „in Theben wirst du eine andere Sprache führen vor den Freunden (d. h. Thebanern), wenn ich dich einmal in meine Gewalt bekomme". So steht Drohung der Drohung gegenüber. Mit den Worten *ἤν σ' ἕλω ποτέ* = „dich nach T h e b e n gebracht habe", beantwortet Kreon mit ironischer Abfertigung den nachdrücklichen Hinweis seines Gegners, er, Oed., müsse immer in A t t i k a bleiben Mit *π. δ. τ. φίλους* stellt er neben den Chor, den er zuerst angerufen, ein anderes, weit höheres und für ihn wichtigeres, Forum zum Urteil über des Oedipus Verhalten, die T h e b a n e r. Denn nur diese sind unter *φ ί λ ο υ ς* zu verstehen, wie der Zusammenhang dringend fordert und V. 850: *πατρίδα καὶ φ ί λ ο υ ς* lehrt, wo Kreon ganz unverkennbar davon ausgeschlossen ist, während er sich 854: *βίᾳ φίλων* offenbar mitverstanden wissen will. Dies gegen H e r m a n n, der das verneinte, ohne V. 850 zu beachten. Auf diese Weise finde ich in den beiden Versen einen dem Gedankengang und dem durch die Situation bedingten Charakter der beiden streitenden Gegner durchaus angemessenen Sinn, dem auch die nötige amphisbetische Schärfe nicht fehlt. Das immerhin unliebsame Anakoluth beseitige ich durch eine leichte Aenderung und lese demnach mit Aufnahme von M e i n e k e's *ἀ μ ε ί ψ ε ι* die Stelle folgendermassen:

μαρτύρομαι τούσδ', οὐ σέ. πρὸς δὲ τοὺς φίλους
π ο ῖ' ἀ ν τ α μ ε ί ψ ε ι ῥήματ', ἤν σ' ἕλω ποτέ; im Sinne einer rhetorischen Frage, die sich von selbst beantwortet. — Nun bleibt mir noch ein Einwand zu beantworten: warum der Chor trotz der so deutlichen Provocation dem Kreon nicht die gewünschte Erklärung abgebe, sondern jene ganz unberücksichtigt lasse

und erst V. 824, dann aber mit entschiedener Parteinahme gegen Kreon, sein Schweigen breche: V. 824 *χώρει*. Allerdings würde schon hier eine Antwort des Chors nicht unpassend sein, wenn der Dichter die weitere, immer leidenschaftlicher werdende *ἀντιλογία* der Beiden schon jetzt hätte abbrechen wollen. Noch mehr erklärt sich dieser Umstand, wenn man in Erwägung zieht, dass Kreon nur in augenblicklicher Aufwallung die Competenz des Chors anruft; die Spitze seiner Entgegnung liegt nicht hierin, sondern im Folgenden, in der Drohung mit der Verantwortung des Oed. vor den Thebanern, welche natürlich für den eigensinnigen Alten ungünstig, für ihn selbst günstig ausfallen muss. Auch lässt Oed. dem Chor kaum Zeit einzufallen in ihre Wechselrede, da er sofort der Drohung des Kreon ein gemessenes, gewichtiges Bedenken entgegensetzt. Kurz in diesem Zusammenhange, wo eine Replik die andere ununterbrochen aufnimmt, ist für eine Intervention des Chors noch nicht der richtige Zeitpunkt da. Auch hat sich Kreon demselben gegenüber bis jetzt noch ziemlich reservirt benommen, er hat daher noch keine Ursache, aus seiner Neutralität herauszutreten; dies thut er erst mit V. 824, nachdem Kreon bis zu thätlicher Gewalt sich verstiegen hat. Meinekes geistreichen Versuch, die Stelle durch eine andere Emendation befriedigend zu erklären, kann ich hier nicht näher besprechen, bemerke aber, dass ich die demselben zu Grunde liegende Voraussetzung über die Haltung des Chors gegenüber Kreon nicht teilen kann. Einen ähnlichen Weg zur Besserung schlugen auch ein Halm und Hartung.

4) V. 842: *πόλις ἐναίρεται, πόλις ἐμὰ σθένει* liest man mit den Handschriften meistens und erklärt mit den Scholien unrichtig *σθένει* = *βίᾳ*, was durch den allgemeinen Sprachgebrauch verboten wird. Hermanns Behauptung, *σθένει* sei stellvertretend für das zu starke *βίᾳ*, weil dies das Nationalehrgefühl des athenischen Publikums hätte beleidigen müssen, wird man nur als Ausfluss supradivinatorischen Scharfsinnes betrachten können.

Meisterhaft ist die treffliche Emendation Meineke's: *πόλις ἐμὰ 'σθενεῖ* oder deutlicher *π. ἐμ' ἀσθενεῖ*. Obwol die Emendation für sich selbst spricht, kann ich mir nicht versagen, sie durch folgende Stellen aus dem Stücke selbst als untrüglich nachzuweisen. Vergl. V. 734: *πρὸς πόλιν . . . σθένουσαν μέγα*, 879 *τάνδ' ἄρ' οὐκέτι νεμῶ πόλιν* in gleichem Sinne, und überraschend gleich 1033: *τήνδε τ. πόλιν ἑνὸς ποιῆσαι φωτὸς ἀσθενεστέραν*. Was dagegen *σθένει* wirklich bedeutet, erhellt aus V. 68: *σθένει κρατεῖ*, V. 1089: *σθένει 'πινικείῳ*.

5) V. 1011: *καλῶν ἱκνοῦμαι καὶ κατασκήπτω λιταῖς*
ἐλθεῖν ἀρωγοὺς ξυμμάχους θ' . . (τὰς θεάς)

Die unbegründeten Zweifel Nauck's und sein wolfeiler Streichungsversuch widerlegen sich leicht durch die sehr ähnliche Stelle V. 1376: *νῶν τ' ἀνακαλοῦμαι ξυμμάχους ἐλθεῖν ἐμοί*, V. 94: *διπλὰς ἀρωγάς*, *Aesch. Suppl.* fast gleich 726: *ἀρωγοὺς ξυνδίκους θ'*. Richtig ist nur seine Bemerkung, dass die dem Worte *κατασκ.* hier beigelegte Bedeutung mit der gewöhnlichen unverträglich sei. Ich nehme daher Gelegenheit die Bedeutung des Wortes *κατασκήπτω* in dieser Verbindung sowie die Vorstellung, auf welcher dieselbe beruht, näher darzuthun. *Σκήπτω* sammt seinen Compp. *ἀπὸ — ἐπὶ — κατασκήπτω* gehört zur Wurzel *σκαπ* = „stützen", zu welcher sich als Nominalbildungen stellen: *σκήπων* !Schaft, Stab (*scipio*), *σκῆπτρον* und weiterhin *σκηπτός*. Vgl. Curtius, Grundzüge d. griech. Etymologie, 3 157. Die Lexica geben die Bedeutungen des Verbums mit seinen Compp. ziemlich genau an, ohne sie genetisch zu entwickeln. Ich bin zu der Ansicht gekommen, dass neben der einen Grundbedeutung „sich stützen, stemmen", mit zugeh. Modificationen, die sich an das Nominalthema *σκήπ-ων* anschliessen, eine zweite aufzustellen ist, die den Begriff einer Bewegung enthält und eng mit dem Nominalstamm *σκηπ-τός* zusammenhängt. Dieses Wort bedeutet „Sturmwind", eigentlich aber „Blitz" mit Sturmwind verbunden; die zu Grunde liegende Vorstellung ist offenbar die, dass die Zickzacklinie des Blitzes als ein gebrochner Stab angeschaut wurde, der aus der Hand des Donnerers Zeus (Z. *σκηπτοῦχος*) geschleudert wird. So lässt sich ein Zusammenhang zwischen den sonst ganz getrennten Begriffen *σκήπ-ων*, *τρον* etc. Schaft, Stab und *σκηπτός* Blitz herstellen; *σκηπ-τ-ός* selbst erweist sich als Secundärbildung wegen des zugesetzten *τ* und von ihm sind besonders die 3 *verb. comp.* in ihrer transitiven Bedeutung herzuleiten; dieselbe war ursprünglich die: einen *σκηπτός*, d. h. speciell „Blitz schleudern", dann von jedem blitzähnlichen, als Geschoss gedachten, Dinge gebraucht, mit Vorliebe von Zeus selbst oder von Personificatioen gesagt wie *τύχη*, *ὀργαί*, u. ä. Zum Beweise dienen folgende Stellen: *Aesch. Pers.* 701: *λοιμοῦ τις ἦλθε σκηπτὸς ἢ στάσις πόλει* (plötzlich einschlagend wie ein Blitzstrahl) und die bekannte Stelle bei *Demosth.* 18, 194: *εἰ δ' ὁ συμβὰς σκηπτός* = Unglück; die *verb. compp.*: *Aesch.* Suppl. 322: *τίς κατέσκηψεν τύχη*, *Eur. Hipp.* 1418: *ὀργαὶ κατασκήπτουσιν*, *Med.* 94: *πρὶν κατασκῆψαί τινα*, *Aesch. Pers.* 739*): *ταχεῖα γ' ἦλθε χρησμῶν πρᾶξις* (= Erfüllung), *ἐς δὲ παῖδ' ἐμὸν Ζεὺς ἀπέσκηψεν τελευτὴν* (= *πρᾶξιν*) *θεσφάτων*; in der letzten Stelle tritt die zu Grunde liegende Vorstellung ganz in der ursprünglichen Reinheit zu Tage, es hat hier *ἀποσκήπτω* geradezu *die*

---

*) Aus dem relativ häufigen Vorkommen dieser bildlichen Redensart bei *Aeschylus* könnte man vielleicht in den betreffenden sophokleischen Stellen einen Einfluss des Vorgängers erkennen.

Bedeutung: *ἀποβάλλω* „niederwerfen" nämlich *ὡς σκηπτόν*, wie einen Blitz, = „niederblitzen". Dieselbe Bedeutung nehme ich auch für unsere Stelle in Anspruch; die Construction ist nicht *κατασκ. τινά τινι*, sondern *κατασκ. τι εἴς τινα*, also zu lesen: *τὰς θεὰς ἱκνοῦμαι καὶ κατασκήπτω λιτάς* (*sc. εἰς αὐτάς*) = „ich rufe die Göttinen an und entsende meine Bitten (wie Blitzstrahlen) zu ihnen, dass . . . Wir sagen bei „Bitten" bekanntlich mit einem ähnlichen Bilde „bestürmen". Dass *κατασκ.* hier nicht als *verb intr.* steht im Sinn von: anstemmen = anliegen (dringend), (*λιταῖς*, mit Bitten, wäre dann richtig), beweist das Fehlen der Präposition *εἰς*, welche nicht dabei entbehrt werden könnte, *κ. εἴς τινα*. Wie verbreitet und alt die auf dieser mythologischen Vorstellung beruhenden Ausdrucksweisen bei Griechen wie bei Römern waren, beweist z. B. die bisher nicht richtig verstandene Stelle *Aesch. Pers.* 51: *Μάρδων, Θάρυβις λόγχης ἄκμονες*, was nach einer trefflichen Erklärung meines hochverehrten Lehrers, H. Prof. Iw. Müller in Erlangen, nur bedeuten kann: „Blitze der Lanze", so heissen nämlich die beiden Helden prägnant für „Blitzschwinger der Lanze", d. i. Lanzenblitzschwinger, Blitzwetterer, die wie ein Wetter (im Deutschen ganz ähnliche Vorstellung!) drein schlagen oder nach Prof. Müller: „*qui hastas longas iaculantur tanquam fulmina*", gleichsam wie der *Juppiter tonans* selbst. Diese Bedeutung von *ἄκμων* = sk. *açman*, eigentlich Stein, dann = Himmel, Blitz, = „Donnerkeil, Blitz mit Wetterschlag" (also Wechselbegriff mit *σκηπτός*!) ergibt sich aus *Hesiod. theog.* 772 und *Hesych.* unzweideutig. So nennt im Lateinischen Lucrez ganz ähnlich die Scipionen *fulmina belli* und bekanntlich hiess in der Kaiserzeit eine Legion *fulminatrix*.

Ludwigshafen. **Ph. Keiper.**

Testis.

Dieses Wort hat zwei sich sehr widersprechende Bedeutungen und vier mögliche Erklärungsarten.

Die Form *testis* kann sich nämlich entwickelt haben 1) aus *test-*, d. i. *tist-*; 2) aus *terst-*, 3) aus *test-*, d. i. *text-*; 4) endlich aus *tenst-*. Je nach der Herleitung aus dem einen oder andern Thema wird sich natürlich auch die Bedeutung herausstellen.

I. Für die Bedeutung „Zeuge" glaubt Bopp Rat zu schaffen, wenn er *testis* zum skr. *tishṭhâmi* setzt, indem er sagt: Hinsichtlich der Art der Reduplication, welche sich im skr. *tishṭhâmi* „ich stehe" setzt,

muss ich an das lat. *testis* erinnern, wenn anders, wie ich glaube, *testis* „als einer, der für etwas steht", zu fassen ist. S. vergl. Gramm. § 508.

Nach dieser Anschauung muss das zu *tishṭhâmi* gehörige *testis* für identisch gelten mit dem *sta*- in *praestare aliquem*, für Jemanden einstehen, gut stehen. Zugleich erinnert sie an die 9te Satire des ersten Buches, wo die Bitte des hart bedrängten Horatius um *an-test-ari* mit einem abschlägigen *stare nequeo* beantwortet wird.

II. Corssen und nach ihm Hintner haben den Gedanken an einen Zusammenhang mit *stare* aufgegeben und einen neuen, ganz andern Weg eingeschlagen, um dem Inhalte des Wortes beizukommen. Diesen Gelehrten entstand nämlich *testis* aus *terstis* oder *trestis*, berufen sich auf das osk. *trist-a-mentus* = *testamento*. S. Mommsen, „unterit. Dial." tab. X S. 183. Corssen Beitr. 5. Gegen diese Annahme kann kein Widerspruch erhoben werden.

Sehen wir uns um Beispiele um, so bietet sich das dem *testis* nahe verwandte *testa*, welches aus *tersta* entstanden sein kann. Es ist eines Stammes mit *tosta f. torsta* (zu *torreo*). Ein zweites, ebenso gesichertes Beispiel ist *fastigium f. farstigium*, (zu skr. *bharsh*- = *harsh- horrere*, woher *bhṛish-ṭi f.* die Zacke, verw. *to bris-tle* sich sträuben, barsch = zackig, borst-ig). Das schwierige Wort *bestia* erklärt Fick ebenfalls aus *berstia* oder *brestia*, das heulende Thier, verw. zu altslav. *bresh-am̃ barr-io*, ich heule; s. Fick II, 3, 177. Ferners erklärt Fröhde *infestus* aus *inferstus* und verbindet „*fers*" mit *bharsh*-, woher eben das obige *bhṛishṭi*; Zt.-Schr. 18, 314. Um auch aus dem Altlat. einen Fall zu erwähnen, so heisst das Bethaus dort *pes-tlum f. pers-tlum* (und dieses aus *persc-tlum*, zu skr. *praćć- precari*); Corssen Beitr. 372. *Vestigium* die Spur nimmt Fick für *verstigium*, eig. der Strich, *la trace*, zu *vers-* = *verr-o* streichen, (verw. *ϝέρρ-ω* sich streichen, *ἀπό-ϝερσ-ε* er strich ein); Fk. III[3], 295.

III. Die Verbindung des Wortes *testis* mit einem aus „*taxt*" „*text*" hervorgegangenen „*tasht*" „*tesht*" ist die dritte Möglichkeit. Ein Blick auf das Sanskrit wird Aufklärung bringen. Hier bietet sich *tash-ṭa* (= fertig, bereitet); *tash-ṭar* heisst der Wagner, zu *zend. tash*- schaffen, zeugen. Die slavische Weise fordert nicht diese, wenn ich so sagen darf, suevische Aussprache, nach der nicht *tashṭa*, sondern *tasta* gesprochen werden darf. Die slavische Sprache hat darum nicht das *zend. tash*- beibehalten, sondern es in den einfachen Sibilanten erweichen lassen. Russisch heisst daher die Schwesterform von *tash-: tes-*, daher Inf. *tes-atj* zimmern, dechseln, bauen, altbulg. *tes-ati*, lit. *taszýti*, behauen, „dechs"eln.

Das lat. *testis* kann also ganz richtig zu *tes-ati* und *tash*- gehören. Nun sind aber diese Gestaltungen erst hervorgegangen aus skr. *tax*- und wir können sagen: *testis* bildete sich aus *textis*. *Testis* steht

einfach *f. textis* wie *mistus f. mixtus*, wie *Sestius f. Sextius*; wie *astutus* spitzfindig *f. axtutus*, (zu ὀξύς spitzig) gehört.

Dabei dürfen wir aber die Betrachtung über *testis* aus *textis* nicht beruhen lassen; denn das skr. *tax-ati*, wohin *tash-ṭar* und *tes-ati* gehören, und welches eben auch behauen, arbeiten, dechseln, schaffen bedeutet, ist selbst kein reiner Stamm mehr, sondern ist aus *tak-s* entstanden. „*Tak*“ ist also der Stamm, an den sich das *desiderative* oder *intensive s* erst ansetzte.

Ueber dieses *suffixale -s* soll später die Rede sein. Vorerst soll „*tak*“ zum griech. *τέκ-* in *τέκ-των* = *tash-ṭar*, skr. *tax-an* der Zimmerer, der Dechsler, (trop *τοκ-εύς* der Erzeuger) gestellt werden.

IV. Die letzte Möglichkeit, nach der *testis* sich bilden konnte, ist Schwund des Nasals, also *testis* aus *tenstis*, ganz wie *semestris* aus *semenstris*, wie *mostellaria* aus *monstellaria*. Corssen erklärt die Endung auf *-estris* nach diesem Gesetze, so dass *campestris* aus *campenitris*, *agrestis* aus *agrensitris* hervorging, dem nämlichen „*ens*“ wie in *Atheniensis*.

Nun soll aber nach dem Inhalte geforscht werden. Was *testis* nach Bopp's Auffassung heissen soll, ist schon gesagt. Also was bedeutet *testis*, wenn von *terstis* oder *trestis* hervorgegangen? Skr. *tras-* heisst halten, stützen und wie Westergard noch beifügt *arcere*, *prohibere*. Demnach also hiesse *testis*, resp. *ter-s-tis* der Eideshelfer. Gewiss ein zutreffender Sinn. Und kaum werden wir Schweizer-Sidlers Ansicht beipflichten müssen, der seine Bedenken gegen die Corssen'sche Deutung in folgenden Worten ausspricht: Die Sanskritwurzel *tras* in der angeführten Bedeutung ist unbelegt, dann lautet das Präsens *trâsajati*; Zt.-Schr. 13, 302.

Das skr. *trâ-* retten, schützen, *τηρ-εῖν* müsste, wenn ich Corssen recht verstehe, durch *-s* erweitert worden sein, ein Fall, der noch später zur Sprache kömmt. Der *testis* als *ter-s-tis* (*τηρ-ῶν*) wäre also nur als Entlastungszeuge zu fassen. Unsere alte Gerichtssprache hatte dafür das Wort *mundherr* der Schützer (= skr. *trâ-tar*), vgl. *mund* der Schutz (= skr. *trâ-ṇan n.*); *foramundo* ist der Advocat, *mundherr patronus*.

Diese Etymologie verlässt uns aber bei *testis* in der Bedeutung von *testiculus*. Daher werden wir uns an „*tak-s*“ gewiesen sehen. Von *tax- (tak-s)* leitet sich ungezwungen *τεκμήριον* = *testimonium (f. textimonium)*. Und nehmen wir *tax'ati* als hauen, dechseln, schneiden, so kann *testis* nach dieser Seite hin sein: „*is qui secat litem*“, d. h. der m i t e n t s c h e i d e t, wie so durch „mit“ auch bei andern Gerichtsausdrücken übersetzt wird, z. B. *damnavit*, er hat mit verurteilt, *liberavit* er hat m i t freigesprochen. So auch *testari* m i t bescheiden (scheiden = *secare, tax-ati*).

Der *testis*, als notwendiger Coefficient zum Rechtsprechen kann gar wol synonyme Benennung haben mit anderen Factoren, z. B. Richter, Advocat (vergl. *foramundo*). Synonym mit *tax-ati* ist σκάπτω haue, dechsle, arbeite, schaffe, daher σκάφος das Schaff, das (ausgehauene) Schiff. Im übertragenen Sinne: die Schöff-en, mlt. *scab-ini*, Schöpp-ner (gls. σκάπτοντες), Schaff-ner (τέκτονες).

Unserm Worte Urteil (= *arbitrium*, besonders vom Zeugen) gehört zu teil-en, *to deal*, skr. *dal-ati* spalten, zerreissen, scheiden, daher *dal-a n.* der Teil, die Scheide. Und fragen wir, was Urteil, Beurteilung im Englischen heisst, so nennt uns diese Sprache unser *testis*, nämlich *the test*

Verfolgen wir „*test*“ (aus „*text*“) noch weiter in seiner Gedankenentwicklung, so decken sich σκάπτω, schaffe und *text* in dem Worte *testari* testieren, letztwillig verschaffen. Von „schaffen“ stammt das alte *new geschefft* = *novum Testamentum*. Der *executor testamenti* hiess *geschefftherr*. In der neuen Sprache geben wir *testamentum* mit Vermächtniss, welches Wort dem Begriffe *scheft* ganz und gar gleich kömmt, denn Vermächtniss gehört zur Familie von „*mag*“, woher auch das Gemächte (alt: *gescheft*); *êgemaecht* das Ehegemahl (= τοκ-εύς), *êgemaechter* waren τοκ-εῖς, οἱ τίκτοντες die Zeugenden, Erzeuger. Auch das mit „Zeuge“ (*testis*) verwandte Wort „Zeug“ darf hieher gezogen werden, denn althd. hiess *giziugi* das Gemächte. Der „Zeug“ in seiner allgemeineren Bedeutung bezeichnet jeden Stoff und dieser Begriff mag dann in *testis* = *testiculus* liegen (Zeugestoff).

Wiewol die *testes* in diesem letzteren Sinne gut mit *tax-ati* in seiner eigentlichen Bedeutung zusammengehalten werden können. *Tax-ati* heisst ja hauen, schneiden, in der modificirten Bedeutung abschneiden, castrieren. In diesem Sinne hat *testis* ein Analogon an unserem Worte Hod-e, verw. zu skr. *çat-ana n.* das Abschneiden (zu *çad*-, woher Hod-e). Das lat. Wort *scrōta*, der Hodensack ist verw zu althd. *scrōt-an* schrot-en, hauen, schneiden (= *zend. tash*). Ein gleicher Sinn liegt im skr. *muhska m.* die Hode (von *mush*- abreissen = *dal-ati*). Wichtig ist auch das engl. *the cod* sowol die Hode, als auch Schale Wer kann entscheiden, ob nicht selbst *testa* die Schale (= *the cod*) mit *testis* zusammenhängt? „Schale“ und „*testa*“ fallen in den Einen Begriff „abhauen“, „abreissen“ zusammen. Die Schale, *the shell* gehört zu *to shell* abschälen, abreissen, von σκάλλω behauen (= *taxati*). S. auch Fick III[3] S. 334. Nebenbei mag noch die Bemerkung gelten, dass die Doppelbedeutung des *the cod* sein Seitenstück hat an skr. *kôçaka m.* die Hode, zu *koça m.* die Schale (also wie *testis* zu *testa*). Von Interesse dürfte hier noch sein skr. *aṇḍaka m.* die Hode *aṇḍaka n.* das Ei, wieder vergleichlich zu lit. *pauta-s* die Hode und

das Ei, verw. zu skr. *putra m.* das Kind (*τέκνον*, das Erzeugte, zusammengehörig *τεκ-μήριον* = *testimonium f. textimonium*).

Wir sind noch nicht zu Ende. Obwol ich in *tax-*, *tash-* die rechte Quelle für unser *testis* gefunden zu haben glaube, so darf doch die letzte Möglichkeit der richtigen Herleitung nicht unbesprochen bleiben.

Testis kann nämlich durch Schwund des Nasals aus „*tems*", „*tens*" entstanden sein. Und ist dem wirklich so, so hat sich auch ein Analogon gefunden für unser „Zeuge" = *testis*; denn „Zeuge", aus altem *ziugi*, gehört zum Verbum „ziehen", bair. „ziegen", verw. „zog" in Herzog. Und „ziehen" nun bedeutet auch „*tems*", oder „*teñs*", woraus *testis* geworden sein kann. Das Sanskritwort *tam̃sati* eig. schütteln, rütteln, zerren, im Caus. hin- und herziehen, daher *upa-tam̃s subigere;* Petersburger W. B. 3, 191. Die Bedeutung schütteln, *excutere* in *tam̃s* verliehen dem *tes-tis* den Sinn: *qui excutit* (*conscientiam* . .), der da ist mitzumustern, mitzuuntersuchen, die Probe vorzunehmen. Diese Auffassung erinnert bei *testis* an *the test* die Probe, *tentatio*. Auf die Probe stellen, *to test* heisst goth. *fraisan*, dessen Bedeutung auf die ganze Ausmusterung ausgegehnt wurde. Daher sagte man das Fraisamt *judicium* (*excussio*); daher fraislich *percutiens*.

Mit dem Worte *ten-tatio* sind wir beim Thema zu *teñ-s* in *testis* angelangt. Nämlich *tem̃s*, skr. *tam̃-s* gehört zu skr. *tan-ô-ti* = *ταν-ύ-ω ten-do* spanne, ziehe und zwar ziehe heftig, denn das *-s* in *tam̃-s* ist das intensive *s*, = goth. *thin-s-an* ziehen, althd. *din-s-an*, din-s-en hin und herziehen, schleppen, besonders beim Tanze, daher wirklich vom goth. *praeter. thans-* (von *thins*) althd. *dan-s-on* ziehen, dehnen, frz. *danser*; Schmeller 1, 386, Dietz 1, 150. S. weiteres in meinem *Lexicon etym.* S 164, 165.

Wie schon bemerkt, hatte auch das für *testis* angezogene *tax-* (= *tex-ere*) dieses *s* intens., nämlich *tak-s*, daher *τακ-jω* (*τάσσω*) ich spanne, ziehe, schirre an, rüste, lit. *tik-ti* sich passen (*τυχ-εῖν*); Joh. Schmidt „Geschichte des Vocalismus" S. 52.

Das nämliche *s* postulirten wir für „*ters*" in *testis* aus *trastis*. Auch die griech. Sprache hat es; z. B. *θαρ-σ-αλέος* (= *σχέτλιος*), zu skr. *dhar-* tragen (*σχεῖν*, *ἔχειν*). Der Thyr-s-us des Bacchus geht zurück auf skr. *dhûr-jatê* fällen, woher *du-dhur-sh-ati* Lust haben zu fällen. Der *θύρ-σ-ος* ist eben das Symbol des Alles fällenden Blitzes. Von diesem *dhrû-* stürzen, stammt das goth. *driu-s-an* fallen. Skr. *lu-n-âmi* = *φθείρω*, von welchem *lu-* : *the loo-s-e* die Laus (*φθείρ*). Das griech. *ταρ-σ-αίνω* abwischen, abtrocknen ist verw. mit *terra* das trockene Land, beide von *ter-o* reibe, wische.

So gelangte *tan-* (= *τείνω*) ich spanne, zur Form *tam̃s*, woher lat. *ten-s-a* und *ton-s-a* das Gespann; und *ten-tatio* = *the test*.

Für die Bedeutung Hode ist noch eine Bemerkung wichtig. Wir sahen, dass aus goth. *thins-* im Präter. *thans-* wurde, das sich dann in *thuns* umformte, wie z. B. klingen, klang, geklungen; springen, sprang, gesprungen etc. Aus *thinsan thans* konnte also ganz gut dun-s-en, aufge-duns-en, d. i. gespannt, geschwollen werden. Aus dunstig wurde für die Baiern do-s-tig (= aufgedunsen), also ein Formenverhältniss wie *tenstis* und *testis*, wie der Dun-s-t und *the dust*. Diese Deutung führt auf das analoge skr. *aṇḍaka m.* die Hode, verw. zu ἀδ-ήν die Drüse, eig. schwellende, skr *ad-* = *id-* woher οἰδ-άω. Zu dostig stellt sich noch bair. döstig *tenax* (aus dönstig, zu *tams* wie *ten-ax* verw. *tan-*). Die Form „dostig" für dunstig verhält sich zu dunstig, wie skr. *vi-tas-ti f* die Spanne zu *vi-taṁ-s* spannen.

Die Herleitung des Wortes *testis* aus *tenstis* empfiehlt sich besonders für den, der das Wort „Zeuge" mit ganz der nämlichen Verbalbedeutung erwägt.

Wie steht nun „Zeuge" zu „ziehen"? Beide gehen aus der Grundform *duc*, lateinisch *duc-*, griechisch δυκ- hervor. Das *u* wurde mit *a* gestützt, das dann in *i* oder *ε* sich abschwächte. Das anlautende *d* germ. *t*, erweichte sich in *z*. Daher δυκ- in 'εν-δυκ-έως (= anziehend, hereinziehend), aber mit „ευ" dann ἀ-δευκ-ής anziehend, Δευκ-αλίων und Πολυδεύκης der Züchtige. Das skr. *bhuǵ-* (biegen), daher beug-en, φεύγ-ειν (th. φυγ-εῖν). Aus dem Thema „*hru*" = κρούω *plango* stammt althd. *hriuwan plangi*, daher die Reue (aus *hreuwa*), *planctus*. Aus dem Part. praet. von *tu-* stark sein, gedeihen, stammt goth. *thiu-da gens*, daher *adj. thiudisks* heidnisch, die Deutschen (*gentiles*). Dieses nämliche *tu-* = *valere* steckt auch im Subst. Deu-tung, Bedeu-tung *valor, vis*, δύναμις.

Was den Anlaut in Zeug, Zeuge betrifft, so war er ursprünglich ein *d*, im German. ein *t*, daher *duc-* = δυκ- = goth. *tiuhan* = ziehen; verw. *to tow* = *tiuhan*, *the tow* das Schlepptau, frz. *touer* = ziehen. Das skr. *dâta* zerstreut = verzetten (s. mein Lex. S. 72). Skr. *dadrukam.* der Hautausschlag, althd. *zitaroh*, zu skr. *dar-* zersprengen, daher δῆρις der Zwist, = der Zor-n.

D = germ. *t*, wie noch z. B. skr. *dal-ati* = teil-en, *dṛiṇ-âti* sich trenn-en; skr. *darç-*, δερκ-ομαι = betrach-ten; skr. *darbha m.* das Buschgras = der Torf.

Vom Verbum, wozu „Zeuge" verwandt ist, stammen auch sonstige Gerichtsausdrücke. Schwedisch heisst das mit *tiuhan* zusammengehörende *tyga: testari, testimonium dicere*, zeug-en. Vor Gericht klagen hiess; eine Schuld ziehen (wie von „*taṁs*" das engl. *to constet contendere*, streiten bedeutet). Althd. hiess *scribgi-ziug* sowol Schreibzeug, als auch *cautio*, Handfeste; *caziugi* sind Zeugnisse, *argumenta, testimonia* (= τεκμήρια). Der Zeug scheint nur das juristische *instrumentum*,

d. i. die förmlich ausgefertigte Urkunde wieder zu geben. Daher besonders auch „Zeuge". Vergl. Grimm Rechtsalterth. 857.

Zum Schlusse muss noch das Notwendigste über das männliche Suffix *-tis* in *tes-ti-s* gesagt werden. Seinem Inhalte nach verleiht es dem Substantiv active Bedeutung, z. B. *hos-tis* der Verletzer, *tes-tis* der Schaffer (*τέκτων*), der Ueberzeuger (*τεκμήριον*). Im Sanskrit begegnet *-tis* z. B. in *mushṭis m.* die einen Ballen bildende Faust (von *mush-* packen, woher *mûshaka m.* die Maus, der Packer). Und die deutsche Sprache hat dieses *ti-s*, nur mit Einbusse des Schlussvocals, z. B. im mhd. *ris-t m.* der Ris-t, der Rücken des Fusses, (zu *to rise* sich erheben, goth. *ur-rais-jan* aufrichten).

S. Benfey Wurzel-Lex. II, 250.

Freising. Zebetmayr.

Hor. Carm. II, 15.

Der aufmerksame Leser — um vom Uebersetzer zu schweigen — wird statt *tum* im fünften und neunten Verse, wie im ersten, *iam* schreiben. Ich verzichte darauf, diese Behauptung näher zu begründen, — denn das vom Dichter in erschreckender Klarheit geschaute dreifache Gespenst, das dem Volkswolstande von der masslosen Prachtliebe seiner Zeit droht, ist für jeden Sehenden sichtbar — kann es mir aber nicht versagen, auf das fünfte Lied dieses Buches (V. 10 ff.) zu verweisen:

— — — — iam tibi liuidos
Distinguet Auctumnus racemos
Purpureo uarius colore.
Jam te sequetur: currit enim ferox
Aetas et illi quos tibi dempserit
Apponet annos; iam proterua
Fronte petet Lalage maritum.

Ebenso ist III, 23, 9

Nam quae niuali pascitur Algido
Deuota quercus inter et ilices
Aut crescit Albanis in herbis
Victima pontificum secures
Ceruice tinget — —

durch das sinnlose *nam* das richtige *iam* verdrängt worden.

Kempten. Kellerbauer.

Etymologisches über colonel.

Sicherlich hat für jeden Englisch Lernenden die Aussprache des Wortes *colonel* viel des Auffallenden und die meisten der für den Schulgebrauch bestimmten Lehrbücher und Grammatiken gehen stillschweigend über diese „berechtigte Eigentümlichkeit“ hin, hier *colonel* = *curnel* lesen zu sollen. Abgeleitet wird das Wort gemeiniglich von *colonne* latein. *columna*, so *Littré*: *Colonel, Coronel, Bourg et Berry, prononciation qui est un provincialisme devenu fautif, comme colidor pour corridor où la permutation des liquides r et l est inverse, espagn. corronel; non pas de corona, couronne, comme le ferait croire cette prononciation, mais de l'italien colonello, qui vient de colona, colonne, qui a aussi le sens d'une troupe de guerre.* Rabelais (1483 — 1553) bringt in seinem *Garg.* IV. 37: *Sur la fin de ce differant arrivarent les deux coronels.* — Von dem Uebertritte des *l* in andere Zungenlaute und dem ihm nächst verwandten *r* handelt Diez, *Gr. d. rom. Spr. I*, p. 240 und p. 247 bringt er die Verwechselung zwischen den liquiden Zungenlauten *l*, *n*, *r* in gemein-romanischen Uebergängen zwischen Vocalen, vor *e* nach Consonanten als inlautend: *pelegrin* (*peregrinus*, deutsch *piligrim*, *pilgrim*) *celebro* (*cerebrum*) u. a. Leider fehlt hier *colonel*. Auch andere Autoritäten sprechen sich darüber ungenügend aus. — Mätzner, Engl. Gramm. Lehre vom Wort I. p. 54. *l* wird ausnahmsweise wie *r* gesprochen, wie dies oft aus *l* entsteht*), in *colonel* (spr. *cŭrnel*) bei Spenser auch *coronel* (vergl. span. *coronel*, frz. *colonel*) und in *Cashalton* (spr. *Căshort'n*) M. Müller, Vorles. ü. d. W. d. Spr. II., Unvollkommene Articulation p. 186. Gelegentliche Vertauschung des *l* mit *r* ist fast in jeder Sprache zu finden z. B. ahd. *chirihha* und *chilihha*, engl. *lavender* d. h. *lavendula*, *colonel* ausgesprochen *curnel* (altfranz. *coronel*, span. *coronel*); *rossignol* = *lusciniola*, vgl. das ital. *lusignuolo* und *rusignuolo* u. s. w. Webster. *Colonel, Fr. colonel for colonnel, Ital. colonnello, Sp a. Pg. coronel from Fr. colonne, It. colonna from Lat. columna.* — So scheint denn Alles für die Ableitung von *columna* zu sprechen, wenn wir auf verschiedene Suffixe zurückgehen, um zu bilden *columna, column-ula*, oder gar *column-alis*. Doch spricht hier ein Umstand vielleicht nicht unwesentlich mit: die Bedeutung von *columna* als Truppenabteilung, Heersäule ist im Lateinischen nicht nachzuweisen, wol aber die von *corona*, Truppenkranz, freilich nur bezüglich einer zufälligen Aufstellung, so in Cäsar, B G VII, c. 72. *totum corpus corona militum cingeretur*. Es wird sich fragen, welche Etymologie für das englische Wort *colonel* wol einfacher und natür-

*) Mundartl. Balbier für Barbier.

licher erscheint, wenn wir in beiden Fällen eine Uebergangsform annehmen

columna,	*columnalis* (?)	*coronnell,*	*colonel*
corona,	*coronalis,*	*coronell,*	*colonel*
	in Appulejus geb. 126 n. Chr.		spr. engl.
	Metam.: *flamma coronalis*		*cŭrnel.*

Noch Spenser in seinem Werke: *A View of the present State of Jreland* (registrirt 1598, gedruckt 1633) schreibt *coronell* und diese Schreibart klingt in der heutigen Aussprache noch nach. Warum sollen wir, im Engl. wenigstens, nicht lieber von *corona*, als von *columna* ausgehen, ganz abgesehen von der historisch realen Grundbedeutung; das ursprüngliche *r* ist ja bis heute noch in der Aussprache erhalten geblieben und nur in der Orthographie hat man sich einer (span. noch *coronel*) Richtung des romanischen Schriftgebrauches angepasst.

Rothenburg a. d. T. A. Schultheiss.

„Ein Problem der historischen Textkritiken", von Karl Brugman. Leipzig. Hirzel.

Die Kritik des bewährten Verfassers beschäftigt sich mit dem sogenannten Reflexivum der dritten Person, das sich aber ebensogut auch auf die erste und zweite Person bezieht. Besonders schlagend ist nur das fragliche *sva* verwertet S. 38, wo *miro-s(e)* d. h. *miro-r* nicht heisst: ich wundere „si"-ch, sondern „mich". Ref. erlaubt sich auf sein Lexicon etym. Seite 227 zu verweisen Sich „Blätter f. d. G.-W." IV, S. 302. Die Bedeutung dieses *sva* ist eben die des lat. Wortes „*possessivum*", „eigen" gehörig und Ref. glaubt dem Gedankengang des Verfassers richtig gefolgt zu sein, wenn er erstens an das Präf. *sva-* in Schwä-ger, Schwe-ster . . . erinnert (s. mein Lex. etym. S. 238, 240); zweitens eine Nutzanwendung in ein paar Beispielen bringt. Von *sva* stammt nämlich lat. *sueo* habe als „Eigen"-tümlichkeit, *adsueo* ich „eig"ne an, *ad-su-e-s* du „eig"nest an, *ad-su-et* er „eig"net an u. s. f., verw. zu goth. *sve-s* Eigentum, zusammenhängend mit *ἔ-θος* (aus *σϝε-θος* die Eigentümlichkeit). Lat. *ad-„sue"-facio* ist ganz skr. „*svî*"-*karômi* ich eigne mir an. Geschlechtlichen Verkehr pflegen heisst dieses *ad-sue-facio* auch, daher zusammenhängend mit *ἑ-* in *ἑ-ταίρα* die Buhlerin, f. *σϝε-ταρ-ία*, die „eigens" Traute, eine Comparativ-Form, weil im Verhältniss zur Ehegemahlin gedacht. S. 26 führt Hr. Brugman die Comparativ-Form *ὀρεστερος* an, Comparativ weil im Verhältniss zum Thale gedacht. Für die alte Form *ἕ-ταρος* (*f. ἕ-τερος*) bringt der gelehrte Verfasser als Analogon unser Wort Heiland, wo man auch Heilender erwartet. S. 27. — Die „Kritik" führte namentlich auch die Stelle der Odyssee (15, 450) an: *ἀνδρὸς ἔηος* (= des Herrn), nicht: des edlen Mannes = lat. *ĕr-i, hĕr-i*; denn *ἔηος* wäre aus *ἐσ-ηος, ἐσ-ῆος*, gehörte zu skr. *as-u* der Herr, *zend. añhu* (woher *ahura mazdao*, *Ormuzd*). Für „*ἐσ-εύς*" (statt *ἐσ-εύς* sei an *εὕω* senge erinnert (f. *εὐσ-ω* = *uro*). S. 61. Das *ἐάων* bei Homer,

z. B. *δωτῆρες ἐάων*, lässt sich nach der „Kritik“ ganz richtig aus einem „*ἐσ-ή*“ Gut, woher *ἐσ-άων*, erklären, analog zu *ἀγ-ή*, *χο-ή*. *ἐσ-* gehörte zu *as-* = *es-se* (s. mein Lex. p 27). Interessant und lehrreich sind die Excurse von S. 118—144. Für die Bed. „eigens“, „gehörig“ ist S. 120 das skr. „*sva*“-*kâla* die „gehörige“ Zeit angeführt = *suo tempore*. Das lat. *suus*, altlat. *sovos*, *sevos* = *ἑός* (aus *savas*) soll noch einmal zur Sprache kommen, weil das angeführte *ἐάων* auch aus einem *ἑ-ή* = lat. *sua* sc. *pars*, wie *ἴση* sc. *μοῖρα* hervorgegangen sein kann Seite 61.

Diese schwachen Andeutungen mögen genügen, wie sehr Hr. Brugman „kritischen Problemen“ gewachsen sei. Der berühmte Name bürgt für die Tüchtigkeit der Arbeit.

Freising. **Zehetmayr.**

Leitfaden für den Geschichtsunterricht in Mittelschulen, bearbeitet von Johann **Fick**, kgl. Lehrer der Geschichte*), Würzburg, 1877.

Der Verfasser des angezeigten Leitfadens glaubt, dass die Zeit der Einführung eines neuen Schulbuches günstig sei, „weil sich an unsern gesammten Mittelschulen weitgehende organisatorische Aenderungen vollziehen, von denen selbstverständlich auch das geschichtliche Lehrpensum nicht unberührt ist (bleibt?)“, und hofft zugleich der Ausbreitung der neuen deutschen Rechtschreibung einen Dienst zu erweisen.

In beiderlei Hinsicht scheint mir der Verf zu irren. Wollte er seine entschiedene Begabung, wesentliches vom unwesentlichen zu sondern und ersteres in klarer und bestimmter Sprache darzustellen, praktisch für die neuen Schulen verwerten, so musste er in erster Linie über den Umfang des Geschichtsunterrichtes in diesen Schulen Sicherheit haben. Diese konnte ihm aber im Augenblick niemand geben. Nur so viel durfte man annehmen, dass die alte Geschichte nicht in der Ausdehnung wird gelehrt werden können, in der sie der Leitfaden bringt. Kollega Schricker wird wol das genannt haben (im VII. Bd. S. 155), was in den 6kursigen Schulen in dem Geschichtsunterricht erreicht werden kann.

Sicher werden auch Leitfaden der Ausbreitung der neuen deutschen Rechtschreibung förderlich sein. Nur haben wir gegenwürtig noch keine zu Recht bestehende, allgemein giltige, und es ist darum verfrüht, eine solche in einem Leitfaden zur Geltung bringen zu wollen.

Sieht man aber von diesen 2 Dingen ab, so kann das Urteil über den mir zur Besprechung übersandten Leitfaden kein ungünstiges sein. Er zeichnet sich aus durch eine klare und bestimmte Zusammenfassung des Wissenswerten, durch eine edle Objektivität; das Buch ist nicht geschrieben im prot., nicht im kathol., aber auch nicht im materialistischen Geist, es ist getragen von einer humanen Weltanschauung, wie

---

*) Gewerbschule Kitzingen. D. Red.

sie dem Christentum eigen ist. Gerade diese Eigenschaft aber macht den Leitfaden zu einem Geschichtsbuch für Kommunalschulen.

Einzelne §§. bedürfen indes einer Umarbeitung; so §. 56, in welchem die deutsche Mythologie ohne Rücksicht auf die Resultate der Forscher dargestellt ist; so auch §. 120, in dem die deutsche Literatur eine innigere, geistige Verknüpfung, die Darstellung ihrer Entwicklung fordert. Auf die Diktion muss bei einer neuen Auflage des Leitfadens mehr Sorgfalt verwendet werden. Ich verweise auf den 1. Satz der Vorrede, welcher geradezu verunglückt ist, oder auf S. 131: „der erste Kreuzzug war von 1096—1099"; dem Verfasser wird es ein leichtes sein, seine sonst klare Diktion auch bei solchen Stellen in Anwendung zu bringen. Es erübrigt mir noch, um von Einzelnheiten zu schweigen, den Wunsch auszusprechen, es möge dem Leitfaden ein Wörterverzeichnis der fremden Namen mit Angabe ihrer Aussprache beigegeben werden. Wird der Verf. bei einer neuen Aufl. den gemachten Ausstellungen Rechnung tragen, so wird sein Buch in Schulen eine Verbreitung finden, auch ohne angepriesen zu werden.

Landau. Falch.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XVI. Bd. Darwinismus und Thierproduktion. E. C. R. Hartmann. München 1876.

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung eines Unternehmens, das schon so manches Vortreffliche, der allgemeineren Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Förderliche geboten hat. Der Verf. gibt eine kurze Darstellung der von Darwin, seinen Vorgängern und Zeitgenossen entwickelten Lehren und Anschauungen mit besonderer Beziehung auf die Thierproduktion. Obgleich derselbe der Darwinschen Theorie huldigt, so lässt er doch auch die Gegner Darwins zu Wort kommen. Eine nähere Prüfung des Inhalts lässt den gründlich gebildeten Mann von Fach erkennen, dem die ausgebreitetste Literaturkenntniss des behandelten Gegenstandes zu Gebote steht. Besonders anziehend wird seine Darstellung da, wo er aus dem reichen Schatz eigener Erfahrungen und Beobachtungen schöpft. In engem Rahmen ist hier eine reiche Fülle von Ideen und Thatsachen geboten, fast zu Vieles, oder besser zu vielerlei. Bei den dem Verf. gesteckten Grenzen hätte er vielleicht besser gethan, Manches wegzulassen oder nur flüchtig zu berühren, um für Wesentliches mehr Raum zu gewinnen. Der Excurs über die Systematiker alten Stils, das phylogenetische System Häckels u. A. stehen gewiss in entfernterer Beziehung zur Thierproduktion als die Darwinschen Grundlehren über Variation und natürliche und künstliche Zuchtwahl, welche nach unserm Ermessen eine zusammenhängendere und gründlichere Darstellung verdient hätten. Die zahlreichen Citate aus den Schriften der bedeutendsten Förderer und Gegner des Darwinismus sind überdies oft so lose aneinander gereiht, dass sie dem Laien in ihrer Bedeutung für das ganze System nicht immer klar werden dürften. Ungeachtet ihrer vielen Vorzüge können wir deshalb die Arbeit nicht als mustergiltig für eine populär-wissenschaftliche Darstellung erklären.

„Die Naturkräfte". XVII. Band. Fels und Erdboden. Lehre von der Entstehung und Natur des Erdbodens von Dr. Ferdinand Senft, Hofrat, Prof an der Forstlehranstalt zu Eisenach etc. XVI und 392 S. in 8°. München. Oldenbourg 1876. 3 M.

Der auf dem Gebiete der Gebirgs- und Bodenkunde rühmlichst bekannte Verfasser behandelt im ersten Abschnitt die Mineralien und Felsarten, aus welchen der Erdboden sich erzeugt und ergänzt, ferner ihre Ablagerungsorte und Formationen und schliesslich die Processe, welche ihre Zertrümmerung und Zersetzung veranlassen. Bei Besprechung der Mineralien sind stets leicht ausführbare Reactionen angegeben, durch welche der Leser in den Stand gesetzt wird, selbständige Untersuchungen zu machen. Im zweiten Abschnitt finden die Produkte des Verwitterungsprocesses, der Steinschutt und die Bodenarten ihre Darstellung. Eine eingehendere Betrachtung ist am Schlusse dem Culturboden gewidmet. Die durchweg klare, auf dem Boden der neuesten Forschung sich bewegende Darstellung wird nicht verfehlen, dem Sammelwerke aus dem Kreise nationaler Landwirte Freunde zu erwerben. Der billige Preis ermöglicht auch das Werk als Lehrbuch in landwirtschaftlichen Schulen einzuführen.

(Vergl. Liter. Centralblatt, S. 878. D. Red.)

Die Grundzüge der franz. Grammatik. Ein Hilfsbuch zur Repetition und Orientirung für Schüler von Dr. Klotzsch, Direktor, der Realschule in Borna. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1876.

Diese Grundzüge setzen eine Methode voraus, nach welcher der Schüler nicht am Gängelbande der Grammatik in einer bestimmt vorgeschriebenen Reihenfolge die Sprache erlernen soll, sondern so wie das Kind seine Muttersprache gelernt hat. Man beginnt mit der Lektüre eines Autors und bedient sich der Muttersprache als Mittel zur Erreichung des Zieles. Man setzt sie bei den Anfängen der Lektüre entweder als Lateralübersetzung dem Texte bei, oder — nach dem Dafürhalten des Verfassers am besten — als Interlinearversion unter den Text selbst. Ueberall geht das Sachliche dem Sprachlichen voraus; durch die reale Anschauung wird die Form belebt; die Selbstthätigkeit des Schülers wird erweckt; er findet allmälig selbst Sprachregeln und wird gleichsam Mitarbeiter an der Grammatik seiner Klasse etc. So ungefähr der Verfasser in der Vorrede. O wie schön die Worte fliessen! Im Grunde haben wir Jacotot und Hamilton wieder, welch letzterer an seine Schüler das Verlangen stellt, in 6 Monaten zwölf Bände, versteht sich mit Interlinear-Uebersetzung, zu lesen; oder Robertson, welcher der oft barbarischen Interlinearübersetzung Hamilton's eine freie hinzufügte und zugleich eine Grammatik zwischen die einzelnen Kapitel des Textes einrückte. Interessant ist es, wenn wir in der Abhandlung „Ueber die Methoden lebende Sprachen zu lehren. — Eine Vorrede zu Schultz' Lehrbuch der franz. Sprache" als wörtliche Anmerkung finden: „Ich bin selbst in meiner Anstalt

Zeuge gewesen, wie ein nach dieser Methode (Jacotot) ungefähr 8 Monate unterrichtetes Mädchen zur Abfassung eines kleinen Briefes an ihren Oheim ganz treuherzig ihren Telemach zur Hand nahm und mit den daselbst sich vorfindenden Wörtern und Formen glücklich ihre Aufgabe löste. Von einem Unterschiede der Einzahl und Mehrzahl, des männlichen und weiblichen Geschlechtes, den Personen und Zeiten u. s. w. — keine Spur! Auch verstand niemand den Brief als diejenigen, welche im Voraus wussten, was das Kind schreiben wollte etc."

Die Grundsätze dieser Männer, so weit sie annehmbar sind, sind längst gewürdigt und durch methodische Behandlung für die Schule brauchbar gemacht. Wir besitzen Lehrbücher genug, die uns vom Leichten zum Schweren durch Beispiele führen, mit denen die Regeln Hand in Hand gehen, so dass wir, in der Schule wenigstens, uns wirklich über den von den Neueren viel verleumdeten Hirzel etc. wegsetzen können. So viel über die Methode. — Die vorliegenden Grundzüge der Grammatik selbst sollen kein Leitfaden für den frz. Unterricht sein, sie sollen nur den nach obiger Methode Unterrichteten zur Orientierung und zum Nachschlagen dienen. Nach meiner Anschauung bieten sie auch hiefür zu wenig, und dieses Wenige öfters ungenau. Pag. 25 Zusatz 6 z. B. sagt der Verfasser über die Ländernamen: „Doch im Genitiv behalten nur die Namen der Weltteile sowie der meisten aussereuropäischen Staaten die volle Form des *article défini*, während die europäischen Ländernamen im Genitiv nur *de* zulassen". „Ich komme von Tyrol" sollte also nach dieser Regel offenbar heissen: *j'arrive de Tyrol* und doch ist nur *j'arrive du Tyrol* richtig (Otto, Lektion 45 § 6, 4). — Gleich darauf p. 25 Zusatz 7 heisst es: „Die Apposition nimmt im Französischen nie einen Artikel an." Was fangen wir dann mit folgenden Sätzen an? *Le lion, le roi des animaux. — Goethe et Schiller, les plus grands poètes de l'Allemagne. — Je vous parle de Rousseau, le poète, et non de Rousseau, le philosophe* — etc. . . .

München. Dr. Wallner.

Dr. Herbst, Historisches Hilfsbuch für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. I. Alte Geschichte. Ausgabe für Realschulen. 3. Aufl. Mainz 1876. 180 Seiten. Preis 1, 80 M.

Der Verfasser, Rektor der Pforta, der berühmtesten der 3 von Moritz von Sachsen aus Gütern eingezogener Klöster gestifteten sog. Fürstenschulen, gilt als Autorität in der Frage der Methodik des Geschichtsunterrichtes. Seine „historischen Hilfsbücher" (1. Teil: Alte Geschichte; 2. Teil: Geschichte des Mittelalters. 4. Aufl. 1875; 3. Teil: Neuere Geschichte, 4. Aufl. 1875) sind in scharfer Abgrenzung des Zweckes für die obersten Klassen der Gymnasien und (norddeutschen) Realschulen bestimmt. Der 2. und 3. Teil soll diesen beiden Arten von Bildungsanstalten dienen, während die alte Geschichte — und sicher mit viel innerer Berechtigung — in zwei verschiedenen Redaktionen vorliegt, nämlich in einer Ausgabe für Gymnasien (5. Aufl. 1875) und in einer solchen für Realschulen, der hier angezeigten. Dass die Herbst'schen „Hilfsbücher" sich hoch über dem Niveau gewöhnlicher Dutzendwaare halten, ist bekannt. Ihr Zweck ist durch

den Titel hinreichend charakterisiert: sie wollen eine wirkliche Hilfe auch für den Lehrer sein, aber nicht mehr. Gleichweit entfernt von der Magerkeit und Inhaltslosigkeit dürrer Leitfäden, wie von den in epischer Breite sich ergehenden Lehrbüchern, verhalten sie sich formell zum ausführenden Vortrag des Lehrers wie ein Excerpt zum vollständigen Text Da sie den Zusammenhang der geschichtlichen Tatsachen stets durchblicken lassen, bieten sie dem Schüler eine ausreichende Rückerinnerung an die Geschichtserzählung, eine Grundlage für die Repetition, ohne für sich etwas darstellen zu wollen. Der Lehrer, der nach ihnen vorträgt, läuft demnach nicht Gefahr, sich in den Augen seiner Schüler zu discreditieren, weil er eben „nichts sagt, als was im Buche steht"; im Gegenteil, von dem Lehrer erst erwartet der Verfasser „das Gepräge der Fakta, Bestimmtheit und Färbung für Personen und Zustände". Das „Hilfsbuch" selbst enthält sich jeglichen Räsonnements, namentlich in Bezug auf religiös confessionelle-Fragen; sein Ton ist nüchtern, trocken, rein sachlich. Die Form wechselt, je nach dem Bedürfnis der Verständlichkeit, zwischen Satzfragmenten und ausgeführten Sätzen. Der Stoff, aus den neuesten und besten wissenschaftlichen Forschungen herausgearbeitet, ist mit Mass und Umsicht ausgewählt; die Gruppierung lässt immer die Höhenpunkte der Entwicklung klar und scharf hervortreten, die Gliederung ist übersichtlich. Das biographische Moment hat gebührende Berücksichtigung gefunden — nicht in ausgeführten Lebensbeschreibungen, sondern in einer Anzahl eingefügter Skizzen, die des Lehrers *viva vox* zu entsprechenden Bildern zu erweitern hat. Auch das kulturgeschichtliche Material, soweit sich dasselbe loslöst von den handelnden Personen und dem unmittelbaren Zusammenhange mit den weltgeschichtlichen Ereignissen, ist in massvoller und verständiger Weise herbeigezogen. — Man könnte kaum vermeiden, kleinlich zu scheinen, wollte man gegenüber den grossen und schönen Vorzügen, die den Herbst'schen „Hilfsbüchern" insgesammt zukommen, Einzelheiten bemängeln. Sie bilden, darüber kann kein Zweifel bestehen, zusammen mit dem „Hilfsbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte" (Pensum der Tertia) von Dr. Eckertz (6. Aufl. 1875) und dem „Hilfsbuch für den ersten Unterricht in alter Geschichte" (Pensum der Quarta) von Dr. Oskar Jäger (7. Aufl. 1875) einen Cyclus von Schulbüchern, der zu dem besten auf diesem Gebiete gehört; angelegt nach einem einheitlichen Plane umfassen sie den gesammten historischen Unterricht von Quarta bis Prima, und ist ihre überraschend schnelle Verbreitung innerhalb 10 Jahren deshalb wol begründet*). Sie sind auch, wenigstens zum Teil, in das Verzeichnis der für die bayerischen Schulen genehmigten Lehrmittel aufgenommen.

---

*) Die „Hilfsbücher" sind gegenwätig in ca. 200 höheren Schulen des deutschen Reiches und deutschen Schulen des Auslandes eingeführt. Von den 217 Gymnasien und 78 Realschulen I. O. Preussens haben 107 Gymnasien und Realschulen das Herbst'sche „Hilfsbuch" im Gebrauch.

Dr. Gehring, Geschichtstabellen. Im Anschlusse an das Herbst'sche „Historische Hilfsbuch". Mainz, Kunze's Nachfolger 1876. IV und 68 Seiten. Preis 1 M.

Dass Geschichtstabellen ein wesentliches Hilfsmittel dazu sind, durch regelmässige Repetitionen mit concentrischer Erweiterung Zahlen und Daten der Geschichte den Schülern einzuprägen, wird vielseits anerkannt. Die vorliegenden Tabellen schliessen sich an die 3 Teile des Dr. Herbst'schen „Hilfsbuches" enge an, nicht nur in der Gliederung im allgemeinen, sondern auch sogar in der Form und Fassung der Sätze; ja sogar kleine Unrichtigkeiten sind, natürlich unabsichtlich, aus dem Hilfsbuche herübergenommen (z. B. Union zu Ahausen, statt Auhausen, Thauss statt Taus etc); auch andere Ungenauigkeiten kommen hin und wieder vor (z. B. Schlacht bei Sedan 2. Septb. 1870). Aus dem engen Anschluss an das Herbst'sche „Hilfsbuch" erklärt sich auch manche sonst unverständlich bleibende Einreihung geschichtlicher Daten (z. B. derjenigen aus der schweizerischen Reformationsgeschichte in die Geschichte des Abfalls der Niederlande); nur wird eben in dem „Hilfsbuche" der Zusammenhang der Tatsachen und dadurch auch die Ursache der Zusammenstellung dargelegt, während dies natürlich in den „Geschichtstabellen" nicht der Fall sein kann. Wer den Gebrauch gedruckter historischer Tabellen für notwendig hält und solche nicht etwa lieber auf Grund der im Unterrichte behandelten Pensa von den Schülern selbst fertigen lässt, dem können Gehrings „Geschichtstabellen" mit gutem Gewissen empfohlen werden; besonders bequem werden sich dieselben da gebrauchen lassen, wo Herbst's „Hilfsbuch" die Grundlage für den Geschichtsunterricht bildet.

Dr. Wilh. Herbst, Königsgeburtstags-Reden, gehalten am Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg. 2. Aufl. Mainz 1876. VIII und 100 S.

Diese kleine Sammlung von Schulreden trägt eine eng umgrenzende Ueberschrift: es sind Festreden, welche von dem Verfasser, vormals Probst und Direktor des Pädagogiums in Halle, zur Geburtstagsfeier des Königs buchstäblich in der Gestalt gehalten wurden, wie sie hier vorliegen; auch die lediglich der Abiturientenentlassung geltenden Zusätze sind nicht weggelassen. Die grösste Schwierigkeit für solche Schulreden wird immer der Umstand bilden, dass sie zwar zunächst für die Jugend — und auch da in welchen Alters- und Bildungsunterschieden! — dann aber auch für eine geladene Hörerschaft, zum Teil aus den höchsten Gesellschafts- und Bildungskreisen, den rechten Ton treffen sollen. Diese Schwierigkeit lässt sich nach der Meinung des Verfassers nur dadurch mindern, dass der Redner einen Ton anschlägt, der wenigstens hie und da über die Köpfe der Jugend hinausgeht, um sich wesentlich an den übrigen Zuhörerkreis zu wenden, dann durch den guten Willen des letzteren, der auch die Art, wie die Schule zu ihren Pflegbefohlenen spricht, gern einmal mit anhört. Dass der Verfasser in glücklicher Weise diese Schwierigkeiten überwunden und dass er den rechten Ton getroffen, dürfte der Umstand beweisen, dass von

diesen Schulreden, die im Jahre 1873 zuerst in starker Aufl. erschienen sind, ein Neudruck notwendig geworden ist. Sie sind eben auch nicht Schulreden gewöhnlicher Art, sondern im grossen Stile entworfene und vollendete Geschichtsbilder aus den ruhmreichsten Epochen der deutschen Geschichte, Zeugnisse und Abspiegelungen der tieferregten grossen Zeit, in der sie gehalten wurden (1868 — 1873). Niemand, der mit der Jugend zu fühlen fähig ist, wird das anspruchslose, geschmackvoll ausgestattete Büchlein ohne Befriedigung aus der Hand legen.

München. Dr. Rohmeder.

Zur Literatur der deutschen Lesebücher für die oberen Klassen.

Bevor ich über die drei wieder aufgelegten Hiecke'schen Lesebücher und ein paar andere demselben Literaturzweig angehörige Werke berichte, sei vor allem auf den im Jahr 1872 *) bewerkstelligten Abdruck des „Deutschen Unterrichtes auf deutschen Gymnasien von Rob. Heinr. Hiecke aufmerksam gemacht. Hiecke's „pädagogischen Versuch", wie er seine Arbeit bescheiden nennt, haben alle seit 1841 erschienenen methodischen Schriften über den deutschen Unterricht bewusst oder unbewusst zum Ausgangspunkt; alle Fragen dieses Unterrichtszweiges sind bereits von dem verdienten Pädagogen mit grosser Gründlichkeit, tiefem Verständniss und vor allem mit einer begeisternden Wärme erörtert worden. Die von dem Verf. gestellten Forderungen müssen freilich sehr oft als zu hoch gegriffen bezeichnet werden. Die Verlagshandlung hat sich auf einen einfachen Abdruck des Buches beschränkt; von den citierten Schriften indes sind die neueren Auflagen angegeben worden.

Ausser diesem Buche nun verdanken wir Hiecke drei Lesebücher, welche als I. II. und III. Stufe bezeichnet sind. Der I. Teil, in eine prosaische und poetische Abteilung zerfallend, ist für Sexta und Quinta bestimmt. Fortwährende Musterung des ursprünglich Gebotenen hat das Buch jedenfalls zu einem brauchbaren Lehrmittel gemacht. Die II. Stufe ist für Quinta und Tertia, die III. für Secunda und Prima bestimmt. Beide Teile enthalten nur Prosa; für die Einführung in die poetische Literatur war von Hiecke die von ihm bereits 1848 neu redigierte „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen von Echtermeyer" in Aussicht genommen (Letzteres Buch **), in seiner 17. bis 22. Aufl. von Masius besorgt, gewann in Norddeutschland mit Recht eine geradezu ungeheure Verbreitung.). Die III. Stufe enthält eine reichhaltige Sammlung von Abschnitten aus den Werken der besten Autoren. Dasselbe gilt von dem (auch einen poetischen Teil enthaltenden) „deutschen Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten" von Masius (3. T. für

---

*) Die Verlagshandlung hat die vier hier besprochenen Hiecke'schen Werke zusammen der Redaktion übersendet, obwol „Der deutsche Unterricht" schon 1872 und die zweite Stufe des Lesebuches sowie die 3. im Jahr 1874 neu erschien; nur die neue Auflage der ersten Stufe fällt in das Jahr 1876.

**) S. die treffliche Recension desselben von Schreiber im 6. Jahrg. dieser Blätter.

obere Klassen) Hiecke und Masius indessen nahmen das Gute, wo sie es fanden, während Paulsiek (im 2. Abschn.*) des für Sekunda und Prima bestimmten Teiles des Hopf- und Paulsiek'schen Lesebuches) sich in Bezug auf die prosaischen Lesestücke auf ausgewählte Abhandlungen der für das Gymnasium wichtigsten Klassiker beschränkt. So enthält es ausser 3 Abhandlungen von Möser, einem Aufsatz von A. W. Schlegel und drei Abschnitten aus Winckelmann eine Reihe von Stücken aus Lessing (Ueber die Fabel, aus Laokoon, Aus der Hamburgischen Dramaturgie u. A.), von denen ich nur das aus Laokoon Mitgeteilte als überflüssig bezeichnen möchte, da jetzt billige Separatausgaben**) zu gebote stehen. So dürfte dieses Buch, was den prosaischen Teil betrifft, noch am ehesten den Anforderungen der neuen bair. Schulordnung entsprechen. Der 2. Teil der Mustersammlung von Döderlein ist meines Wisssens bereits seit Jahren vergriffen.

München. A. Brunner.

Hebräisch-deutsches und deutsch-hebräisches Uebungsbuch mit einem Vocabularium. Zum Gebrauch auf Gymnasien und zum Selbstunterricht von Dr. A. H. Schick. I. Teil. Formenlehre. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. II. Teil. Erste Hälfte. Die Syntax. Druck und Verlag von Teubner. 1876.

Man hört zuweilen, dass Schüler, welche am Gymnasium mit dem Studium des Hebräischen sich befassten, in ihrer späteren Laufbahn den normativmässigen Anforderungen des Unterrichtes in diesem Sprachzweig überhaupt nicht oder nur teilweise genügen und die Lust und Liebe zum hebräischen Sprachstudium verlieren. Die Ursache dieser Erscheinung dürfte vielleicht in der methodischen Auffassung und Behandlung dieses fakultativen Lehrgegenstandes liegen. Es ist bekannt, dass die meisten Lese- und Uebungsbücher, so trefflich auch sonst ihr Inhalt sein mag, gleich mit dem hebräischen Satz beginnen. Der Schüler hat gegebene, fertige Formen vor sich, er wird sie mit Hilfe der Grammatik analysiren und vielleicht etwelche Gewandtheit im Uebersetzen erlangen; aber er hat die Formen nicht selbst gefunden; er wird daher in Reproduction derselben unbeholfen und unsicher bleiben und über die Gesetze und Erscheinungen der Sprache keine Rechenschaft abzulegen vermögen.

Referent meint, ein besonderer Wert sei darauf zu legen, dass die Bildung und Einübung von Formen in der umfassendsten Weise der hebräisch-deutschen Uebersetzung voranzugehen habe. Jene methodischen Principien, welche im Lateinischen und Griechischen mit Erfolg

---

*) Der 1. Abschnitt ist der mittelhochdeutschen Lektüre gewidmet. Beide Abschnitte sind, im Gegensatz zu den vorher genannten Lesebüchern, nach dem literarhistorischen Gesichtspunkt, wie der 2. Teil des Bone'schen Lesebuches, geordnet.

**) Von Buschmann (Paderborn 1874); ausserdem ist die Schrift in der „Universalbibliothek“ erschienen.

festgehalten werden, dürften im Allgemeinen auch auf dem Gebiete des Hebräischen sich bewähren. Nur der wird in die Natur und das Wesen der zu erlernenden Sprache einzudringen vermögen, dem die verschiedenen sprachlichen Bestandteile auf dem Wege der Veranschaulichung und Uebung verständlich und geläufig geworden, der die besprochenen grammatischen Grundsätze und Regeln in die richtige Beziehung zu dem geforderten Wortausdruck zu bringen und die sprachlichen Eigentümlichkeiten und Wendungen mit Consequenz wahrzunehmen und weiter zu verfolgen versteht. Eine mit Ausdauer fortgesetzte Reproduction grammatischer Formen und Ausdrucksweisen bildet ohne Zweifel eine lohnende Vorbereitung auf die Lectüre d. h. „die Uebertragung hebräischer Gedanken in die Muttersprache".

Dem Uebungsbuch von Schick, welches in Anlage und Ordnung des Stoffes sich enge an die Grammatik von Nägelsbach anschliesst und an vielen Anstalten als Lehrmittel gebraucht wird, ist der eben bezeichnete methodische Gang in musterhafter Weise zu Grunde gelegt. Der erste Teil besteht aus 2 Hälften und behandelt die Elementar- und Formenlehre. Die §§. 1 — 9 enthalten grammatische Uebungen zur Einprägung der Gesetze über Laut- und Schriftlehre. Der Schüler muss die Laut- und Tonzeichen kennen, ihren Gebrauch verstehen, die durch Verbindung derselben notwendig gewordenen Aenderungen vornehmen und fehlerhafte Verbindungen corrigiren. Sollten die grammatischen Versuche nicht ausreichen, diesem Zweck zu genügen, so bieten die Vokabellectionen reichen Stoff zu ähnlichen Proben. Damit dürfte schon sehr viel für das Studium der Formenlehre gewonnen sein. Man denke z. B. nur an die Bedeutung der *literae gutturales* und *quiescibiles* für die Flexionsbildung der *verba gutturalia* S. 5 und *quiescentia* S 35, für die Compensatio S. 12 die *praepositiones praefixae* S. 22, das *Vav copulativum* S. 24.

Die Formenlehre beginnt mit dem unveränderlichen Nomen ohne und mit Suffix: „der Sohn, die Guten, mein Lied, meine Lieder, die Weisheit, die Weisheit unseres Gottes" etc. S. 14 – 17. So wird der Schüler mit dem Nomen in mehrfacher Verbindung und Beziehung vertraut und allmälich in die Hauptbestandteile und Eigentümlichkeiten des hebräischen Satzes eingeführt.

Die Tempus- und Modusformen des *verbum regulare* sind nach Haupt-, Intensiv- und Causativstamm gegliedert und dieser Entfaltung und Individualisation der Stämme die Flexion des Nomen mit und ohne Suffix (S. 32, 33, 45), des unregelmässigen Nomen S. 47, die nominalen Präpositionen S. 39, die Verbalsuffixa S. 51, organisch ein- und beigefügt.

Man darf wol behaupten, dass diese Gruppirung und Verteilung der Redetheile die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit des Unterrichtes wesentlich fördert. Der Lernende kann so lange mit den Formen eines Hauptstammes sich befassen, bis er die nötige Formationsfertigkeit erworben, er wird bei dieser gesonderten Behandlungsweise der Verbalstämme deren Flexionsbildung und Präformationsmerkmale stets im Auge behalten und bei dem systematischen Zusammenhang des Verbum mit den ihm bisher bekannten Haupt- und Nebenbestandteilen des Satzes (Nomen, Pronomen S. 184, *nota relationis* S. 27, Präpositonen mit Suffixen S. 25) in der grammatischen Verknüpfung und Verbindung der Satzglieder bis zum einfach erweiterten und zusammengesetzten Satz mit Nutzen und Erfolg sich versuchen: „ich habe geklagt S. 30, nicht aufhören soll Same und Ernte, bewahret das Gesetz Gottes wie

euren Augapfel S. 35, deine Knaben sind bei unserm Vieh auf den Feldern gewesen.“ S. 56.

Die zweite Hälfte des ersten Teiles umfasst in zahlreichen Beispielen und Wendungen das *verbum irregulare* in den verschiedenen Abstufungen der *verba gutturalia* S 1—19, *assimilata* S. 20—35, *quiescentia* S. 35—101 ohne und mit Suffix: Du wirst umringen S. 2, ich werde dich verlassen, sie hat gewaschen S. 7, sie hat mich verabscheut S. 11, hast du geöffnet S. 12, er hat dich hören lassen, treibet eure Heerden in die besten Thäler unseres Landes S. 23, Gott, dessen Tron im Himmel ist, Deine Augen mögen auf mich schauen S. 24 etc.

Die gemischten Uebungen S. 27, 33, 103 lassen die characteristischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Verbalgruppen in vergleichender Zusammenstellung erkennen und verschaffen als geeignete Recapitulationsmittel die für das Geschäft der Uebersetzung und Lectüre nötige grammatische Sicherheit und Gewandtheit.

Im zweiten Teile wird die Syntax in der eingehendsten Weise praktisch erläutert. Die Aufnahme und Einreihung entsprechender hebräischer Leseübungen ersetzt ein anderweitiges hebräisches Lesebuch. In methodischer Beziehung dürfte der Umstand wesentlich zur Veranschaulichung und Lebhaftigkeit des Unterrichtes beitragen, dass der Schüler, wenn er die Gesetze und Regeln der syntactischen Structur an einzelnen Musterbeispielen wahrgenommen, bei der deutsch-hebräischen Uebersetzung dieselben dem Character der Sprache anzupassen und durch Berücksichtigung der syntactischen Eigentümlichkeiten, durch die geordneten Beziehungen der Wortarten in der Satzbildung tiefer in den Geist und das Wesen der Sprache einzudringen Gelegenheit findet.

Was den Gebrauch des Vocabulariums betrifft, glaubt Referent, dass es einer sachgemässen Behandlung des Sprachobjectes entsprechender wäre, mit dem Studium der Vocabellectionen nicht schon bei Einübung der Lesezeichen S. 5, sondern später etwa nach Besprechung einzelner Redeteile den Anfang zu machen. Der innere Zusammenhang des Vocabulars mit den Leseabschnitten würde dadurch nicht gestört; der Lehrer wird schon im Interesse des Systems und um der Recapitulation willen auf besprochene Grundregeln zurückgreifen und den systematischen Zusammenhang im lebendigen Bewusstsein der Schüler zu erhalten wissen. Jedoch dürfte auch dann das Studium der Vocabellectionen in der vom Herrn Verfasser angeregten Form nicht durchaus notwendig oder auch nur ratsam erscheinen, weil der Zweck des Glossariums, welcher zunächst in der Aneignung einer *copia verborum* besteht, auch auf leichterem Wege der Lectüre erreicht werden kann, nicht ratsam, weil eine so eingehende zeitraubende Vorbereitung auf ein fakultatives Fach bei den gesteigerten Ansprüchen der neuen Lehrordnung leicht eine für den Fortschritt in den obligatorischen Lehrgegenständen nachteilige Zersplitterung und Ueberladung zur Folge haben könnte.

Straubing. Fing.

Lehrbuch des Zeichenunterrichts an deutschen Schulen. Wissenschaftlich entwickelt und methodisch begründet von F. Flinzer, Zeicheninspektor für sämmtliche städt. Unterrichtsanstalten Leipzigs. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1876.

Je seltener uns auf irgend einem Gebiete eine neue Erscheinung entgegentritt, um so reger ist das Interesse, mit dem wir dieselbe begrüssen. Es fehlt uns nun allerdings nicht an sog. „Anleitungen zum Zeichnen" in Form von Vorlagewerken, im Gegenteil wir sind mit guten, teilweise allerdings auch herzlich schlechten Produkten überschwemmt; auch in geschriebenen „Methoden" haben sich schon Manche mit mehr oder weniger Glück probirt, allein das wahrhaft Gediegene ist sparsam gesäet. Der Zeichenunterricht beansprucht in der Neuzeit immer mehr gleichen Rang mit den andern Disciplinen der Schule, er will diesen gegenüber als gleichbedeutend gelten. Den Beweis hiefür liefert der Verfasser vollständig. Aus diesem Grunde können wir ihm auch das hie und da auftretende Selbstgefühl leicht verzeihen.

Das Werk zerfällt in 3 Hauptteile: 1. Begründung der Methode, 2. Ueber die Lehrform; specieller Lehrgang, 3. Unterrichtszeit, Lehrmittel, Examen. *ad* 1.) Der erste (allgemeine) Teil umfasst das ganze Zeichengebiet und verfolgt den Gang des Unterrichts vom ersten Beginn bis zum endgiltigen Abschlusse. Die wichtigste Seite des Zeichnens ist dem Verfasser die pädagogische. Er legt dabei das Hauptgewicht auf das richtige Erkennen, das bewusste Sehen, die Schärfung des geistigen Auges, weniger auf die manuelle Fertigkeit, nicht aus Unterschätzung dieser letzteren, sondern in richtiger Würdigung der Abhängigkeit letzterer von dem erstern. Er stellt die oft geglaubte Notwendigkeit eines ausgesprochenen „Talentes" für dieses Fach in Abrede und hält für jeden Schüler ein bestimmtes Ziel erreichbar. Alles, was dazu dienen kann, aus dem Zeichnen eine mechanische Tätigkeit zu machen, ist ihm daher fremd. Er ist mit vollstem Recht ein Feind des Zeichnens nach vorgedruckten Linien, ein Feind der Anwendung des Quadratnetzes (leider kranken hieran so Viele, die sich berufen fühlen, methodologische Anleitungen zu schreiben, ich nenne nur Domschke) er ist ein Feind des sog. schattirten Conturs und weist die verschiedenen Interpellationen zu Gunsten dieser Marotte so vieler Zeichenlehrer mit triftigen Gründen zurück.

Der Verfasser zerfällt den ganzen Unterricht in 2 Teile, in die Lehre vom Sehen und in die Lehre vom Zeichnen. „Die Erziehung zum Sehen soll eine plangemässe sein." „Das Auge soll geübt werden, schnell und sicher zu erfassen, die Hand soll fähig werden, schnell und sicher wiederzugeben. Es ist der möglichst präcise Ausdruck des Gedankens, welcher durch sichere Beherrschung der Technik im Zeichnen möglich gemacht wird. Nur nach diesem Ziele hin darf die manuelle Fertigkeit angestrebt werden." So steht ihm die allgemeine Geistesbildung obenan, so verwirft er alles Einseitige, Schablonenhafte, den sog. Baumschlag, Thier,- Kopf-Zeichnen in der Schule, so die Rücksichtnahme auf das Handwerk des Einzelnen.

Der Verfasser nennt seine Methode selbst eine heuristisch-synthetische und entwickelt dieselbe in sog. concentrischen Kreisen: 1) die Senkrechte und Wagerechte, das Quadrat, das gleichseitige Dreieck, 2) das regelmässige Sechseck, Achteck, Kreis und Fünfeck, 3) die

krumme Linie, 4) die Ellipse, Spirale und Schneckenlinie, 5) die ungleichseitigen Dreiecke und Vielecke (gehörte nach meinem Dafürhalten eigentlich an die 3. Stelle) 6) die verkürzte Fläche, 7) der Körper (nach dem Stabmodelle) 8) Licht und Schatten (an der Kugel). Hieran schliesst sich das Zeichnen nach Reliefornamenten und der Antike. Der Verfasser will das Zeichnen mit dem 10. Jahre begonnen wissen. Seine Dorfschule behält die Kinder bis zum 14. Jahre und umfasst die ersten 5 Anschauungskreise; seine städt. (Bürger-) Schule bis zum selben Alter die 8 Anschauungskreise. Er befürwortet mit triftigen Gründen den obl. Zeichenunterricht am Lehrerseminar und verwirft den falcultativen an human. Gymnasien. Passt man unsern bayr. Gewerbeschulen seine Methode an, so wäre nach dem Alter der Schüler gerechnet, das erste Jahr der Gewerbeschule identisch mit dem vorletzten der Bürgerschule. Der in die Gewerbeschule Aufzunehmende müsste demnach die ersten 5 Anschauungskreise hinter sich haben, um im 1. Jahre zur Lehre der verkürzten Fläche, zum Zeichnen nach dem Stabmodell, zum Conturzeichnen nach Modell und Natur übergehen, im 2. Jahre Licht und Schatten an einfachen Körpern, sowie die Farbe studieren und im 3. Jahre das Zeichnen nach Gypsrelief beginnen zu können. Unser Klassenziel wäre auf diese Weise wol auch zu erreichen, allein höchst wahrscheinlich mit fühlbaren Lücken.

ad 2) Der zweite Teil umfasst die Art und Weise, wie der Unterricht erteilt werden solle. Beim speciellen Lehrgang führt der Verfasser einzelne Beispiele vor (Fragen und Antworten). Er betont dabei besonders das Dreieck. „Die vornehmste Lehre im Sehen und Zeichnen ist die vom genauen Schätzen der Distanzen. Sowie das Sehen, so beruht auch das Zeichnen auf dem richtigen Bestimmen der Entfernung eines Punktes von zwei bereits gegebenen, folglich ist die Grundfigur alles Zeichnens das Dreieck in seiner unendlich variirenden Gestalt." Dieser Satz wird erläutert durch einige Beispiele aus der Ornamentik, der lebenden Pflanzen- und Tierwelt S. 100 — 104 und S. 118 — 124. Den Einwurf, als sei diese Weise ein Uebergriff in die Mathematik, beseitigt Verfasser S. 124 — 125. Ein sehr gutes Kapitel ist das letzte dieses Teiles, der Gebrauch der Farbe in der Schule; besser als das vorausgegangene, die Schattirung einer Kugel, eine Aufgabe, die selbst bei Vorgeschrittenern gewagt erscheinen dürfte.

ad 3) Was in diesem 3. Teile über die Unterrichtszeit, Unterrichtsmittel und das Examen gesagt wird, verdient auch unsern Beifall, wenn auch des Verfassers Urteil über das anerkannt gute Werk von Herdtle etwas schroff, dagegen seine Empfehlung der bekannten Modellirbögen, der daraus fabricirten Häuschen u. s. w., das Aufstellen von Meubles, und Geräten aus Puppen- Zimmern und -Küchen etwas überraschend klingt. Der Zeichensaal, wie er sein soll und wie ihn der Verfasser nach dem Chemnitzer beschreibt, hat nur das eine schlimme, dass er bei uns, wie bei manch andern Anstalten nur ein frommer Wunsch bleiben wird; über die andern Einrichtungen, wie Reissbretter und deren Aufbewahrung, lässt sich nichts sagen, was von des Verf. Vorschlägen abweichend wäre. Auch ist es in der Praxis wol fast überall so gehalten worden.

Mit Recht betont der Verf. zum Schlusse seines Werkes die Misère der sog. Zeichen-Ausstellungen, die nicht nur Gelegenheit, sondern oft direkte Veranlassung bieten zur falschen Beurteilung der Lehrer und Schüler, die dem unredlichen Lehrer das meiste Lob, dem redlichen nur zu oft den bittersten Tadel von Seite des Publikums,

der Vorstände und anderer noch minder Berufener einbringen. Das ist ein Punkt, an den ein erfahrener Collega zu allseitigem Danke und zum Segen des Zeichenunterrichts selbst energischer herantreten sollte. Der Verf. vorliegenden Werkes gibt einige Aenderungen an, die jedoch dem Uebelstande noch nicht gänzlich abzuhelfen vermögen. Am wenigsten kann ich mich mit der letzten Art der vorgeschlagenen Prüfungen befreunden; das ungewohnte Material der Kreide, die aufregenden Umstände, unter welchen die Schüler arbeiten, vielleicht selbst das Neue der Umgebung wird die Produkte derselben immer anders erscheinen lassen, als wenn sie unter normalen Verhältnissen entstanden wären. Hiemit schliesst der Verfasser und lässt nur noch ein Schema zu einem Censurbuch und 26 lith. Tafeln als Anhang folgen, die zur Erläuterung s. spec. Lehrgangs dienen. Bietet der Verf. nach dem Vorausgesagten auch wenig absolut Neues, so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst, das Ganze in eine streng rationelle Methode zusammengefasst zu haben. Sollte jedoch, wie wünschenswert, diese Methode auch anderwärts Eingang finden, so müsste damit jedenfalls in der Volksschule begonnen werden*). Wenn der Volksschüler bis zum Zeichnen der verkürzten Fläche zu bringen wäre, dann liessen sich viel günstigere Resultate erzielen. Die vom Verf. erhofften Resultate sind aber wol zu sanguinisch; allein wenn auch mit dem 14. Jahre die Pflege der Farbe, das Schattiren der Kugel u. s. w., das Zeichnen nach Relief und Antike, nach ausgestopften Thieren u. s. f. (S. 48 — 52) noch nicht bewältigt ist, so wäre es doch mit dem 15. oder 16. Jahre möglich und das etwas stiefmütterlich behandelte Flächenornament käme mehr zu seinem Rechte. Für diese Aenderung zu Gunsten des Ornaments nach gediegenen klassischen Vorbildern möchte ich ein Wort einlegen.

München. Haseuclever.

---

v. Nagel, Lehrbuch der Stereometrie zum Gebrauche beim Unterrichte in Gymnasial- und höheren Realanstalten. 4. Auflage. Ulm, Nübling. 1876. (VII, 118.)

Das Buch beginnt mit vier Seiten Erklärungen. Die Berechtigung dieser wird, wenn notwendig, später dargetan und dort hieher zurückverwiesen. Hier vermisse ich nun bei den betreffenden Erklärungen den Hinweis auf die kommende Begründung, so bei 10 (I, 10, Zus.), bei 14 (I, 15 Zus. 4). Die Erklärung 9 bedarf einer Erweiterung. Eine Gerade ist Perpendikel zu einer Ebene, wenn sie auf allen durch ihren Schnittpunkt in der Ebene gezogenen geraden Linien senkrecht steht. Die gesperrt gedruckten Worte enthalten eine ungerechtfertigte Beschränkung und bleiben desshalb besser weg. Dass diese Erklärung nichts unmögliches verlangt, wird später gezeigt; hier fehlt der Hinweis darauf (I, 1). Bei diesem Lehrsatze (I, 1) fehlt eben nun der Teil des Beweises, der zeigt, dass das Perpendikel wirklich zur ganzen Ebene, d. h. auf jeder Geraden der Ebene senkrecht ist. — Allerdings fehlt überhaupt der Begriff des Winkels von windschiefen Geraden, also auch der des Senkrechtstehens solcher. Dem Lagenverhältniss von Geraden gegen Gerade dürfte mehr Beachtung geschenkt sein. Sogar in der Inhaltsangabe des 1. Buches ist es übergangen,

*) Geschrieben vor der Genehmigung der sechsklassigen Realschule.
D. Red.

obwol im 1. Buche, wenn auch selten, Sätze darüber auftauchen. — Teil 2 dieses Beweises wäre vollständig weggefallen, wenn das Tetraëder ABGE an ABHF nicht mit AB, sondern mit BGE an BHF angefügt worden wäre. Doch mag hier die leichtere Verständlichkeit der Zeichnung in einem Falle den Sieg über die grössere Einfachheit des Beweises im andern Falle davongetragen haben. Bei Satz 10 dürfte ein kurzer Hinweis auf den grössten der vorkommenden Winkel, wie auch auf den einmal auftretenden rechten Winkel gut sein.

Im 2. Buch wird die Sphärik behandelt. Der Verfasser fühlte sich gedrungen, der Rechtfertigung dieses Vorgehens eine volle Seite der Vorrede einzuräumen. Es dürfte diese so naturgemässe Einfügung jedoch wenig Anstoss mehr erregen, da auch andere gebrauchte Lehrbücher sie angenommen haben. Wenn im Unterricht davon Umgang genommen wird, ist wol nur Mangel an Zeit die Ursache.*) Den Gründen für Behandlung der Sphärik, die in der Vorrede aufgeführt sind, dürfte noch folgender als nicht unwesentlich beigefügt werden. Ohne vorangegangene Sphärik ist die sphärische Trignonometrie ein leeres Formenwesen, der Schüler ermangelt der durchgebildeten, vielleicht jeder Anschauung der räumlichen Gestalt des sphärischen Dreiecks, er kennt den Boden viel zu wenig, auf dem er sich bewegen soll. Eben so sehr die Planimetrie Vorschule der ebenen Trigonometrie ist und ebenso wenig die Aehnlichkeitslehre der Dreiecke nur als Einleitung zu letzterer losgelöst vom übrigen Teil der Planimetrie betrieben wird, ebenso massgebend ist das Verhältniss von Stereometrie und sphärischer Trigonometrie für erstere.

Im 3. Buch wird dann folgerichtig die Lehre vom Dreikante mittelst der Sätze des 2. Buches durchgeführt Der so vorbereitete Schüler wird ganz andern Blickes an die sphärische Trigonometrie herantreten als jener, dem ohne diese Vorkenntnisse das sphärische Dreieck gleich in Verbindung mit algebraischen Betrachtungen vorgeführt wird. — In der Einleitung zu diesem Buche vermisse ich die Andeutung, dass 3 Ebenen im Allgemeinen stets das Dreikant erzeugen, 4 Ebenen das Vierkant nur unter specieller Vorbedingung, im Allgemeinen degegen das Tetraëder. (Der Satz von den 3 Schnittgeraden und dem Schnittpunkt dreier Ebenen ist nämlich aus nicht angegebenen Gründen weggeblieben.)

Im 4. Buch sind einige Eigenschaften von Prismen, Pyramiden, Cylindern und Kegeln behandelt besonders mit Rücksicht auf die kommende Bestimmung von Oberfläche und Inhalt dieser Körper. Von Satz 13 bis 25 ist der Eulersche Satz mit Ableitungen und mit Anwendung auf die regulären Polyeder beigegeben. Gegen diese so sehr anregende, dem strebsamen Schüler stets willkommene Satzreihe ist sicher nichts einzuwenden, sie hat sich auch in vielen Lehrbüchern eingebürgert.

---

*) So an unsern Gewerbschulen; im Lehrplane derselben ist Stereometrie wöchentlich einstündig ein Jahr lang. Dieser Uebelstand wird hoffentlich mit der Reorganisation fallen. Es wäre schier besser die darstellende Geometrie (wöchentlich zweistündig) weggeblieben, da diese doch an Industrieschulen und Polytechnikum wiederholt von Anfang an gelehrt wird. Glücklicherweise enthalten die „Erläuterungen zum Lehrprogramm" die Anweisung, am Beginne des Schuljahres sachgemäss statt darstellender Geometrie Stereometrie zu lehren.

Im 5. Buch scheint mir der Schwerpunkt des Lehrbüchleins zu liegen. Hier hat sich der Verf. vom landesüblichen Geleise abseits gehalten. Ich glaube mit vollem Recht. Ich kenne nicht leicht etwas ermüdenderes für den Schüler als die Beweise der Sätze über Gleichheit von Prismen und Pyramiden. Der Sätze sind es zu viele für das einfache Resultat und der Beweis für Pyramiden ist, wie Verf. gleichfalls anmerkt, zu abstrakt. Consequenter Weise stellt der Verf. den sog. Cavalieri'schen Satz voran und führt die Beweise für Inhaltsgleichheit mit demselben durch. In ähnlicher Weise lehrte ich wiederholt dies Capitel und fand Seitens der Schüler stets genügendes Interesse und Verständniss für die Methode, die ausserdem den Vorzug grosser Kürze hat. Diese Methode ist algebraisch ausgeführt und auf eine Reihe verschiedener Körper in algebraischer Weise angewandt im „Lehrbuch der elementaren Stereometrie und darstellenden Geometrie von Dr. A. Weiss, 2. A. München Gummi 1863 (XXIII, 182)." Ich ziehe die geometrische, weil anschauliche, Behandlungsweise vor und möchte hier einige Fälle beifügen, an denen die Methode sich in geometrischer Weise einfach zeigen lässt.

Verfasser entwickelt den Inhalt der Halbkugel $\frac{2}{3}\pi\, r^3$ als Differenz eines Cylinders $\pi\, r^3$ und eines Kegels $\frac{1}{3}\pi\, r^3$. Man kann die Kugel auch mit einem Tetraëder in Verbindung bringen. Am einfachsten gibt man demselben zwei senkrechte Gegenkanten in der Entfernung des Durchmessers; nimmt man als Länge der einen den Durchmesser, als Länge der andern den Aequatorialumfang (man könnte auch die beiden Gegenkanten gleichlang, d. h. jede $d\sqrt{\pi}$ nehmen), so wird die Schnittfläche // diesen Gegenkanten durch die Mitten der übrigen Kanten ein Rechteck, dessen Fläche dem Inhalt eines grössten Kugelkreises gleich ist. Es lässt sich nun rasch nachweisen, dass der // Schnitt in jeder Entfernung x vom letztern Kreise und jener in der gleichen Entfernung vom obigen Maximalrechteck genommen gleichen Flächeninhalt besitzen. Ist nun das Tetraëder so angenommen, dass die eine der senkrechten Gegenkanten auf einer der Seitenflächen senkrecht ist, so ergibt sich der Inhalt des Tetraëders und der ihm gleichen Kugel sofort als $d \cdot \frac{d}{2} \cdot \frac{\pi d}{3} = \frac{1}{6}\pi\, d^3$.

Durch genaue Nachbildung des Verfahrens, den Kugelinhalt als Differenz von Cylinder und Kegel darzustellen, erhält man folgende Doppelreihe von Fällen, die hier nur übersichtlich beleuchtet werden soll. Ein beliebiges regelmässiges Vieleck mit ein- und umschriebenem Kreis sei gegeben. Ueber den beiden Kreisen werden 2 Halbkugeln errichtet und durch den zur Vielecksebene senkrechten Radius 2 Schaaren Ebenen gelegt, die eine durch die Ecken des Vielecks, die andere durch die Seitenmitten desselben. Die Schnittlinien (Halbkreise) der ersten Schaar Ebenen mit der äussern, ebenso die der zweiten Schaar mit der innern Halbkugel werden nun als Leitlinien zu Flächenerzeugungen benützt. Im ersten Falle gleite ein variables Vieleck vom Grundvieleck ausgehend mit seinen Ecken auf den Halbkreisen, im zweiten Falle mit den Mittelpunkten seiner Seiten und bleibe in beiden Fällen stets der Ebene des Grundvielecks parallel; dann ist es demselben auch stets ähnlich, wie leicht zu erweisen. Die Seiten des veränderlichen Vielecks beschreiben Oberflächen von Cylinderteilen, die zusammen im ersten

Falle ein überhöhtes, im zweiten Falle ein gewöhnliches Klostergewölbe bilden. Irgend ein Schnitt // zur Grundfläche ist dann ein der letztern ähnliches Vieleck, das einem Kreise, dem Schnitt mit der betreffenden Halbkugel ein- oder umschrieben ist. Die Fläche des Schnittvielecks (φ) verhält sich zu der des Grundvielecks (f), wie das Quadrat des Radius (ϱ) vom Schnittkreise zu dem des Radius der zugehörigen Halbkugel (r). Ist nun die Entfernung der Schnittebene von der Grundfläche x, so ist

$$\varrho = \sqrt{r^2 - x^2} \text{ und demnach}$$

$$\varphi = \left(\frac{\varrho}{r}\right)^2 \cdot f = \left(1 - \left(\frac{x}{r}\right)^2\right) \cdot f = f - \left(\frac{x}{r}\right)^2 \cdot f$$

Die Schnittfläche φ ist also stets gleich der Grundfläche vermindert um eine variable Fläche, welche mit x wächst, an der Grundfläche 0 ist, in der Entfernung r von ihr dagegen f. Sie ergibt sich, wie in beiden Fällen leicht zu zeigen, als Schnittfläche einer Pyramide, deren Spitze im Mittelpunkte des Grundvielecks, deren Grundfläche ein dem vorigen congruentes und paralleles Vieleck in der Entfernung r ist. Errichtet man demnach über dem Grundvieleck eine senkrechte Säule bis zur Höhe der betreffenden Halbkugel, nimmt die Deckfläche der Säule als Grundfläche einer Pyramide, deren Spitze im Mittelpunkte des Grundvielecks ist, so wird das ausgefüllt zu denkende Klostergewölbe // der Grundfläche nach einem Vielecke, der Differenzkörper zwischen Prisma und Pyramide nach der Differenzfläche zweier Vielecke, welche dem vorigen Schnittvieleck flächengleich ist geschnitten. Nach dem Satze Cavalieri's ist dann der Inhalt des Klostergewölbes vom Grundvielecke bis zur gekrümmten Oberfläche in jedem der beiden Fälle der Differenz eines Prismas und einer Pyramide von gleicher Grundfläche und Höhe gleich oder $\frac{2}{3}$ des Prismenvolumens von gleicher Grundfläche und Höhe.

Solche weitere Anwendungen der dem 5. Buche zu Grunde liegenden Methode liessen sich vielleicht in dem Anhang des Lehrbuches andeutungsweise als Aufgaben unterbringen. Der Anhang enthält nämlich 20 Seiten Aufgaben zur Einübung der Lehrsätze, hälftig mit speciellen Zahlengrössen, die andere Hälfte mit allgemeinen Buchstabengrössen. Leider hat sich hier der Verf. auf Inhalts- und Oberflächenberechnungen beschränkt; die Einübung der übrigen Lehrsätze dürfte aber doch auch nicht zu vernachlässigen sein.

Im Ganzen liegt hier ein brauchbares Lehrbüchlein der Stereometrie vor, aus dessen woldurchdachter Einteilung und weiser Beschränkung des Stoffes man den geübten Schulmann herausfühlt. Es wäre nur zu wünschen, dass ein gleich gutes Werkchen geschrieben würde vom Standpunkt der neuern Betrachtungs- und Anschauungsweise, welche eine ungleich bessere Uebersicht, einen ungleich tiefern Einblick in den innern Zusammenhang der räumlichen Gebilde gewährt und durch die stete Bewegung und Veränderlichkeit dieser Gebilde das Interesse des Schülers lebhafter anregt, als dies die bisherige starre Methode zu tun vermag.

Bamberg. K. Rudel.

Glöser. Das abgekürzte Rechnen etc. Separatabdruck aus dem Jahresprogramm. Wien 1876. A. Piehler. 55 Seiten.

Referent spricht den Wunsch aus, dass in solchen Schriften die „unvollständigen" Zahlen nicht unberührt bleiben sollen; ja dass man lieber gleich mit denselben anfangen sollte. So wird z. B. S. 9 gefunden 9,4397 . 8,642 = 81,577 und Seite 10 „ein für alle mal gesagt, dass bei abgek. Rechnungen die letzte Stelle des Resultates niemals auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben kann." Statt dessen fügen wir einmal den beiden Faktoren resp. 0,00005 und 0,0005 zu, so wird das Produkt grösser (bez. kleiner) um 0,0047 und 0,0004 also um ± 0,005, so dass das obige Resultat als Mittelwert auftritt. Vergl. diese Bl. XI, S. 18.

A. Kurz.

W. Eisenlohr's Lehrbuch der Physik. 11. Aufl. bearb. von Zech. Stuttgart. Engelhorn. 1876. 9 M.

Bearbeiter und Referent begegneten sich schon Seite 226 dieser Blätter. Laut Vorrede wurden die Wellenlehre, die Akustik und die Lehre vom galvanischen Strom ganz umgearbeitet. Dass „Atom und Molekül" nun einmal einen chemischen Sinn habe, der den Physiker nichts angehe, leuchtet mir nicht ganz ein, indem es viele Berührpunkte zwischen Chemie und Physik gibt, in denen diese Wissenschaften unvermerkt in einander übergehen, so z. B. im Galvanismus, in der mechanischen Wärmetheorie Mit der Bekämpfung der üblichen Benennung „feste" statt „starre Körper", indem „fest" sich auf die Lage im Raume, nicht auf die innere Beschaffenheit sich beziehe, wird Z. wol kaum durchdringen; denn abgesehen vom *usus tyrannus* sind im festen Körper die Molekül im Vergleiche zu den Wasser- und Luftteilchen absolut fest gegen ihre Nachbarteilchen, so dass sich die Bezeichnung „fest" gerade auch nach voriger Definition als stichhaltig erweist. Die mechanische und thermische Ausdehnung ist da verschwindend klein; oder wenn man auch nicht so wollte, so ist Strömung doch und Umherfliegen der Teilchen der festen Körper unter einander unmöglich. Bei Minderung des Volumens durch zeitgemässe Ausscheidung technologischer und meteorologischer Capitel hat das Buch an Tiefe, an physikalischer Tiefe, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, bedeutend gewonnen, wie ausser dem Obengenannten z. B. §. 42 lehrt Seite (48 und 49), der von der Wage handelt. Man könnte und wird darin sicherlich noch weiter gehen und beispielsweise auch den Winkelspiegel und Sextanten der praktischen Geometrie überlassen.

A. Kurz.

Platons Symposion mit kritischem und erklärendem Kommentar von Georg Ferd. Rettig. Des Werkes zweiter Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876. VIII und 368 S. gr. 8.

Dieser erklärende Kommentar bildet den II. Teil der im XI. Bande S. 427 f. dieser Blätter kurz besprochenen Ausgabe des Symposions. Wie der kritische, so bietet auch dieser erklärende Teil (dem verstorbenen G. Bernhardy gewidmet) dem Leser nach allen Seiten überreichen Stoff zum Studium und Nachdenken. Dem Herausgeber stand ausser den bekannten Ausgaben der in der k. Bibliothek zu Berlin befindliche Nachlass von Fr. A. Wolf zu Gebote und über rhythmische Verhältnisse unserer Schrift hat ihm Heinrich Schmidt, Verfasser der Kunstformen der griech. Poesie, mehrere Mitteilungen gemacht, die im Kommentar allenthalben verwertet sind. Die Einleitung (S. 1 — 54) befasst sich mit Inhaltsangaben und Würdigung der einzelnen Teile des Dialoges und des Ganzen und schliesst mit dem Wiederabdruck einer Abhandlung des Verfassers *De conviviorum Xenophontis et Platonis ratione mutua* etc. *a.* 1864. Darauf folgt S. 55 — 368 der ausführliche Kommentar zu den einzelnen Stellen — Was die Auffassung des Ganzen betrifft, so dürfte es dem Verf. kaum gelungen sein, die von ihm S. 40 bekämpfte Ansicht zu widerlegen. Denn bei unbefangener Prüfung des von ihm Vorgetragenen kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass er insbesondere die Reden des Pausanias und des Aristophanes mit vorgefasster Meinung beurteilte und deutete. Die Rede des Pausanias, die doch auch Wahres mit Falschem, Sittliches mit Unsittlichem vermischt enthält, wird bei ihm durchaus zu streng beurteilt. Wenn er z. B. S. 160 (vgl. auch S. 44) bemerkt: „Selbst Apollodoros, der rücksichtslose Eiferer für Weisheit und Tugend, kann sich nicht enthalten, seinem Unmute über diese schmähliche Rede Ausdruck zu geben," so beruht diese Auffassung auf einer ganz ungerechtfertigten Deutung der Worte 185 C *Παυσανίου δὲ παυσαμένου*. Er sagt darüber S. 157: „Was nun aber den Sinn der Worte *Παυσανίου δὲ παυσαμένου* betrifft, so ist es klar, dass zunächst damit allerdings die *ἴσα* des Pausanias verspottet werden, sieht man aber darauf, was sie bedeuten, so leuchtet ein, dass der Sprechende damit seine Freude ausdrückt, dass diese durch ihren Inhalt so widerwärtige und unsittliche Rede endlich ihr Ende erreicht hat" Dieses „e n d l i c h" ist aber lediglich hineingedeutet, im Texte steht davon keine Silbe und die Worte sind an sich, abgesehen von dem Wortspiel, so unschuldig, wie wenn es am Schluss der Rede des Agathon c. 20 heisst: *εἰπόντος δὲ τοῦ Ἀγάθωνος* oder am Schluss der Rede des Sokrates c. 30 *εἰπόντος δὲ ταῦτα τοῦ Σωκράτους* oder am Schluss der Rede des Alkibiades c. 38: *εἰπόντος δὴ ταῦτα τοῦ Ἀλκιβιάδου.* (Dass Rettig überhaupt in gesuchter Auslegung bisweilen sehr weit geht, mögen Stellen zeigen wie folgende: S 184 Anm.: „In den Rhythmen der ersten Reihe haben wir ein Bild des jetzigen Ganges der Menschen auf zwei Beinen, während die zweite der früheren Bewegung auf acht Gliedmassen entspricht" S. 214 Anm. 1: „Mahnt das Auftreten des Hephästos und alles was hier vorgeht nicht daran, dass an Verbrechern eigentlich eine Strafe vollzogen wird. — Sollen uns hier nicht zugleich die Gräuel unnatürlicher Verbindung und ihre Folgen vor Augen gerückt werden?"). Dagegen die Rede des Aristophanes, der nach Rettigs Auffassung das Glück und den Segen der Ehe preisen soll, indem man das Gegenteil von dem annehmen müsse, was er sage, erscheint durchaus in zu günstigem

sittlichen Lichte (vgl. S. 205: „Wie nahe steht doch diese Aristophanische Auffassung des Wesens der Liebe der biblischen Lehre.“) Sie enthält ihm die Wahrheit gegenüber dem nichtigen Wortgepränge der anderen. (S. 222.) Bei Aristophanes ist alles kunstlos*) und geschmackvoll, bei Agathon macht alles den Eindruck des Gekünstelten und des Haschens nach geistreichen Wendungen (S. 242.) Daher behauptet er S. 207 f. von Zeller, dessen Bemerkung durchaus das Richtige trifft, er habe eine Stelle gänzlich missverstanden. Dass er auch hier alles für seine Auffassung zu deuten sucht, mag ein kleines Beispiel erläutern. Zu 193 B: *πάντ' ἄνδρα χρὴ ἅπαντα παρακελεύεσθαι εὐσεβεῖν περὶ θεούς* schreibt er S. 219: „Merkwürdig *ἄνδρα*, auf Weiber und das dritte Geschlecht wird hier bedeutsam gar keine Rücksicht genommen.“ *ἄνδρα* ist aber hier so wenig merkwürdig und bedeutsam als 197 E am Schluss der Rede des Agathon: *ᾧ χρὴ ἕπεσθαι πάντα ἄνδρα* oder 212 B am Schluss der Rede des Sokrates: *διὸ δὴ ἔγωγέ φημι χρῆναι πάντα ἄνδρα τὸν Ἔρωτα τιμᾶν.*

Dass der Kommentar zu wenig einheitlich durchgearbeitet ist und an einer gewissen Breite und Weitschweifigkeit leidet, lässt sich nicht in Abrede stellen. Er ist überreich an Citaten und enthält manche Wiederholungen und viel Ueberflüssiges. Warum werden uns so selbstverständliche Dinge noch erklärt wie die Stelle 221 A: *αὐτὸς γὰρ ἧττον ἐν φόβῳ ἦ διὰ τὸ ἐφ' ἵππου εἶναι*, wozu S. 354 bemerkt ist: „Weil er zu Ross war hätte er den Verfolgern leichter entrinnen können“? Die Bemerkung über den Unterschied von *οἶμαι* und *οἴομαι* S. 67 steht fast wörtlich wieder S. 90. S. 93 heisst es von Phädros und Eryximachos: „Es besteht eben zwischen beiden ein Liebesverhältniss;“ S. 99: „Beides eigentlich erotische Ausdrücke, welche auf eine Art erotischen Verhältnisses zwischen Eryximachos und Phädros hinzuweisen scheinen.“ Was S. 129 gesagt war, kehrt schon S. 130 wieder; ja S. 321 liest man auf ein und derselben Seite zweimal die nämliche Bemerkung. Denn nachdem gesagt war, dass Agathon sich auch selbst bei der Bekränzung des Sokrates beteiligt („Auf Beteiligung an der Vornahme der Bekränzung geht auch das Medium.“) folgt einige Zeilen weiter unten: „*ἵνα ἀναδησώμεθα* scheint darauf zu gehen, dass sich auch Agathon an der Bekränzung beteiligt.“

Wie der I. Teil dieses Werkes, so ist auch der II. durch viele Druckfehler und Versehen entstellt. S. 142 steht Becker statt Bekker; Meineke ist consequent, so oft es vorkommt (7 mal) mit ck geschrieben; statt malen (*pingere*) ist 7 mal mahlen gedruckt (3 mal richtig), während für Rhythmus überall Rythmus, rythmisch u. s. w. steht. Ausserdem findet man immer pythagoräisch, Pythagoräer gedruckt. Als andere Eigenheiten fallen noch auf, dass die Periode stets (4 mal) als masc. gebraucht ist (z. B. S. 187 „bis zum Schlusse des Perioden“) und die Adjektiva holperich (S. 23) und daherig (S. 295). Sinnlos steht S. 66 „warum sollte derselbe nicht aus aufrichtiger Teilnahme mit den für die Freunde — sagen können“ u. s. w. S. 78 „*Haec constructio infinitivi cum conii particulis istis duabus per se satis nota est.*“ Ein Druckfehlerverzeichniss ist nicht beigegeben. Auch ein *index* zu dem reichhaltigen Kommentar wäre sehr erwünscht gewesen. Ausstattung und Druck sind vortrefflich.

München. Carl Meiser.

---

*) Wie reimt sich damit die von Rettig selbst beständig hervorgehobene concinne Gliederung, das Rhetorische und Rhythmische der Sätze?

Ausgewählte Tragödien des Euripides. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Zweites Bändchen: Iphigenie im Taurierland. Leipzig, Teubner. 1876.

Durch diese Ausgabe hat der unermüdlich thätige Verfasser sich ein neues Verdienst um die Erklärung der Tragiker und um die Schule erworben. Denn sie liefert einmal einen vielfach berichtigten Text, namentlich nach des Verfassers „Studien zu Euripides“ Jahrb. f. klass. Philol. 1874 p. 307—448 und den „Bemerkungen zur taur. Iphigenie“ *ibid.* 1876 p. 81—104, und gibt dazu in möglichst knapper, bündiger Form eine Erklärung, die alles notwendige bietet, mit sorgfältig gewählten Parallelstellen.

Vorausgeschickt ist eine Einleitung, welche in drei Teilen die Iphigenie-Sage vor Euripides, dieselbe bei E., die Zeit der Aufführung und die Scenerie behandelt. Ueber den ersten dieser Teile, in welchem für die Auffassung der Iphigenie als Mondgöttin einige besondere Ansichten über die Geschichte der Ostküste von Attika und den dort sich geltend machenden Einfluss des asiatischen Cultus vorgetragen werden, verspricht der Verfasser eine anderweitige begründende Ausführung.

In der Behandlung des Textes, erklärt der Herausgeber, suche er sich ebenso fern zu halten vor leichtfertigen Aenderungen wie vor einem blinden und gedankenlosen Festhalten überlieferter Corruptelen, die gegen den Stil und Sprachgebrauch der Tragiker verstossen. Und er hat diesen Grundsatz auch festgehalten. Freilich bleibt bei der Unsicherheit der Ueberlieferung immerhin noch manches zu thun; vielleicht tragen auch diese Zeilen etwas zur Feststellung der Worte des Dichters bei.

Richtig erscheint die Beibehaltung des überlieferten Textes v. 161 *ὑδραίνειν*; v. 207 *Μοῖραι συντείνουσιν θεαί*; v. 295 *θανούμενοι*; v. 387 *τὰ Ταντάλου θεοῖσιν ἑστιάματα* ohne *τε*; v. 410 *λινοπόροισιν αὔραις*; v. 455 *ὄλβῳ*; v. 558 *τήνδε*; v. 905 *ὄμμα σωτηρίας* nach einer Abschrift; v. 1064 *παρῇ*; v. 1073 *ταῦτα*; zweifelhaft ist v. 1143 *χοροῖς δὲ σταίην* nach *El.* 178 (Seidler) — Von anderen hat der Verfasser Conjecturen mit Recht aufgenommen an folgenden Stellen: v. 3 *δ' ἄπο* nach Badham; v. 14 *τέχναι* Monk; v. 18 *ἀφορμίσῃς* Kirchhoff; v. 45 *παρθενῶσι δ' ἐν μέσοις* Markland; v. 68 *πανταχῇ* Monk; v. 86 *σοι* Kirchhoff; v. 87 *οὐνθάδε* Hermann; v. 141 *μυριοτευχεῖ* Barnes; v. 181 f. *μελομέναν* Markland (doch möchte W. lieber *ἰάλεμον*); v. 233 *τότε βρέφος ἔτι νέον, ἔτι θάλος* teilweise nach Hermann; v. 246 *σχῆμα* Monk; v. 252 *κἀντυχόντες* Reiske; v. 258 *οἴδ' ἐπεὶ* Seidler; v. 283 *κἀνεστέναξεν* Monk; v. 292 *ταῦτα* Markland; v. 294 *χἄ φασ(ι)* Heimsoeth; v. 298 *θ' ἱείς* Musgr.; v. 311 *ἀπέψη* Elmsley; v. 335 *ἐς χέρνιβας* Valck.; v 343 *φροντιοῦμεν οἷα χρή* Badham; v. 370 *προτείνας* Badham; v. 429 *ἐγκύκλιοι* Heath; v. 445 *θάνοι* Seidler; v. 482 *νώ* Porson wie 490; v. 498 *γένει* Köchly; v. 516 *τοῦδ' ἔρα* Barnes; v 653 *σὺ δὲ διάλλυσαι* Monk; v. 680 *κἀφεδρεύσας* Lobeck; v. 834 *τὸν ἔτι βρέφος ἔλιπον ἔλιπον* Bergk und Fix; v. 845 *ἰὼ Κυκλωπὶς ἑστία, ἰὼ πατρίς* Hermann; v. 935 *στόμιά γ(ε)* Elmsley; v. 973 *πάλιν* Markland; v. 1019 *ἥδε βούλευσις πάρα* Markland; v. 1031 *ταῖσι μανίαις* Kirchhoff; v. 1046 *χοροῦ* Winkelmann; v. 1102 *ὠδῖνι φίλον* Portus und Markland; v. 1130 *λέμψει* Paley; v. 1132 *προλιποῦσα* Hermann; v. 1278 *ὑπὸ δ' ἀλαθοσύναν* Nauck; v. 1276 *ἐπὶ δὲ σείσας* Musgr.; v. 1309 *ἔψευδον αἵδε* Heimsoeth; v. 1471 *ἔσται τόδε* Markland.

Sehr beachtenswerte oder unbestreitbar richtige Conjecturen des Verfassers scheinen folgende: v. 130 τὸ τοὔδέ γε; v. 189 οὐκ ἔστιν ἔτ(ι); v. 290 ὄγκον; v. 452 ὀνείροις ἴσα κραίνοι (Jahrb. 1876 p. 90); v. 529 τοῦτ' ἐπαυρέσθαι (p. 91); v. 633 σὸν κατασπείσω δέμας (p. 92); v. 654 πότερος ὁ μέλεος μᾶλλον ὤν (p. 92 f.); v. 876 ἀπ' ὀλέθρου; v. 880 πρίν τινα ξίφος λαιμῶν σῶν ἔσω (St. p. 396); v 914 φίλα δὲ τἀμὰ πάντ' ἐμοί (p. 95); v. 1223 μόσχους für κόσμους; v. 1273 θεᾶς μαντοσύναν; v. 1463 τῇδε-θεᾷ (p. 104). — v. 15 schreibt W. πνευμάτων οὐ τυγχάνων ohne τέ oder δέ, erklärt aber die Lesart für unrichtig und vermutet πνευμάτων τυχὼν κακῶν; wahrscheinlicher ist die Erklärung W. Bauers (πνευμάτων δ' οὐ), nach welcher ἀπλοίας von τυγχάνων regiert ist. — v. 31 wird οὗ γῆς ἀνάσσει erklärt: Wo Landesfürst ist Diese Auffassung scheint für Euripides zu künstlich; leichter ist es wie v. 119 ὅποι χθονός zu verbinden οὗ γῆς. — v. 34—41 glaubt W. so halten und erklären zu können, dass er hinter v. 34 eine Lücke annimmt, in der von der Stiftung eines Festes die Rede gewesen sei, und v. 38 θείου schreibt. Vielleicht aber ist es das richtigste θύειν zu schreiben und v. 35—37 hinter v. 40 zu stellen, ὅθεν aber in ᾗ δ' ἐν zu ändern; so würde sich ἄρρητ' ἔσωθεν, das sonst schwer zu erklären, an ἄλλα anschliessen, auch der Gegensatz von v. 42 mehr hervortreten. — v. 52 halte ich W. Bauers Conjectur δέργμα für φθέγμα für richtig. — v. 62 ist nach Badham ἀπούσ' ἀπόντι gesetzt, wie auch Dindorf und Köchly schreiben; die Richtigkeit bleibt zweifelhaft; haben die Worte etwa gelautet: παρεῖσα πάντα „alles liegen lassend, vor allem zuerst"? — v. 65 ist wol nach Markland und Hermann τίνος zu schreiben, da der Satz als Frage kräftiger ist. — v. 97 ff. schreibt W. κλιμάκων mit Kirchhoff, λάθοιμεν nach Reiske (obwol mit Bedenken) und ὡδ' ἄδυτον ἔσιμεν nach eigener Conjectur. Die ersten beiden Vorschläge scheinen mir richtig, der dritte aber zu gewaltsam; ich vermute τοῦτ' οὖν ἐν ἴσμεν. Indem ich hinter μοχλοῖς ein Fragezeichen setze und v 100 ἢν δέ in ἤν τε verändere, erkläre ich die Stelle so: „Sollen wir mit Leitern hinaufsteigen? Wie können wir dabei verborgen bleiben? Oder können wir dies, wenn wir die Thüre zu erbrechen versuchen? Wir wissen folglich nur das eine: Mögen wir die Thüre öffnen, oder mögen wir das Einsteigen versuchen, wir müssen sterben". — v. 113 gibt W. zum Teil nach Blomfield so: Δωρικὰ δὲ γεῖσα τριγλύφων ὀπὰς κενοῖ (Stud. p. 390—392). Auch diese Aenderung ist zu gewaltsam; da auch Or. 1371 die Triglyphen für das ganze Gesimse genannt werden, ohne dass die Metopen erwähnt werden, so hat der Vers wol so gelautet: ὅρα δ' ὅπου ἔστι τριγλύφων ἔσω κενῶν δέμας καθεῖναι — v. 213 f. ist statt εὐκταίαν, ἂν ἱππείοις ἐν δίφροισι besser εὐκταίαν, ἐν δ' ἱππείοισιν δίφροισι. — v. 226 vermutet W für αἱμάσσουσα nach v. 70› ἁγνίζουσα mit Tilgung von βωμούς (p. 86 f.). Aber sollte nicht Heimsoeth das Wort des Dichters gefunden haben: αἴουσα? Man braucht nur ἄταν und αὐδάν ihre Stellen wechseln lassen; alsdann kann auch αἱμορράντων unverändert stehen bleiben. — v 288. Sollte nicht das falsche χιτώνων aus einer Form von λιχμάω verschrieben sein? τρίτων αὖ liegt doch zu fern. — v. 290 ist die Jahrb. p. 86 vorgeschlagene Besserung πέτρινον ὄγκον mit Recht aufgenommen, mit der ansprechenden Erklärung, dass Orestes wie ein Träumender sei und sich ihm die Mutter plötzlich in ein Felsstück zu verwandeln scheine. — v. 306 ist geschrieben ἐν παύρῳ χρόνῳ; aber wahrscheinlicher ist doch μικρῷ oder auch ἐν μήκει χρόνου „im Verlauf der Zeit". — v. 352 f. ist die Lesart δυστυχεστέροις (p. 88 f.) wol richtig, die Erklärung des Spruches

aber nicht einleuchtend, da die Beziehung des *αὐτοὶ κακῶς πράξαντες* auf den einzelnen Fall, den Verlust des Bruders, gezwungen erscheint. Nach v. 1118 ff. (v. Köchly) und Hel. 417 f. u. a. will der Dichter kaum etwas anderes sagen als: Wer einmal glücklich war, der trägt sein Leid schwerer als der immer Niedergedrückte und ist desshalb härter gegen andere, selbst solche die noch unglücklicher sind. Desshalb schreibe ich mit Benützung verschiedener Vorschläge so:

οἱ δυστυχεῖς καὶ τοῖσι δυστυχεστέροις, αὐτοὶ πρὶν εὖ πράξαντες οὐ φρονοῦσιν εὖ. — v. 351 hat W. Bauer für das sehr auffallende *φίλοι* richtig vermutet *πάλαι.* — v. 407 — 420 sind sehr gut und klar interpretirt; richtig scheint auch die Aenderung *εἰλατίνας κώπας.* Was jedoch v. 414 nach Stud. p. 393 f. aufgenommen ist *ἐπὶ ποθήμασιν* ist zu unwahrscheinlich; ich vermute, dass ein zu *ἐλπίς* gehöriger Genitiv hier stand, und der ist das von Madvig gesetzte *πόρων*; und dann muss auch zur Vorbereitung auf das Folgende die Mühe und Gefahr ausgedrückt sein, und das geschähe durch *ἐπιπόνοις.* Dem Metrum der Strophe fast ganz entsprechend lautete die Stelle: *φίλα γὰρ ἐγένετ' ἐλπὶς ἐπιπόνοις πόρων ἄπληστος ἀνθρώποις.*

πόνοις wurde wol als Subst. genommen und durch *πήμασι* erklärt. — v. 501 ist *τοῦτο μὲν δὸς τῇ τύχῃ* erklärt: Dein Unglück kenne ich; an mir liegt es nicht; einfacher: Das setze auf Rechnung des Geschickes; das ist eben dein Geschick. — v. 514. Für *θήσομαι* (Stud. p. 337) scheint es leichter nach W. Bauer *θεὶς ἐμῆς* zu schreiben. — v. 515 f. ist einfach zu verstehen, wenn man festhält, dass Iph. auf das Herkommen von Argos Gewicht legt, Orestes überhaupt von seinem Kommen nach Taurien spricht. — v. 573 ist *λυπεῖται* aufgenommen: Bloss eines bedauert er (Orestes), da er —. Der Satz muss aber notwendig ganz allgemein gefasst gewesen sein, und stand vielleicht geschrieben: *ἓν μόνον δ' ἐλλείπεται;* viel Verwirrung gibt es, es fehlt nur noch das eine, wenn ein Mann —. v. 584 ist aus Versehen *ἦ* für *ἦν* stehen geblieben. — v. 588 ist *ἀγγεῖλαι* in *Ἀργεῖος* geändert, wie schon Musgrave *Ἀργόθεν* schrieb; sehr ansprechend, aber 582 — 596 müssen Interpolationen stattgefunden haben und desshalb ist nichts Bestimmtes zu sagen; so ist v. 587 sehr verdächtig, ebenso *πέμψειε* v 590. v. 609 scheint mir sehr wahrscheinlich, dass entsprechend dem bildlichen Ausdruck *ῥίζης* für *λῆμα* zu schreiben ist *κλῆμα.* — v. 838 ist (nach p 93), wie es scheint richtig *εὐτυχοῦσά μου ψυχά* gesetzt und *τί φῶ* gestrichen. — v. 895 ff. ist möglichst nach der Ueberlieferung gegeben (p. 94) mit den Besserungen Badhams und Hermanns. — v. 912 ist wol die beste Aenderung nach Heimsoeth: *οὐδὲν δ' ἐπίσχει μ(ε);* denn der Gegensatz zu den Worten des Orestes muss doch ausgedrückt werden; *ἐπίσχον τοῦδ(ε)* scheint hart. — v. 938 scheint statt *δρᾶσαι* besser *δράσων* — v. 999 vermutet W. *ἀλλ' εἰ μὲν ἔσθ' ἢ ταῦθ' ὁμοῦ γ.;* am einfachsten ist doch *εἰς ἕν.* — v. 1005 *σώσασά σ(ε)* zu verändern ist kein genügender Grund vorhanden; ebenso nicht bei *φόνῳ* v. 1037. — v. 1120 schreibt W (nach p. 98), da er ein Subjekt vermisst, für *μεταβάλλει* unter Annahme eines Glossems aus Parallelstellen: *ὁ τλήμων;* vielleicht ist das Subjekt in *κάμνεις* (so die codd.) versteckt: *κάμνει τις,* wonach v 1102 *τόν* zu ergänzen und v. 1120 zu schreiben wäre: *μεταβάλλει δ' οὐ δυστυχίαν.* — v 1134 f. scheint durch die Vermutung *ἀναπτόμενα προτόνοις — πόδες* noch nicht geheilt. — v. 1144 ist *γάμων* beibehalten und angenommen, dass neben dem Chore der Jungfrauen auch ein Chor der Mütter tanze (nach p. 99 ff.); aber beide Aufstellungen sind nicht zu erweisen; ich vermute *πάρος ἐν*

ευδοκίμοις γάμοις und halte *ματρός* entschieden für unrichtig. — v. 1181 richtig erklärt mit W. Bauer. — v. 1210. Ob sich *συναντῷεν* durch die Erklärung: „Soll der Bote bemerken, es sei das befohlen worden, damit sie nicht — zusammenträfen," verteidigen lässt, ist sehr zweifelhaft. — v. 1242 ist für das fehlerhafte *μάτηρ* gesetzt *πρὸς νᾶμ(α)*. Wahrscheinlicher ist *ἀμέτρων* oder ähnliches. — v. 1246 scheint statt *κατάχαλκος* notwendig *κατάφρακτος*. — v. 1371 hat Markland mit *συναπειπεῖν* gewiss das richtige Wort gefunden. — v. 1394 f gibt W. richtig nach Hermann. — v. 1404 folgt er Nauck mit der Lesart *εὐχερῶς*, doch mit der Bemerkung, dass die Verse vielleicht anderswoher entlehnt seien. — v. 1418 f. ist die handschriftliche Lesart festgehalten; aber die Aenderung Badhams ist doch wahrscheinlich richtig.

Ausgeschieden hat der Verfasser folgende Verse: v. 70 als vorgreifend und die Stichomythie störend; v. 84 als aus v. 1455 stammend; v. 188 *πατρῴων οἴκων* als überflüssig; v. 466 ebenso *Ἕλλησι διδούς* (die Vermutung *ἄλλοισι λόγοις* ist unklar); v 486 als Tautologie; v. 736 wie v. 70; v. 1025 f. als ungehörig; v. 1071 als im Widerspruch mit v. 130 stehend; v. 1214 als beigeschriebene Parallelstelle; ebenso v. 1352 und v. 1442. Mit all diesen Tilgungen kann man sich einverstanden erklären. Ausserdem halte ich entschieden für unächt v. 66, der matt und lästig und aus v. 41 gebildet scheint; ebenso mit Dindorf v. 1010 f., weil der Gedanke nur den vorigen wiederholt, der Text überdiess unklar ist. Auch v. 116 f. (welche hinter v. 105 gestellt sind) sind sehr verdächtig; unrichtig ist *ἀροῦμεν*.

v. 192 ff. ist die Construction des Satzes hergestellt durch die Ergänzung von *ὁπότε* hinter *ἵπποις* und *μετέβασ(ε)* hinter *ἱερόν;* für das erstere ist der Ueberlieferung mehr entsprechend: *ἵπποισιν ἐπεί*. — Gut ergänzt ist v. 395 *τὰν βοῦν;* v 428 *ὄπα;* v. 1151 *ὄμματ(α);* v. 1237 *ἔτικτε;* v. 1260 *Λατῷος* (Nauck); v. 1380 *παρθένῳ* (Badham).

v. 208 hat W. nach Scaliger hinter v. 220 gestellt; aber W. Bauer bemerkt mit Recht, dass der Vers besser auf Klytämnestra als auf Iphigenia passe. Desshalb gehört er hinter v. 209 oder v. 210. Oder ist er gar beigeschrieben von einem, der hier Helena verstand? — v. 513 f. sind nach Kirchhoff wol richtig hinter v. 516 gesetzt. — v. 782 ist hinter v. 809 eingeschaltet. — v. 951 f. nach Schoemann hinter v. 954 (*χἄφθεγκτον*).

Lücken sind angenommen: Hinter v. 34; s. dagegen oben; hinter v. 993, wo ich aber die Umstellung von Köchly für besser halte; mit Recht hinter v. 1014 und v. 1468; nicht notwendig dagegen hinter v. 1180.

Ein ausführlicher Anhang gibt übersichtlich das kritische Material. Ueberhaupt ist die Ausgabe mit Umsicht und Sorgfalt gearbeitet und wird gewiss allen willkommen sein, die zwischen zu viel und zu wenig eine Mitte suchen.

Schweinfurt. **Metzger.**

Literarische Notizen.

G. Juli Caesaris Commentarii etc. recognovit Bernh. Dinter. Vol. III. Comment. de bello Alexandrino, Africano, Hispaniensi. Caesaris Hirtique fragmenta. Lips. Teubner. MDCCCLXXVI. Enthält einen *index nominum et rerum* zum Ganzen.

Commentar zu Thukydides' Reden. Zum Gebrauch der Schüler angefertigt von Dr Ludw. Tillmanns. I Heft. Reden im Buch 1. und 2. Leipzig, Teubner. 1876.

Platons Laches. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christ. Cron. 3. Aufl. Leipzig, Teubner. 1876.

Platons Gorgias. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Jul. Deuschle. Dritte Auflage von Dr. Christ. Wilh. Jos. Cron. Leipzig, Teubner. 1876.

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Dr. K. Ameis. Erster Band. Zweites Heft. Gesang VII — XII. 6. berichtigte und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. C. Hentze. Leipzig, Teubner. 1876.

Anhang zu Homers Odyssee, Schulausgabe, von K. F. Ameis. II Heft. Erläuterungen zu Gesang VII -- XII Zweite berichtigte Auflage. besorgt von Dr. C. Hentze. Leipzig, Teubner. 1876.

Cicero's Rede über das *imperium* des *Cn. Pompejus* für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Zweite umgearbeitete Auflage von Alfr. Eberhard. Leipzig, Teubner. 1876.

Die römische Elegie. Auswahl aus den Dichtern der klassischen Zeit. Mit Erläuterungen von Dr. B. Volz. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Ein Gedicht von Catull ist neu aufgenommen (70), die schwierigen Stücke sind etwas reichlicher mit Noten bedacht, sonst ist die Anlage des Buches im Wesentlichen unverändert geblieben.

Ausgewählte Komödien des T. M. Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Jul. Brix Zweites Bändchen: *Captivi.* Dritte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die neue Aufl. weist wieder manche Verbesserungen im Text und in der Erklärung auf. Die kritischen Bemerkungen sind nun auch hier in einen besonderen Anhang verwiesen; neu hinzugekommen ist auch ein Register über den Inhalt der Anmerkungen.

Quaestiones Aristophaneae historicae. Scripsit Dr. Otto Keck. Hal. Sax. 1876. Handelt von der gesetzl. Einschränkung der Komödie gegen Ende des 5 Jhrhdts. v. Chr., von dem Archontat des Lamachus, von den Aemtern des Kleon und von den Personen in den fünf ersten Stücken.

Griechisches Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche und umgekehrt. Für die unteren Stufen von Dr. Gustav Dzialas. Erster Teil. Das Nomen und das regelmässige Verbum excl. der *verba liquida.* Breslau, A. Gosohorsky's Buchhandlung. 1876. 96 S. in 8. Das Buch beginnt gleich mit dem Verbum. Für die griech. Stücke ist ein Wörterverzeichniss abschnittweise hinten angehängt, für die deutschen ist ein solches, abgesehen von den Eigennamen, nicht gegeben. Der Schüler kann also nicht aufschlagen, was er etwa vergessen hat. Unter dem Texte befinden sich im Ganzen kaum ein halb Dutzend Noten. Eine bestimmte Grammatik ist nicht zu Grunde gelegt, doch schliesst sich der Gang am meisten an Koch an. Syntaktisches wird allerlei vorausgesetzt, was, wie es scheint, auf anderem Wege gelernt werden soll. Gegen die befolgte Methode hat daher Ref. schwere Bedenken.

Griech. Sprachlehre für Gymnasien bearbeitet von Schnorbusch und Scherer. 3. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1876. Die neue Aufl. weist in der Formenlehre wie in der Syntax zahlreiche Verbesserungen auf, namentlich durch Kürzung und Vereinfachung, seltener durch neue Zusätze. Die Beispiele in der Syntax sind mehrfach durch leichtere ersetzt.

Griech. Syntax. In den Hauptregeln übersichtlich zusammengestellt von Dr. F. G. Lindner. 4. Aufl. Breslau. 1876. Gosohorskys Buchhandlung. 48 S. in 8. 80 Pf. Im Ganzen nicht unpraktisch; vermisst wird eine entsprechende Behandlung der Präpositionen.

Schulwörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Von O. Eichert. 9. verb. Aufl. Breslau, Kerns Verlag. 1876. Pr. 80 Pf.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Quarta im Anschluss an die gebräuchlichsten Grammatiken, besonders an die von Ellendt-Syffert von Dr. Hermann Warschauer, Jena, Verlag von Eduard Frommann. 1876. Wie durch sein in dem gleichen Verlage erschienenes Uebungsbuch für die Tertien hat der Verfasser auch durch dieses Büchelchen gezeigt, dass er den Bedürfnissen der Schule Rechnung zu tragen weiss. Ohne dem Schüler allzu viel zuzumuten erreicht das Buch seinen Zweck, Einübung und Befestigung der gesammten Kasuslehre durch Sätze und zusammenhängende Uebungsstücke und kann daher jedem Lehrer empfohlen werden.

Geschichte der römischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte von Prof. Dr. Eduard Munk. Zweite Auflage. Bearbeitet von Dr. Osk. Seyffert. Zweiter Band. Geschichte der Literatur der Römer von der Zeit des Augustus bis zum 6. Jahrhdt. nach Chr. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1877. 429 S. in 8. In derselben Weise bearbeitet wie der XII. 183 d. Bl. charakterisirte erste Band. Das Werk wird nochmal für Schülerlesebibliotheken oberer Klassen und zur Privatlektüre empfohlen.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniss des griech. Privatlebens entworfen von W. A. Becker. Neu bearbeitet von Herm. Göll. Berlin, Calvary & Co. Die neue Aufl. des trefflichen Werkes, welche sich schon äusserlich in neuer Gestalt, in handlichem Klassikerformat, präsentiert, geht auf die Becker'sche Bearbeitung zurück, ist aber dem jetzigen Stand der Altertumswissenschaft entsprechend berichtigt und vervollständigt. Das ganze Werk, von dem vorläufig Bd. I vorliegt, soll in ca 7 Bänden zum Preis von ca 14 M. erscheinen.

Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften der christlichen Kunstaltertümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, lateinisch, französisch und englisch. Von Heinr. Otto. Zweite erweiterte Auflage, bearbeitet vom Verfasser unter Mithilfe von Otto Fischer. Mit 285 Holzschnitten. Leipzig, J. O. Weigel. 1877. 488 S. in 8. Ein brauchbares Nachschlagebuch, das in der neuen Aufl. auch die altchristliche Zeit und die Kunst der Renaissance in sein Bereich gezogen hat. Die Illustrationen erhöhen den Wert des Ganzen wesentlich.

Der gleichmässige Entwicklungsgang der griech. und deutschen Kunst und Literatur. Dargestellt von Dr. Fr. Leitschuh. Culturhistorische Studien. Leipzig, T. O. Weigel. 1877. 106 S. in 8. Nach den einzelnen Gattungen ist die Entwicklung der griech. und deutschen Kunst und Literatur neben einander dargestellt. Der Verf. will damit

erweisen, dass deutsche Kunst und Wissenschaft noch keineswegs den Höhepunkt erreicht oder gar überschritten habe, sondern noch einer schönen Zukunft entgegen gehe, und auf diesem Wege die deutsche Jugend zu weiterem Streben anregen und begeistern.

Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandte Aesthetik. Von Dr. Hermann Ulrici. Leipzig, Weigel. 1876. 291 S. in 8. Pr. 6 M. Das Buch enthält einige ältere bereits früher veröffentlichte Abhandlungen und Vorträge ästhetischen Gehalts, indem der Verf sie revidiert und korrigiert und die Lücken zwischen ihnen durch neue ausgefüllt hat: I. Ueber den Gegensatz der antiken und neueren (christl.) Kunst — des Plastischen und Pittoresken. II. Der Begriff des Stils. Die verschiedenen Baustile als Hauptausdrucksformen des Geistes und Charakters der Bildungsepoche der neueren Kunst. III. Die Entwicklung der Madonnenideale in ihren Hauptstadien. IV. Zur Charakteristik der grossen Meister der Blütezeit der Malerei. V. Zur Erläuterung des Begriffes des Dramas (Shakspeare und die bildende Kunst. Der Begriff des Humors in Shakspeares Sinne. Schiller und Göthe in ihrem Verhältniss zu Shakspeare.).

Lessings Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedr. Schröter und Dr. Rich. Thiele Erster Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1877. 304 S. in gr. 8. Die Genesis der Hamburger Dramaturgie, sowie die Voraussetzungen, unter denen sie geschrieben wurde, erklären es, dass sie dem Verständnisse viel Schwierigkeiten bietet, und mehr nur in den einzelnen Hauptfragen erfasst, als voll verstanden wird. Eine Erläuterung derselben ist daher ein dankenswertes Unternehmen. Eine Einleitung (die indes erst mit dem II Bde. zu erwarten ist) soll über die äussere Geschichte der Dramaturgie, sowie über den Inhalt im Ganzen Aufschluss geben, ein fortlaufender Kommentar die Schwierigkeiten im Einzelnen lösen. Der Text ist der der Lachmann-Maltzahn'schen Ausgabe; die alte Orthographie und die eigentliche Interpunktion Lessings sind geändert und dem jetzigen Gebrauche angepasst. So eignet sich das Buch besonders zum Zwecke einer fruchtbaren Privatlektüre in oberen Gymnasialklassen.

Materialien zu Gotthold Ephr. Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Ausführlicher Commentar nebst Einleitung, Anhang und Register zusammengestellt von Wilh. Cosak. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1876. 451 S. in 8. Eine verdienstvolle Arbeit, die für den weiten Kreis der Gebildeten bestimmt und darnach zu beurteilen ist. Dem Kommentar liegt die Lachmann'sche Ausgabe zu Grunde, doch kann jede andere Ausgabe benützt werden, da auf jeder Seite das betr. Stück der Dramaturgie angegeben ist. Die Einleitung gibt (auf 16 S.) die notwendigsten histor. Vorbegriffe zum Verständniss der Dramaturgie im Allgemeinen, im Anhang sind die in dieser besprochenen Stellen der Poetik und Rhetorik des Aristoteles (griech. Text nebst lat. Uebersetzung) abgedruckt. Neben einem Verzeichniss der in der Dramaturgie besprochenen oder erwähnten Stücke, folgt noch ein Namen- und Sachregister.

Deutsche Briefe über englische Erziehung von Dr. L. Wiese. II. (1876.) Berlin, 1877. Wiegandt & Grieben. 370 S. in 8. Pr. 4 M. 50 Pf. Eine Fortsetzung, Ergänzung und teilweise Berichtigung der aus dem

Jahre 1850 stammenden gleichbetitelten Schrift. Hat der Verf. damals mehr die Lichtseite der englischen Erziehung dargestellt, eingenommen von der Idee der Sache, so urteilt er jetzt, immerhin noch die Vorzüge anerkennend, mit völliger Unbefangenheit. Namentlich ist es hier die Stellung der Schule im öffentlichen Leben, die Schulverwaltung, Schulorganisation und Reform, worauf der Verf. sein Augenmerk richtet, angeregt vielleicht nicht bloss durch seine Vergangenheit als langjähriger Leiter des preuss. Gymnasialschulwesens, sondern auch durch die Erwartung eines Unterrichtsgesetzes. Im Uebrigen ist der Standpunkt Wiese's derselbe wie früher: er kennt über der blossen Mitteilung von Kenntnissen und der Ausbildung des Verstandes noch etwas höheres, das ist die Erziehung, die Läuterung und Befestigung des Willens, die Chrakterbildung. Dieser Standpunkt und die ideale, geistreiche Art, wie er vertreten wird, muss dem Verf. und seinen Schriften die Sympathien aller derjenigen sichern, die in der Schule neben den wissenschaftlichen Aufgaben auch noch eine pädagogische anerkennen; diese werden die vorliegende Schrift ebenso genuss- als lehrreich finden.

Themata zu deutschen Aufsäfzen in Dispositionen und Ausführungen. Für obere Klassen höherer Schulanstalten. Herausgegeben von G. Tschache. Zweite Aufl. Breslau, Kern's Verlag. Pr. 2 M. 70 Pf. In der zweiten Aufl. sind eine Reihe von Themen, welche alszu abstrakt und minder gehaltvoll waren, durch gehaltreichere ersetzt worden. Einzelnes darf wol noch ausgetauscht werden.

Zur Anschaffung für die Schülerbibliothek (oberer Klassen der lat. Schule) können folgende im Verlage von Ferd. Hirt und Sohn in Leipzig erschienenen Schriften empfohlen werden: Geschichtsbilder für Jugend und Volk: 1. Wallenstein von Ernst Rahmdohr; 2. Heinrich VI., Philipp von Schwaben und Otto IV. von demselben; 3. Konradin von Gotthelf Tschache; 4. Gustav Wasa von demselben; 5. (Doppelbändchen) Albrecht Achilles, Markgraf von Brandenburg von Dr. Willy Böhm. Das Bändchen kostet geb. 1 M. 20 Pf., roh 90 Pf. Besonders hübsch und anziehend ist: Pompeji und die Pompejaner. (Der „Neuen illustrirten Jugendbibliothek“ IX. Bd.) Auf Grundlage von M. Monniers Werk erweitert und nach den neuesten Forschungen berichtigt von Heinr. v. Wedell. Mit 21 Kunstbeilagen und einem Stadtplan. 3 M. 50 Pf.

Einige aus dem „nordwestdeutschen Volksschriftenverlag“ in Bremen uns zugekommene Bändchen vermögen wir für unsere Schulen nicht zu empfehlen: „Der Verurteilte von Ferd. Pflug,“ „Leibeigen von Karl Seifert,“ „Bilder aus Lothringen von Ferd Schmidt,“ Bilder ans dem Elsass“ von demselben. Der im gleichen Verlage erschienene „abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“ ist zwar von dem Herausgeber E. H. Mayer mit mehr Fleiss und Geschick gearbeitet, aber ängstliche Gemüter werden ihn auch in dieser Gestalt kaum gerne in die Hände der Jugend geben.

Grundzüge der deutschen Rechtschreibung. Mit Rücksicht auf die „Verhandlungen der zur Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz zu Berlin“ vom 4 — 15 Januar 1876. Von Dr. H. Saur. Nebst einem Anhange. I. Abweichungen unserer Schreibung von der des Wörterverzeichnisses der Konferenz. II. Uebereinstimmungen unserer Schreibung mit dem Wörterverzeichniss der Konferenz in Bezug auf Nichtsetzung der Dehnungszeichen. Heidelberg, Winter's Univ.-Buchhandlung. 51 S. in Taschenformat.

Ausgewählte Gedichte geschichtlichen Inhaltes. Herausgegeben von Dr. Jul. Bintz. Leipzig, Teubner. 1876 352 S. in 8. Vor jedem Gedichte ist in kurzer Fassung angegeben, was demselben zu Grunde liegt, was zu seinem Verständniss notwendig ist, wo möglich auch die Quelle, aus welcher der Dichter geschöpft hat, die Ordnung ist historisch. Ist auch der Gedanke, auf diese Weise den Geschichtsunterricht zu beleben, nicht neu, so unterscheidet sich doch das vorliegende Buch durch Anlage und Ausführung vor manchem anderen, das dem gleichen Zwecke dienen will. Leider sind ein paar Gedichte aufgenommen, die katholischerseits Bedenken erregen können.

R. Dietsch's Grundriss der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen von Gymnasien und Realschulen. Erster Teil. Neu bearbeitet von Gustav Richter. Achte Auflage. Leipzig, Teubner. 1876. Die Vorzüge dieses Leitfadens, der in kürzester Zeit die weiteste Verbreitung gefunden hat, sind so allg. anerkannt, dass derselbe keiner neuen Empfehlung bedarf. Durch die Bearbeitung von Richter hat er sehr wesentliche Verbesserungen und eingreifende Veränderungen erfahren.

Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. Sechste Auflage. Prachtausgabe. Mit 66 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von Holbein, Ludwig Richter, Kirchhoff u. a. und einer Spruner'schen Karte. Erster Band 404 S., zweiter Band 472 S. in 8. Berlin, Gebrüder Pätel, 1877. Die neue Auflage des bekannten Werkes, das keine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung hat, sondern für weitere Kreise berechnet ist, wurde im Grossen und Ganzen unverändert gelassen, im Einzelnen jedoch berichtigt und bis zum Frühling 1871 fortgesetzt.

Axel. Romanze von Esaias Tegnér. Deutsch von Dr. Max Vogel. Leipzig, Schmidt und Günther. 1877. In hübscher Ausstattung gibt der Verfasser eine Uebertragung der noch heute im Munde des schwedischen Volkes lebenden anziehenden Sage von Axel, einem der tapfersten Streiter des Heldenkönigs Karls XII.

Dr. C. Bänitz. Lehrbuch der Zoologie in populärer Darstellung, für gehobene Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Berlin, Stubenrauch 1876. 2 Mark. 382 Holzschnitte im Texte. 273 Seiten, gross Oktav. Schon diese Zahlenangaben lassen das Buch als beachtenswert erscheinen, da die ganze Ausstattung desselben auch eine vorzügliche ist. Neben dem vorhandenen alphabetischen Register hätten wir auch ein Sachregister gewünscht, um nicht selber durchblättern zu müssen (was nicht jedermanns Geschmack), dass der in der Vorrede erwähnte I. Cursus des Buches S. 1 – 27, der II. S. 28 – 76, der III S. 77 – 243, der IV. S. 244 – 273 umfasst. Für I wählte Verfasser 25 Vertreter aus den ersten 5 Tierklassen, für II galt es „die unterscheidenden Merkmale zweier Arten einer Gattung finden“ etc. III umfasst die Systematik „die Klippe des naturgeschichtlichen Unterrichtes“, IV die Lehre von dem innern Bau und dem Leben der Tiere.

Krystallographische Tafeln für die mineralogischen Vorträge an der Universität in Prag. Copien nach Naumann u. A. von Urba. III. Aufl. Prag, Verlag des mineralogischen Museums 1876. 19 Tafeln in 4. 7 für das tesserale, 2 für das tetragonale, 4 für das hexagonale 3 für das rhombische, je 1 für das monokline und trikline, 1 Tafel für die Zwillingskrystalle. Die zweite Tafel fehlte bei vorliegendem Rec.-Exemplar.

Wandkarte für den Unterricht in der mathematischen Geographie in 9 Blättern mit erläuterndem Text Entworfen und bearbeitet von Eduard Wetzel. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1876. Verlag von Dietrich Reimer. Die Wandkarte entspricht ihrem Zwecke vortrefflich. Von den Figuren beziehen sich einige auf die Erscheinungen, andere auf den wirklichen Sachverhalt, auf die Gesetze der Bewegung, andere sind mehr topographischer Natur. Alle sind in der Form entsprechend gross und deutlich. Die gegenwärtige Aufl. ist durch eine interessante Mondlandschaft, zwei neue Darstellungen von Sonnenflecken, einen neuen Kometen und 4 Spektralbilder vermehrt.

Dr. B. Féaux. Ebene Trigonometrie und elementare Stereometrie. 4. Aufl. Paderborn, Schöningh 1876. Machte auf Ref. einen ebenso günstigen Eindruck wie das im XII. Bde S. 92 angezeigte Buch desselben Verfassers.

Das Notwendigste aus der Wechsellehre für Real- und Fortbildungsschulen von A. Eder, k Realienlehrer. Ingolstadt, Krüll. 24 Seiten. 40 Pf. Dritte Aufl. Dass seit kaum 4 Jahren 3 Auflagen erschienen, und der geringe Preis spricht genugsam für die Brauchbarkeit des Schriftchens in der Schule; ihr Gegenstand erstreckt sich auch über die Schule hinaus, zur Belehrung des Geschäftsmannes.

Résumé de la littérature française au XVIII Siècle. A l'usage des écoles supérieures etc. par Th A. Herrmann. Dresde. Ehlermann. 1875. 60 Pf 35 Seiten Die Kleineren mehr überspringen, damit die Grösseren mehr Platz fänden, wäre besser; Seite 16 sind z. B. den „*Confessions*“ 5 Zeilen gewidmet, in denen überdies nur 2 Gedanken enthalten sind: *Personne n'avait jamais écrit de pareils mémoires*, und *Où Rousseau est à la fois poëte et le poëme.* Ferner verwehrt der ausgesprochene Zweck des Büchleins Vollständigkeiten, die für ein Konversations-Lexikon passen wie S. 18: *Le Candide de Voltaire n'est qu'une orgie d'imagination chargée d'indécences et de grosses nudités.* Schweigen ist da Gold, Reden gewiss weniger als Silber.

Dr. Emil Kade: Anleitung zur Erlernung der englischen Sprache und zum Uebersetzen ins Englische. Gotha und Hamburg bei Haendke Lehmkuhl. 1875. 3 Mark. Mit philologischer Genauigkeit bearbeitet; für den Schulgebrauch der Druck stellenweise zu klein.

Theoretisch-praktischer Lehrgang der Gabelsberger'schen Stenographie von Robert Fischer. 18. mit der 17. gleichlautende Ausgabe. Altenburg, Verlagshandlung H. A. Pierer. Die Vorzüge dieses Buches sind schon in den betreffenden Fachzeitungen so vielfach anerkannt und gewürdigt worden, dass es überflüssig wäre, dieselben hier einzeln aufzuführen. Soweit sich der reiche Stoff auf 62 Seiten Text und 56 stenographischen Tafeln erschöpfen liess, ist dieses in einer Weise geschehen, wie wir es gleich vortrefflich nicht leicht in einem andern Lehrbuche finden dürften. Die Beispiele sind mit Geschick gewählt, die lithogr. Tafeln geradezu musterhaft in Bezug auf Reinheit, Deutlichkeit und Korrektheit der Schrift.

Auszüge.

Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 8. 9.

I. Ueber die Quellen der griech. Geschichte für die Jahre 404 — 394. Von P. Natorp. Die Fortsetzung einer Strassburger Dissertation desselben Verf. „*Quos auctores in ultimis belli Pelop. annis describendis secuti sint Diodorus Plutarchus Cornelius Justinus*“ — Grammat. Untersuchungen (Forts. v. 1876 S. 401 ff. Die Formen auf ῡω an Verben auf ῡμι; der *Opt. Aor. med.* von τίθημι und ἵημι; die Formen des Präterit. von κάθημαι; ἄν bei ἔδει und ἐξῆν; das Prädikatsnomen im Gen. und Dativ; die Imperativformen des Perfekts; das Augment von ἀφίημι). Von La Roche. — Materialien zur Geschichte der latein. Wörterbildung. Von C. Paucker II. Die Deminutive mit dem Suffix *-c- ulus*. — Die Heimat der Familie *Sina*. Von W. Tomaschek. (*Seres* oder *Siris*, *Serrae* in Macedonien; Ueberblick über die Geschichte dieser Stadt.) — Zu Platons *Timaeus* p. 24 E. Von J. Wrobel. (ὅ καλεῖται — στῆλαι zu lesen).

III. Aus der Gymnasialpraxis. Von Dr. J. Parthe. Es sind verschiedene den Unterricht und die Erziehung betr. Punkte erörtert.

10.

I Beiträge zur Kritik lat. Schriftsteller. I. Zu Porphyrion Von Dr. M. Petschenig. — Grammat. Untersuchungen (Nachtrag). Von J. La Roche. — Zur Textkritik des Chariton von Aphrodisias. Von Isid. Hilberg.

11.

I. Grammatische Untersuchungen Fortsetzung. Von La Roche: Die Adjektiva zweier Endungen. — Kritische Miscellen (vgl. Heft IV. 253 ff.) Einiges zu Senecas Dialogen.

Zeitschrift für d. Gymnasialwesen. 10.

I. Ueber den Begriff der Strafe in Platons Gorgias. Von L. Paul. (Strafe ist von ihrer subjektiven Seite eine Befreiung des Subjektes von der Schlechtigkeit, ihrer obj. Seite nach eine Herstellung der Gerechtigkeit.) — Vier Stellen in Platons Gorgias. Von G. Wendt. (461 *B* sei vor οἴει ein οὐκ einzuschieben; 502 *B* seien die Worte ἐφ ᾧ ἐσπούδακε und ὡς σοὶ δοκεῖ interpoliert; 504 *E* βλάψει statt ἔλαττον zu schreiben. Im Anschlusse an 447 *B* wird die Lokalfrage erörtert und das Haus des Kallikles angenommen.) Jahresberichte. Archäologie von Dr. Engelmann; Horatius von Dr. Mewes.

11.

I. Geographisch-historische Skizzen. Von Dr. Dondorff. (Italien u. Rom.) Eine Einleitung in die Geschichte der klassischen Länder. — Ein Versuch die V.V. 87 u. 88 der fünften Epode des Horatius zu erklären. Von Frigell. (*Magnum* parenthetisch; *fas nefasque sc. valent convertere*, Recht und Unrecht vermischen = ein grässliches Verbrechen ausüben, *vices non valent convertere* die menschl. Vergeltung, die ewige Gerechtigkeit nicht umstossen.)

Jahresberichte: Livius v. H. J. Müller.

Zeitschrift für das Realschulwesen

herausg. von Kolbe (techn. Hochschule), Hoffmann (Red. der Zeitschr. für math. u. naturw. Unterr.) und Warhanek (Oberrealschule) in Wien. I. Jahrg. Wien 1876. A. Hölder Universitäts-Buchhändler.

Mit dieser Zeitschrift sind unsere „Blätter" freundlicher Initiative gemäss in Tauschverkehr getreten. Von dem vorliegenden Jahrgange enthält 1. unter Anderem:

Fünfundzwanzig Jahre Realschulgeschichte, von Warhanek. Was uns fehlt und was uns frommt, von Hoffmann. Der Unterricht im Mittelhochdeutschen an Realschulen, von Pölzl. Die math Lehrmittel der Mittelschulen, von Günther (Ansbach). Das 2. Heft: Zum Lehrplan des Deutschen von Egger. Die astronomische Geographie als Unterrichtszweig, von Pick. Das 3. Heft: Der Foucault'sche Pendelversuch v. Pick. Das 4. Heft: Die Berliner orthographische Conferenz, von Egger. Das Französischsprechen etc., von Kassler. Die bayerische Realschulfrage. Das 5. Heft: Soll an Realschulen etwas über Lebensversicherung gelehrt werden, v. Haberl. Das Gesetz der Dualität in der Geometrie, v. Klekler. Zur Frage des Nachmittagunterrichtes. Deutsche Aufsätze von österr. Abiturienten, v. Egger. Die Ausstellung wissensch. Apparate in London, v. Krebs. Das 6. Heft: Der sächsische Realschulmännerverein. Die erste Vereinsversammlung, Mai 1874 nahm mit Majorität das Projekt sechsjähriger Realschulen vom 10 — 16 Lebensjahre an; (ein Monat früher war bei uns, auf der Versammlung in Augsburg, dasselbe Projekt aufgetaucht); diese neue Organisation sei auf die Realschule II. O. zu übertragen.

Zeitschrift für math. u. naturw. Unterricht.

Fortsetzung der S. 233 d. B. gemachten Auszüge: Miscellen von A. Kurz." 27. Elementare Abl. des Torsionsgesetzes. 28. Das Pendel mit 2 materiellen Punkten. 29. Zum Stosse der elast. K. Seite 288 und 289. Dann Seite 377 -- 80: 30. Reduktion eines Kräftesystems. 31. Ein neues Zahlenmittel. 32. Das Newton'sche Gesetz als Folge der zwei ersten Kepler'schen.

Statistisches.

Ernannt: Studl. Mayenberg in Passau zum Gymn. Prof. in Hof; Math.-Lehrer Waldvogel in Weiden zum Studl. in Passau; die Assistenten Gött und Scheibmaier am Wilh.-Gymn. in München zu Studl. daselbst; Ass. Dr. Emminger am Ludw.-Gymn. in München zum Studl. in Kempten; Prof. Wehner in Bamberg zum Rektor daselbst; Studl. Dr. Joh. Christ. Schmitt in Würzburg zum Gymn.-Prof. in Münnerstadt; Studl. Faber in Aschaffenburg zum Gymn.-Prof. in Zweibrücken; Ass. H. Hellmuth in Bamberg zum Studl. in Würzburg; zum Studl. f. neuere Sprachen: Steinberger am Wilh.-Gymn. in München, Eidam (dermalen in Ansbach) in Würzburg, Dr. Hippenmayer in Speier, Baldauf in Eichstädt, Andenmatten in Amberg, Puschkin in Bayreuth, Eichheim in Neuburg, Ditterich in Landau, Nerz in Nürnberg; Lehramtskand.

Schreiber zum Studl in Günzburg; Lehramtskand. Waldschmitt zum Studl. in Wunsiedel; Ass. Böhner in Oettingen zum Studl. daselbst; Ass Dr. Thielmann zum Studl. in Speier; zu wirklichen Lehrern: die Lehramtsverweser Butters und Seidl für neuere Sprachen, Lotz für den Unterricht im Zeichnen an den Gewerbschulen in Neustadt a. H., Neuburg und Kaufbeuern; zu Lehramtsverwesern: die Lehramtskandidaten Bär für Realien, Rinecker für Mathematik und Physik, Meess für neuere Sprachen an den Gewerbschulen in Zweibrücken, Wunsiedel und Kitzingen; zu Assistenten: die Lehramtskandidaten Ecarius für Realien, Kleemann für Chemie und Mineralogie an den Gewerbschulen in Landshut und Nürnberg.

Versetzt: Prof. Dr. Walberer von Hof nach Amberg; Prof. Dr. Eussner von Münnerstadt nach Würzburg; Prof. Dr. Zink von Zweibrücken nach Bamberg; Studl. Köppel von Kempten nach Aschaffenburg.

Quiesciert. Rektor Sperl an der Kreislandwirtschaftsschule in Lichtenhof.

Seite 422 Zeile 3. 4 v. u. ist zu lesen: Realienlehrer Huber von Lichtenhof; S. 414 Dr. A. Medicus.

Ankündigung.

Durch die freundlich ausgesprochenen Wünsche verschiedener Lehramtsgenossen angeregt, arbeite ich dermalen an der Herausgabe eines Deklamatoriums für Studierende deutscher Gymnasialschulen.

In diesem Buche sollen 1) alle bedeutendsten epischen und episch-lyrischen Dichtungen unserer zweiten klassischen Literaturperiode, insoweit sie sich nach Inhalt, Form und Umfang für öffentliche Schulvorträge eignen, unter Angabe der Aufschrift und des Autors lediglich nur verzeichnet sein, was im Hinblicke darauf, dass die betreffenden Deklamationsstücke in den allerwärts zu Gebote stehenden Klassikerausgaben und Anthologien sich finden, vollständig genügen dürfte;

2) soll es die weniger bekannten, gleichwol aber dem erwähnten Zweck entsprechenden Gedichte aus besagter Epoche enthalten;

3) endlich soll eine reiche Fülle aus dem grossen Schatze der neueren Dichtung, ernster und launiger Art, desgleichen aus der Dialektdichtung geboten sein. —

Um nun aber letztgenannter Aufgabe leichter gerecht werden zu können, ersuche ich hiemit zunächst die bewährten bairischen Poeten, die zugleich als öffentliche Lehrer wirken oder gewirkt haben, durch Zusendung gelungener epischer Dichtungen von kurzem Umfang, welche sich zu öffentlichem Vortrag bei Schulfestlichkeiten eignen, mich gütigst beehren zu wollen.

Briefliche Erwiderung oder Rücksendung abgelehnter Beiträge kann selbstverständlich nur in ganz besondern Ausnahmsfällen stattfinden.

Regensburg, am 6. Oktober 1876. Karl Zettel,
k. Professor am Realgymnasium dahier.
Lit. A. 178.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mössl in München, Theatinerstrasse 18.

